Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Einundneunzigster Band.

Mit den Portraits von:
Labori, Otto Erich Hartleben, Jonas Lie.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 91. Bandes.

October — November — December.

1899.

Seite

Mit den Portraits von:
Labori, radirt von Johann Lindner in München, Otto Erich Hartleben, radirt von Andreas Pickel in Nürnberg und Jonas Lie, radirt von Johann Lindner in München.





Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCI. Band. — October 1899. — Heft 271.

(Mit einem Portrait in Radirung: Labori.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Das Opfer.

Eine Erzählung
von
Richard Voß.

— Berchtesgaden—Frascati. —

I.

Nach „Maria unterm Schnee" hinauf ist's aus dem Thal eine weite und mühsame Wanderung. Zunächst geht es im Grund auf ebenem Pfade über saftgrüne Wiesen und durch schattigen Buchenwald bis an das zerklüftete Bett eines jungen Bergbachs, der mit krystallklarer Welle in tosenden Sprüngen aus einer tiefen und kühlen Schlucht niederschießt. Fortan dient das blinkende, rauschende Wasserband als Führer hinauf in die Einöden des Hochthals. Steil steigt's hinan; bald durch dunklen Tannenforst, bald über helle Halden und immer am Rande der Schlucht wie an einem Abgrund entlang. Es ist eine rechte Kletterei, beschwerlich durch loses Geröll und spitziges Gestein; der Weg mehr dem trocknen Rinnsal eines Baches gleich als einem gebahnten Pfad.

Im Wald lagert mächtiges Felsgetrümmer, halb vergraben unter schwellendem Moos, welches im Frühling über und über mit hellblauen Veilchen, weißen Anemonen und buntem, rankendem Bergimmergrün durchwirkt ist. In vorgerückter Jahreszeit machen die Farren sich breit; wilder Schneeball leuchtet durch die Waldnacht und zahllose Pilze schießen empor. Die Lichtungen überwuchern Brombeeren; die Früchte der Berberitze röthen sich, und mannshohe Disteln bilden undurchdringliche Dickichte. Schmetterlinge und Insecten umschwirren den gelbblüthigen Bienensaug; rothe Schwertlilien und blaue Genzianen stehen gleich schönen Wunderblumen am Wege, und an den Stellen, auf denen heiße Sommersonne brütet, duftet es nach reifen Erdbeeren, nach Thymian und Menthe.

Wer auf solchem anmuthigen Platz an einem schönen Sommertag ausruhend Umschau hält, sieht sich eng von gewaltigen Felsenkämmen umschlossen, welche nach der Tiefe zu einen Durchblick über ein herrliches Alpenland gewähren. Gipfel drängt sich an Gipfel, Grat erstreckt sich neben Grat. Weite Schneegefilde breiten sich voll blendenden Glanzes über Wüsten öden Gesteins, und ewiges Eis füllt die Furchen der Alpen.

Lange währt der Aufstieg. Der Gesang eines Bergfinken oder der gellende Schrei eines kreisenden Raubvogels sind die einzigen Stimmen in der großen und feierlichen Ruhe der Einsamkeit. Aber unablässig rauscht im Grunde der Bach und weht der Wind durch die Schlucht, geht ein leises, geheimnißvolles Raunen durch die Wipfel, die einander sich zuneigen.

Zahlreiche Gedenktafeln stehen über dem Abgrund am Pfade. Wie von Kinderhand ist auf dem schlichten Brett die Gegend abgebildet, wie ein Verunglückter, der mit weit ausgestreckten Armen, steifen Leibes, einer Holzpuppe ähnlich, in die schreckliche Tiefe stürzt, von einem rollenden Felsstück zermalmt, von einer Lawine begraben wird. Hoch in den Wolken schwebt die gekrönte Gottesmutter mit dem Kinde und schaut dem Unfall zu, der unter dem Bildniß in unbeholfener, rührender Sprache geschildert ist. Der Beschreibung wird die Bitte zugefügt, für die arme, jäh dahin geschiedene Seele ein Gebetlein zu sprechen. Manche Tafel und manche Schrift sind halb ausgelöscht, aber um das eine oder andere Gedächtnißmal schlingt sich ein verwelkter Kranz.

Höher hinauf beginnen die „Stationen". Dieselbe Künstlerhand, welche das furchtbare Ereigniß eines plötzlichen Todes in den Alpen verewigte, malte in „figurenreicher Darstellung" den Passionsweg des Herrn. Aber die Mutter ist die Hauptperson der göttlichen Tragödie: „Maria, bitte für uns!" Es ist ein Wallfahrtsort, wohin der wilde Alpensteg führt.

Geht der Pfad auf dem Rücken einer jäh abfallenden Felsenlehne zu Ende, so erschließt sich dem Blick plötzlich ein schmales Gletscherthal, die Wiege des Wildbachs. Rings um die zwischen himmelhohen Wänden niederstürzenden bläulichen Eisgefilde breiten sich Matten, von denen aus das Auge des Wanderers, der an diesem Ort immer als Pilger und Wallfahrer steht, wie aus einem Adlerhorst über Höhen und Tiefen schweift, weit hinaus in das Alpenland.

Zwei Behausungen befinden sich inmitten dieser dem Getümmel der Menschen und dem Dunst der Tiefe hoch entrückten stolzen, wilden Alpenwelt. Unter dem Gletscher hat man der holdseligen und schmerzensreichen Gottesmutter ein kleines Heiligthum gebaut, und auf den Almen, die das Eisfeld in der Höhe umgrünen, befindet sich die Ansiedelung eines alten Bauerngeschlechts. Aus diesem bestanden die ersten Bewohner der Wildniß, und sie waren bis zu dem Bau der Kapelle die einzigen.

Das Wildkirchlein erhebt sich in der Mitte einer lieblichen Au, ganz aus den Stämmen von Lärchenbäumen zusammengefügt, welche die Sonne tiefbraun gebrannt hat. Wegen der Stürme sind die Schindeln des Daches mit Steinen beschwert, und in dem niedrigen Thurm giebt es eine kleine Glocke, die einen dünnen und gellenden Klang hat. Das Innere dieses schlichten Heiligthums ist weiß getüncht, und auf dem Altar steht aus Kirschbaumholz geschnitzt ein Bild der göttlichen Jungfrau. Es ist eine rohe Bauernarbeit in lebhaftem Farbenspiel. Das Haupt der Himmelskönigin muß sich gefallen lassen, eine gewaltige Krone aus Goldblech zu tragen. Vor dem Bildwerk leuchtet das ewige Lämplein, und an der Wand daneben hängen die Opfergaben der Wallfahrer: Rosenkränze, Heiligenbilder, Blumen aus buntem Draht und Papier, silberne und wächserne Gliedmaßen, Danksagungen und Gelöbnisse. An den beiden weißen Mauern der Langseiten befindet sich als einziger Schmuck eine Reihe von Gedenktafeln für Verstorbene und einige wenige ungeschickt gewundene Todtenkränze aus jetzt längst verdorrten Alpenblumen. Jene Gedenktafeln sind schmale Bretter aus Fichtenholz, auf welchen unter dem mit schwarzer Farbe gemalten Kreuz die Namen der Todten stehen und wann sie gestorben sind. Jedes Brett hat die Länge des Todten, der darauf aufgebahrt wurde.

Nur zwei Namen findet man auf den Leichenbrettern verzeichnet. Die Namen der beiden Familien sind's, die Jahr aus, Jahr ein die Oede bewohnen, deren Söhne und Töchter hier geboren wurden und lebten, hier starben und begraben wurden.

Jede der beiden Familien nimmt für ihre Todten eine Wand in Anspruch; gerade als sollte das Schiff des Kapellchens die Namen der Verstorbenen trennen, wie auch die Geister der Lebenden unverbunden gewesen zu sein scheinen. Denn obgleich die beiden Familien in der Einsamkeit des Hochthals gleichsam auf einer öden Insel zusammenhausen, müssen sie, jenem Todtenregister zu Folge, niemals unter einander geheirathet haben und durch den Gletscher, der zwischen ihren Wohnstätten sich lagert, wie durch einen unüberbrückbaren Abgrund geschieden geblieben sein.

Die beiden Namen lauten: Hallinger und Eder.

Die Eder waren die Meßnersleute von „Maria unterm Eis", während die Hallinger als Weidebauern hoch droben auf der Wildalpe saßen. Die letzten Todten auf beiden Mauern waren linker Seite vom Altar die Erinnerungstafel „für die tugendsame Wildhofbäuerin Creszcentia Hallinger, Hauserestochter aus dem Mühlthal", und auf der gegenüberliegenden Wand das Gedenken „an den ehrenwerthen Herrn Johann Jakob Eder, christlicher Meßner allhier, von seiner trauernden Ehefrau Walburga Eder, Lehrerstochter von Ettenberg, gestiftet." Nur den ehrenwerthen Herrn Johann Jakob zierte ein Kranz.

Um das Kirchlein breitete sich ein winziger Gottesacker, auf dem die todten Hallinger und Eder ruhten: diese hüben, jene drüben. Die ein-

gesunkenen Hügel überblühten Alpenblumen: goldgelbe Arnica, violette Bergastern und mattblaue Campanellen. Eine Hecke von Wachholdergebüsch umzäunte den geweihten Platz.

Unmittelbar neben dem Kirchlein stand das Meßnerhaus, dessen Bewohner zu dem stattlichen Wildhof über dem Gletscher emporschauten.

II.

Vor Zeiten waren die Hallinger drunten in dem fruchtbaren Thale seßhaft gewesen, eine weit verzweigte gewaltthätige Sippe, welche mit keinem Nachbar Frieden hielt, allerlei Rechte sich anmaßte und vor keinem Frevel zurückscheute. Sie heiratheten unter einander, blieben jedoch in ungeschwächter Kraft, Männer sowohl wie Frauen von großer Wohlgestalt, sammt und sonders von einem trotzigen Familiengeist erfüllt. Bei jeder Lustbarkeit, an der die Hallinger sich betheiligten, setzte es Streit, und ehe noch die Parteien trunken waren, wurden bereits die Messer gezogen.

In allen diesen vielfach blutigen Kämpfen behaupteten sich die Hallinger als Sieger.

Einmal wurde Einer des wilden Geschlechts bezwungen: hilflos wälzte er sich unter den Fäusten seines Ueberwältigers am Boden. Es gelang ihm jedoch, sein Messer zu fassen; und ohne einen Laut schlitzte er seinem stärkeren Gegner den Leib auf.

Dieser ausschweifende Stamm besaß reiche Höfe nebst einem weitläufigen Besitz an Feld, Weide und Wald. Da jedoch Männer sowohl wie Frauen überaus genußsüchtig und dabei träge waren, so gerieth das wohlhabende Haus allmählich in Verfall, ein Zustand von Elend, der mit jedem Jahre zunahm, und den es hinter verstärktes Großthun und eine sinnlose Völlerei zu verbergen suchte. Weit und breit besaß keine Bäuerin solch schweres Geschmeide und so viele Röcke aus Seide und buntem Damast wie eine Hallingerin; die Westen und Jacken der Männer hingen voll gewichtiger Silbermünzen, welche sie auch dann nicht von sich thaten, als aus den alterthümlichen Truhen jeder baare Thaler längst verschwunden war.

Alle Burschen und Männer der Hallinger waren verwegene Jäger. Das Wild gehörte ihnen zwar nicht; aber sie schossen es dennoch und ohne daraus sonderlich ein Hehl zu machen, oftmals unter den größten Gefahren für Leben und Freiheit. Sie standen jedoch derartig in allgemeiner Furcht, daß keine Anzeige erstattet ward, was für den Betreffenden sicheren Tod bedeutet hätte. Als es mit dem alten Hause schlecht und schlechter ging, als den Hallingern Kühe, Schafe und Ziegen aus den Ställen und von der Weide genommen wurden, lebten sie immer noch nach wie vor in Herrlichkeit und Freuden von Gemse, Hirsch und Reh, oder von leckerem Auer- und Birkwild.

Zu ihrem Besitz gehörte eine weit und breit berühmte Wildalpe, eben jene Alm über dem Gletscher; und Sommers stiegen mit den Sennerinnen

auch die Töchter hinauf. Jetzt kam lustige Zeit. Die Felsenöden ertönten vom Reigen der Kuhglocken, vom Gesang der Frauen und endlosem Jauchzen. Den ganzen Sommer über lag das geräumige Balkenhaus voll kecker Burschen. Sie stiegen auch in der Schonzeit den Gemsen nach, die in starken Rudeln die Grasfelder und Klüfte des umschließenden Gebirgsstocks bevölkerten. Jeder Abend ward zum Fest. Dann tanzte das junge Volk zur Zither bis spät in die Nacht hinein; und die flackernde Flamme des Herdfeuers bestrahlte die hohen Gestalten, welche, wie die Kinder eines anderen kraftvolleren Geschlechts, unter der schwarzen Balkendecke wildwirbelnde Reigen aufführten.

Aber das Hallinger'sche Familienerbe: ein unbändiger Geist und allzu üppige Lebensfreudigkeit, führte schließlich zum Untergang des stattlichen Hauses. Einige wanderten aus, Andere verdarben; und nur ein Hallinger blieb im Thal, woselbst er sich jedoch auf dem alten Erbhof des Stammes nicht zu halten vermochte. Von dem ganzen ehemaligen Besitz der Familie blieb jenem Einen Nichts, als die Alpenwiese, auf der damals noch keine Glocke eines Heiligthums den Gläubigen zur Anbetung der holden Himmlischen rief.

Doch dieser Hallinger und die Seinen thaten, wie wenn ihre Wildalpe ein Königreich wäre. In ihrem besten Putz, ihre letzte Kuh mit bunten Bändern, Immergrün und Flittergold verziert, ihre letzte armselige Habe in kleinen Packen auf dem Rücken, zogen sie singend und jauchzend aus dem wohnlichen Hause, vor dem sich neugieriges und schadenfrohes Volk versammelt hatte. Erst bei der Schlucht, wo der Aufstieg begann, wurden sie still. Als sie an die Stelle gelangten, von welcher aus der Bergwanderer einen letzten Blick herab auf das Thal hat, machten sie Halt; und Mann, Weib und Kinder streckten ihre Arme aus, mit einer Geberde, als verfluchten sie das üppige Land, daraus ihres Geschlechtes Blut sie vertrieben hatte. Sie wurden nun Bergbauern, die ihr Leben mühselig durch Weidewirthschaft fristeten. Um wieder zu einigem Vermögen zu gelangen, welches zur Anschaffung von Vieh verwendet werden sollte, wilderten Vater und Söhne auf das Schonungsloseste; das heiße Vergnügen der verbotenen Jagd mit dem nunmehr nothwendig gewordenen Erwerb vereinigend. Ein Theil der Beute wurde als willkommener Wintervorrath gedörrt und eingesalzen; der bei Weitem größere jedoch über einen, der Gefährlichkeit seines Ueberganges wegen allgemein gefürchteten, Hochpaß einem Zwischenhändler heimlich ins Haus geschafft. So gestaltete sich der Anfang ihres neuen Lebens.

Durch die dauernde Ansiedlung in der Einsamkeit des Hochthals erhielt der Charakter der Hallinger einen starken Zusatz von Trotz und Menschenhaß. Selten nur besuchten sie fortan ihr heimatliches Thal. Wollten sie einmal dem Hochamt beiwohnen, oder mußten sie Nothwendiges für die Haus- und Almwirthschaft besorgen, so stiegen sie, wenn es Sommer ward und ehe der Winter kam, über jene halsbrecherischen Felsenwände in ein anderes

Alpenthal und ein anderes Kirchdorf hinab, woselbst die Enkel bald gerade so berüchtigt und gefürchtet wurden, wie es ehedem die Väter in ihrem Heimatsort waren.

Sie vermehrten sich stark, vergrößerten das düstere Blockhaus, darin jedoch nur der älteste Sohn als zukünftiger Herr und etwa dieser und jener von den jüngeren Brüdern als Knechte verblieben. Hatten Letztere Frauen, so dienten sie der Schwiegermutter oder den Schwestern gleich Mägden. Die übrigen Hallinger, Söhne und Töchter, mußten ihr Heil in der weiten Welt suchen. Die Meisten gingen nach Amerika.

Dank der kräftigen Alpenweide gab es in kurzer Zeit einen neuen, trefflichen Viehstand. Ueberdies durften sie sich rühmen, weit und breit die verwegensten Wildheuer zu sein: gleich Adlerjägern ließen sie einander an starken Seilen über lothrechte Wände in schreckliche Tiefen hinab, um eine winzige Klippe ihres üppigen Graswuchses zu berauben. Daneben betrieben sie das Wildern mit einer wahrhaft wüthenden Leidenschaft und einer Keckheit ohne Gleichen. Im Winter jagten sie auf Schneeschuhen, während die Frauen zu Hause spannen und webten; Abends kauerten sie gemeinsam um das Herdfeuer, die Erlebnisse des Tages besprechend. Denn dieses neue Geschlecht der Hallinger war allzu finsteren und herben Sinnes, um sich die lange Zeit durch Zitherspiel und Gesang zu kürzen, oder den Balkenboden im wildlustigen Tanz zu stampfen.

So lebten sie, starben und erhielten in geweihter Erde die ewige Ruhe. Denn bald nachdem die Hallinger ihre Alpe über dem Gletscher bezogen hatten, wurde unter dem Eise der himmlischen Gnadenmutter die Hütte gebaut. Diese war nun die Nachbarin des wilden Geschlechts.

Das kleine Heiligthum dankte seine Entstehung dem innigen Bedürfniß des Volksgemüths: der gnadenreichen Himmlischen hoch über dem Dunst der Tiefe einen Tempel zu bauen. Auch gewährt es dem Schuldbeladenen und Verzeihung ersehnenden Herzen besondere Befriedigung, auf möglichst weitem und möglichst mühseligem Weg zur Anbetung zu gelangen und sich's bei seiner Andacht reichlichen Schweiß kosten zu lassen. Der kindliche Glaube des Volkes nimmt an: je größer die Beschwerde, darunter es die Gottesmutter um Fürbitte anfleht und den Heiligen dient, um so sicherer die Hoffnung auf himmlischen Lohn. Glaubensvoll trägt es daher seine Sündenlast, seine Reue und Sehnsucht nach göttlicher Gnade aus dem irdischen Jammerthal dem Himmel entgegen. Mit jedem Schritt höher hinauf versinkt die Welt mehr und mehr, und die Seele fühlt sich näher dem göttlichen Firmament, zu dessen reinem Glanz die Alpen ihre Gipfel erheben.

Die Hallinger geriethen in hellen Aufruhr, als eines Tages die Thalleute zu ihrer einsamen Höhe emporbrangen und unter ihren Augen zu graben und zu zimmern begannen: selbst mit der allersüßesten Jungfrau Maria wollten sie die Herrschaft über die Oede nicht theilen! Es fehlte nicht viel, so hätten sie der Himmelskönigin das Recht streitig gemacht, mit

ihnen die Alpenwildniß zu bewohnen, und hätten die Errichtung des Heiligthums auf Gemeindegrund gewaltsam zu hindern versucht.

Nach Beendigung des Baus der Kapelle wurde dicht daneben das Haus eines Meßners gezimmert. Der wüste Weg, der hinaufführte, wurde etwas gangbarer gemacht und an der letzten und steilsten Strecke die Stationen der göttlichen Passion gesetzt, worauf eines glanzvollen Sommertags eine Procession den Berg emporwallte: unter Führung des Bischofs gab die gesammte Bevölkerung des Thales dem Bildniß der Gnadenreichen das Geleit in die Oede. Als zum ersten Mal der Klang des Glöckleins die Einsamkeit durchdrang; als das laute Beten der Wallfahrer, der dumpfe Gesang der Priester und Mönche erschallte, lag das braune Haus der Hallinger wie ausgestorben über dem leuchtenden Antlitz des Gletschers, von dessen Stirn eine Fluth purpurfarbener Alpenrosen der holden Himmlischen entgegen zu strömen schien.

Die Hallinger, die der ganzen Welt feindlich gesinnt waren, standen sich auch mit dem Himmel nicht gut. Denn dieser hatte die Hallinger um Ueberfluß und Glück gebracht; hatte es wenigstens geschehen lassen, daß sie darum kamen. War es schon schlimm genug, daß sie ihre Kinder zum Taufen hinabtragen mußten, so steigerte sich ihr Groll bei der Firmelung ihrer Söhne und Töchter und über die Nothwendigkeit einer priesterlichen Einsegnung, wenn ein Hallinger eine Frau nahm. Selbst um das letzte Sacrament schickten sie gewöhnlich erst nach dem Geistlichen, wenn es bereits für den Betreffenden zu spät war; und sie hätten ihre Todten am liebsten ohne den Beistand der Kirche begraben. Denn wie es den Seelen der Hallinger nach ihrem unbußfertigen Tod erging, kümmerte die Ueberlebenden nicht sonderlich viel.

Lange währte der Kampf, den die heilige Jungfrau des Wildkirchleins mit dem trotzigen Geschlecht führte. Grollend über die Gegenwart der Gnadenreichen stiegen die Hallinger nach wie vor über jenen Paß in ein anderes Kirchdorf hinab. Als es jedoch mit dem alten Hallinger an's Sterben ging, und der Todte bei der Kapelle begraben werden sollte, mußten sie sich dennoch ergeben.

Nothgedrungen über einem Grabe mit der heiligen Jungfrau Frieden schließend, verstärkte diese Niederlage ihren Groll gegen den Hüter des Wildkirchleins, den sie, gleich der Gnadenreichen selbst, als Eindringling in ihr Eigenthum und Hausrecht betrachteten.

Der erste Eder, der zusammen mit der heiligen Jungfrau in die Einöde kam, erhielt das Ehrenamt eines Wächters der Himmelskönigin, weil er ein überaus frommer und stiller Mensch war, insichgekehrten und träumerischen Gemüths, wie solches dem Menschen für ein weltabgeschiedenes Leben in erhabener und wilder Natur von Nöthen ist. Er führte mit sich auf das Alpenfeld ein junges Weib von so großem Liebreiz, daß es dem Bildniß der Allerreinsten glich, welchem das Ehepaar diente.

Diese Beiden waren die Gründer eines Geschlechts, darin sich der schwermüthige Sinn des Vaters und der Mutter Schönheit forterbten wie auf jeden ältesten Sohn das Meßneramt.

III.

Jetzt saß auf dem Wildhof Zachäus Hallinger.

Er war seiner früh verstorbenen Eltern einziger Sohn, ward als blutjunger Mensch Herr auf dem Hof, hielt eine gleichaltrige Magd, die sich um das Vieh kümmern mußte, und hauste nur mit diesem einen Dienstboten einsam und unchristlich genug.

Denn er war ein echter Hallinger! Einer von dem alten Geschlecht, welches nachgerade auszusterben begann, um einer schwächeren Generation Platz zu machen. Dieser Hallinger glich an Wohlgestalt und Wüstheit einem jener Vorfahren, die den Namen der Familie weit und breit berüchtigt gemacht hatten. Auf dem Hallinger-Hof herrschte Jahr aus, Jahr ein Ueberfluß an frischem Wildfleisch; denn es gab keine Jahreszeit, zu welcher Zachäus in dem endlosen Revier der Hochalpen nicht gleich dem wilden Jäger gehaust hätte, allen Anschlägen der Förster auf seine Freiheit und Leben wie durch ein Wunder entgehend. Wenn es des Winters unmöglich erschien, daß ein Mensch die Schneemassen jener hohen Region, in der sich der Hallinger-Hof befand, zu durchdringen vermochte, und wenn das Haus von eisigen Wänden ummauert ward, so wühlte sich Zachäus dennoch durch, um auf Schneeschuhen mit Eispickel und Steigeisen einem Wilde nachzuspüren, welches seine sichere Beute ward.

Er hatte Etwas an sich, womit er über die Frauen eine Gewalt ausübte, daß sie von ihm nicht lassen konnten. Da er aber einer Jeden schon nach kurzer Zeit überdrüssig ward, so kam es in dem einsamen Hause häufig zu wilden Auftritten, die gewöhnlich mit gewaltsamer Vertreibung der armen Verführten endigten.

Bald ward es daher für den Herrn des Hallingerhofes schwer, in der Gegend eine Magd zu finden; denn er nahm nur die Jüngsten und Schönsten. Also holte er sich die Gefährtin für seine Einsamkeit aus einem anderen Thal.

Einmal brachte er mit nach Haus Eine, die war braun wie eine Zigeunerin und ungeberdig wie eine Wildkatze. Aber Zachäus war der rechte Mann, um ein beißendes Thier, welches er eingefangen hatte, zu zähmen. Als er die Braune das erste Mal anrühren wollte, griff sie nach einem Messer, welches gerade vor ihr auf dem Tisch lag, und stach ihm damit in den Arm, daß er ihn einen vollen Monat über nicht rühren konnte. Jetzt verliebte er sich ernstlich in die wilde Person und ruhte nicht eher, als bis er sie sanft uud folgsam hatte wie ein Hündlein. Bald darauf wurde ihm auch diese verleidet.

Die widerwärtigsten Zeiten im Jahre waren für Zachäus die Tage, wo das Heiligthum von „Maria unterm Eis" von Wallfahrern besucht und in dem Wildkirchlein Messe gelesen ward. Das geschah des Frühlings in den letzten Maiwochen und des Herbstes während der drei sogenannten goldenen Samstage. Dann wurde dem Hallinger sein stilles Hochthal verleidet durch das schrille Geläute des Glöckleins und das dumpfe Gebetmurmeln der Pilger, welches bis zu seiner Höhe emporbrang. Oft packte ihn der Teufel, daß er auf seiner Alpe jauchzende Schreie ausstieß, um die Andacht der frommen Christen drunten zu stören; oder er riß gar seine Büchse von der Wand und feuerte sie ab, als gälte es eine Hochzeit zu feiern.

Am Vorabend eines solchen herbstlichen Pilgertages lag Zachäus in der Nähe seines Hofes auf einer Felsenplatte, die wie ein Thron hoch über dem Gletscher hing. Aus seinem Hause klang die schrille Stimme der braunen Magd, die einen endlosen Gesang abschrie. Während er gegen seinen Willen auf das Lied lauschen mußte, stellte er sich die Sängerin vor und wie sie jetzt mit maßloser Leidenschaft an ihm hing, während sie ihm zuerst am liebsten das Messer in die Brust gestoßen hätte. Aber so waren sie Alle! Zuerst nicht sich anrühren lassen, alsdann nicht wieder loslassen. Nun, er war nicht der Mann, der sich eine verliebte Dirne wie eine Schlinge um den Hals werfen ließ.

Da sah er, wie drunten aus dem Meßnerhause eine kleine, feine Frauengestalt trat. Auf sie hatte er droben gelauert. Es mußte eine Verwandte der alten Meßnersleute sein; denn eine Magd hielten sich die Eder nicht. Das Mädchen war erst seit Kurzem drunten im Hause, vor dem sie Zachäus häufig mit der alten Ederin zusammen sah. Bisweilen auch mit dem jungen Eder, was ihn dann jedes Mal aufbrachte: die Fremde war solch zartes, zierliches Geschöpf und der junge Eder ein rechter Kloß, wie ein Holzknecht so grob. Er hatte noch kein Weib, stand jedoch in dem Alter, in welchem er jeden Tag heirathen konnte. Vielleicht war die feine, kleine Person die zukünftige junge Meßnerin? Das wäre für den langen Lümmel gerade die Rechte gewesen!

Gar zu gern hätte Zachäus einmal das Gesicht des anmuthigen Wesens gesehen. Aber es wollte ihm nicht gelingen, ihr zu begegnen, und hinunter in's Meßnerhaus konnte er nicht gehn — da die Hallinger nun einmal die Feinde der Eder waren. Was hatten auch die Leute auf demselben Fleck Erde zu sein, darauf seit bereits ein paar Jahrhunderten die Hallinger als Könige saßen?

So kam es, daß Zachäus jetzt jeden Tag Ausschau hielt und daß er sich jetzt mit seinem halben Leibe aus dem würzigen Alpengrase jäh aufrichtete, als er auf der Matte, welche die heilige Ansiedlung unter dem Gletscher umsäumte, die kleine, feine Gestalt sah . . . Sie hatte gewiß lichtes Haar und Augen blau wie Genzianen.

Warum stand er eigentlich nicht auf, ging geraden Wegs hinunter, stellte sich vor sie hin, schaute ihr steif in's Gesicht — steif in die Augen — und sagte: „Ich bin der Zachäus! Wer bist Du eigentlich? Hoffentlich nicht die Braut des Ederbuben? Den schlag ich todt, wenn er Dich zur Frau nimmt. Solch' grauer Kauz ein solches Singvögelchen!"

Warum ging und frug er eigentlich nicht?

Aber aufsprang er plötzlich, stand regungslos und starrte hinab . . . Die kleine Person schlug den Pfad ein, der längs des Gletschers durch Steingeröll und Alpenrosen zum Hallingerhof hinaufführte.

Von den Ederleuten unter dem Eis kam Jemand heraufgestiegen zu dem einsamen Hause über dem Eis, wo der wilde Zachäus Hallinger mit der fremden Magd ein gottloses Leben führte . . . Und daß es gerade diese war, die hinauf kam? Daß die Ederleute sie hinauf ließen? Und was sie droben wohl wollte? Vielleicht Alpenrosen pflücken? Aber die waren ja längst verblüht.

Sie würde gewiß nicht heraufkommen! Gleich würde sie stehen bleiben und wieder umkehren. Unmöglich kam sie herauf! Eine Solche zu einem Solchen.

Zachäus stand und hielt vor Erwartung den Athem an . . . Aber sie kehrte nicht wieder um. Sie stieg höher und höher, ohne sich aufzuhalten, ohne nur umzuschauen; nicht anders, als wäre der Hallingerhof ihr Ziel.

Wenn jetzt die Braune aus dem Hause treten würde — dann; ja, dann müßte die Andere gleich umkehren! Weshalb sie das eigentlich müßte, darüber war er sich nicht ganz klar; aber ihm war's nur, als könnte sie nicht kommen, wenn sie plötzlich die Magd vom Hallingerhof aus dem Hause treten sah.

Aber die Braune fuhr fort, ihren endlosen Liebesgesang abzuschreien . . . Plötzlich ging Zachäus dem jungen Mädchen entgegen. Kaum, daß er sich zwingen konnte, nicht zu laufen.

Freilich hatte sie helles Haar! Es war aschblond und wand sich in zwei starken Zöpfen wie eine Krone um das Köpfchen. Aber ihre Augen waren braun. Braune Augen zu lichtem Haar war tausendmal schöner, als wenn sie wie ein wolkenloser Sommerhimmel geleuchtet hätten. Rehaugen waren es! So sanft, so fromm. Und dazu das blasse, schmale Gesichtchen. Es war ein Kindergesicht. Gerade so unschuldig. Zachäus hatte garnicht gewußt, daß es auf der Welt solche fromme Augen und solch ein unschuldiges, süßes Gesicht geben konnte. Was wußte er von Unschuld? Was konnte er davon wissen!

Das wäre jetzt schön gewesen: das Kind an sich zu reißen, es mit Küssen halb zu ersticken, es auf den Arm zu nehmen und fortzutragen, irgendwohin, wo die Welt — noch einsamer war.

Mühsam brachte er mit rauher Stimme hervor:

„Wer bist Du und was thust Du hier oben? Weißt Du nicht, daß dies Haus der Hallingerhof ist?"

Sie wußte es. Sie wollte zum Hallingerhof, um mit dem Hallingerbauern zu reden.

„Du reden? Mit mir! Denn ich bin der Hallingerbauer."

Natürlich war er der Gesuchte. Wer sollte es sonst sein? Kein Anderer war so hoch gewachsen, war so schlank und so stattlich; kein Anderer war so schön und — sollte so wüst sein.

Fast feindselig rief er sie an:

„Sag' also, was Du da heroben von mir willst?"

„Dich schön bitten."

„Bitten? Um was? Ich bin Keiner, den man bitten kann. Und gar, wenn Du von denen da unten zu mir heraufkommst. Haben Dich die Meßnerleute geschickt, um mich von Dir recht schön bitten zu lassen? Das war gefehlt . . . Ja, und wer bist Du eigentlich? So antwort' doch, wenn Du gefragt wirst."

Sie war von der alten Ederin die Bruderstochter.

„Also bist Du vom jungen Eder die Bas?"

Das war sie freilch. Was machte ihn nur so wild, daß sie die Bas war? Wie er sie ansah! Ganz zornig.

„Warum kommt der Ederbub nicht selbst, wenn seine Leut' mich um Etwas bitten müssen? Fürchtet der Lapp sich etwa vor mir? Es säh ihm gleich."

Da wurde die kleine Person böse . . . Ihre Leute drunten wußten gar nicht, daß sie zum Hallinger hinaufgestiegen. Denn wüßten sie's, so hätte sie gewiß nicht gehen dürfen. Ganz heimlich war sie gegangen, währenddem sie drunten die Kirche unserer lieben Frau schmückten. Und wenn er so wild that', so würde sie wieder gehen, ohne ihm gesagt zu haben, um was sie ihn hatte bitten wollen.

„Um was?"

Ganz leise frug er, ganz sanft.

Wenn morgen die Pilger hinaufgezogen kämen, sollte er das sündhafte Jauchzen und Schießen sein lassen. Das mußte die liebe, heilige Frau ja im tiefsten Herzen betrüben.

Also darum war sie zu ihm hinaufgestiegen, darum wollte sie ihn bitten . . . Und nun sie ihn gebeten hatte, ging sie wieder hinab zu den alten Edersleuten, dessen Sohn ihr Vetter war.

Um sie noch einen Augenblick länger oben zu behalten, hielt er sie mit der Frage zurück:

„Wie heißest Du eigentlich?"

„Josepha."

„Gut, Josepha. Ich werde thun, um was Du mich gebeten hast."

Jetzt mußte er sie gehen lassen, der wilde Mensch die kleine, feine Gestalt.

IV.

Nicht allein, daß am nächsten Tage kein profaner Ton in die gottwohlgefällige Weise der Pilgerchöre sich mischte; mehr als das, die süße Gottesmutter „Maria unterm Schnee" hatte ein Mirakel vollbracht: Zachäus Hallinger stand am nächsten Morgen leibhaftig unter den Wallfahrern, deren Zahl zu groß war, als daß das kleine Heiligthum sie fassen konnte, und die daher dicht gedrängt das Kapellchen umschaarten. Er war so fromm wie Einer, sagte sein Gebet, that sogar ein Gelöbniß:

„Maria, Himmelskönigin! Ich bin ein großer Sünder; denn ich bin ein echter Hallinger. Dafür kann ich jedoch Nichts. Das ist nun einmal so. Eigentlich hast Du mit mir Nichts zu schaffen; denn ich bin Dir feind, weil Du da heroben bist. Drunten im Thal hast Du Kirchen und Kapellen genug; da hättest Du uns hier oben allein lassen können. Aber Du bist nun einmal da, und so wollen wir denn Frieden mit einander machen und gute Nachbarschaft halten.

Aber Du mußt mir das kleine Ding mit dem hellen Haar und den braunen Augen geben — meinetwegen zur Frau, wenn es anders nicht sein kann und weil Du für das Andere eine zu heilige Mutter der Schmerzen bist. Also gieb mir die Dirne in Gottes Namen zur Bäuerin. Zwei Wachskerzen weih' ich Dir dafür, recht hohe und dicke. Bekomm' ich die Dirne nicht, so ist es aus zwischen uns, und ich wallfahre im Frühling zur Mutter Gottes von Kirchenthal. Die ist viel fürnehmer als Du und hat eine prächtige Kirche mit Säulen aus Marmorstein und einen Altar aus purem Gold. Also nimm Du meine Kerzen und gieb mir die Josepha zur Frau."

Nur von ferne sah er sie heute, und es zitterte ihm dabei das Herz. Obgleich sie die Augen nicht aufschlug, konnte er doch gut merken, daß auch sie ihn gesehen hatte, und daß sie recht wohl wußte, er sei ihretwegen gekommen. Wie ein heißer Schrecken zitterte es durch ihre feine Gestalt, neben welcher der plumpe, grobe Meßnersohn stand. Würgen mögen hätt' er den Menschen!

Nun wartete er, daß die heilige Jungfrau seine Bitte erhören, seinen Wunsch erfüllen und ihm Josepha zu eigen geben sollte: „seinetwegen in Gottes Namen als Bäuerin!" In seiner Weise traf er als guter Christ seine Vorbereitungen für die Dinge, die da kommen würden; denn er vermochte sich nicht vorzustellen, daß die Himmelskönigin einem Hallinger Etwas abschlagen würde, wenn einer dieses Geschlechtes de- und wehmüthig bat, — ganz abgesehen von den beiden gelobten hohen und dicken Wachskerzen. Immerhin war es gut, daß er der ärmlichen „Maria unterm Schnee" mit der prächtigen Mutter Gottes vom Kirchenthal gedroht hatte. Die beiden dicken Wachskerzen werde sie Jener sicher nicht überlassen wollen.

Während er ungeduldig wartete, unterließ er das verbotene sündhafte Wildern und schaffte auch sonst in seiner Seele und in seinem Hause nach

Möglichkeit reine Luft, damit die heimliche Schuld, die droben im Hallingerhof eine Heimstätte hatte, der himmlischen Frau nicht zum Vorwande dienen konnte, seine Bitte unerhört zu lassen: auf dergleichen Dinge sollte die Heilige gar schlecht zu sprechen sein! Zum Glück hatte er ihr ehrlich gestanden, daß er ein armer Sünder sei; und — auch zum Glück — hatte er ihr ausdrücklich gesagt, daß er die Josepha zu seiner christlichen Ehefrau machen wollte. Mehr konnte billigerweise Niemand von ihm verlangen; selbst nicht die göttliche Jungfrau.

Es war ein stürmischer Novemberabend, an dem er seiner Magd sagte: binnen einer Woche müßte sie den Hof verlassen haben. Das braune Geschöpf wurde ganz fahl im Gesicht. Sie stand vor ihm und sah ihn an. Kein Wort sagte sie. Aber sie stand und sah auf ihn mit einem Blick, daß auch er regungslos stehen und sie ansehen mußte. Mit Anstrengung wandte er sich endlich ab, murmelte eine Verwünschung und ging mit schweren Schritten aus dem Zimmer.

Als es Essenszeit war, fand Zachäus den Tisch gedeckt und die Speisen aufgestellt — für ihn allein. Er setzte sich, versuchte zu essen, konnte aber keinen Bissen anrühren. In der Kammer nebenan hörte er hinter der zugemachten Thüre die Magd ihre Sachen zusammenkramen und ihr Bündel packen . . . Nun, wenn sie trotzig war, wenn sie gleich morgen gehen wollte, dann um so besser. Niemals hatte er gedacht, daß sie den Hof so ruhig verlassen würde. Er hatte sich auf Vorwürfe und Flüche, auf Geheul und Drohungen mit Todtschlag gefaßt gemacht; und jetzt — nicht eine Klage, nicht einen Ausbruch von Wuth und Haß, nicht eine Thräne, nicht ein Wort. Wäre sie lieber über ihn hergefallen wie das wilde Thier, das sie gewesen war; hätte sie wieder das Messer genommen, wieder nach ihm gestochen; hätte sie geweint, geschrien, getobt — — Sie *sollte* reden! Sie sollte weinen, schreien, toben! Er wollte sie nicht so still und stumm aus dem Hause gehen lassen wie eine Heilige, an der er sich wie ein Bube vergangen hatte.

Zachäus schlug mit der geballten Hand auf den Tisch, fuhr von seinem Sitze so heftig auf, daß der schwere Schemel aus Eichenholz umfiel, ging zur Kammer, riß die Thür auf . . . Drinnen stand sie zum Fortgehen bereit. Also heute noch wollte sie fort? In die Nacht hinaus wollte sie, wo der schwere, schwarze Nebel aufstieg, daß jeder Schritt ihr den Tod bringen konnte . . . Und wie der Sturm um das hohe Haus fuhr!

Zachäus schrie sie an: ob sie toll wäre? Sie schwieg. Er ging mit erhobener Faust auf sie zu. Sie schwieg. Er schlug ihr in's Gesicht. Aber sie schwieg.

Gut. Sie sollte gehen. Gleich vom Fleck, gleich den Augenblick, in die Nacht hinaus, in den Nebel hinein — in den Tod.

Sie ging. Nicht einmal das von ihrer Stirn rinnende Blut wischte sie ab.

Zachäus stürzte zu einem Schrank, riß aus einer Lade Geld, warf es ihr vor die Füße. Das Geld würde sie sicher aufheben.

Aber sie ließ das Geld liegen.

Sie war bereits bei der Thür, da fiel ihm ein — jetzt erst fiel es ihm ein: „Herrgott! Sie trägt ja Dein Kind unter dem Herzen."

Sie sollte bleiben! Wenigstens diese eine Nacht noch! Sei es auch nur des ungeborenen Kindes wegen! Es war sein Kind! Sie sollte sein Kind nicht umbringen! Er wollte ja auch für sein Kind sorgen!

Aber diese Nacht durfte sie nicht fort.

Er sprang vor die Thür, verschloß sie, zog den Schlüssel aus, steckte ihn ein . . . Still ging sie zurück in die Kammer.

Also hatte sie doch Vernunft angenommen! Gewiß würde sie auch so vernünftig sein, morgen das Geld aufzuheben. Er ließ es liegen.

Als er in der Nacht nach ihr schaute, war die Kammer, die weder Schloß noch Riegel hatte, leer. Da die andere Thür verschlossen war, so mußte sie aus dem Fenster gesprungen sein. Es lag hoch vom Boden und lag dicht neben dem Abgrund. Also hatte sie das Geld doch nicht genommen.

Mitten in der Nacht wollte er gehen und sie suchen. Aber der Sturm verlöschte den brennenden Span. Es wäre auch so wie so bei dem Nebel verlorene Mühe gewesen. Wahrscheinlich war sie längst todt — mit seinem Kind unter dem Herzen. Morgen würde er ihren Leichnam finden — zerschmettert.

Er wartete auf den Tag. Aber die Nebel waren so schwer und so schwarz, daß es auch am Morgen nicht Tag wurde. Schritt für Schritt mußte er vorwärts tasten. Nach vielen Stunden qualvollen Suchens fand er nahe dem Abgrund ein zu früh geborenes todtes Kind. Es war ein Knabe.

Von der Mutter keine Spur.

V.

Wie ausgestorben lag in der Einöde der Hallingerhof. Im Stalle riß bisweilen eine Kuh an der Kette, oder sie stieß ein dumpfes Gebrüll aus. Das Thier hungerte. In dem großen, düsteren Hause kein Laut und rings um das Haus noch immer das schwere, schwarze Nebelgewölk. Wie ein Sargdeckel so schwer und schwarz.

Zachäus hielt es in dem grabstillen Hause nicht aus. Durch den Nebel tastete er sich hinunter bis zur Kapelle. Die Muttergottes wollte er mahnen, an seine Bitte zu denken, seinen Wunsch zu erfüllen, ihm die Josepha zu geben. Aber er ging nicht in das Kirchlein, sondern umschlich das Meßnerhaus.

Drinnen mußte es gar behaglich sein. In der Stube brannte Licht, und vor den Fenstern waren die Gardinen zugezogen. Sie waren schnee-

weiß. In seinem Hause gab es nichts Lichtes und Weißes — hatte es dergleichen niemals gegeben.

Eine heiße Sehnsucht überfiel den einsamen Mann, hinzugehen, anzuklopfen, einzutreten in das Haus, welches die schneeweißen Gardinen hatte. Wie ein Ausgeschlossener kam er sich vor, wie ein von aller Daseinsfreude ewig Geschiedener.

Er ging fort, kam wieder; ging fort, kehrte nochmals zurück.

Diesmal ging er in die Kapelle, deren Thür weit offen stand, ihn zum Eintritt einladend.

In dem kleinen Heiligthum war es dunkel: der Sturm mußte das Lämplein vor dem Bildniß der Gottesmutter ausgelöscht haben. Zachäus warf sich vor dem Altar auf die Kniee und versuchte zu beten.

Was war denn geschehen, daß er sich plötzlich so einsam auf der Welt fühlte, daß ihm so weh zu Muth war, so wirr zu Sinn? Er war ganz verwandelt. Seit dem Tage, an dem die kleine, feine Mädchengestalt zu ihm hinaufgestiegen kam, war er der Zachäus Hallinger nicht mehr. Eine dumpfe Wuth packte ihn, ein grimmiger Zorn gegen die Urheberin seiner Wandlung. Er wollte wieder Zachäus Hallinger sein, der wilde, gottlose Zachäus.

Da vernahm er einen leichten, leisen Schritt, und er fühlte, wie ihm alles Blut zu Kopf drang. Mit Anstrengung erhob er sich. Er wäre ihr fast entgegengetaumelt wie ein Berauschter.

Sie kam, um das Lämplein anzuzünden . . . Da, Angesichts des Marienbildes, umfaßte er sie, riß er sie an sich, küßte er sie.

Sie wehrte sich nicht, sie weinte. Da ließ er sie los. Ein weinendes Weib mochte er nicht küssen.

Sie war vor dem Altar hingefallen, lag am Boden, schluchzte, daß es ihren jungen, zarten Leib wie im Krampfe schüttelte.

Da schlich er hinaus, als hätte er seine frevelhafte Hand gegen die himmlische Jungfrau selbst aufgehoben.

* * *

In dem Frühling, der jenem Herbst und Winter folgte, zogen die alten Meßnerleute hinunter in's Thal, das kleine Haus neben dem Wildkirchlein einem jungen Paare räumend und diesem die Hut für das Bildniß unserer lieben Frau in der Wildniß überlassend.

In der Hochzeitsnacht fand die junge Frau keinen Schlaf. Leise stand sie auf von der Seite ihres fest schlummernden Mannes, warf das Gewand über, schlich hinaus, wo eben der Tag aufdämmerte: ein goldiger Frühlingstag über der in feierlichem Schweigen ruhenden Oede.

Josepha wollte beten gehen. Die süße Gottesmutter sollte ihr helfen, ihrem Manne ein treues Weib zu sein — treu auch in ihren geheimsten Gedanken. Plötzlich stand sie in der heiligen Frühe des Tages dem Manne

gegenüber, vor welchem die heilige Jungfrau sie beschützen sollte — selbst in ihren geheimsten Gedanken!

Josepha wollte einen Schrei ausstoßen, aber ihre Lippen blieben geschlossen; sie wollte fliehen, aber ihre Füße waren wie gefesselt. Hilflos stand sie dem Manne gegenüber, an den sie gedacht hatte, als sie gestern vor dem Altare das bindende „Ja“ sprach.

Auch er sagte Nichts. Bleich und stumm stand er vor ihr, fast demüthig. Da schauten sie sich in die Augen . . .

Immer lichter erglühte um die beiden einsamen Menschen die Welt, immer glanzvoller wurden Himmel und Erde — immer dunkler ihre Seelen. Stumm hatten sie sich begrüßt, und stumm schieden sie von einander. Nicht der Hauch seines Mundes hatte des jungen Weibes Stirn berührt; und doch war es in der heiligen Morgenstunde zur Ehebrecherin geworden.

* * *

Noch dasselbe Jahr nahm auch Zachäus Hallinger ein Weib: die Einsamkeit droben in dem öden Hause über dem ewigen Eisfelde war zu grausig.

Indessen ein alter Knecht für den Hof sorgte, zog der Herr auf Brautschau im Lande umher. Zwei Monate blieb er aus; dann führte er die Bäuerin auf den Hof.

Sie war schon einmal droben gewesen — als junge Magd; und sie hatte das Haus in einer wilden Herbstnacht verlassen, ohne dem Herrn des Hauses Lebewohl zu sagen.

Zachäus hatte nach ihr gesucht und hatte sie gefunden. Schier demüthig hatte er um sie werben, schier inständig hatte er sie bitten müssen. Dann erst war sie mit ihm gegangen, als sein ihm angetrautes Weib.

Nach einem Jahr gebar die Hallingerin ihrem Manne einen Sohn, und fast zu derselben Zeit ward auch im Meßnerhause ein Knabe geboren.

Jetzt hausten die Hallinger und die Eder dicht beieinander in der schaurigen Oede des Hochthals: der Hallinger als der Eder Feind, wie es Sitte und Brauch war. Die beiden jungen Ehepaare gingen an einander vorüber ohne Wort, ohne Blick und Gruß. Sie theilten die Schrecken und Gefahren ihrer Heimat, als wären sie unzertrennliche Gefährten, und Zachäus Hallinger lehrte seinen Knaben den Sohn des Nachbarn hassen, als hätten ihn dessen Eltern um die ewige Seligkeit gebracht.

So war er denn wieder der alte Zachäus, der „wüste“ Hallinger geworden.

VI.

Der Knabe Kanut war seines Vaters wahrer Sohn, also auch ein echter Hallinger! Aber mit seiner braunen Haut, mit dem schwarzen Krauskopf und den leidenschaftlichen glühenden Augen glich er seiner Mutter, der „Fremden“.

Da Niemand um das Kind sich kümmerte, so wuchs dieses auf, wie es dem Himmel gefiel. Die von Alpenrosen umrahmte Wiese war sein Spielsaal. Es dauerte nicht lange, so kletterte er den Gaisen nach die schroffen Wände hinauf und schwang sich an seines Vaters Alpenstock über die Gletscherspalten.

Als Kanut größer ward, mußte er Sommers über das Vieh hüten, welche Beschäftigung ihn vollends vom frühen Morgen bis zum späten Abend vom Hause entfernt hielt. Stundenlang lag er im hohen, würzigen Berggrase auf dem Rücken, starrte zum Himmel auf und sah in jeder Wolke ein phantastisches Gebilde, welches in seiner Einbildung Wirklichkeit war. Plötzlich sprang er in die Höhe, jauchzte und schrie wie ein Besessener, stürmte davon, tollte sich aus, bis er erschöpft hinsank.

Als echter Naturmensch steckte er voller Aberglauben: jeder Berg besaß seinen eigenen Geist! Kanut kannte die ganze unterirdische Schaar genau vom Ansehen uud wußte jedes Einzelnen Namen. Die meisten waren schreckliche Dämonen, die dem Menschen Böses anthaten und Verderben bereiteten. Für Kanut war das Böse auf der Welt etwas Naturgemäßes; er verstand es daher besser als das Gute. Der Gletscher verschlang die Menschen; die Lawine zerstörte ihre Wiesen, verschüttete ihre Häuser und begrub sie lebendig; der Berg sandte seine Felsen hinab, um ihr Vieh zu tödten und ihre Wohnstätten zu vernichten. Selbst der Himmel mit seinen Schneemassen, seinen Wasserfluthen, seinen Blitzen spendete Vernichtung, Unheil und Schrecken.

Das Gebirge wimmelte für Kanut von feindseligen Gewalten, von Koboldеn, von Unterirdischen und wilden Frauen. Jeden Tag machten sich diese dem Knaben bemerklich, ihm in irgend welcher Gestalt erscheinend: bald als Thier, bald als Schatten, Wolke oder Nebelstreif. Kanut wunderte sich, daß sie ihm nicht das Leben nahmen, zum Mindesten ihn nicht tüchtig verbläuten. Wäre er einer von Jenen gewesen, er hätte es sicher gethan. Aber er gewöhnte sich an die Furcht vor den Uebelwollenden wie an jede andere Schrecken einer wilden Natur.

Den Reden seiner Eltern entnahm Kanut vor Allem zwei Dinge: daß die Menschen — alle Menschen — schlecht und hassenswerth wären, daß sie einander gern Böses zufügten, daß man selber böse sein müßte, um sich gebührendermaßen seiner Haut zu wehren. Der böse Mensch stand alsdann unter dem besonderen Schutz eines jener Unholde, die auf Erden mehr Macht besaßen, als ein guter und lichter Geist.

Kanut war grausam. Er wußte Nichts von dem Kampf um das Dasein; aber er sah ihn überall: der starke Raubvogel tödtete den kleinen Sänger der Alpen; dieser wiederum nährte sich von dem Gewürm, welches gleichfalls in grimmiger Feindschaft untereinander lebte. Den Adler schoß der Mensch, dessen Gaisen und Lämmer jener raubte. Stets sah der Knabe das Schwache unterliegen und fand, daß diesem Recht geschah: wurde doch sogar

der warme, liebliche Sommer von dem grausamen Winter ermordet, der im Hochthale acht Monate währte. So lange hielten die bösen Gewalten die guten Mächte gefesselt!

Kanut hätte in der Einsamkeit einen gleichaltrigen Gefährten haben können; aber es wäre dies der Meßnersohn gewesen, der ja bereits in der Wiege des jungen Hallinger Feind war.

Dieser konnte noch nicht deutlich sprechen, als er schon, sobald er den Ederbuben gewahrte, wüthende, von den Eltern erlernte Schimpfworte hinüberschrie, die geballte Hand gegen den kleinen Nachbarn schüttelte und mit Steinen nach ihm warf. Der Andere lief jedoch weder fort, noch schimpfte und schrie er wieder; sondern er stand und starrte aus großen, erschrockenen Augen auf den braunen Wildling, der, durch die Ruhe des Geschmähten erbittert, wie ein kleiner Dämon gegen ihn tobte.

Einmal sah Kanut, der von seinen Eltern niemals eine Züchtigung, aber auch nie ein freundliches Wort empfing, wie der kleine Eder seinem aus dem Thale zurückkehrenden Vater entgegenlief, von diesem aufgehoben und zärtlich geküßt ward.

Diese Scene machte tiefen Eindruck auf den einsamen Knaben. Er fühlte plötzlich eine heftige Sehnsucht nach etwas Fremdem und Geheimnißvollem; zugleich einen leidenschaftlichen Neid gegen den zärtlich geliebten Sohn der Feinde seiner Eltern. Fortan war es Kanuts liebste Beschäftigung, darüber nachzudenken, wie er dem Ederbuben etwas Böses anthun könnte; und er dachte sich für diesen eine ganze Marterkammer aus, deren Qualen er in seiner Vorstellung mit Entzücken genoß.

Auch die Eder besaßen einige Stücke Vieh, zwei Kühe und eine Milchgais. Beständig lauerten die Hallinger darauf, die Thiere des verhaßten Nachbarn auf ihren Weideplätzen zu betreffen, wo sie dieselben dann triumphirend in Beschlag nahmen und davon trieben. Für Geld gaben sie die gepfändete Habe des Feindes nicht wieder heraus; dieser mußte kommen und darum bitten.

Nun gehörte es zu Kanuts Lieblingszeitvertreib, durch allerlei Listen das sorgsam gehütete Vieh der Nachbarleute auf die Wiese der Hallinger zu locken, um den kleinen Hüter in Furcht und Schrecken zu versetzen. Einmal verstieg sich die Eder'sche Gais und wurde von dem unachtsamen Hirten tagelang angstvoll gesucht.

Zufällig entdeckte Kanut die Ziege in einem Felsenspalt, in den sie, ohne sich zu verletzen, hinabgefallen war und auf dessen Grund sie vor Hunger jammervoll meckerte. Kanut warf ihr Gras hinunter, verschwieg jedoch seinen Fund eine volle Woche lang, während welcher er jeden Tag eine gefährliche Kletterei vollbrachte, um die Gais des Feindes zu füttern. Eines Abends rief er dann dem Ederbuben zu:

„He, Du da! Deine Gais liegt in einem Schrund bei den Feuerpalfen! Jetzt fressen sie längst die Geier.“

Bald darauf geschah es, daß Kanut bei einer waghalsigen Kletterei sich den Fuß verrenkte. Er sank zu Boden und stand grimmige Schmerzen aus. Lange Zeit hörte Niemand sein Rufen, bis der Ederbub es vernahm, der vor Schreck aufschrie, als er den starken Kanut hilflos am Boden liegen sah. Dieser versuchte sogleich aufzustehen; denn er wollte sich von dem Verhaßten weder bemitleiden noch helfen lassen. Obgleich er geradezu Qualen litt, erhob er sich und schleppte sich, ohne einen Laut zu thun, eine Strecke weiter. Plötzlich stürzte er besinnungslos hin. Als er wieder zu sich kam, fand er seinen Kopf gebettet in den Schooß des Feindes, der bei seinem Erwachen eine leidenschaftliche Freude äußerte. Ueberdies mußte sich Kanut gefallen lassen, von Jenem nach Hause geführt zu werden. Aber er dankte ihm nicht.

VII.

Als Josepha von ihrem Sohne Vitus erfuhr, daß dieser dem Kanut sich hilfreich erwiesen, küßte sie den Knaben und ermahnte ihn herzlich, immer und immer seinen Nächsten zu lieben, sollte derselbe auch sein Feind sein. So hatte der Herr und Heiland gethan, und so sollte jeder Christ thun. Vitus drängte sich an die Mutter, bittend, ihm von dem lieben, armen Herrn Jesus zu erzählen.

Bei der Geschichte der göttlichen Passion vergoß das Kind jedes Mal heiße Thränen, ein leidenschaftliches Mitempfinden, welches Josepha in ihrem Mutterstolz hochbeglückte, zugleich aber heftig erschreckte; denn für diese rauhe Welt schienen ihr nur rauhe Herzen zu taugen. Was sollte aus ihrem lieben Knaben werden, blieb seine Seele so weich beschaffen?

Hatte Vitus solchen mütterlichen Erzählungen gelauscht, so begab er sich alsbald herab zu den Stationen, die an jenem aus dem Thal emporführenden Pfade für die Andacht der Wallfahrer errichtet waren. In ihrer rohen Darstellung, bei welcher es der Künstler an bleichem, geschundenem Fleisch und rothem strömenden Blut, an allen Schrecken und Schauern des göttlichen Mysteriums nicht hatte fehlen lassen, wirkte die Passion des Heilands um so mächtiger auf das empfindsame Gemüth des Meßnersohns. Für die Sünden der Menschheit gemartert und gekreuzigt zu werden, für die Erlösung von Schuld und Leiden sterben zu dürfen — o Du himmlischer Heiland und Christ, wie schön mußte Dein Leiden und Sterben gewesen sein!

Wie schön müßte es für Vitus Eder sein, dem Herrn in seinen Leiden folgen zu können; und wenn diese Nachfolge Christi auch dem Kreuze, auch dem Tode zuführen sollte . . .

Und dann wiederum das blutige Mitleid mit den grausamen Qualen des Menschensohnes, Qualen, die das Kind nicht zu lindern vermochte. Hätte Vitus Eder damals gelebt und wäre er in Jerusalem gewesen, so hätte er wenigstens mitleiden und mitsterben können! Wie gut, ach wie

gut hatte es doch jener arme Schächer gehabt, der zugleich mit dem süßen Heiland gekreuzigt ward, der zugleich mit dem Herrn im Paradiese weilte . . . Und eine heiße Sehnsucht bemächtigte sich der Seele des Knaben wie eine Gewalt vom Himmel herab. Für die Menschheit zu leiden, durch seine Leiden der Menschheit zu helfen, durch seinen Tod sie zu erlösen — das mußte Glück sein!

* * *

Die immer noch jugendliche Frau des Meßners von „Maria unterm Eis“ saß mit einer häuslichen Arbeit vor dem Hause. Ihr Mann hatte beim geistlichen Herrn im Kirchdorfe zu thun, Vitus schaute nach dem Vieh. So war sie denn allein in der Einsamkeit.

Droben, ihr gegenüber, lag das Haus des Nachbarn, des Feindes, den zu lieben sie ihren Sohn so eindringlich ermahnt hatte. Daß gerade dieser Eine ihr Nachbar sein mußte, gerade dieser Eine! Es hatte der Frau seltsam das Herz berührt, daß ihr Knabe dem Sohn jenes Mannes Gutes erweisen konnte. So wenig es bedeutete, war es doch Gutes gewesen.

Ueber die einsame Frau kamen die Gedanken wie ein ungebetener Gast, der sich nicht abweisen ließ, so gern es der Wirth gethan hätte. Und daß diese Gedanken schwermüthig waren, daran trug wohl die große Einsamkeit Schuld. Ueberdies war es Herbst, just die rechte Zeit zum Sinniren, ein etwas schwermüthiges Vergnügen, dem die Ederin sich nach Herzenslust hingab.

Es ging auf der Welt doch wunderlich zu! Nicht viel hätte gefehlt, so säße sie jetzt in dem großen braunen Balkenhause über dem Gletscher als Bäuerin, als Hallingerin, anstatt in dem Hüttlein darunter bei der Kapelle unserer lieben Frau als Meßnersfrau. Wunderlich war's auch, daß sie just auf diesem einen Erdenfleck saß, wo die Welt doch so groß war. Warum sie der Himmel wohl gerade hierhin gebracht hatte: als Nachbarin des Zachäus Hallinger, dieses Erbfeindes der Eder? Eine Absicht mußte der Himmel dabei doch gehabt haben, da er ohne Absicht Nichts that.

Weil nun für Josepha des Himmels Absicht nicht klar war, so grübelte sie nach Menschenart darüber, ohne jedoch durch ihr Grübeln der Sache auf den Grund zu kommen, was gleichfalls Menschenart ist. Alles, was sie konnte, war, daß sie an dem schwermüthigen Herbsttage ihr Leben zurück dachte und wie das so wunderlich gekommen war. Ja! Und Gott zu danken, daß es so gekommen: daß sie nicht über dem Gletscher als das Weib des wilden, gottlosen Zachäus Hallinger saß, sondern darunter als die Frau des sanften und gottesfürchtigen Johannes Eder. Denn es war so besser gewesen . . .

Und sie gedachte dabei ihres Sohnes.

Seinetwillen war es so besser gewesen!

* * *

Einer Reihe von glanzvollen Herbsttagen folgte ein grauer Wintersanfang. Nebelgewölk lagerte gleich dem Qualm eines ungeheuren Brandes über dem Hochthal.

Von der Erde war so wenig zu sehen wie vom Himmel. Der dichte Dunst legte sich den Menschen, die in der Einöde lebten, auf die Brust wie ein Albdruck. Sie konnten schwer Athem holen.

In dem Hause des Hallinger war es in dieser düsteren Zeit wie in einem Gewölbe, darein nie ein heller Lichtstrahl fiel. Als schwarze Gardine hing der dichte Dunst vor den kleinen Fenstern; und drinnen mußte man oft den ganzen Tag über Licht brennen. Nur unter Lebensgefahr konnten die Bewohner das Haus verlassen; jeden Schritt hinaus mußten sie suchend und tastend thun — wie Zachäus Hallinger jenen einen Morgen gethan, als er ein verzweifeltes Weib suchte.

Gleich einem grünen, verwunschenen Eiland hing inmitten des Nebelmeers die hohe Halde, auf der das Blockhaus stand, über dem Abgrund, dessen Tiefe der Gletscher füllte.

Des Hausherrn Gemüth war in diesen gespenstischen Tagen so dunkel wie um ihn die Welt. Alles auf Erden war ihm verhaßt. Seine Alp, auf der er bei solchem Wetter dem Wilde nicht nachsteigen konnte; sein nicht aus Reue und Liebe, sondern aus Haß und Trotz gefreites Weib, dessen schrille Stimme das öde Haus durchgellte; sein Knabe, der ein Sohn dieser Frau war und ihre funkelnden Augen, ihre leidenschaftliche Seele besaß.

Wie schnell sie in der Wildniß gealtert war! Des Meßners Frau war nicht viel jünger, ihr Leben nicht weniger rauh, die Welt dort unten bei Maria unterm Eis gerade so einsam und unwirthlich; und wie jung des Meßners Frau blieb! Mit ihrem großen zehnjährigen Buben sah die Frau immer noch schier mädchenhaft aus.

Zachäus hatte einmal gehört: tugendhafte Frauen blieben länger jung als solche, die mit einem unreinen Gemüth schon auf die Welt gekommen waren. Das hatte er nun davon: ein rasch verblühtes unlauteres Weib mit gellender Stimme und einen Sohn, der seiner Mutter glich.

Von einem reinen und schuldlosen Weibe einen Knaben zu haben, der seiner Mutter Sohn war . . .

Gewiß waren es wieder nur diese schweren, schwarzen Winternebel, die solche Gedanken ausbrüteten. Sie legten sich auf des Mannes Gehirn, krochen in seine Seele, füllten mit ihrem giftigen Broden seine geheimsten Gedanken. Wenn es in dieser sonnenlosen Welt erst wieder Licht ward, wenn Zachäus erst wieder aus dem Hause konnte, wieder dem Wilde nachsteigen, an den unzugänglichsten Wänden in Todesgefahr sich begeben; dann — ja dann würde es auch mit solchen, einen Menschen unsinnig machenden Gedanken vorbei sein.

Andere, die von derartigen Gedanken geplagt wurden: von Gedanken, deren jeder eine Todsünde war, pflegten Gebete zu stammeln, Gelöbnisse

zu thun, Wallfahrten zu unternehmen; anderen Sündern sollte durch Andacht und Buße geholfen werden, jawohl: Anderen! Er hatte es auch einmal versuchen wollen mit der Frömmigkeit und dem Himmel; aber er versuchte es nicht mehr. Und doch betete er. Jeden Tag, jede Stunde waren seine Gedanken eine einzige heiße, inbrünstige, fanatische Bitte an eine höhere Macht; nur daß sie nicht eine Allmacht von oben war.

„Erlöse mich von dem Uebel,“ schrie es fort und fort in ihm. „Du mußt mich von dem Uebel erlösen! . . .“ Oft sollten solche Bitten eher erfüllt werden, als die Gebete frommer Wallfahrer und Büßer. Es sollte vorkommen, daß man einem Menschen den Tod anwünschen konnte — wenn man immer daran dachte, immer darauf wartete, darauf hoffte . . . So dachte denn Zachäus Hallinger fort und fort an den Tod seines Weibes, wartete er — hoffte er darauf fort und fort.

Aber wie, wenn es wirklich sich erfüllte, was er vom Schicksal erbat, worauf er wartete und hoffte; wenn er wirklich vom Uebel erlöst wurde? . . . Konnte sein Weib nicht sterben? Es starben so viele Menschen! Lebten sie nicht in einer Welt, die wie ein offenes Grab war? Konnte es nicht geschehen, daß sein Weib eines Tages unversehens hineinstürzte? Stürzten nicht so viele in solche Gruft? War nicht sein eigner Vater, nicht seine eigne Mutter hineingestürzt? Warum dann nicht auch sein Weib? Nämlich, wenn er so recht, recht inbrünstig darum betete: um Erlösung vom Uebel!

Was half's ihm? Von seinem Weibe erlöst, besaß er doch noch immer die Andere nicht. Er besaß sie nicht eher, als bis —

Die Gedanken, die schweren, schwarzen Gedanken, die den Menschen zur Todsünde verführten; die Nebel, die grauen, gräßlichen Nebel, die selbst einen Mann wie den Zachäus Hallinger verrückt machen konnten!

VIII.

Erst als das Gewölk sich verzogen hatte, konnten die beiden Knaben Kanut und Vitus wieder in's Kirchdorf hinunter zur Schule.

Zachäus Hallinger hatte gezwungen werden müssen, seinen Sohn in die Schule zu schicken. Wozu brauchte ein Hallinger, der einmal Bauer auf der Wildalp überm Gletscher ward, in die Schule zu gehen? Was der junge Hallinger zu lernen nothwendig hatte, um einstmals als Herr in der Einsamkeit zu hausen, wurde in keiner Schule gelehrt. Das lehrte den Knaben Mutter Natur. Sie lehrte ihn im Kampfe um das Dasein listig und grausam zu werden; alles Weiche und Milde zu verachten; den Feind zu hassen und womöglich zu verderben; sich zu wehren gegen Alles, was sich feindselig in den Weg stellt, sei es der Mensch oder die Natur selbst.

Dann half es jedoch dem Hallinger Nichts, und er mußte seinen Sohn das Abc lernen lassen wie die Söhne anderer Eltern — wie der Sohn der Josepha und des Johannes Eder es lernte.

Kanut durfte den weiten und häufig gefahrvollen Weg mit Vitus nicht zusammengehen. Wenn er das trotz des strengen elterlichen Verbotes that, so geschah es, weil er auf diesem Wege reiche Gelegenheit fand, den Ederbuben zu quälen und den Zarten und Schwachen seine Kraft fühlen zu lassen. Es war jedoch immer Vitus, der auf den Anderen wartete, diesem förmlich auflauerte. Bei einer der Passionen am Pilgerpfad trafen die beiden Knaben zusammen; und der Gang zur Schule herab wurde für den Sohn des Meßners von „Maria unterm Schnee“ oft genug zum Leidenswege. Der junge Quälgeist ahnte freilich nicht, daß der Gemarterte jeden Morgen die gute Gottesmutter inbrünstiglich bat, das feindselige Herz des Kanut zu wenden, oder ihn für den Widersacher Etwas begehen zu lassen, was diesen ihn lieben machte. Eine derartige Christus-Sehnsucht nach Leiden und Lieben wäre indessen für den Anderen ebenso unverständlich gewesen wie eine Welt ohne Felsenberge und die Schrecknisse der Oede.

Das waren Wege vom Hallingerhof und „Maria unterm Schnee“, hinab ins Thal zur Schule! Oft geschah es, daß gleich nach dem Herbstnebel der erste starke Schneefall eintrat. Tagelang, nächtelang rieselte es ununterbrochen von einem leichenfahlen Himmel herab, so lautlos, so weich und dicht. Begann das Schneien, während die Knaben noch unten im Schulhaus waren, so mußten sie sogleich aufbrechen; sonst hätten sie vielleicht für eine Woche oder noch länger im Thal bleiben müssen. Und selbst dann mußte ihnen von oben Jemand entgegenkommen, weil, indem sie hinaufstiegen, der Weg unter ihren Füßen verschneit werden konnte. Es war immer Johann Eder, der den Kindern entgegenging, und der an besonders gefahrvollen Tagen den Sohn des Nachbarn bis hinauf an den väterlichen Hof brachte — niemals hinein! Dann wurde Kanut für die Liebesthat des Meßners von seinem Vater geschlagen.

So lange keine Bahn gemacht war, mußten die Jungen dann oben bleiben; und das Bahnbrechen durch die Schneemassen erforderte oft eine gewaltige Arbeit. Zachäus machte sie nicht. Seinetwillen brauchte sein Sohn nicht in die Schule zu gehen. Er bedurfte des Verkehrsweges nicht, er konnte mit Weib und Sohn in seinem verschneiten Hause bleiben. Die Ederleute gruben und schaufelten daher den Weg in's Thal hinab. Derselbe war durch hohe Stecken bezeichnet, die am Rande des Abgrunds fest eingerammt waren. Es wäre sonst der Weg überhaupt nicht zu finden gewesen, oder er hätte zum sicheren Absturz in eine schreckliche Tiefe geführt. War dann die Bahn gebrochen und ereignete sich kein neuer Schneefall, so stand den Knaben der Weg zur Schule wieder offen.

Kanut legte ihn jetzt im Schlitten zurück. Pfeilschnell, sausend ging es steil bergab auf schmalem Pfade, immerfort dicht am Abgrund hin. Vitus besaß keinen Schlitten. Seine Eltern wären vor Angst umgekommen, hätten sie ihren Buben auf solcher Fahrt gewußt, bei der ein Ungefähr, eine einzige Unvorsichtigkeit sicheres Verderben zur Folge hatte. Nun ließ

Kanut nicht nach, bis es ihm gelang, Vitus auf sein kleines Fahrzeug hinter sich zu bekommen. Fortan war es ein beständiges Spielen mit Todesgefahr. Kanut erklärte, den todesmuthigen Genossen zu verachten, wenn er sich feige seinen Eltern verriethe. So kam denn kein Wort über die Lippen des Knaben, der von dem Anderen geliebt sein wollte.

Während aller dieser Fahrten, auf denen die Kinder ein Schutzgeist behütete, gedachte Vitus beständig an den Jammer seiner Mutter, wenn man ihren Liebling zerschmettert hinaufbrächte; aber nicht zu fahren und von Kanut sich verachten zu lassen, konnte er trotzdem nicht über sich gewinnen. Er vermochte sich unter dem Wort nichts Deutliches vorzustellen, empfand aber, daß er lieber sterben würde, als es an sich erfüllen zu lassen.

Kam Föhn mit Thauwetter, oder wurde es endlich Frühling, so war der Weg zuerst wegen der Vereisungen, später wegen der Schneelawinen und Erdrutschungen lange Zeit unpassirbar. Vitus wohnte dann im Thal bei seinen Großeltern, deren Abgott er war, konnte jedoch den Tag nicht erwarten, bis sein Vater kam, um zu melden, daß der Weg hinauf wieder gangbar sei. Des Knaben erste Frage galt der Mutter; gleich die zweite dem Nachbarsohn. Wild, wie dieser war, hätte er so leicht verunglücken können! Doch schien auf dem Hallingerhof Alles gut zu stehen. Jetzt erst war Vitus ganz glücklich.

* * *

Den ganzen Winter über brachte es Zachäus nicht aus seinem Kopf. Einmal von dem Gedanken gepackt, ließ dieser ihn nicht mehr los: „Wünsche Du nur! Du mußt es nur fort und fort wünschen — mit aller Kraft Deiner Seele! Schon oft hat sich erfüllt, was ein Mensch leidenschaftlich sich wünscht. Und Du würdest ja dem Teufel Deine Seele verschreiben, wenn Du nicht vergeblich wünschtest, nicht vergeblich wartetest und hofftest. Also wünsche Du nur; wünsche, wünsche!"

Als ob es etwas Niedagewesenes wäre, wenn ein Mensch umkam? Oder zwei Menschen? Es war merkwürdig, daß so Wenige umkamen in der Wildniß. Immerhin gab es Unglücksfälle genug. Die Leute stürzten beim Wildheuen ab, verunglückten bei der verbotenen Jagd, versanken in Gletscherspalten, wurden vom Sturm in einen Abgrund gerissen, von einem stürzenden Baum, einem rollenden Felsstück erschlagen, einer Lawine verschüttet . . . Fort und fort dieselben Gedanken! Und dieselben Gedanken während des ganzen Winters, der gerade dieses Jahr endlos lang war, voll schwarzer Tage, voller Stürme, Schrecken und Todesgefahren. Und dann die Einöde, die grauenvolle Einsamkeit in dem düsteren Haus, zusammen mit dem Weibe, dessen Stimme das Haus durchgellte. . .

Dann kamen die Stürme, die den Winter umbrachten. Endlich, endlich!

Wie eine Schaar von Dämonen brauste es vom Himmel herab, Schneemassen und Felsengetrümmer unter Donnergepolter herabreißend.

Die Hallinger mußten in ihrem festen Haus Thüren und Fensterläden verschlossen halten. Die Windsbraut rüttelte an das mit mächtigen Steinen beschwerte Dach, trieb den Rauch des Feuers in's Haus zurück, fuhr sausend durch jede Ritze in die verwahrteste Kammer, würde den starken Zachäus umgeworfen haben wie einen dürren Baum, hätte er sich aus der Thür gewagt.

Er ließ das entfesselte Element über sein gut geschütztes Haus hinrasen, freute sich dessen und — dachte, dachte; wünschte, wünschte . . .

Nun ward es mit Macht und Pracht Frühling — um volle drei Wochen später als drunten im Thal! Die vom lange darauf lastenden Schnee fast braune Hochmatte bedeckte sich mit weißen, mit gelben und violetten Crocussen; in der Moräne des Gletschers erblühte die zarte Alpenmyrte; die Felswände seines Bettes leuchteten goldig von der wilden Aurikel, und eine ultramarinblaue Genzianenflur schmiegte sich wie eine himmlische Au dem grimmigen Eisgefilde zu Füßen.

Aus den Tiefen des Thals schimmerten die knospenden Wipfel der Buchenwaldungen empor, eine regungslose, smaragdgrüne Laubfluth.

Immer noch gingen Schneelawinen ab. An einem besonders sonnigen Tage, oder wenn Südwind wehte, hörten die Stürze nicht auf. Vom Rande der jähen Felswände lösten sich die starren Massen. Schimmernd fuhr es herab. Lautlos begann es, mit dumpfen Donnerschlägen endete es, und die Schluchten erdröhnten vom tosenden Widerhall. Ein dichtes Gewölk von Schneedunst wirbelte auf, noch lange nachdem der letzte schwache Schall verklungen war. Und kaum verklungen, begann es wieder und wieder, gleich dem Getöse einer Gespensterschlacht.

Der Lawinen wegen wurde das Vieh ängstlich im Stall gehalten. Es geschah aber doch einmal, daß ein junger Stier ausbrach und geradenwegs einer Stelle zurannte, an welcher er Gefahr lief, verschüttet zu werden. Kanut wollte dem Ausreißer nachspringen, um ihn zurückzutreiben; aber sein Vater verbot es ihm. Lieber das Leben des Viehes, als das des Sohnes, wenn dieser auch — nicht der Sohn der Anderen war.

Die Hallingerin begann laut zu schelten: Es würde wohl nicht gerade jetzt eine Lawine niedergehen; der Bube sollte dem Vieh nach! Aber Zachäus verbot es zum zweiten Mal. Dann sollte er selbst nach seinem Eigenthum sehen — meinte die Frau. Zachäus stand vor der Thür, regte sich nicht, hielt seine Augen starr auf die Felswände gerichtet und hörte nicht auf die gellende Frauenstimme. Jetzt wurde das Weib zornig. Wenn er solch Kerl wäre, dem sein bestes Stück Vieh gleichgiltig wäre, so würde sie gehen.

Regungslos dastehend, die Augen starr auf den Felsen geheftet, ganz fahl im Gesicht, schwieg Zachäus.

Da ging die Frau, und — Zachäus ließ sie gehen. (Schluß folgt.)



Labori.

Von

Justus.

— Genf. —

Zu keiner Zeit ist die allgemeine Leidenschaft in heftigerer Weise überreizt worden als bei Gelegenheit dieses großen Streitfalls. Und das erklärt sich, da er als das Vorspiel des kommenden Dramas angesehen werden darf. Er eröffnet eine neue Aera, und die öffentliche Meinung fühlt unbestimmt und instinctiv, daß ihr Reich beginnt. Durch ganz Frankreich hat es wie ein mächtiger Donnerschlag gehallt . . . Das französische Volk, das unabhängig und stolz, aber zugleich auch der Zucht überdrüssig, das hochherzig und gut geartet, aber auch naiv und über die Maßen leichtgläubig, das nach Klarheit und Vernunft von einem wahren Heißhunger erfüllt, zugänglich für alles Schöne, aber auch mit einer starken Hinneigung für radicale Lösungen ist — dieses Volk ist leicht geneigt zu erweitern, zu übertreiben und sogleich über alles Maß hinauszugehen."

So drückte sich Labori aus zehn Jahre vor dem Proceß Zola, in dem sich nach einem vollen Jahrhundert das Schauspiel wiederholen sollte, wie ein Volk durch einen politischen Proceß in eine Art von Wahnwitz verfallen unter wildem Geschrei sinnloser Wuth den Justizpalast umlagerte. Labori hatte gewissermaßen unter dem Antriebe eines gewaltigen Instinctes auf demselben Gebiete, auf dem er später seine Berühmtheit erringen sollte, als Thema für die erste Vorlesung, die er nach altem Brauche in seiner Eigenschaft als neuerwählter Secretär der Pariser juristischen Gesellschaft für Vortragsabende (conférences des avocats de Paris) zu halten hatte, die „Halsbandgeschichte" gewählt!

Dieses Zusammentreffen erscheint um so bemerkenswerther, als sich zwischen den beiden großen Processen, die in Frankreich das Ende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts bezeichnen, die augenfällige Analogie jedem ernsteren Beobachter aufdrängen muß. Diese beiden Processe sind gleichermaßen räthselhaft und wirken, als ob sie von einem findigen Dramaturgen, der es in der Kunst unwahrscheinlich verwickelter und phantasiereicher Peripetieen zu virtuosenhafter Vollkommenheit gebracht hat, ersonnen seien. Vielleicht ist die Behauptung nicht zu vermessen, daß diese Processe gleichermaßen als der Ausgangspunkt für sociale Reformen in Frankreich — und wahrscheinlich auch wo anders angesehen werden dürfen.

Man hat nicht ermangelt darauf hinzuweisen, wie in diesen beiden Processen die Debatten, die von Anfang an den geraden Weg des Sachlichen verlassen, eine Ausdehnung gewonnen haben, die gar nicht eingedämmt werden konnte, wie sie über die Beschuldigten selbst hinwegflutheten und sich unaufhaltsam auf die höchstgestellten aristokratischen Persönlichkeiten des Staates wälzten: Auf der einen Seite wird ein Kardinal, der das Ansehen des ganzen Klerus mit sich reißt, bald bei Seite gedrückt, um die Königliche Majestät ungedeckt in den Vordergrund zu schieben, auf der anderen Seite sehen wir, wie durch einen bescheidenen Hauptmann die höchsten Spitzen der Armee in Mitleidenschaft gezogen werden, die Minister und Generäle, die sich durch ihren Rang der Verpflichtung enthoben glauben, über ihre Handlungen Rechenschaft abzulegen, selbst wenn diese Handlungen durch offenbare Gesetzwidrigkeiten und verbrecherische Flecken besudelt werden.

Aber zwischen den beiden Processen besteht vielleicht eine noch auffälligere Gemeinsamkeit. Im Jahre 1786 wie im Jahre 1898 war die öffentliche Meinung vor allem erregt durch allerlei Gerüchte von Landesverrath, durch den Verdacht, daß geheime Verschwörungen gegen das Vaterland geschmiedet würden von Elementen, von denen man behauptete, daß sie mit der Nation nicht verschmolzen werden könnten, und daß sie als die natürlichen Feinde des französischen Volkes anzusehen seien, von vaterlandsfeindlichen Fremdlingen: von der Oesterreicherin und vom Juden. Und so gewahren wir denn auch dieselben leidenschaftlichen Ausbrüche, dieselben systematischen Angriffe, die von langer Hand vorbereitet sind, dieselben Beschimpfungen und dieselben Bedrohungen der Unglücklichen, die an dem vorgeblichen Verbrechen keine Schuld haben, als Opfer schlecht verheimlichter politischer Umtriebe aber auf alle Fälle büßen sollen.

Unter den unzähligen Fragen, die Labori in seinem ersten öffentlichen Vortrage hätte behandeln können, war keine so wie diese geeignet, ein glänzendes Zeugniß von der freien und schönen Geradheit seines Charakters, der sich gegen die blöde Voreingenommenheit der Menge aufbäumt, abzulegen. Und er, der ehrliche, überzeugungstreue Republikaner, machte es sich zur Pflicht, nicht nur die Königin selbst, sondern überhaupt das

monarchische Regime gegen die nichtswürdigen Beleidigungen und entehrenden Beschuldigungen zu vertheidigen.

Was mag im Kopf dieses jungen Mannes, der soeben den ersteu Schritt in seiner Laufbahn that, vorgegangen sein, als in seiner kleinen Studentenwohnung, in der sich noch kein Client gemeldet hatte, jene denkwürdigen Debatten, durch welche die weibliche Ehre einer Königin befleckt werden sollte, wieder lebendig wurden, und als er sich sagen mußte, daß dergleichen sich in den Tagen unserer vorgeschrittenen Cultur gewiß nicht wiederholen könne.

Für den unwahrscheinlichen, fast unmöglichen Fall aber, daß jener furchtbare Proceß ein Seitenstück in unserer Gegenwart finden sollte ... wenn er da im Mittelpunkt der allgemeinen Theilnahme stehen, wenn er der eigentliche Champion sein würde? ... Der Gedanke war nicht auszudenken.

Diese ahnungsvolle Vorbereitung zu dem ehrenreichen Amte, das ihm später übertragen werden sollte, ist nicht das einzige Bemerkenswerthe, das wir beim Beginne seiner Thätigkeit wahrnehmen. Wer sich zu den höchsten Höhen der Popularität aufschwingen will, muß sich schon vorher im Flug versucht haben. Er muß lange Zeit und mit zähem Eifer das Ziel in's Auge gefaßt und alle seine Gedanken, alle seine Bestrebungen auf das eine Ziel hin gerichtet haben. Er muß mitunter sogar davor nicht zurückgeschreckt sein, seinem Leben eine Richtung zu geben, die wegen ihrer Vermessenheit dem ängstlichen Freunde Bedenken und Besorgniß einflößt. Er muß mit einem Worte zu sich selbst und zu seinem Stern ein unerschütterlich festes Vertrauen haben. In der Entwicklungszeit fast jedes berühmten Mannes lassen sich derartige Prämissen nachweisen, wenn es auch dem Forscher wegen Mangels an biographischen Daten oft schwer fällt, diese Voraussetzungen festzustellen. Der Fernstehende muß sich da wohl oder übel auf den Zufall verlassen, der sich bisweilen als der gefälligste und tüchtigste Mitarbeiter erweist.

Und so war es offenbar auch ein Zufall, der den Schreiber dieser Zeilen auf einer Reise an den schönen, grünen Ufern des Rheins gelegentlich nach Mainz führte ... Da hörte er eines Abends in einem Wirthshaus, wie am Nebentische die Stammgäste, während sie ihr Glas Bier tranken, eine ungewöhnlich lebhafte Unterhaltung führten. Und worüber anders hätten sie wohl sprechen und sich ereifern können als über die unvermeidliche Affaire Dreyfus? Darüber hat nun allmählich wohl Jedermann seine Weisheit zum Besten gegeben, und ich gestehe offen, daß ich mich für die Auslassungen meiner zufälligen Nachbarn nicht besonders interessirte. Plötzlich hörte ich aber von einem der Gäste eine Aeußerung, die meine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselte.

„Wissen Sie," sagte einer der Stammgäste, „daß ich Labori sehr gut gekannt habe? Er hat sich im Jahre 1877 längere Zeit hier in Mainz

aufgehalten. Sein Vater hatte ihn hierher gebracht, damit er Deutsch lerne und im Champagnergeschäft sich ausbilde. Der kindliche Gehorsam, der Labori über den Rhein geführt hatte, war indessen doch nicht stark genug, um ihn zu veranlassen, alle väterlichen Wünsche zu respectiren. Im kaufmännischen Deutsch brachte er es nicht weit, aber zur Sprache der deutschen Dichter fühlte er sich lebhaft hingezogen. Die Gedichte von Goethe und Schiller kannte er fast alle auswendig. In Bezug auf den Verkauf von Champagner und die Kenntniß der großen Marken, Carte blanche, Impérial sec u. s. w., zeigte er sich so aufsässig wie möglich. Wenn der junge Volontär im Comptoir nicht erschien, so war der Principal nicht weiter beunruhigt darüber. Wußte er doch, daß er den jungen Menschen zu Hause über seinen juristischen Büchern finden würde, die er aus Rheims, seiner Vaterstadt, heimlich mitgebracht hatte.

„Wir waren gleichaltrig, im Jahre 1860 geboren, und ich hatte für den hochaufgeschossenen, blonden jungen Mann mit dem hellen, offenen, ehrlichen Blick wirkliche Freundschaft gewonnen. Sein Gesicht von lebhaftem und eigentlich freundlichem Ausdruck wies oft einen schwermüthigen Zug auf. Die Thätigkeit, die dem jungen Labori von seinem Vater angesonnen wurde, behagte ihm gar zu wenig, und er fühlte sich in der Fremde nicht wohl.

„Nach einjähriger Verbannung in Mainz gelang es meinem Freunde, seinen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen. Er durfte nach Paris zurückkehren und sich dem Rechtsstudium widmen. Obgleich ich seitdem von Labori selbst nichts mehr gehört hatte, hatte ich doch eine so starke Sympathie für ihn gewonnen, daß ich mir alle Mühe gab, ihn auf seiner weiteren Laufbahn zu verfolgen. Und so könnte ich Ihnen denn nahezu Tag für Tag und Schritt für Schritt sein Dasein bis zum Augenblick, wo er zur Berühmtheit gelangte, erzählen."

Es schlug zehn Uhr. Die Stammgäste erhoben sich, drückten sich die Hände und suchten ihre Häuslichkeit auf. Ich machte mich mit dem Freunde Laboris, der noch am Tische sitzen geblieben war, bekannt, und als er hörte, daß ich ein ganz besonderes Interesse am Vertheidiger Zolas nähme, erbot er sich in der liebenswürdigsten Weise, mir am anderen Tage alle Daten zu geben, die für einen wissensdurstigen Biographen von Interesse sein konnten.

Während Labori seine Studien auf der juristischen Hochschule absolvirte, wo er nicht viel einflußreiche Bekannte und recht wenig Geld hatte, gelang es ihm, mit der „Gazette du Palais" in Verbindung zu treten, deren Chefredacteur er im Jahre 1884 wurde. Während der Zeit des ersten juristischen Grades, die man in Frankreich gewöhnlich im Bureau eines Rechtsanwalts oder Notars verbringt, redigirte er eine juristische Fachschrift. Man darf daher von ihm sagen, daß er, was recht selten geschieht, zugleich sein eigener Lehrer und sein eigener Schüler gewesen ist. Die Redaction

eines Blattes wie die „Gazette du Palais“, die alle Urtheile und Erkenntnisse des Tages verzeichnet und commentirt, verschaffte Labori sehr bald bei seinen Collegen den Ruf eines hervorragenden Rechtskundigen, und viel früher, als sein Name im großen Publikum bekannt war, wurde er schon in den Fachkreisen seiner Berufsgenossen geschätzt. Aus der täglichen Prüfung der im Gerichtsgebäude zur Entscheidung gelangenden Fragen entstand ohne Zweifel das „Rechtsrepertorium“, ein sehr bedeutendes Werk, dessen zwölf Quartbände wohl genügt hätten das Leben eines Mannes auszufüllen, das aber Labori in einigen Jahren zu gutem Ende geführt hat.

Aus seiner leitenden Stellung an der „Gazette du Palais“ erklärt sich auf natürliche Weise die Begründung der Monatsschrift „Revue du Palais“, deren Herausgeber Labori wurde, die nach einiger Zeit sich zur „Grande Revue“ umgestaltete und sich im Fluge zu einer der vornehmsten und geschätztesten litterarischen Veröffentlichungen aufgeschwungen hat.

Einige große Processe, wie der des ersten Anarchisten von der „Propaganda der That“, Duval, der die Wohnung der hervorragenden Malerin Madeleine Lemaire ausgeraubt hatte, wie der auf Ansuchen des Sultans gegen das Organ der Jungtürken in Paris angestrengte Proceß, wie der Proceß gegen den Anarchisten Vaillant, der von der Galerie aus eine Bombe mitten unter die Deputirten warf, wie der Panamaproceß, wo er den Abgeordneten Antides Boyer vertheidigte und dessen Freisprechung durchsetzte, erhoben den jungen Advocaten in verhältnißmäßig kurzer Zeit auf die Stufe der rhetorischen Meister und stellten ihn in die Avantgarde der unabhängigen Vertheidiger, die sich nicht vor der Vertretung von Angelegenheiten fürchten, welche von Angsthubern als compromittirend verschrieen werden.

Frau Hauptmann Dreyfus konnte in der That keinem geeigneteren Advocaten das Werk der Revision anvertrauen, als diesem hochbegabten, muthigen jungen Anwalt. Sobald sich der Einfluß Laboris auf die Angehörigen des verurtheilten Hauptmanns geltend macht, sieht man, wie die Familie Dreyfus sich zu energischen Entschlüssen aufrafft, die sie nun um jeden Preis durchzuführen entschlossen ist.

So bestrebt sich Labori, für die unglückliche Frau in den Proceß Esterhazy einzugreifen. Sein Gesuch wird indessen vom Kriegsgerichte schroff abgelehnt, und er muß unverrichteter Sache sich zurückziehen. Aber der Gladiator steht nun in der Arena und wartet nur auf den Augenblick, da der Kampf beginnt, um alsdann seine Kräfte zu erproben.

Da tritt Zola auf. Er hat bisher nicht die geringsten Beziehungen zu Labori gehabt; ebensowenig kennt er die Clienten des jungen Advocaten, die Familie Dreyfus. Mit der dröhnenden Stimme eines biblischen Predigers in der Wüste verkündet er in genialer Begeisterung seinem Volke die fürchterlichen Irrthümer, in die man es verstrickt hat, die Katastrophen, die es bedrohen. Sein Dichterblick dringt bis in die Tiefen des Abgrundes. Er

erspäht die gemarterte Unschuld, er geißelt die teuflischen Umtriebe, welche die göttlichen Gebote weder dem Urheber noch denen verzeihen, die sie dulden. Die ernsten, eindringlichen Mahnungen werden verkannt, und welches Unheil bringt diese Verkennung über das arme Frankreich! Jedes seiner feurigen Worte ist eine verhängnißvolle Prophezeiung. Auch nicht einer von denen, deren Verbrechen er geahnt hat, ist dem Schimpf und der Schande entgangen; und während dieser durch selbsterwählten Tod sein Urtheil spricht, werden die anderen gezwungen vor der Oeffentlichkeit Buße für die von ihnen verübten Schandthaten zu thun.

Bei diesem großartigen Aufschrei der Wahrheit, des Mitgefühls, der Barmherzigkeit, der gerechten Sache schaarte sich Alles zusammen, was in der Menschheit im Grunde seiner Seele noch eine vornehme Regung, ein reines Gefühl sich bewahrt hatte. Aber auch die Anderen wurden Eins und verbanden sich gegen den, der das Donnerwort gesprochen hatte, — alle egoistischen Regungen, alle fanatischen Blindheiten, alle Grausamkeiten, alle hinterlistigen politischen Speculationen.

Dem Propheten, der sich zum Märtyrer gemacht hatte, eilte Labori zu Hilfe. Er durchbrach die Reihen der Menge, die mit Steinen und Schmutz auf ihn warf, und mit seinem schönen Talente, seiner edlen und stoischen Uneigennützigkeit errichtete er vor dem schwer Angegriffenen ein mächtiges Bollwerk.

Um diesen furchtbaren Kampf zu bestehen und der Coalition aller Gewalten eines Staates Widerstand zu leisten, der Regierung, der Armee, der Menge, bedurfte es einer sittlichen und einer physischen Kraft, die keine Abspannung und Ermattung kannten. Es bedurfte aber auch einer heroischen, ja einer kindlichen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Wie ein zweiter Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, durfte Labori beim Beginn der Verhandlungen gegen Zola sagen: „Ich bin mir wohl bewußt, daß hier mein Leben und meine Ehre auf dem Spiele steht.“

In diesem Hünen mit den breiten Schultern, der hellen, durchdringenden Stimme, die aus den unbekannten Tiefen, wo sich die geängstigte Wahrheit versteckt, hervorzubringen scheint, steckt nichts Komödiantenhaftes. Mit seiner großartigen und einfachen Offenheit ruft er dem Gerichtspräsidenten, der die Vertheidigung um jeden Preis lahm legen und die Wahrheit ersticken will, mit bebender Stimme entgegen: „Licht! Schaffen Sie uns Licht! Ich will nichts als Licht — ohne den geringsten Schatten!“

Weder der wüthende Aufschrei, noch die sarkastischen Sticheleien, weder das Hohngelächter der eigens zu diesem Zweck aufgebrachten Tollhäusler, die systematisch durch den ganzen Saal vertheilt sind und alle Gänge füllen, noch das bezahlte Murren und Brummen der hinteren Reihen, weder die drakonische Unbarmherzigkeit des Vorsitzenden, der ihm bei jedem Satze in's Wort fällt, noch die beleidigende Milde des siegesgewissen Generalprocurators — nichts vermag ihn aus der Fassung zu bringen oder sein Vordringen

zu hemmen. Er bleibt ruhig, überlegen, stark in seinem Gewissen, stolz im Bewußtsein, die gute Sache zu vertreten, und er wiederholt: „Schafft Licht, zerstreut die Finsterniß! Werft mich zu Boden, wenn ich lüge, aber nur durch Thatsachen und nicht durch Ableugnungen ohne sachlichen Untergrund!"

Und unverdrossen greift er mit seiner gewaltigen Hand wieder tief in die Kloake der Lügen, mit denen man ihn wegspülen will, und bringt jedes Mal ein neues Stück Wahrheit an's Sonnenlicht. Das Lärmen und Trampeln versetzt ihn wohl in Erregung, aber raubt ihm keineswegs die Klarheit des Urtheils und die Schärfe des Wortes. In großartiger ironischer Haltung wendet er sich an die Skandalmacher, die auf's Stichwort einzusetzen haben, und ruft ihnen lächelnd zu: „Wenn man mir Beifall klatscht, werde ich mitunter befangen. Wenn man heult, niemals."

Wie ein Erleuchteter, der in schnurgerader Richtung auf das heilige Ziel zuschreitet, geht er ruhig seiner Wege, und kein Hinderniß, kein ihm gelegter Fallstrick verlangsamt seinen Schritt. Von wunderbarer Schlagfertigeit parirt er jeden Streich, der gegen ihn geführt wird, und weist mit klassischer Gebärde die erbärmlichen Beschimpfungen, die von allen Seiten wider ihn laut werden, zurück.

„Bitte, bitte," ruft er aus, „Niemand wird hier die Keckheit haben, meinen Patriotismus anzuzweifeln. Mein Blut ist nicht weniger werth als das eines Generals, und wenn ich auch weniger Tressen habe, am Tage der Schlacht werde ich sicherlich nicht weniger Entschlossenheit und nicht geringeren Muth zeigen."

Sicherlich, wenn Einer berechtigt ist, für sich die Eigenschaft eines echten und rechten Franzosen in Anspruch zu nehmen, so ist es dieser Mann, in dem sich das Typische eines ganzen Stammes zu verwirklichen scheint — dieser Mann, der uns ein lebendiges Abbild jener Gallier vor die Augen führt, wie sie Michelet geschildert hat: von hohem, schlankem Wuchs, von starker Musculatur, blond mit frischen Farben, mit blauen, hellen, sanften Augen, mit immer lächelnden Lippen, die unter einem Scheine von Gutmüthigkeit und Gemüthlichkeit jene Gaben geistiger Feinheit, schnell fassender und leicht beweglicher Intelligenz zeigen, die die Cäsaren dazu veranlaßte sie in den römischen Senat zu berufen.

Während fünfzehn aufeinanderfolgender Sitzungen, vom 7. bis zum 23. Februar 1898, führte Labori in einer Atmosphäre, die von vorbedachter Ungerechtigkeit, von abgekarteten Lügen, von Wuth und Haß, von erheucheltem Patriotismus zum Ersticken erfüllt war, gegen eine erdrückende Uebermacht furchtlos und ohne einen Augenblick der Erschlaffung seinen Riesenkampf.

Als Genosse in diesem gefahrvollen und rühmlichen Unternehmen stand ihm sein getreuer Waffenbruder Albert Clémenceau auf diesem widerwärtigen Schlachtfeld treu zur Seite. Zwei, ja drei Kämpen waren hier nicht zuviel; denn man muß unzweifelhaft auch Georges Clémenceau hinzurechnen, den mit Recht bewunderten Verfasser der täglichen polemischen

Aufsätze der „Aurore", dessen Meisterschaft in dergleichen öffentlichen Händeln sich schon früher bei vielen Gelegenheiten in der Deputirtenkammer bewährt hatte.

Da, wo es so zahlreichen und so ernsthaften Gefahren zu trotzen galt, war Raum genug für eine ruhmreiche Thätigkeit aller Tapferen. Und so hat sich auch der junge Advocat Albert Clémenceau bei diesem Anlaß als ein Anwalt von reellem Werthe, als ein gewissenstreuer, von Rechtsgefühl und Menschlichkeit tief durchdrungener Mann offenbart. Sein scharfsinniges Erfassen aller vortheilhaften Momente, die aus irgend einem Zwischenfall zu gewinnen sind, seine gewissermaßen geometrische Präcision in der Stellung bedeutungsvoller Fragen, seine Kunst widerstrebenden Zeugen die Kehle zuzuschnüren und sie bei Verfänglichkeiten festzunageln, haben mehr als einmal dazu beigetragen, an Tagen der Entscheidung über die Verhandlungen helles Sonnenlicht auszugießen.

Unter den tragischen Episoden, die in diesen denkwürdigen Scenen hervorgetreten sind, steht wohl in erster Reihe die Vernehmung Esterhazys. Und der Auftritt hat sozusagen eine Shakespeare'sche Höhe erreicht. Im tiefsten, feierlichen Schweigen vor einer Zuhörerschaft, die den Athem anhält, um besser zu hören, tritt der Zeuge auf, der die ganze, volle Wahrheit kennt, der, wenn er will, mit einem Worte den Druck, der auf allen ruht, beseitigen könnte. Nicht weniger denn einundneunzig Fragen, die alle unbeantwortet bleiben, eine jede von der anderen durch den gleichen Zeitraum getrennt, der durch seine regelmäßige Wiederholung jedesmal die Gestalt eines neuen Geständnisses anzunehmen scheint, werden von Albert Clémenceau gestellt, der einfach, streng, sachlich, nüchtern und in der Folterung seines Opfers unerbittlich bleibt. Esterhazy wendet ihm den Rücken zu. Er hat sich entfärbt. Mit zitternder Hand umspannt er krampfhaft das Gitter der Zeugenbank. Er ist wie versteinert unter der unbarmherzigen und unendlichen Aufzählung seiner Verbrechen, die hier vor der Oeffentlichkeit von rächerischer Stimme verkündet werden, von einer Stimme, die niemals schweigt.

Die Geschichte wird eines Tages zu verzeichnen haben, daß diese beiden Advocaten, Labori und Clémenceau, ihrem Lande die Schande erspart haben, einen verabscheuungswürdigen Frevel zu begehen und alle Gesetze der Cultur mit Füßen zu treten. Dank ihrem Talente und ihrem Muthe ist ihr Ansehen von Sitzung zu Sitzung gewachsen, haben sie sich jedesmal, wenn man sie niedergerannt zu haben wähnte, um so stärker und gewappneter zu neuen Angriffen erhoben und aus dem Abgrund von Lug und Trug, in dem man sie unschädlich zu machen hoffte, die strahlende Wahrheit an's Sonnenlicht gehoben. Sie haben diejenigen zum Sprechen gezwungen, die sich das Gelübde des Schweigens auferlegt hatten. Sie haben das geängstigte Gewissen ihrer Gegner derart erschüttert, daß diese sich in wahnwitzigste Thorheiten verrannt haben, in hirnverbrannte Ver-

worrenheiten, aus denen die fast wunderbaren Ereignisse sich herausgehoben haben, die schließlich die Revision des Processes Dreyfus zur Nothwendigkeit machten.

In Paris hatten weder die nichtswürdigen Beschimpfungen noch die Todesbedrohungen der sinnbethörten, entfesselten Bande auch nur auf einen Augenblick die Kraft Laboris in seinem Kampfe für die Wahrheit lähmen können. Erst in Rennes haben die Kugeln eines gedungenen Mordbuben, der diesmal die Drohungen in die That umzusetzen hatte, ihn auf einen Augenblick niedergestreckt. Aber auch nur auf einen Augenblick. Kaum lag er danieder, nicht länger als gerade nothwendig war, um einen Schrei allgemeiner Entrüstung und entsetzter Theilnahme durch die ganze Welt hallen zu lassen, so erhob er sich wieder, muthiger, furchtbarer und respectgebietender denn je zuvor. Für diejenigen, die ihn zu tödten geglaubt hatten, war er das sagenhafte Gespenst, der sprechende Todte, der mit dem tödtlichen Geschoß zwischen den Schultern jetzt und immer wieder Rechenschaft heischt für die begangenen Missethaten. Durch dieses niederschmetternde Beispiel hat gewissermaßen die Natur den Beweis erbringen wollen, daß auch durch die erbärmlichsten und gewaltsamsten Mittel die dröhnende Stimme der Ehre, des Rechts, der Gerechtigkeit, der verfolgten Unschuld nicht erstickt werden kann, auch nicht, wenn sich alle Gewalten eines großen Reiches zusammenthun.





Der bessere Mensch.

Von

einem Optimisten.

Europa 1898 und 1899.

V. Die Ueberflüssigen.

Das bessere Menschenthum entspringt aus der Nothwendigkeit, den Durchschnittsmenschen gegen den schlechteren Menschen zu vertheidigen.

Beim größten Optimismus kann man sich nicht dem Wahne hingeben, daß diese Nothwendigkeit jemals aufhören werde. Wie es immer körperlich Schwache geben wird, wird es auch geistig Schwache geben. Gegen deren Einfluß müssen sie selbst, muß die Menschheit geschützt werden.

Die diesbezüglichen Aufgaben des besseren Menschen sind aber mannigfach, denn sie müssen den jeweiligen, sich stets verändernden Verhältnissen angepaßt werden. Sie bestehen einfach darin, der Wirksamkeit des schlechteren Menschenthums gerade dort entgegenzutreten, wo sie sich manifestirt, und mit jenen Mitteln, die am geeignetsten sind, sie zu bekämpfen.

„Die Fähigkeit, den Weg vorauszusehen, den die Menschheit zu gehen hat, ist in größerem oder geringerem Grade allen Menschen eigen," sagt Tolstoi in seinem „Das Reich Gottes", was ihn aber nicht hindert, hinzuzufügen: „daß es stets zu allen Zeiten Leute gegeben hat, in welchen diese Fähigkeit mit besonderer Kraft sich offenbart."

Nun denn, diese wenigen Menschen sind eben berufen, nicht nur die Menschheit im Allgemeinen zu leiten, sondern auch die besseren Menschen zu verbinden und ihnen die Wege zu weisen, die sie zum Zwecke der eigenen Erhaltung und der fortschrittlichen Entwicklung im Allgemeinen einzuschlagen haben. Die Völker, bei denen die Worte der Propheten in der Wüste verhallen, sind dem Tode geweiht; jene aber, bei denen er nicht

nur treue Gefolgschaft erlangt, sondern auch vermag Schule zu machen, sind berufen, die Führerschaft der Menschheit zu übernehmen. „Voir, prévoir et prévenir" sei das Motto des besseren Menschen, und indem er die Gegenwart fest in's Auge faßt, sichert er die Zukunft.

Unterläßt er dies und meint seinen Pflichten voll zu entsprechen, indem er heute dasselbe leistet, was er gestern geleistet hat, meint er sich Verdienste um die Menschheit zu erwerben, wenn er im Schweiße seines Angesichtes offene Thüren einrennt, mit einem Worte: verliebt sich der Vertheidiger in die von ihm überwundene Gefahr und die Waffen, mit denen er siegte; hält er an Beiden fest und will durchaus auf der alten Basis weiter kämpfen, statt den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen und den Feind dort anzugreifen, wo er in Wirklichkeit sein Unwesen treibt; so entspricht der bessere Mensch seiner Aufgabe nicht, und er wird zum Ueberflüssigen.

Die Weltgeschichte ist saturirt von Kämpfen, deren Zweck einerseits die Beseitigung, andererseits die Selbsterhaltung des Ueberflüssigen war.

Auch heute noch werden die vitalsten Interessen der Menschheit durch solche Kämpfe in den Hintergrund gedrängt, aber es beginnt Tag zu werden, an allen Ecken und Enden der Culturwelt regt sich das Bedürfniß, den Windmühlenkampf einzustellen, mit den Don Quixotes aufzuräumen und Gut und Blut blos dafür einzusetzen, was der Menschheit wirklich frommt, nicht aber diese in Angriff und Vertheidigung überwundener Standpunkte zu vergeuden.

Am besseren Menschen ist es gelegen, strenge darüber zu wachen, daß die vitalen Interessen der Menschheit von heute nicht durch strammes Festhalten an Interessen der Menschheit von gestern beeinträchtigt werden. Sie selbst müssen dafür sorgen, daß im eigenen Kreise die „Ueberflüssigen" verhindert werden, die fortschrittliche Bewegung durch ihr todtes Gewicht zu hemmen. Vom besseren Menschen muß das Gute gespendet werden, denn wo es vom Durchschnittsmenschen erzwungen wird, hört es auf gut zu sein.

Der Durchschnittsmensch kämpft eben nur für sich, die Gesellschaft aber, deren einzelne Mitglieder blos den eigenen, nächstgelegenen Vortheil im Auge haben und in der Lage sind zu verfolgen, ist dem Untergange geweiht.

* * *

Wenn die Vorbedingung der Entwicklung des Menschen zum besseren Menschen der hierzu geeignete Boden ist, so muß selbstverständlich das Auge des besseren Menschen vor Allem darauf gerichtet sein, diesen Boden seinem Geschlechte zu erhalten.

Selbst dem übertriebensten Apostel der modernen Schlagworte: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" wird es kaum beikommen, den erworbenen oder ererbten Boden gemäßigter Zone freiwillig mit den Bewohnern minder begünstigter Gegenden theilen oder gar auf dessen Besitz zu ihren Gunsten kampflos verzichten zu wollen.

Im Gegentheil, die vornehmste Pflicht des besseren Menschen besteht gerade darin, Alles aufzubieten, um den seiner Führung anvertrauten Durchschnittsmenschen zu befähigen, den besessenen günstigen Boden zu behaupten; er muß darnach trachten, die Muskelkraft und geistige Kraft seines Anhanges zu entwickeln und zu diesem Zwecke zu verwerthen. — Nebst dem directen Vortheile des zur Selbstentwicklung geeigneten Bodens bietet das Vaterland dem Menschen durch die Nothwendigkeit seiner Vertheidigung auch noch jenen Impuls, dessen er immer bedarf, um sich im besseren Menschenthume zu erhalten.

Sobald der bessere Mensch aufhört, in der Behauptung der väterlichen Scholle seine erste und heiligste Aufgabe zu erkennen, wird er zum „Ueberflüssigen", denn alle seine eventuellen Bemühungen zum Wohle der Menschheit entbehren des Rückgrates, hängen in der Luft, — sind illusorisch.

Allerdings giebt es aber unzählige Gradationen der Empfindung, die landläufig Patriotismus genannt wird; die Liebe zur Scholle, sowie die Selbstliebe sind unendlicher Entwickelung fähig. Wer seine Liebe auf die väterliche Scholle beschränkt, wer die Scholle auch gegen die Gemeinde und den Staat durch Dick und Dünn vertheidigen will, zählt ebenso zu den Ueberflüssigen wie Jener, der dem Internationalismus huldigt.

Und immer ist es der bessere Mensch, der in diesen Irrthum verfällt, jener Mensch, der nicht für sich allein lebt und webt, sondern einen außerhalb seiner gelegenen höheren Zweck anerkennt, aber nicht im Stande ist zu begreifen, daß dieser höhere Zweck, das anzustrebende Ideal, mit der Entwicklung des Positivums Schritt halten muß, um über diesem zu stehen, die Menschheit vorwärts zu treiben.

* * *

Die bessere Race, der es gelungen ist, auf einem ihrer Entwicklung günstigen Boden einen Staat zu gründen, vermag diesen blos unter zwei Bedingungen zu erhalten:

1. indem sie innerhalb des Staates das Durchschnittsmenschenthum gegen den schlechteren Menschen beschützt und ihm ermöglicht, sich moralisch, physisch und materiell zu entwickeln;

2. indem sie den ihrer Führung anvertrauten Staat zum Factor des allgemeinen Fortschrittes werden läßt.

Wie der bessere Mensch, so ist auch der bessere Staat berufen, den Durchschnittsmenschen gegen den schlechteren Menschen zu schützen; und wie die Führerschaft des besseren Menschen im Staate, so wird auch die Führerschaft des besseren Staates in der Staatengesellschaft blos anerkannt und geduldet, wenn sie diesem Zwecke entspricht.

Die internationale Aufgabe des besseren Staates besteht somit im Sorgen für jenen Theil der menschlichen Gesellschaft, der sich seiner Führerschaft anvertraut, was ihn aber von der Verpflichtung nicht entbindet, auch

auf jenen Theil der Menschheit möglichst Rücksicht zu nehmen, der es vorzieht, seine eigenen Wege zu wandeln.

Sobald der Staat diesen beiden Verpflichtungen nicht entsprechen will oder kann, zählt er auch zu den „Ueberflüssigen" und wird der Vortheile des besseren Menschenthumes verlustig.

Der einzelne Mensch, die einzelne Race, der einzelne Staat, deren Entwicklung der allgemeinen Entwicklung nicht förderlich ist, kann die ererbte dominirende Stellung einige Zeit durch Gewalt erhalten, muß aber dem anderswo nothwendig erstehenden besseren Menschenthume schließlich weichen, weil dem fortschrittlichen Naturgesetze entsprechend dieses allein zur Herrschaft berufen ist.

Das bessere Menschenthum kann sich blos durch Selbstbeschränkung erhalten, und diese Selbstbeschränkung führt nothgedrungen zu einer hierarchischen Organisation, der sich das bessere Menschenthum freiwillig zu unterwerfen hat.

1. Adel.

Es mag noch so unmodern klingen, aber die Aufgaben des besseren Menschenthumes sind in keinem Collectivismus deutlicher zu Tage getreten, als in der Institution des christlichen Ritterthums, dessen idealer Superlativ in der Arthur-Sage zur Darstellung gelangt.

Die physisch stärksten und gewandtesten, geistig entwickeltsten, materiell stelbstständigsten Männer einer geographisch begrenzten kleinen Welt verbinden sich zum hohen moralischen Zwecke, die ihnen von Gott verliehene Kraft der Vertheidigung von Wittwen, Waisen und sonstigen Schwachen, der Unterdrückung jeglicher Willkür zu weihen. Sie schaaren sich um ein sichtbares Oberhaupt aus ihrer Mitte, das sie zum Besten der Besseren stempeln und dessen Führerschaft sie sich freiwillig unterwerfen.

Das Grundprincip, auf welchem das christliche Ritterthum fußt, ist die Liebe. Die Liebe zur Scholle; die Liebe zur Verkörperung des Vaterlandes, zum Fürsten; die Liebe endlich zur Menschheit, deren Dienste es sich durch die Anbetung des universellen, großen, einzigen Christengottes geweiht hat.

Indem der Ritter sich dem Fürsten in loyaler Treue unterordnet und gelobt, Recht und Ordnung im eigenen Lande zu schützen, entspricht er der Aufgabe des besseren Menschenthums nach innen; durch die Anerkennung der Gebote Christi entspricht er dessen Aufgabe nach außen, indem er sich verpflichtet, der gesammten Menschheit zu dienen. Wenn sein Sorgen für Andere sich auf die Christenwelt beschränkt, so erstreckt sich hingegen die Rücksichtnahme auch auf Nichtchristen; das Ritterthum macht loyalen Humanismus selbst dem Feinde gegenüber zur Pflicht.

Der Collectivismus des christlichen Ritterthums beschränkt sich nicht auf eine Generation, er umfaßt die Vorfahren und Nachkommen; er beschränkt sich auch nicht auf einen Staat, sondern trachtet, das bessere Menschenthum der gesammten christlichen Welt in sich zu vereinen.

Wie durchdrungen die auf den Principien des christlichen Ritterthums erbaute moderne Culturwelt von dessen idealer Auffassung ist, beweist u. A. die in der Hälfte des XVI. Jahrhunderts geführte Controverse über die Grenzen der Rechte europäischer Eroberer den Ureinwohnern der entdeckten neuen Welten gegenüber. Las Casas, Bischof von Chiaja, vertheidigte die Rechte der Indianer Amerikas den spanischen Eroberern gegenüber, und Kaiser Karl V. berief 1550 eine Junta nach Valladolid, um diese Frage zu erörtern.

Die Anerkennung eines Naturrechtes und die Versuche, die Rechte und Pflichten der Kriegführenden durch einen allgemein geltenden Codex zu regeln, sind unstreitig auf den Geist zurückzuführen, der vom christlichen Ritterthum ausgeht und bis zum heutigen Tage mit zunehmender Kraft gegen die römisch-heidnische Auffassung kämpft: daß dem Starken Alles erlaubt sei.

* * *

Mit der Entwicklung des Staatenthums als einzig berechtigte Abgrenzung der Erde, als einziger Vermittler zwischen Individuum und Menschheit, muß jeder andere Collectivismus in den Hintergrund treten.

Auch das christliche Ritterthum hat mit dieser Nothwendigkeit zu rechnen, und will es sich auf der Höhe des besseren Menschenthums erhalten, so muß es im Staatsbürgerthum aufgehen. Das einzige Vorrecht, das auch heute noch vom Ritterthum beansprucht werden kann, ist die freie Ausübung seiner Pflichten; und ihm dieses streitig zu machen, liegt weder im Interesse des Staates, noch des Individuums.

Das Ritterthum als Collectivismus, als Klasse, hat allen andern Klassen als Vorbild jener Tugenden zu dienen, denen es seinen Ursprung verdankt, und nicht nur wird es sich auch ferner erhalten, es wird seine Reihen sogar täglich verstärkt sehen durch den Zufluß aller Jener, die nach besserem Menschenthum streben.

Blos jene Mitglieder des ererbten Adels, die aus den Tugenden der Ahnen das Recht schöpfen wollen, ohne eigenes Zuthun, ohne Beanspruchung besonderer Pflichten eine bevorzugte, maßgebende Stellung einzunehmen; die weder dem Staate behilflich sind im Sorgen für die Summe der Staatsbürger, noch der Summe der Staatsbürger in der Pflichterfüllung dem Staate gegenüber; jene Adeligen, die als Klasse Staat im Staate sein wollen, verurtheilen sich selbst zur Rolle der „Ueberflüssigen" und dürfen sich nicht wundern, wenn sie als solche betrachtet werden.

2. Bürgerthum.

Wie der Adel im Ritterthum, so erscheint die Bürgerschaft im Collectivismus Gemeinde verkörpert. Während aber das Ritterthum seinem Wesen

nach berufen ist, die Interessen des Staates, ja der gesammten Menschheit niemals aus dem Auge zu verlieren, sich somit im besseren Menschenthume zu erhalten, besteht die Aufgabe der Bürgerschaft einzig darin, in der Gemeinde für die Erhaltung des Durchschnittsmenschen zu sorgen, ohne Berücksichtigung der Gefahren, die der selbstischen Gemeinde von außen nothwendig erstehen müssen.

Das charakteristische Merkmal des Bürgerthums ist der Drang, die Gemeinde der gesammten Außenwelt zum Trotze zu erhalten.

Die Gemeinde ist nicht gewillt, Pflichten für das allgemeine Wohl zu übernehmen, beansprucht aber vom Allgemeinen die Respectirung ihrer Sonder-Existenz. Die so häufig beklagte Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit einzelner Staaten ist darauf zurückzuführen, daß solche Staaten sich aus der Gemeinde entwickelt haben und nicht im Stande waren, deren Verfassung ihren höheren Aufgaben zu adaptiren.

Die Gemeinde ist ihrer Natur nach antistaatlich und zählt im Staate nicht zu den Factoren der Vertheidigung, sondern zum Durchschnittsmenschenthume, das verlangt, vertheidigt zu werden.

Und wie das im Staate verkörperte bessere Menschenthum verpflichtet ist, für das Durchschnittsmenschenthum in seinem Bereiche überhaupt zu sorgen, so muß es auch der Gemeinde seinen Schutz angedeihen lassen, zugleich aber verhindern, daß sie jemals zur Herrschaft im Staate gelange.

Die Gemeinde ist berufen, als Bindemittel zwischen Familie und Staat zu dienen, als Selbstzweck zählt sie zu den „Ueberflüssigen".

Die Gemeinde als Cultur-Centrum.

Die harmonische Entwicklung von Muskelkraft und geistiger Kraft unter der Oberhoheit der moralischen Kraft ist das Ideal gesellschaftlicher Organisation.

Wo auf irgend einem Erdenpunkte dieses Ziel erreicht zu sein scheint, entsteht ein Centrum, das einerseits das bessere Menschenthum anzieht, andererseits berufen ist, es nach allen Windrichtungen hin zu propagiren.

Die Anziehungskraft dieser Centren ist aber durchaus nicht blos ethischer Natur.

Wenn der bessere Mensch sie als Mekka betrachtet, nach welchem er pilgert wie nach dem Urquell der Wahrheit, so fluthet das Durchschnitts-Menschenthum dahin, von der Hoffnung geleitet, dort die Segnungen höherer Cultur im höchstpersönlichen Interesse ausnützen zu können.

Die Anziehungskraft der großen Centren auf die Massen besteht in nichts Anderem, als in dem Drange nach der „Economie de l'effort"*), und zwar hauptsächlich nach Sparung der Muskelkraft.

*) Yves Guyot.

Man zieht nach der Stadt, um leichter zu erwerben und leichter zu genießen. Ein Jeder trägt zu Markte, was er zu bieten hat, weil der Austausch von Arbeit und Lohn ein möglichst unmittelbarer zu werden verspricht.

Jede Leistung hat die sofortige Gegenleistung im Gefolge, was man gewinnt, kann ohne zeitraubenden und kostspieligen Umsatz auch genossen werden.

Dies hat zur Folge, daß die Organe der Leistung sich auf einen Punkt concentriren, zuweilen vertiefen, aber auch einseitig bleiben, hingegen jene des Genießens sich höchst complicirt in die Breite entwickeln.

Ob die Leistungsfähigkeit mit der Genußfähigkeit Schritt hält, ja ob der angestrebte Genuß dem Erhaltungs- und Fortpflanzungstriebe entspricht, darnach wird nicht gefragt. Die complicirte Entwicklung der Genußorgane hat das Gleichgewicht des Organismus zerstört, es kann sich dieser nur mehr complicirt erhalten. Der Naturmensch wird zum künstlichen Stadtmenschen, bei dem das Was durch das Wie in den Hintergrund gedrängt wird. Es entsteht eine neue, höchst tyrannische Macht, die Mode, der sich der Durchschnittsmensch, so wie jeder anderen Macht, bedingungslos unterwirft.

Man speist nicht mehr, weil man Hunger verspürt, sondern weil die Tafel gedeckt ist, oder weil man den Nachbar speisen sieht.

Während nun der bessere Mensch nach dem Culturcentrum eilt, um dort im Vereine mit Seinesgleichen das Möglichste zur Entwicklung des allgemeinen Fortschrittes zu leisten, kommt der Durchschnittsmensch blos in der Absicht dahin, möglichst leicht zu gewinnen und möglichst viel zu genießen, wodurch er allmählich lernt, sich auf Kosten Anderer zu erhalten, und zum schlechteren Menschen herabsinkt.

Je größer das Centrum wird, je mehr Menschen es zu beherbergen vermag, um desto ungünstiger gestaltet sich in ihm das numerische Verhältniß zwischen den besseren Menschen, Durchschnittsmenschen und schlechteren Menschen.

Die Großstadt verlangt vom Individuum das Aufgeben eines Theiles seiner Freiheit, ohne ihm hierfür den nöthigen Schutz angedeihen lassen zu können, sie arrogirt sich die Rechte des Staates, ohne seine Pflichten zu übernehmen. Die Großstadt saugt das Individuum für sich allein aus, seine Leistungsfähigkeit und Genußfähigkeit zugleich, sie wird zum Pfuhle der Gesammtselbstsucht, geschwängert durch die Selbstsucht der Einzelnen. Durch einseitige, kurzsichtige Selbstsucht wird das Cultur-Centrum zum Centrum der Barbarei, kein Krieg zwischen Staaten entmenschlicht den Menschen in solchem Maße, wie der bis auf's Messer geführte Kampf um's Dasein auf einem engen Raume zusammengepferchter Egoisten.

Ein Bindeglied zwischen Familie und Staat, ein Hort der Cultur bleibt die Gemeinde nur so lange, als sie sich der Oberhoheit des Staates

unterzuordnen gezwungen ist; sobald sie sich zum Selbstzwecke erhebt, sobald sie dem Staate Concurrenz macht, wird sie nicht nur überflüssig, sondern geradezu schädlich.

Die Großstadt ist zugleich particularistisch und international; indem sie im Interesse der eigenen ökonomischen Entwicklung trachtet, zum Mittelpunkte des Weltmarktes zu werden, gehört sie auch mehr der Welt im Allgemeinen an, als dem Staate, auf dessen Territorium sie sich zufällig befindet.

Die Liebe zur Scholle führt logisch zur Liebe des Staates. Die Stadt als Selbstzweck ist ein Hinderniß dieser Entwickelung; sie nimmt die Kräfte, die der Pflege der Scholle und des Staates gewidmet werden sollen, für ihr eigenes Gedeihen in Anspruch.

Wie die Kraft und das Wohl des Individuums, so soll auch die Kraft und das Wohl des Staates der Großstadt zum Opfer gebracht werden. Der Staat hat ihr zu Liebe das flache Land zu vernachlässigen, ja als Colonie zu behandeln und auszusaugen; er soll fremde Staaten mit Kriegen überziehen, um die ökonomische Wohlfahrt der Großstadt gegen fremde Concurrenz zu sichern.

Sobald der Staat sich dazu hergiebt, der Selbstsucht der Großstadt zu dienen, verfällt er selbst in diese und vergißt seiner Pflichten der Staatengesellschaft gegenüber, deren würdiges Mitglied er zu bleiben hat, um sich zu erhalten.

* * *

Wie jede Bewegung, so bedarf auch die Culturbewegung eines Centrums, je mehr Cultur-Centren es in einem Staate giebt, um desto allgemeiner wird dessen Entwicklung.

Sowohl vom Principe der Arbeitstheilung, als von jenem der hierarchischen Organisation wäre darnach zu trachten, daß unter der Oberhoheit des Staates jede einzelne Culturbewegung ihr gesondertes Centrum gewinne.

Unvermeidlich ist die Agglomeration der Massen auf Punkten, deren geographische Lage gewisse Erwerbsthätigkeiten begünstigt. Flüsse und Seehäfen, reiche Kohlenlager, der Arbeitskraft gesunde förderliche Luft und gesundes Wasser, leichte Zufuhr von Lebensmitteln ꝛc. sind natürliche Werthe, deren Ausnützung nicht gehemmt werden soll. Wozu aber deren Anziehungskraft künstlich vermehren oder auf solche Menschen ausdehnen, für deren Thätigkeit der betreffende Erdenpunkt von Natur aus nicht vortheilhaft ist? Wozu vor Allem auch das für den Staatsbetrieb nothwendige Centrum auf einen Ort versetzen, der bereits zum Mittelpunkte einer anderen Culturarbeit geworden ist?

Der Erdenpunkt, auf welchem die Geschäfte des Staates besorgt werden sollen, muß dem Getriebe der Erwerbsthätigkeit möglichst entrückt sein, er sei der Sammelplatz der besten der besseren Menschen, deren Pflichterfüllung nicht durch den Andrang des Durchschnittsmenschenthums gehemmt werden darf.

Der Sitz des Monarchen, der Regierung, des Parlamentes werde dem Getriebe des vielseitigen Wettbewerbes individueller Interessen entrückt.

Wo dies nicht der Fall ist, wo es der Hauptstadt gelingt, im höchst persönlichen Interesse auch die Leiter des Staates in ihre Mauern zu locken, sehen wir diese, nach möglichst abgekürzter Pflichterfüllung, erleichterten Herzens davoneilen, um die verlorene Ruhe, die aufgeriebene Energie des Geistes und Körpers in der Einsamkeit des Landlebens wieder zu gewinnen.

Und wie die heutige Generation des besseren Menschenthumes, so soll auch die heranzuziehende nächste Generation dem verpesteten Großstadtleben möglichst entrückt werden.

Die große Culturarbeit der Erziehung bleibe der Großstadt ferne und bilde eigne Centren.

Allerdings ist der bessere Mensch berechtigt, wo immer er lebt und wirkt, aller Culturerrungenschaften, die das Leben versüßen und erleichtern, theilhaftig zu werden. Bei der heutigen Verständigungs- und Verkehrs-Leichtigkeit ist dies jedoch überall zu erreichen. Die Production ist zu decentralisiren, die Consumption centralisirt sich von selbst auf allen Erdenpunkten, wo Consumenten hausen, und die civilisirende Kraft der verfeinerten Consumption wird auf diese Weise über das ganze Land verbreitet.

Wo ist der Gelehrte und wirkliche Künstler zu finden, der sich in seinem Wirken nicht gerne von den Massen absperrt? Universitäten und Künstlerakademien gedeihen am besten in kleinen Gemeinden, deren Mittelpunkt sie bilden.

Aber auch Fabriks- und Handelsstädte können nur gewinnen, wenn die anderen culturellen Thätigkeiten ihnen ferne bleiben.

Der Gewerbethätigkeit werden jene Punkte überlassen, auf welchen sie sich am leichtesten und lohnendsten entwickelt. Ueber ihre beiden großen Bundesgenossen, Feuer und Wasser, mag sie ungestört verfügen, ungestört durch den Andrang ihrer productiven Kraft nicht bedürftiger Klassen.

Die Ambition der Centren, Alles in sich zu vereinigen, was gut und theuer ist, entspringt blos der Eitelkeit, dem Snobbismus und ist ein Eingriff in die Rechte des Staates.

Der Staat aber, der solches begünstigt, zieht sich hiermit einen Rivalen groß, einen Rivalen, der droht, ihm über den Kopf zu wachsen, seine Thatkraft für sich in Anspruch zu nehmen, den Zweck seines Bestehens zu fälschen, ihn durch die Concurrenz mit anderen Staaten, um den Besitz der an Ausdehnung größten Hauptstadt zu Grunde zu richten.

Nicht die möglichst große Hauptstadt macht ein Reich mächtig und blühend, sondern die möglichst große Zahl blühender Cultur-Centren, die ihm ihr Dasein verdanken.

Wir wiederholen es: Die Gemeinde als Selbstzweck zählt zu den „Ueberflüssigen“.

3. Capital.

Ist das Capital überflüssig? Oder doch das Capital in Händen Einzelner? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir vor Allem untersuchen, was Capital ist.

Capital ist zurückgelegter Ueberschuß durch Arbeit erlangter Werthe.

Was aber sind Werthe? Werthe sind alle jene Natur- oder Kunstproducte, deren der Mensch zur Selbsterhaltung bedarf oder die ihm dazu dienen, Lebensbedürfnisse durch Arbeit oder Tausch zu erwerben. Somit ist, wer über mehr Werthe verfügt, als er zur Fristung des augenblicklichen Daseins bedarf, d. h. wer capitalisirt hat, reich.

Durch Reichthum werden Individuum und Gemeinde in die Lage versetzt, ihre Energie auf Erreichung anderer Ziele zu verwenden, als auf die augenblickliche Selbsterhaltung. Da aber Cultur jeglicher Art davon bedingt ist, daß der Mensch nicht genöthigt sei, blos den thierischen Instincten der Selbsterhaltung und Fortpflanzung zu leben, ist Reichthum in der Bedeutung augenblicklicher materieller Selbstständigkeit ein Schritt zum besseren Menschenthum.

Daher sind auch die Oekonomisten die Begründer der Biologie und Sociologie; sie haben richtig erkannt, daß Cultur von der Ersparniß, vom Capitalisiren bedingt ist.

Somit ist der Reichthum vom Standpunkte cultureller Entwicklung der Menschheit niemals „überflüssig", in wessen Hände er auch gelange. Jene, die keinen Reichthum erworben haben, sind dadurch, daß irgend Jemand Reichthum erworben hat, individuell nicht um ein Jota schlechter gestellt, als wenn Niemand Reichthum erworben hätte; während die Gemeinde, deren auch nur ein Mitglied Reichthum erworben hat, anderen Gemeinden gegenüber aus dem Grunde bevorzugt erscheint, weil in ihrem Bereiche eine Kraft besteht, die für andere Zwecke wirken kann, als für die Befriedigung thierischer Bedürfnisse des Augenblicks.

Allerdings kann der Reiche seinen Reichthum für das Gesammtwohl mehr oder minder nützlich verwenden, der Entwicklung zum besseren Menschenthum dient er aber jedenfalls dadurch, daß er zum Capitalisiren anspornt, somit der menschlichen Energie ein neues Feld eröffnet.

Durch Capitalisiren für die Sicherung des kommenden Tages zu sorgen, ist unstreitig ein höheres Ziel als jenes des Lebens von der Hand zum Munde, es erhebt den Menschen aus dem Niveau der Befriedigung seiner thierischen Instincte, die es ihn niederzukämpfen veranlaßt. Wer capitalisiren will, muß der Versuchung, Alles dem augenblicklichen Genusse aufzuopfern, entsagen, er muß lernen, sich zu bezwingen und dem Ich von morgen das Ich von heute unterzuordnen, und er wird zum besseren Menschen.

Blos die unheilvolle Lügenlehre, daß der Mensch von Natur schlecht sei, läßt den Einen fürchten, der Andere müsse mit der ihm durch Reichthum ertheilten höheren Kraft unbedingt Mißbrauch treiben.

Der Mensch ist aber nicht schlecht, er kann nur schlecht werden, indem er für schlecht gehalten und schlecht behandelt wird.

Die zweite Lügenlehre, durch welche die Armuth zur Bekämpfung des Reichthums angespornt wird, ist jene der Gleichheit.

Die Menschen sind aber nicht gleich, schon darum nicht, weil niemals allen Menschen die gleiche Kraft innewohnen wird sich zu beherrschen. Wer sich nicht zu beherrschen vermag, steht immer unter dem Niveau desjenigen, der sich beherrscht, und muß über Kurz oder Lang unter dessen Botmäßigkeit gelangen.

Das Capitalisiren und dadurch das Ansammeln von Reichthum in einer Hand verhindern wollen, heißt so viel wie den Impuls des Menschen zur Selbstentwicklung lähmen. Die Selbstentwicklung ist stets darauf gerichtet, die Selbsterhaltung von der Muskelkraft unabhängig zu machen, d. h. die geistige Kraft und die moralische Kraft in sich zu steigern.

Die Yves Guyot'sche „Economie de l'effort" ist in erster Linie auf die Schonung der Muskelkraft gerichtet, welche nur durch Anspannung erstens der geistigen und schließlich auch der moralischen Kraft erreicht werden kann.

Ist es aber irgend Jemandem gelungen, durch geistige Arbeit ein Werkzeug zu construiren, durch dessen Anwendung den Naturkräften mit geringer Mühe eine größere Leistung abgerungen wird, so ist dies ein Gewinn für die gesammte Menschheit. Dem Erfinder einen Löwenantheil am Gewinne zu gewähren ist einfach Gerechtigkeit.

Sagen wir nun, um uns eines modernen Beispieles zu bedienen: alle Erfindungen eines Edison würden von der gesammten Menschheit mit Bewunderung und Dankbarkeit angenommen, demselben Edison aber seitens seiner Mitbürger versagt werden, sich zu Hause an den Früchten seines geistigen Sieges zu erfreuen, so hieße das soviel, als ihn zum Lohne seines segensvollen Wirkens zum Hungertode zu verurtheilen oder zu verbannen.

Dem, durch eine dem Wohle der Menschheit oder auch nur eines engeren Gesellschaftskreises gewidmete Thätigkeit erlangten Reichthum und dessen Vererbung auf die Nachkommen die gesetzliche und gesellschaftliche Anerkennung zu versagen, hieße soviel als zu gestatten, daß ein Mann seine volle Kraft darauf richte, der Gesammtheit zu dienen, jedoch zu verbieten, daß er persönlich hieraus Nutzen ziehe. Das erworbene Gut seinem Nächsten zu Gute kommen zu lassen, ist gleichfalls eine Art, und zwar die edelste Art, sich dessen zu erfreuen.

Ein Collectivismus aber, der seinen Mitgliedern nur Production gestattet und nicht auch Consumption, verurtheilt sie zum Frohndienste zu Gunsten Anderer.

Ueberall proclamirt der radicale Doctrinarismus das Recht der Arbeit. Um diesem Rechte auch praktischen Nutzen beizugesellen, verlangt er die Eröffnung von fremden Absatzgebieten zur Verwerthung der Arbeit. Mit dem-

selben Athemzuge will er aber seinem, durch erfolgreiche Arbeit reich gewordenen Mitbürger verbieten, dieses natürlichste, nächstgelegene Absatzgebiet zu sein. Den Durchschnittsmenschen läßt sowohl das Elend wie der Reichthum Jener kalt, die seiner sinnlichen Anschauung durch Ferne entrückt sind. Auch das Elend seines nächsten Nachbars vermag ihn nur in seltenen Fällen zu rühren, aber sein Ueberfluß ist ihm ein Dorn im Auge.

Auch hier spielt blos die Machtfrage eine Rolle; der Arme fürchtet seinen reichen Nachbar, weil er im Bewußtsein der eigenen Schwäche in ihm seinen Herrn erkennt.

Wieviel wird heute nicht von der modernen weißen Sklaverei gefaselt! Mit welch' hochtrabenden Phrasen wird nicht das Schicksal der unglücklichen Armen beklagt, die dem glücklichen Reichen auf Gnade und Ungnade preisgegeben sind!

Allerdings kann ja auch mit Reichthum Mißbrauch getrieben werden, wie mit jeder anderen Kraft, aber diesen Mißbrauch treibt vornehmlich der Durchschnittsmensch, dessen materielle Stellung ihn nicht selbstständig macht, aber doch genügt, um den noch weniger Reichen zu bedrücken.

Wer jemals in der Lage war, die Stellung eines Mädchens für Alles in einer ärmlichen Bürgerfamilie, jene des Knechtes bei einem Kleinbauer zu beobachten, der weiß, was weiße Sklaverei in Wirklichkeit bedeutet.

Der wirklich reiche, daher materiell völlig selbstständige Mann muß im eigenen Interesse für Jene sorgen, die ihm die Erhaltung und den Genuß seines Reichsthums ermöglichen. Er muß seinen Reichthum mit Anderen theilen und wird dies um so williger und in um so größerem Maße, als dadurch sein eigener Reichthum weniger Gefahr läuft, verloren zu gehen.

Blos der Diener des verhältnißmäßig Armen ist Sklave, je reicher der Herr, um desto weniger Sklave ist der Diener. Und dies weiß der Arme ganz genau, ohne die verwirrenden Lehren der Gleichheits-Apostel wird er immer lieber dem Reichen dienen, als dem nach Reichthum ringenden Halbarmen.

Die beliebte Theorie einer vom Capital unabhängigen Arbeiterklasse, die sich selbst beschäftigt und regiert, ist Utopie; denn entweder geht sie zu Grunde oder sie gedeiht und schafft ein neues Capital, gegen dessen Allmacht der Kampf von Neuem zu beginnen hätte.

Nur unter einer Voraussetzung kann das Capital als Uebel erscheinen, und das ist, wenn das Capital den Grundprincipien der Entwicklung zum besseren Menschenthume untreu wird, nämlich der Erhaltung des Bodens.

Und das ist es eben, wozu der locale Radicalismus einer Nation den Reichen drängt. Fühlt letzterer sich zu Hause über Gebühr gebunden oder chicanirt, so durchstreift er die Fremde. Ubi bene, ibi patria. Dem Reichen ist es überall bene, wo es ihm gestattet wird, seines Reichthumes zu genießen.

Der zu Hause ungerecht behandelte Capitalist wird schließlich vaterlandslos. Knüpft ihn kein Interesse an den Staat, so verwerthet er seine Kraft auf Förderung internationaler Interessen.

Aber wie die internationale Arbeit, so entbehrt auch das internationale Capital des Rückgrates, Eines wie das Andre hängt in der Luft, sobald es des Vaterlandes vergißt.

Der Entwicklung zum besseren Menschenthume dienlich ist blos jenes Capital, das sich mit dem Staate solidarisch fühlt. Will das Capital, auf internationalem Boden fußend, sich trotz und gegen den Staat erhalten, so wird es zu Staub.

Der Staat hat blos die Creditfähigkeit der Symbole des Reichthums zu negiren, Edelmetalle und Edelsteine als nutzlosen Tand zu erklären und gegen diese die eigene, durch Boden und Bevölkerung begründete Creditfähigkeit in's Feld zu führen, und er bleibt auf der ganzen Linie Sieger.

Ein Capital, das nicht im Staate wurzelt, die Creditfähigkeit des Staates nicht erhöht, ist eben nicht Reichthum.

Es kann Jemand alles Gold und alle Diamanten der Welt in seiner Hand vereinigen und darüber Hungers sterben.

Der moderne Kampf zwischen Goldwährung, Silberwährung und Doppelwährung müßte als kindische Spielerei erscheinen, läge ihm nicht ein subversiver, antistaatlicher Gedanke zu Grunde.

Reichthum ist blos die anerkannte Creditfähigkeit; die Werthzeichen der Zukunft, die Symbole eines wirklich bestehenden Reichthums, durch die der Austausch wirklicher Werthe ermöglicht wird, sind Checks, Staats- oder durch den Staat garantirte Banknoten und Nickel.

Gold und Silber sind Scheinwerthe, deren Ansammlung und gegenseitiges Ausspielen ist blos ein Mittel der Agiotage, eine Waffe, deren sich das vaterlandslose Capital gegen den Staat bedient.

Der Vertheidigungskampf gegen die Uebergriffe mit diesen Symbolen ist berechtigt, doch hüte man sich davor, das Kind mit dem Bade auszugießen.

Nicht der Capitalist, sondern blos der antistaatliche, internationale Capitalist zählt zu den „Ueberflüssigen".

4. Der Bauer.

Der Bauer bildet nicht eigentlich eine Klasse, er ist mit der Scholle so eng verwachsen, daß Bauer und Land sozusagen gleichbedeutend sind, wie dies z. B. in Rußland vor nicht gar langer Zeit sehr drastischen Ausdruck fand, indem man die Größe eines Grundbesitzes nach der Seelenzahl der Leibeigenen berechnete.

Nicht nur ist der Staat ohne Bauer undenkbar, man kann sogar behaupten, daß der Staat überhaupt nur besteht, um den Bauer zu erhalten.

Sobald der Mensch aufhört Nomade zu sein, identificirt er sich mit dem von ihm occupirten, durch ihn gepflegten Boden.

Zur Nutzbarmachung und Vertheidigung dieses Bodens verbindet er sich mit seinem Nachbar.

Die für jeden Collectivismus unentbehrliche Theilung der Arbeit führt jedoch zur Begründung zweier Klassen, jener, die sich die Nutzbarmachung und jener, die sich die Behauptung des Bodens zur vornehmlichen Aufgabe stellt.

Da die Vertheidigung des Bodens einer größeren Concentrirung der Kräfte bedarf, als die auch durch jeden Einzelnen mögliche Pflege des Bodens, und diese concentrirten Kräfte der zersplitterten Kraft des Bodenbauers, d. h. Bauers materiell überlegen sind, mußte die mit der Behauptung des Bodens betraute Klasse über kurz oder lang die Herrschaft über jene der Nutzbarmachung erlangen.

Gar bald wurde denn auch das Mittel zum Zwecke erhoben. Die herrschende Klasse richtete ihr Augenmerk blos auf die Behauptung und Vermehrung des Grundbesitzes, während dessen Nutzbarmachung nicht nur vernachlässigt, sondern häufig sogar erschwert, ja geradezu unmöglich gemacht wurde.

Wo dies der Fall war, trat alsbald die Nothwendigkeit ein, diese Nutzbarmachung seitens des Bauers nicht für ihn, sondern zu Gunsten der herrschenden Klasse zu erzwingen.

Was der Bauer nicht freiwillig zu leisten gewillt war, als er keinen genügenden persönlichen Vortheil mehr darin fand, wurde ihm aufgenöthigt, der Bauer wurde zum Leibeigenen.

Um ihn zur Arbeit zu zwingen, wurde zur Fiction gegriffen, der Grund und Boden könne nicht sein persönliches Eigenthum bilden und gehöre der Gesammtheit, der Gemeinde, dem Staate, in dessen Interesse er nutzbar gemacht werden müsse.

Mit der Ausübung dieses Zwanges wurde die herrschende Klasse betraut. Diese aber war durchaus nicht gewillt, blos für die Gesammtheit zu wirken, sie zwang den Bauer zur Arbeit, beanspruchte jedoch deren Erträgniß für sich.

Die Fiction des staatlichen Grundbesitzes wurde durch die Fiction des Grundbesitzes der herrschenden Klasse ersetzt, gegen welche nunmehr sowohl der Staat als auch der Bauer sich zu vertheidigen gezwungen waren.

Für die Dauer konnte sich jedoch weder die eine noch die andere Fiction erhalten.

Nach vielen Evolutionen gelangte schließlich die Wahrheit zur Geltung, man war genöthigt, zum Ausgangspunkte zurückzukehren.

Da der Grundbesitz sich als werthlos erwies, sobald er nicht nutzbar gemacht wurde, die Nutzbarmachung aber in Händen des Bauers lag, fand man sich genöthigt, ihm Interesse an der Nutzbarmachung zu gewähren.

Für sich arbeitet ein Jeder besser als für Andere. Der Bauer mußte in die Lage versetzt werden, den Boden für sich nutzbar zu machen, er wurde zum freien Besitzer.

Wie der Theilungsproceß zwischen der herrschenden Klasse und dem Bauer vor sich ging und wie lange Zeit er in Anspruch nahm, war den verschiedenen Localverhältnissen nach verschieden.

Die Fiction aber, daß der gesammte Grund und Boden der herrschenden, d. h. mit der Vertheidigung und Verwaltung des Staates betrauten Klasse angehört, war hiermit endgiltig beseitigt.

Jene des staatlichen Eigenthumsrechtes hingegen hat sich erhalten, da eigentlich nur das Besitzrecht eine Fiction war. Dieses Besitzrecht wird heute allgemein dem Bauer ebenso zuerkannt wie dem landsässigen Adel, und im Interesse des Letzteren sowohl als in jenem des Staates ist es gelegen, den Bauer als Pfleger der Scholle zu erhalten.

Die volle Freiheit des Grundeigenthums ist allerdings mit dem Bestehen des Staates unvereinbar, wie ja die volle Freiheit des Individuums es auch ist.

Die erhaltende Gesammtheit muß erhalten werden; man muß ihr einen Theil der persönlichen Freiheit zum Opfer bringen, will man ihr angehören.

Je weniger der Staatsbürger von der Nothwendigkeit dieses Opfers durchdrungen ist, um so mehr muß er gebunden werden.

Die mit der Vertheidigung des Bodens betraute Klasse, die diesen Boden seiner Zeit erobert oder allsonst rechtlich erworben hat, ist nach den Gesetzen der Psychologie schon aus Tradition staatserhaltend.

Sie ist es insbesondere dort, wo sie auch heute noch an der Machtausübung des Staates Betheiligung findet. Allerdings vergißt sie zuweilen vorübergehend des Staates, indem sie um ihren Einfluß im Staate kämpft, aber dieser Kampf selbst ist eine Anerkennung des Staatenthums.

Vom Bauer hingegen ist nicht zu erwarten, daß er aus freien Stücken für die Erhaltung der Gesammtheit eintrete, ja nicht einmal, daß er im Interesse der Gesammtheit sich selbst zielbewußt erhalte.

Je weniger der Bauer aber selbstständiger Factor der Staatserhaltung und Selbsterhaltung, d. h. Subject ist, um so mehr muß er als schutzbedürftiges Object anerkannt werden.

In der Bevormundung des Bauers, sowohl bezüglich der Selbsterhaltung, als auch bezüglich der Nutzbarmachung des Bodens, muß der Staat und die herrschende Klasse sich theilen, weil Beides im Interesse Beider gelegen ist.

Je entwickelter und selbstständiger aber der Staat wird, d. h. je weniger er der freiwilligen Betheiligung der herrschenden Klasse zur Selbsterhaltung bedarf, um so weniger darf er die herrschende Klasse mit der Bevormundung des Bauers betrauen.

Indem die herrschende Klasse selber im Staate aufzugehen hat, muß sie als solche auch ihrem Rechte der Beherrschung anderer Klassen entsagen.

So lange die herrschende Klasse jedoch ihren Verpflichtungen der Gesammheit gegenüber nachkommt, ist es im Interesse Letzterer gelegen, den moralischen Einfluß Ersterer auf die erwerbenden Klassen zu wahren.

Der Staat hat in der herrschenden Klasse das Bewußtsein der Solidarität mit dem Staate zu erhalten und sie zu vermögen, in Anerkennung dieser Solidarität den Grund und Boden, daher auch jene Klasse, die mit dessen Nutzbarmachung betraut ist, zu pflegen.

Worum es sich beim Bauer handelt, ist blos der Grad und die Form seiner Bevormundung.

Und zwar gewinnt diese Frage vom Standpunkt des Gesammt-Interesses dadurch eine besondere Wichtigkeit, daß der völlig freie Grundbesitz des Bauers den Keim seines Unterganges enthält.

Höchst lehrreich sind diesbezüglich die in Holländisch-Indien gemachten Erfahrungen.

Im Jahre 1860 wurde dort die Leibeigenschaft aufgehoben und das System des Gemeindebesitzes eingeführt.

Später jedoch fand die liberale Strömung in den Niederlanden es für angezeigt, einen weiteren Schritt zu decretiren. Der Gemeindebesitz wurde zwischen den Bauern als freies Eigenthum vertheilt.

Die Folge hiervon war, daß die Bauern größtentheils verarmten und sich genöthigt sahen, den Grundbesitz an ihre einstigen Herren zu verkaufen, von denen sie ihn wieder pachtweise übernahmen.

Hiermit wurden sie, wenn auch nicht der Form nach, sondern factisch abermals zu deren abhängigen Knechten.

Und diese Evolution ist bei völlig freiem Bauernbesitz unvermeidlich.

Da dem Bauer das Capital und die Kraft der Association mangelt, er außerdem conservativ veranlagt, schwer zur Einsicht gelangt, seine Werkzeuge verbessern zu müssen, wird es ihm unmöglich, die Concurrenz mit dem Großgrundbesitz zu bestehen.

Seit mehr als einem Jahrhundert beschäftigt das Problem, die Freiheit des Bauernbesitzes mit dessen Sicherung zu verbinden, die Agrarpolitiker der Culturwelt.

Von Justus Möser und Sir Frederik Pollock bis zu Herrn von Miquel wird in der einen oder der anderen Richtung geschrieben und gewirkt.

Der Grund, warum der Bauer erhalten werden muß, liegt weder in den einstigen Fictionen des Eigenthumsrechtes des Staates oder der herrschenden Klasse auf den gesammten Grund und Boden, noch in dem nicht mehr bestehenden Motiv, daß der Bauer der größte Steuerzahler ist. Der Bauer muß einfach darum erhalten werden, weil der einzige wahre Reichthum des Staates sowohl, als auch der herrschenden Klasse, das

Areal des Staates, ohne Bauer aufhört nutzbringend zu sein, und weil auch die materielle Vertheidigungskraft des Staates, das Heer, nur durch das möglichst große Contingent der Bauernschaft erhalten werden kann.

Der Bauer hat aufgehört die größte Quelle der directen Geldsteuer zu sein, ist und bleibt aber die größte Quelle der Blutsteuer und der für die Ertragsfähigkeit des Bodens unentbehrlichen Arbeitssteuer.

Der Staat kann sich allerdings auch als Handlungshaus betrachten und einige Zeit erhalten; er kann sich zum Luxus-Aufenthalt der Reichen entwickeln, der durch die Arbeit entfernter, fremder Völkerschaften genährt wird; aber in dieser Gestaltung wird die Staatsmacht zur künstlichen Hierarchie, die zusammenbrechen muß, wenn ihr die Kraft zur Bändigung und die Gelegenheit zum Aussaugen der Außenwelt versagt. Ein Venedig von längerer Dauer ist heute undenkbar!

Der Staat als natürlicher hierarchischer Aufbau muß in der Scholle wurzeln und seine Kraft aus dieser schöpfen.

Die Handelsthätigkeit des Staates hat sich lediglich darauf zu richten, die Steuerkraft des Bauers zu schonen, den Geldwerth des Bodens zu heben.

Industrie und Handel sollen an keine Staatsgrenze gebunden sein, aber das hierdurch erlangte Capital ströme nach der Heimat zurück, um den heimatlichen Boden zu verbessern, ertragfähig zu machen und hierdurch mittelbar auch den Staat zu bereichern.

Das höchste Ziel jeder Erwerbsthätigkeit sei die Erlangung von heimischem Grundbesitz, und wenn der Staat einerseits jede gesunde und rechtliche Erwerbsthätigkeit durch Wahrung des internationalen ökonomischen Bodens nach Möglichkeit fördert, andererseits den Grundbesitz nach Möglichkeit entlastet, so müssen Production und Consumption von selbst die Erhöhung des Nationalreichthums bewirken.

Nicht durch Schutzzoll soll der Grundbesitz künstlich ertragfähig gemacht werden, sondern der Werth des Grundbesitzes soll durch Erhöhung der Nachfrage gesteigert, also das Capital erhöht und die Interessen des im Boden ruhenden Capitals, die Einkünfte des freien Grundbesitzes, nicht durch unverhältnißmäßige Besteuerung vermindert werden.

Der steigende Kaufpreis von Grund und Boden ist auch das sicherste Zeichen des steigenden Nationalreichthums.

Um nun den Bauer einerseits durch freien Besitz zu vermögen, die Scholle im eigensten Interesse möglichst zu verwerthen, andererseits zu hindern, daß er sich ihrer begebe, muß die Pflege der Scholle nicht künstlich belastet, zugleich aber deren Besitz gebunden werden.

Ein geeignetes Mittel hierzu wäre vielleicht ein den Localverhältnissen entsprechend gesetzlich zu bestimmender Minimal- und Maximal-Umfang des freien Bauernbesitzes. Der Minimalbesitz sollte ein untheilbares, unver-

äußerliches Fideicommiß für den ältesten Sohn bilden, das auch gegen die Verschuldung sicher zu stellen wäre. Der Maximalbesitz sollte die Grenze bilden, die ein Bauern-Fideicommiß nicht übersteigen dürfte. Ueber diese hinaus gemachte Acquisitionen eines reich gewordenen Bauern sollten dessen anderen Kindern zufallen und für diese gleichfalls zu Fideicommissen erhoben werden oder im Falle deren Abganges vom Staate gekauft und an keinen Grund besitzende Landbewohner als Pachtungen vertheilt werden, unter Bedingnissen, die für sie die seinerzeitige freie Erwerbung ermöglichen.

Die Veräußerung des überzähligen Bauernbesitz-Complexes an Privatkäufer dürfte nicht ausgeschlossen sein, weil dies zur Entwerthung des Grundes und Bodens führen müßte, aber diese Käufer müßten verpflichtet werden, den erworbenen Grundbesitz gleichfalls an Bauern so zu verpachten, daß sie mindestens ihr Pachtrecht, unter der Bedingniß, ihren Verpflichtungen nachzukommen, auf den ältesten Sohn vererben könnten.

Es wäre somit der Pächter gleichsam inamovible und der Grundbesitz in fester Bauernhand sichergestellt.

Wo der Bauernstand in einem Staat nicht gehörig zahlreich vertreten ist, sollte der vom Staat erworbene oder in Ermangelung anderer Erben dem Staat zufallende Grund und Boden theils als freies Bauerneigenthum, theils als erbliche Pachtung ausgedienten Soldaten zum Lohne treuer Dienstleistung überlassen, das heißt durch gedrillte, an Arbeit gewöhnte Männer colonisirt werden. Zu dieser Colonisirung wären im Falle großer Entvölkerung eines Staates auch fremde, Ackerbau treibende Völkerschaften heranzuziehen.

Der fideicommissarisch gesicherte Bauernbesitz würde die Stellung des Bauers derart festigen und wünschenswerth erscheinen lassen, daß hierdurch die Anziehungskraft anderer Berufsthätigkeiten, besonders aber der großen Centren, bedeutend abnehmen müßte.

Da der Staat nichts Anderes ist, als die Summe der in ihm bestehenden Grundbesitze, so muß dahin getrachtet werden, daß jeder, auch der kleinste Grundbesitzer, sein vornehmstes Interesse in der Erhaltung des Staates erblicke.

Immer und überall sind die am meisten staatserhaltenden Elemente der landsässige Adel und Bauer. Der an die Gemeinde gebundene Bürger ist von Natur aus Localpatriot; der Capitalist als Arbeitgeber, der nicht ansässige Staatsbürger als Arbeitnehmer neigen zum Internationalismus hin.

Es liegt somit im Interesse des Staates, den landsässigen Adel und Bauer im Besitze der Scholle zu erhalten, den Arbeitgeber und Arbeitnehmer aber zu veranlassen, sein durch Arbeit und Sparsamkeit erworbenes Capital auf Ankauf von heimischem Boden zu verwenden.

Hierdurch müßte 1. der Werth des Bodens durch erhöhte Nachfrage steigen, 2. müßte das Capital nationalisirt werden, indem es an die Scholle gebunden wird.

Der Unterschied zwischen adeligem oder Großgrundbesitz und Bauernbesitz ist evident. Während vom Bauer blos verlangt wird, für seinen Hausstand und seine Scholle zu sorgen, ist der Großgrundbesitz seinem Wesen nach mit dem Sorgen für alle Jene verbunden, ohne deren Beihilfe er nicht productiv gemacht werden könnte. Der Bauernbesitz gewährt Freiheit, der Großgrundbesitz auch Macht. An letzterer kann nur betheiligt werden, wer bereit ist, sich den damit verbundenen Pflichten sowohl dem Staate, als auch der Landbevölkerung gegenüber zu unterziehen.

Während aber das Binden großer Grundbesitze oft nur eine künstliche Steigerung des Bodenwerthes erzeugt, müßte das Binden möglichst vieler, freier Bauernbesitze dies Ziel auf eine natürliche, den Interessen des Staates wie den Interessen einer möglichst großen Zahl von Staatsbürgern entsprechende Weise erreichbar machen.

Der Bauer als freier Grundbesitzer zählt niemals zu den Ueberflüssigen; seine Erhaltung werde somit nach Möglichkeit gesichert, seine Zahl nach Möglichkeit vermehrt.

Der ererbte Großgrundbesitz ist kein Hinderniß hierfür, und auch die Erwerbung des Großgrundbesitzes ist es nicht, denn wo der Werth des Grundbesitzes in stetiger Zunahme begriffen ist, wird dessen Cumulirung in einer Hand sich von selbst limitiren.

Gebunden dürfte der Großgrundbesitz allerdings nicht für die Ewigkeit werden, aber z. B. das englische System des Bindens auf die zweitnächste Generation ist gewiß ein gesundes Mittel zur Hebung des Bodenwerthes.

5. Armee.

Was einst die Ritterschaft in die Hand nehmen mußte, die Vertheidigung des Schwachen gegen die Willkür des Starken, ist heute ausschließlich Sache des Staates und zwar in gleichem Maße nach innen und nach außen.

Das Ritterthum ist seines Vorrechtes, als Schirmer der Menschheit, in dem Augenblicke verlustig geworden, als es nicht mehr im Stande war, dieser Aufgabe zu entsprechen.

Nicht die Erfindung des Schießpulvers allein hat die neuen Verhältnisse geschaffen, sondern die Entwicklung der Cultur im Allgemeinen, die Verbreitung des materiellen Wohlstandes durch Wissenschaft, Handel und Gewerbe, das in den Vordergrund-Treten ökonomischer Interessen breiterer Basis.

Sobald mit der Steigerung der Bedürfnisse des Durchschnittsmenschenthums sich auch die Bedürfnisse des besseren Menschenthums steigern, muß es darauf bedacht sein, sich auch über jene Kräfte auszubreiten, die es vermögen, den Erwerb mit den Bedürfnissen Schritt halten zu lassen.

Das bessere Menschenthum kann sich nicht mehr auf der beschränkten Basis einer Klasse erhalten, es muß sich auf alle Klassen der Gesellschaft

ausdehnen, die sich um die Erlangung des materiellen Wohlstandes bemühen, es muß sich im Interesse des Gesammtwohles aller neuen Waffen bedienen, über die das selbstische Durchschnittsmenschenthum verfügt.

Die Ritter der Lanze haben sich zu den Rittern der Feder und der Elle zu gesellen, um mit diesen vereint das gemeinsam besessene Stück Erde, das gemeinsame Vaterland gegen den schlechteren Menschen zu vertheidigen.

Der hierarchische Aufbau aller dieser Kräfte wurzelt in der Scholle und gipfelt im Staate, dessen Oberhaupt berufen ist, sie im Gleichgewichte zu erhalten.

Im Gleichgewichte erhalten können diese Kräfte aber nur dadurch werden, indem man sie veranlaßt, neben der Verfolgung ihrer persönlichen Ziele des gemeinsamen Zieles, der Kräftigung des Staates, nicht zu vergessen.

Nach wie vor ist der bessere Mensch berufen, das Sorgen für das Durchschnittsmenschenthum zu übernehmen und dessen Entwicklung zu fördern, er muß somit vor Allem darauf bedacht sein, zur Vertheidigung des Staates alle Kräfte heranzuziehen, die ihn bilden.

Der Staat ist die Summe der besessenen Schollen und die Summe ihrer Bewohner. Die Erhaltung des Staates liegt somit im Interesse aller jener, die er beschirmt.

Je mehr dieses Interesse allen waffenfähigen Männern eingeprägt wird, und je mehr waffenfähige Männer der Staat heranzieht, desto leichter und sicherer ist dessen Vertheidigung gegen äußere Feinde.

Zur Vertheidigung gegen den schlechteren Menschen nach Innen genügt eine wohlorganisirte Gendarmerie, deren Aufgabe sich darauf beschränkt, den mit verschiedenen Berufspflichten beschäftigten Durchschnittsmenschen der Nothwendigkeit zu entheben, sich selber zu vertheidigen; die Vertheidigungsfähigkeit des Staates nach außen hingegen hat die natürliche Grenze erst dann erreicht, wenn jeder wehrfähige Mann in die Lage versetzt und veranlaßt wird, gegebenen Falles mit Erfolg zu den Waffen zu greifen. — Die Vertheidigungsaufgabe des Staates hat somit in der allgemeinen Wehrpflicht ihre einzig gesunde Lösung gefunden.

Wer die ihm eigene Scholle, den ihm eigenen häuslichen Herd, wer Eltern, Geschwister, Weib und Kind, wer seine zur Selbsterhaltung nothwendige Gewerbsthätigkeit durch den Staat geschirmt wissen will, muß zur Erhaltung dieses Staates durch Einsetzung aller seiner Kräfte, durch Aufopferung von Gut und Blut das Seinige beitragen wollen und können.

Blos so lange der Staat das Bewußtsein hatte, einem Theile seiner Angehörigen gegenüber hinter seiner Aufgabe zurückzustehen, durfte er diesen Theil nicht zu seiner Vertheidigung heranziehen. Die erste Bedingniß der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, dieser allgemeinen Bewaffnung, liegt somit im guten Glauben des Staates, seinen Pflichten allen Staatsangehörigen gegenüber nach bestem Wissen und Gewissen zu entsprechen.

Nicht das einzelne Individuum ist hier maßgebend, sondern die einzelnen Collectivismen, in die es hineingeboren wurde. Wo eine Klasse, Race oder Confession meint, durch den Staat der Willkür anderer Racen, Klassen oder Confessionen preisgegeben zu sein, kann von diesen nicht verlangt und erwartet werden, im Staate den Hort ihrer Selbsterhaltung zu erkennen.

Das sicherste Mittel zur Bekämpfung dieser Gefahr liegt darin, die verschiedenen Collectivismen, in welche das Individuum blos im Interesse der Selbsterhaltung aufgegangen ist, als überflüssig erscheinen zu lassen. Das Individuum muß erkennen, daß es des Aufgehens in Klassen-, Racen- oder Confessions-Cultus nicht bedarf, um seine Erhaltung und Entwicklung zu sichern; es muß erkennen, daß der Collectivismus „Staat“ allein genügt und im Stande ist, es nachhaltig zu schirmen.

Was aber könnte diese Erkenntniß wirksamer erzeugen, als das Appelliren an die individuelle Kraft, sich an der Vertheidigung der Gesammtheit zu betheiligen? In diesem Appell liegt eine Anerkennung der von jedem sonstigen Collectivismus unabhängigen Kraft des Individuums, in dem durch seine Bewaffnung erwiesenen Vertrauen der ernste Wille, auch seinen berechtigten Aspirationen gerecht zu werden.

Die volle Gleichheit in der Beanspruchung seiner Pflichten ist eine Garantie der vollen Gleichheit in der Anerkennung seiner Rechte; beides allerdings in einer, der Ungleichheit der Individuen entsprechenden hierarchischen Abstufung. Wie vom gewöhnlichen Durchschnittsmenschen nicht verlangt werden kann, sich als Feldherr an die Spitze der Armee zu stellen und diese zum Siege zu führen, so kann ihm auch das Recht nicht eingeräumt werden, einen Löwenantheil an den Erfolgen des Sieges zu beanspruchen. Auch hier aber darf nicht die Klasse maßgebend sein, in welche das Individuum hineingeboren wurde, sondern blos seine individuelle Befähigung, die durch den Grad der geleisteten Dienste zum Ausdrucke gelangt. Nirgends kommt die Nichtigkeit der verschiedenen Collectivismen, denen das Individuum sonst angehören mag, nirgends die Wichtigkeit des einzig gebotenen, höchsten Collectivismus „Staat“ deutlicher zum Ausdrucke, als in der Armee; nirgends auch die Nothwendigkeit einer hierarchischen Ordnung. Die auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhende Armee ist die beste Schule des Individuums zur Erlangung des Bewußtseins seiner Solidarität mit dem Staate. Der Staat, dem es gelungen ist, seine Wehrkraft auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht allen modernen Anforderungen entsprechend zu organisiren, repräsentirt aber eine so imponirende Macht, daß er auch die größte Bürgschaft der Friedenserhaltung bietet.

Aeußere Feinde wagen sich an keinen Organismus heran, dessen Vitalität und Vertheidigungskraft keinem Zweifel unterliegt. Immer sind es blos die inneren Zerwürfnisse, diese untrüglichen Zeichen der Schwäche eines

Organismus, die den Angriff äußerer Feinde provociren. An den Starken wagt sich Niemand heran, an den sich aber Niemand heranwagt, der braucht nicht vom Leder zu ziehen.

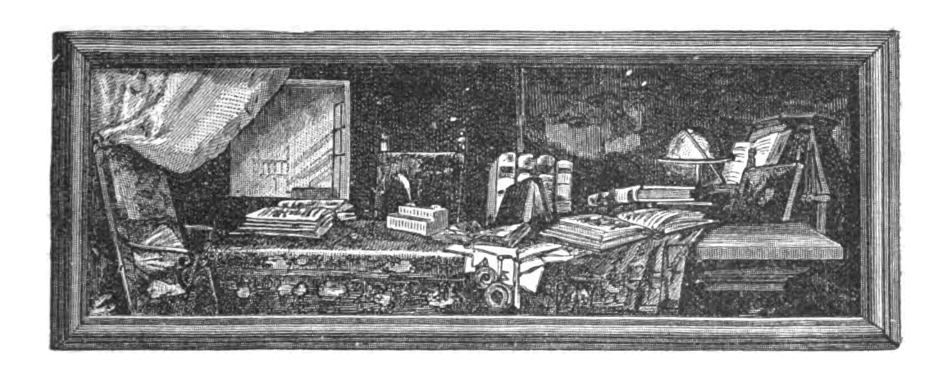
Andererseits bieten Staaten, deren Armeen aus der Gesammtzahl ihrer wehrfähigen Männer bestehen, auch eine Bürgschaft dafür, daß friedliche Nachbarn keine Gefahr laufen, ihrerseits angegriffen zu werden. Wo jeder Bürger Soldat ist, setzt der Krieg nicht blos eine fremde oder dem Bürgerthume entfremdete Berufsarmee auf das Spiel, die blos einen gewissen Geldwerth repräsentirt, sondern das eigenste Fleisch und Blut des Staates, einen kostbaren Theil seiner selbst. Daß aber mit diesem gespart werden muß, liegt auf der Hand; wo es sich nicht um Sein oder Nichtsein handelt, wird kein Staat auch nur ein Atom seines Lebensmarkes leichtsinnig aufopfern wollen.

Daß die öffentliche Meinung der Culturvölker, im Gegensatze zu den Traditionen vergangener Zeiten und trotz des heute allseitig herrschenden Chauvinismus, sich des Gedankens eines Weltfriedens auch nur bemächtigen konnte, ist unstreitig auf die großentheils eingeführte allgemeine Wehrpflicht zurückzuführen; und soll dieser fromme Wunsch jemals zur Wirklichkeit werden, so muß die Bürgerschaft der gesammten Culturwelt zum Zwecke der Abwehr in Waffen stehen.

Der Glaube, den der Staat hinsichtlich seiner unerschütterlichen Einheitlichkeit zu erwecken vermag, ist die einzige moralische Kraft, die ihn der Nothwendigkeit enthebt, seine physische und geistige Kraft materiell nachzuweisen.

Staaten, denen es gelungen ist, diesen Glauben zu erwecken, haben den höchsten Culturzweck erreicht; in ihren gegenseitigen Beziehungen hat die moralische Kraft den Sieg über die Muskelkraft und geistige Kraft errungen.

Die Armee, und zwar die möglichst große und möglichst schlagfertige Armee zählt somit vom Standpunkte der Entwicklung zum besseren Menschenthume niemals zu den „Ueberflüssigen", es wäre denn, daß der Staat selbst, dem sie angehört, zu den „Ueberflüssigen" zählt. Wo und wann dies der Fall ist, haben wir bereits nachzuweisen getrachtet, wollen aber zur größeren Verdeutlichung unserer Ansicht nochmals hervorheben, daß jener Staat, der nach innen und außen mehr prätendirt als leistet, der seinem selbstischen Wesen nach mehr Gemeinde ist als Staat; dessen Selbstständigkeit doch nur vom guten Willen der Staatengesellschaft abhängig ist, dessen Verschwinden von der Erdoberfläche weder als Vertheidiger des Rechtes, noch als Träger der Cultur auch nur die geringste Lücke hinterließe, offenbar mit voller Berechtigung für „überflüssig" erklärt werden kann. (Schluß folgt.)



Lavaters Aufzeichnungen über sein Zusammensein mit Goethe in Ems. 1774.

Mitgetheilt
von
Heinrich Funck.
— Gernsbach (Murgthal). —

Im 14. Buche seines Werkes „Aus meinem Leben" hat Goethe sein Zusammentreffen und Zusammenleben mit dem Züricher Propheten im Sommer 1774 lebendig geschildert. Bei der Abfassung dieser Partie seiner Selbstbiographie standen Goethe keine Aufzeichnungen zu Gebote; er schöpfte hier aus einer nahezu 40jährigen Erinnerung.

Lavater hingegen führte auf seiner berühmten Emser Badereise von dem Tage an, an welchem er Zürich verließ, bis zu seinem 65. Reisetage, an dem er in Schaffhausen seine Gattin wiedersah, vom 12. Juni bis zum 16. August, ein ausführliches Tagebuch, das er, so wie es entstand, heftchenweise aus der Fremde in die Heimat sandte, damit seine Lieben dort die interessante Tour im Geist mit ihm machen könnten.

Das 10. Heftchen — es sind ihrer im ganzen 18, von denen jedoch drei (die Nummern XII—XIV) sich bisher nicht haben auffinden lassen — enthält die Aufzeichnungen des Propheten über sein Zusammensein mit Goethe in Ems. Die Tagebuchnotizen, welche vor der Goethe'schen Schilderung der mit Lavater damals in Ems verlebten Tage den Vorzug der Unmittelbarkeit haben, sollen als eine Quelle ersten Ranges hier zum Abdruck gelangen.

Das von Lavater eigenhändig geschriebene Original-Manuscript ist mir von seiner derzeitigen Besitzerin, einer Urenkelin Lavaters, mit dankenswerther Liberalität zur Veröffentlichung anvertraut worden. Der blaue verblaßte Umschlag des Heftchens trägt, ebenfalls von Lavaters Hand, die Aufschrift:

X.

Ems.

12. Jul. — —

Basedow.

Der Tagebuchschreiber erzählt zunächst von dem Eintreffen Basedows in Ems am Abend des 12. Juli, notirt hierauf seine Erlebnisse und Gespräche mit ihm während der zwei folgenden Tage, beschreibt ihren gemeinsamen Ausflug nach Nassau zu Frau von Stein am 14. Juli und kommt auf die Unterhaltung zu sprechen, die sie an dem zuletzt genannten Tage nach der Rückkehr von Nassau bis Nachts 1 Uhr mit einander führten. Dann fährt er wörtlich fort, wie folgt:

XXXIV.

Freytag, den 15. Jul.

74.

6 Uhr erwacht; zerknirscht ruhig kühl — so gesund und frey, wie niemals. empfing Briefe von B. S.*) Pf.**) u. von einem Pfr. Ewald v. Offenbach, samt einem geschriebenen Catechismus. Ich las ihn noch im Bette ganz durch, strich manches an; alles einzelne gut — das ganze nicht. Bangigkeit vor meinen vielen Geschäften — Herr Meyer — Aufstehn. Tagsplan — Brief an Ewald wegen des Catechismus. Trinken. Deinet — geschwatzt — Briefe der Corbata durchlesen, Basedow bringen, mit den vermischten Gedanken; Brief an Fr. v. Stein, wegen Postfreyheit. Graf Padiani v. Wien kam auf mein Zimmer, ohne mich zu kennen, Basedow zu suchen. Ich ging mit ihm hin. Medaille vom Kayser. Abrede wegen des Porträts vom Kayser. 10 Uhr. Bad. Mit Fischer von der natürlichen Religion; von der Verschiedenheit der Stände. — — Nach dem Bad Goethe da .... viel von Basedow u. dem Kayser. Fraülein von Greifenklau läßt sich von Schmoll abzeichnen. Die Gräfin von Ostein und Meyer da. Zeichnungen besehen. Von Wäkfield, engl. Don Quixote, Spectateür. — Kayser seinem Porträt — dem Deserteür — Deinet von Bek, Instruktor des Patiani u. des Kaysers.

Um 12 Uhr die Gräfin von Greifenklau am Arm ins Darmstädterhaus erst begleitet — dann zum Essen neben Goethe. Von Herder; +Yq⅃Y□q. Y. Y⊦. Y4YL+8⊦qS. Von Leüten in Schwalbach, ihrem Urtheil über mich, seinem ewigen Juden — Basedows Einfalt und Stärke. Passavant. Herrliches Briefchen von Lenze an Goethe. rc.

Giebst mir ein, ich soll Dich bitten
Wie der König Salomo.
Herr, ach, Herr, was soll ich bitten,
Sah hinauf zu Deinem Himmel,
Bitt' um dieses Stückgen Himmel!
u. ein wenig Sonnenschein!
Aber laß mir Bruder Goethe,
Den Du mir gegeben hast.
Dessen Herz so laut zu Dir schlägt,
O für ihn bitt' ich mit Thränen
Halt ihm nur den Rücken frey,
Platz wird er sich selber machen,
Nur beschirm mit Deinem Schilde
Ihn vor Feinden, mehr vor Freünden,
Die an seinen Arm sich henken
u. den Arm ihm sinken machen.
Ach! bewahr ihn nur vor Freünden,
die ihn nicht verstehn, und gerne
Ihn zu ihrem Bilde machten.
Oder kanns nicht seyn, so mache
Mich nur nicht zu seinem Freünde!

Graf Patiani sah mich durch u. durch an. — Nachm Essen etwas Tagebuch. Frau v. Stein 12 Bouteills Wein. Billiet an Sie. 30 Carlins von Bethmann durch Goethe empfangen. — Nach dem Essen Herr Fischer u. Frau. —

*) Barbara Schultheß.

**) Pfenninger.

Goethe gab mir ein griechisch Testamentchen. Mit Basedow, der aufm Bette lag, u. zween Geistlichen von Liedern. Er las sein Herr Gott Dich loben wir, braf! Vom Messias. Vom Tode Jesu. Opfer. Unterzwischen in Werthers II. Theil.

Ging in die Allee u. las in Werther, konnte nicht aufhören. Es regnete. Ich ging zu Meyern, bey dem Goethe war. Von da flüchtet' ich mich wieder, stahl mich in die Allee von ihnen und las im Werther — Regen wieder. In Saal — u. las im Werther — dann in unser Haus, u. las im Werther — dann zu Basedow, u. er las uns einen herrlichen Aufsatz von Goethe über das, was man ist. Lessing ist nichts u. alles was er seyn will. Billiet an B.*) u. Brünneli u. Frau. Diesen Aufsatz in den Schönenhof. Einen Brief an meinen Oncle. — Hausverwalter sagte, daß er von den Zimmern, die ich innhabe, nichts bezahlen dürfe. Die Herrschaften des Prinzen von Oranien wollen nichts. Recension Vermächtniß lesen in Frankfurter Anzeigen. Fertigte die Post, u. fing noch einen Brief an Jgfr Muralt an — Noch ein Billiet an C.**) „Based u. G. sind hier. Bitte, so hab' ich; hab' ich, so geb' ich. — Am Sonntag zwischen 3—4 Uhr predigt meine Lippe Christum — denk an mich."

Ob dem Nachtessen von dem Verfasser des Lebens Jesu***) —

Goethe neben mir; von — ich weiß nicht mehr. Zu Hrn. u. Fr. Meyer Abschied zu nehmen gingen wir vom Tisch. Sie waren eben von der Tafel im Darmstädterhaus aufgestanden. Die armen Weibchen näherten sich mir, u. Herr von Gemmingen scherzte drüber: Man sehe mich immer nahe bey den Damen.

Goethe machte noch ein paar Silhouetten. Ostein bat um meine. Ich ging heim zu Basedow und blieb, so wahr ich lebe, wider des nachkommenden Goethes Rath wieder bis Nacht um 1 Uhr bey ihm. St! St! Keiner Seele kein Wort Liebe! am allerwenigsten meiner Frau! . . . Was wir da zusammensprachen u. schwatzten. Von Heinrich Heß; Jacob Heß; Glaubenslehre. Geist. Testament. Gal. III lasen wir in Goethes Gegenwart. Basedow schwache Reflexionen drüber.

Von dem alten Testament. Weissagungen. 53. Cap. Jes. Alberti ihn erst verflucht, daß ers nicht vom Messias verstand; nachher im Zusammenhang mit den vorigen Capiteln fand ers selbst. Es ist der in Babylon gebesserte Theil der jüdischen Nation. Die einzige Stelle durch seine Wunden gesund. Schwierigkeit. Aber kann verstümmelt u. zugesetzt seyn.

Von Martin Schlierbach die ganze Geschichte. Hörte sie mit vieler Attention.

Von einer lang fortgesetzten Schiffbruchslüge Basedows. Von einigen Gespensterhistörchen, Ahndungen, Gaukeleyen. Warnung an mich. Glaubte doch, ich sey nicht leichtgläubig. Von einem, der sich einmal für Deinets Bruder bey seinem Vater ausgab. Ging ins Bette, u. las noch bis 2 Uhr den Werther aus! schreckliche Geschichte — seufzte u. schlief ein — aber doch nicht so ruhig, wie gestern.

XXXV.

Samstags den 16. Jul.

5 Uhr auf, mit schwerem Kopf. Zu Hrn Meyern, der verreisen wollte . . . von Basedow. Erhielt Briefe von Hasencamp, Fränkel, Gründlerinn, Corbata, etc. Abschiednehmende kamen.

Die Gräfin v. O.†) bath mich noch um meine Silhouette. Meyer u. Sie verreisten. Auch Meyers kindlich unschuldigs Weibchen.

*) Bäben.
**) Corbata.
***) Heß.
†) von Ostein.

Ich las nach einander auf und niedergehend beym Wassertrinken die erhaltnen Briefe, u. auch einen von dem neüen Prediger Meister in Duisburg und dem D. Jung an Hasencamp, die er mir beygelegt hatte; ging auf mein Zimmer; Tagbuch. Basedow auszeichnen. Las die Briefe an mich. 1 Billiet an Schlosser, an Fr. v. Geüsau, Böckmann, Hasencamp. — Ging ins Bad. — Mit Canzleydirektor, von Wieland, Goethe, — von den Großen, die man in sein Interesse ziehen müsse. Von der Frau Meyer. Von dem Debit der Predigten wegen der Armen mit Kämpf. Von der Abfertigung. — — Goethe saß Schmollen. Ich ins Bett. Bill. B. S.*). Las von Goethe Ariane an Wetty**). „Das Lachen ist der Empfindung feindseeliger, als die Kälte dem May." „Lieber schlimm aus Empfindung, als gut aus Verstand." „Wie die Sicherheit des Ausdrucks dem Gedanken des Redners Flügel giebt, so die Musick der Empfindung. Was ist die Harmonie anders, als die Regeln, u. die Melodie anders als die Ausübung. Die ganze Natur ist eine Melodie, in der eine tiefe Harmonie verborgen ist." „Ich bin vergnügt; ich bin glücklich! Das fühle ich, u. doch ist der ganze Innhalt meiner Freüde ein wallendes Sehnen nach Etwas, das ich nicht habe, nach etwas, das ich nicht kenne."

Noch ein Billiet an C.***).

„Dank Dir, und dem, der mir durch Dich giebt, was Du giebst — für Dein Briefchen. Du kannst mir nicht zu viel schreiben. Basedow u. ich lieben sich wie Brüder. Aber wir divergiren noch sehr, so einig wir in gewisser Absicht seyn mögen. Bitte den Herrn, daß er Basedowen durch mich überzeüge, daß er lebt, u. wirkt auf ihn u. mich, so gut, als ich auf Dich, u. noch unendlich mehr, u. zwar physisch auf uns wirkt. Wenige werden zeügen können, wie Basedow, wenn er einmal überzeügt ist."

Auf 1/2 11 Uhr — noch aus dem Aufsatz:

„Wenn das Herz das Gute freywillig annehmen kann, so findet es sich immer eher, als wenn man ihm aufdringen will. Man adoptirt einen Gedanken, eine Meynung eines Freündes ohne dran zu denken, da man gegen die herrlichste Sentenz einer Strafpredigt einen unüberwindlichen Widerwillen fühlt. Ja der Haß gegen die Hofmeister ist ein ewiges Grundgesetz der Natur."

Briefchen an Jgfr M.†) zu. Alle Briefe ihr — sonst Alles zu. —

Graf Padiani kam für ein paar Augenblicke. Clavico. Essen. schläfrig. weg. Bett NB — Schlummer — Schreckliches Entfernungsgefühl, auf. Clavico. Briefschwall von Haus, kaum Zeit zu lesen. Basedow rechnung. Brief von Nassau. Billiet an Jgfr M.††).

Predigt. Clavico. Predigt. — Angefangen gut — heißer Kopf, u. nun Herr Pfarrer Bengel von St. Quarr†††) — Herr Jesus — hält mich bis 7 Uhr an einem fort auf mit den allerwichtigsten, geistanstrengenden Untersuchungen, Disputationen, von einem aufs andre — und weiß, daß ich noch nichts an meiner Predigt habe, u. bleibt und fügt an eine Frage die zweyte, an die zweyte die dritte — u. Deinet kommt 2 mal, mich erlösen zu wollen, u. er bleibt — u. bleibt, u. tödtet mich fast — mit all seinem Lichtdurst, u. Gemisch von Wahrheitssinn u. Scholastik — u. doch am Ende muß ich Gott danken für diese schreckliche Stunde! Mir ging da dort Licht auf. Beyspiele! Gleichnisse — die mir wieder kommen werden — u. Er — wenn er stark und redlich ist,

---

*) Barbara Schultheß.

**) Die folgenden Excerpte aus Ariane an Wetty von Goethe habe ich bereits im diesjährigen Goethe-Jahrbuch S. 267 ff. mitgetheilt.

***) Cordata.

†) Muralt.

††) Muralt.

†††) St. Goar.

sollte, wird Gott aufn Knieen danken für diese allergrößte seiner Sünden — u. ich ihm auf den Knieen danken für diese Kränkung, Ängstigung, u. die Übung der Geduld, die sie mir gewährte, die Kraft, die ich dieser Übung zu danken habe. O Sünde, o Leiden — welche Seegen u. Seeligkeiten bringt ihr — Nun mein armer Kopf — u. das Andenken an meines Weibchens Warnung — macht ihn noch wärmer — an die Predigt, u. meine Hand zittert u. sucht Kühlung auf diesem Blat, und findet sie nicht, wenn sie auch noch hinschreibt, daß wir sprachen, vom Predigen, Vorsehung von Dreyeinigkeit, Christus, Geist, Gott in allem, Opfer Christi, Menschwerdung, Natur — Gnade Gebeth, Wiederbringung, Offenbarung Johannis, Rechte Gottes, Michaelis, Bahrdt, etc. etc. etc. Adieu, Ihr Lieben — o ihr Lieben, bittet, bittet, bittet für mich — oder ich sterbe — — nun mich zu kühlen, macht ich Locken, balbirte mich und hohlte noch was vom zurückgebliebenen Tagbuch. Post.

Goethe kam — klagte ihm — ich ging nicht hinab zum Nachtessen. Brachte Basedow den Brief von Spohr, räumte ein wenig auf; aß mit Goethe auf meinem Zimmer zu Nacht. Clavico, der Hauptsache nach, ohne den Tod, eine wahre Geschichte; u. sogar die Namen der Personen wahre Namen. — Er gab mir viele herrliche Lehren von der Collektion meiner Kräfte. Ich verschwende sie, und klage immer über Mangel. Beym 1. Theil Tagebuch sähe er einen Menschen, der das Schnupftuch immer in der Hand hat, zu schneuzen, u. unwillig wird, wenn er nicht herauszuschneuzen findet. —

Ging noch zu Basedow. Der gab mir eben diese Lehre. Ich hätte den Mann sollen gehen heißen. Mitleiden gegen Einen sey oft — Grausamkeit gegen viele. Recht väterlich — und herrlich natürlich. Ich solle dem mit meiner Johannesmiene auf die Achsel klopfen, der mich künftig abhalten wolle, u. sagen: Ich höre nichts und sehe nichts. Denn ich muß predigen. Uebrigens sey's an dem Manne löblich, denn: Er habe das Eisen schmieden wollen, weils warm war. — Ich ging auf mein Zimmer zurück, und machte das Tagbuch, um abzuladen, bis hieher.

Letzter Samstag hier, Mondschein auf dem Gang — Eine halbe flüchtige Thräne erweckende Idee —

Etwas Predigt. Tagbuch ergänzt. Müde! Las noch einmal alle Briefe und Billiets von Haus im Bette. NB. ()S□ | + Y + SY ⊦ SY über mich. O tiefe! . . .

XXXVI.

Sonntag, den 17. Jul. 74.

Vor sechs Uhr auf mit kaltem, verstocktem, verdorbnem, verworrnem Herzen — an die Predigt hin — dann zum Brunnen. Allein noch, in der Allee gen dem Posthaus spatzirt u. meditirt' ich — Ins Zimmer. An der Predigt, Basedow guten Tag. Ins Bad, Fräul. v. Mßb.*) guten-Tag im Bad. Weil ich mich auskleidete einen Brief von Bäben — Nun, den öffn' ich izt Sonntag Morgen 7 Uhr, wenn die Bäbe Thee trinkt — O Traum — die Schönhofstube u. Laube — u. Großmama u. Bäbe, Dodli Liseli — Hr. Hauptmann mit der Pfeife — oben Geschrey, unten Kinderstimmen. Öhös! — u. nun öffn' ich — stehend in einer Ecke des Bades. —

Pfenninger Dein Klagebriefchen! Herr Jesus! Du verschwendest alle Deine Kräfte um meinetwillen, und dann sprichst Du: Ich bin arm. u. Sonntagsmorgenscene kommt mir ausm Billiet entgegen! Ha! Wie treffen wir uns. Nun, ich hab alles gelesen, auch der Meyern Billet drinn — u: sah auf mein Ecktischgen herauf, ob nichts mehr sey. Nichts, nun ein Billiet an — Euch, ihr Lieben. —

Ach ins Bad fiel mir mein Büchlein — izt sitz ich und fange eigentlich die Predigt erst recht an. — Also weiter nichts, als adieu — izt Goethe läßt sich balbiren — adieu.

Ich kroch an der Predigt fort. — Goethe zeichnete Schmoll. Basedow suchte mir ein Lied — Herr Kämpf brachte mir seine Temperamente; ich gab ihm meiner Frauen

*) Maßenbach.

Brief zu lesen. Von einigen Coblenzern, die mich gern sprechen mögten. Von der Herrschaft zu Schaumburg, die mir wohin entgegenkommen u. zwischen Nassau u. Schaumburg mit mir essen mögte. Zugesagt — Locke wird aufgemacht, weils Haar naß war — dann Predigt fort. Arme Predigt!

Frl. v. Maßenbach — in mein Zimmer — vergoß Thränen bey dem Gedanken an meine Abreise — u. doch war ich ihr so nichts. —

Endlich das Ende der Predigt erfochten — angezogen, und nun zum Tische — vorher noch einmal zurück, u. an der Predigt corrigirt — Nun wieder zurück, schnell nach Einer Viertelstunde von dem unabsehlichen Tische (im obern Saal) voll glänzender Gestalten; saß neben Basedow und Kämpf — Nun wieder an die Politur u. Memorirung der Predigt ihr Lieben — bis 2 Uhr — konnte mich des Schlafs kaum erwehren. — — Nun auch diese Predigt überstanden, ja — überstanden — aber kraftlos war's — — Nach der Predigt Thee — u. die Steinische — Abrede mit Fischer wegen Abreise. — Aufraümen, Brief an Fr. Seere u. die 24 f. an Deinet. Tischmacher Fries v. Zürich wegen Lambli in Potsdam. Eine halbe allein, dann mit Goethe u. Schmoll spatzirt in der Allee — Herrlicher Abend — Zwar hastig wars in mir nach Hause — Billiets an Pfenninger, Passavant, Cordata, Muralt, Weibchen. Zahlen da u. dort — Noch zu dem Frl. v. Maßenbach.

Herr Pfarrer Hilghard reformirter Pfarrer zu Boßenheim*) bey Creuznach in der Pfalz kam, erzählte mir seltsame Beyspiele von Ahndungen u. Seherehen — die die Divinationskraft der Seele beweisen. —

Aufräumen. Nachtessen, mit Pastor Bengel von St. Quar**), vom tausendjährigen Reich; ersten Auferstehung; Inspiration der Schrift — viel Wahrheitsliebe u. Hunger. — Spatzirt auf dem Gang — Abschied nehmende — O Morgen, schwerer Morgen! — Conto bezahlt, sehr billig 4 Neue Louis d'or mit Trinkgeld für Schmoll und mich — Er machte aus Gefälligkeit das Conto so klein. Ich gab Deinet Commission ihm etwa für 8 f. Bücher von meinen zu schicken. —

Saß mit Basedow, der rauchte auf einem Tritt an dem Saal — um uns 3, 4 — anmuthlich — lichte, Mondschein — —

Silhouettes Goethe. Meyrin Reimlein. Tagbuch — Bett — Arianne — schlief ein — mit allen Schrecken des Entsetzens über meine kalte, trockne Gefühllosigkeit u: wilde Undankbarkeit. — —

XXXVII.

18. Julius.
Montag.

1/2 6 Uhr, ihr Lieben, erwach' ich, sitz auf — nehme mein Tagbuch u. schreib Euch den letzten guten Tag von Ems aus. — So ists — ja Traum ists — bald verträumter Traum, daß ich Euch fern war, u. Traum der Wonne wirds seyn. Das Wiedersehen — Ja wahrlich, ich darf oft vor Freüd' u. Heimwehfurcht nicht dran denken, daß ich noch so wirklich und eigentlich ein so liebes Weibchen, und zwey so liebe Kinder — u. so viele liebe Liebende zu Hause habe. —

„Unterdeß", dictirt mir Goethe aus seinem Bett herüber, „unterdeß gehts immer so gerade zu in die Welt 'nein. Es schläft sich, ißt sich, trinkt sich, u. liebt sich auch wol an jedem Orte Gottes, wie am anderen, folglich also". „Itzt schreib er weiter" —

Nun ich schrieb auf ein Papier an die Wand, wo ich schlief —

Tage der Ruh u. des Drangs, u. des neüen Menschengenusses
Gönnte mein Vater mir hier,
Weit, verbreite sich weit, u. tief der Seegen, den Gott mir
Gab ins Herz u. den Blick.

*) Bosenheim bei Kreuznach, wo Hilghard von 1760—1797 Pfarrer war.
**) St. Goar.

Ihm dem Vater in allen, ihm heft' ich die Zeile des Dankes
Hin in die Ecke der Wand,
Daß sich erwecke mit mir zur Freüd' in dem Vater in allen
Wer hier schläft u. erwacht,
Wer aus der Ferne her kam zum edeln Quell der Gesundheit,
Freüe des Vaters sich hier.

Ems den 18. Jul. 74. Morgens 6 Uhr. J. Casp. Lavater.

Goethe dictirt weiter.

II Sura.

„Es ist so viel Heimweh in der Welt, daß eins dem andern die Wage hält;
Da streckt er sich in seinem Bett — denkt, o daß ich mein Weibchen hätt'.
Ich kröne mich in meinem Sinn; Fort ist die gute Meyerin!
Doch hoff'n wir wieder Mayenfreüd,
Er lehret, u. bekehrt die Leüt',
Ich fahr zum schönen Liesel heüt.

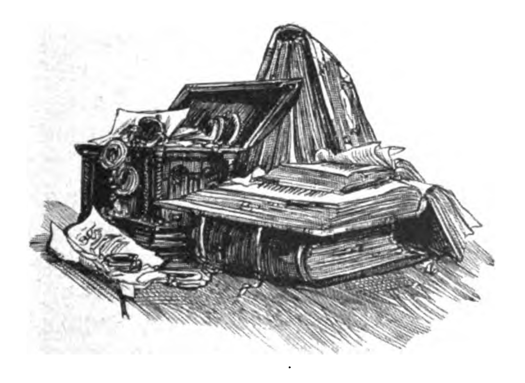
explicit Sura.

Noch Abschiedsvisiten — — beym Dr. Kämpf; wollte nichts von mir nehmen — (gab in die Apothek 1 Thlr.) Posthalter — Brief noch von Jgfr. Muralt von Zofingen! — gute Seele —

Goethe schrieb an die Wand.

Wenn Du darnach was fragst,
Wir waren hier,
Du, der Du nach uns kommen magst,
Hab wenigstens so frisches Blut
Und sey so leiblich, fromm und gut
Und leiblich glücklich, als wie wir!

Den 18. Jul. 74. Goethe.





Eine kleine schlesische Stadt vor sechzig bis siebzig Jahren.

Erinnerungen aus Kindheit und Jugend.

Von

M. Beerel.

— Hirschberg. —

Wie sehr wir uns selbst im Laufe der Jahre verändert haben, wird uns am deutlichsten vor Augen geführt bei dem Zusammentreffen mit einem alten Freunde, den wir lange Zeit nicht gesehen, dessen Bild wir in der Erinnerung festgehalten haben, wie es damals gewesen ist, und der nun plötzlich als ein ganz Anderer vor uns steht. Welche Umwandlung unser Lebenszuschnitt, unsere Lebensführung seit einigen Jahrzehnten erfahren haben, tritt uns am anschaulichsten hervor, wenn wir uns erinnern, wie es damit vor 50, 60 Jahren gewesen ist. Bachr hat in seinem hübschen Buche „Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren“ die damaligen Kasseler Zustände geschildert. Gustav Freytag hat im letzten Bande seiner „Ahnen“ in seine Erzählung „Aus einer kleinen Stadt“ schlesische Sittenbilder aus dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts eingewoben. Vielleicht ist es meinen schlesischen Landsleuten nicht uninteressant, wenn ich diesen Weg etwas weiter verfolge und etwas eingehender, als es dem berühmten Verfasser in jenem Romane möglich gewesen ist, das Leben in einer kleinen schlesischen Stadt vor 50, 60, 70 Jahren zu schildern versuche. Die Alten werden sich — wie ich hoffe — mit Freuden die bescheidene, anspruchslose Weise ihrer Kinder- und Jugendjahre in's Gedächtniß zurückrufen; die Jungen werden über Manches lächeln, den Kopf schütteln und die Achseln zucken und werden — nicht minder freudig — stolz darauf sein, wie herrlich weit sie es inzwischen gebracht haben. Die Alten aber können ihnen als das Facit ihrer Lebenserfahrungen sagen, daß das Glück

weder durch die Enge noch durch die Weite der Verhältnisse bedingt wird, sondern in der Zufriedenheit ruht, die um so leichter erworben wird, je bescheidener die Ansprüche sind, deren Erfüllung man sich ersehnt.

Der Schauplatz der Bilder, die ich der Erinnerung an meine eigene Kindheit und Jugend entnehme, ist eine kleine schlesische Kreisstadt und in derselben ein schlichtes, einfaches Bürgerhaus, in dem weder Noth noch Ueberfluß herrschte, das aber durchaus nicht hinanreichte an jene alten Patricierhäuser mit ihrem stattlichen, soliden Urväter-Hausrath und ihrer reicheren, gediegeneren, wenn auch im Vergleich zum Jetzt immer noch bescheidenen Lebensführung.

Die schweren, von Drangsalen und Opfern reichen Kriegsjahre lagen noch nicht weit genug zurück, um nicht noch in den Gemüthern nachzuzittern, in allen Verhältnissen nachzuwirken. Mancher zerrüttete Wohlstand sollte erst in mühsamer Friedensarbeit langsam und allmählich wieder aufgerichtet werden, und der Rückblick auf die Gewalten, die ihn zerstört hatten, lag nahe. Manche Verderben drohend, wenn auch zum Glück nicht immer Verderben bringend, in den Frieden dieses oder jenes Hauses eingedrungene Kanonenkugel, die nun als schweres Beweisstück im Familienarchiv verwahrt wurde, konnte als greifbares Symbol gelten. Persönliche Erlebnisse und Begebnisse hafteten fest in der Erinnerung und wurden gern und oft erzählt. Franzosen und Kosaken spielten darin eine große Rolle. Wichtige Gedenktage, in erster Reihe der der Schlacht bei Leipzig, wurden festlich begangen. Die Lieder der Freiheitskriege, vor allen die Körner'schen und Arndt'schen — „Lützows wilde, verwegene Jagd“, „Vater ich rufe Dich“, „Was blasen die Trompeten“, „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ 2c. — wurden gern und viel gesungen, und der Pariser Einzugsmarsch durfte auf keinem Musikprogramm fehlen.

Auch Bilder, welche an die Kriegsereignisse anknüpften, waren überall zu finden — in ihrem Kunstwerthe freilich den Meisterwerken der Neuruppiner Schule innigst verwandt. Die verbreitetsten stellten die drei Monarchen dar, wie sie sich die Hände reichen zur „heiligen Alliance“, oder den Liebling des Volkes, den alten Blücher, sei es bei Ligny unter seinem Schlachtroß liegend, sei es auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance dem Herzog von Wellington die Hand entgegenstreckend. Ja, selbst das Bild Napoleons, des „Corsen“, wie er gern genannt wurde, war nicht selten. Es ist bezeichnend für das deutsche Volksgemüth, daß man trotz allen erlittenen Jammers und Elends, trotz des berechtigten Zornes und Hasses gegen den Bedrücker, sein tragisches Geschick mit menschlicher Theilnahme empfand. Ein Lied — Bertrands Abschied — das dem Gefühl der Treue Ausdruck gab, und dessen Inhalt in dem Refrain gipfelte:

„Ich war im Glück und Ruhm stets sein Gefährte,
Ich will es nun im Unglück ihm auch sein,“

war sehr beliebt, und ebenso ein anderes:

Im Garten zu Schönbrunnen
Da liegt der König von Rom.
Am fernen Inselstrande
Da liegt Napoleon,

das mit den Worten schloß:

Das war die letzte Stunde
Vom Haus Napoleon.

(So glaubte man damals.)

Dann aber wurden beide Lieder in der Volksgunst von Holteis Mantelliede „Schier dreißig Jahre bist Du alt" und von seinen Liedern des alten Feldherrn, namentlich dem „Denkst Du daran" verdrängt, die sehr bald zu wirklichen Volksliedern wurden.

Auch viele zu Krüppeln geschossene Invaliden erinnerten an die vergangenen Kriege. Ihr karger Gnadensold reichte zu einer auch nur leidlichen Existenz nicht aus, und sie durften nicht allzu wählerisch sein, wenn es galt, einigen Zuschuß zu erwerben. So mancher graubärtige Stelzfuß zog mit dem Leierkasten durch Stadt und Land — es war die beliebteste Art, nicht gerade direct als Bettler zu erscheinen. In den verschiedensten Staats- und communalen Aemtern, auch in sehr vielen durchaus subalternen Stellungen, hatten verabschiedete Offiziere Unterkunft gefunden, und es war durchaus keine Seltenheit, mit dem eisernen Kreuz geschmückte Lieutenants und Hauptleute als Kreis-, Gerichts- und Stadtsecretäre, ja bisweilen selbst als Chausseegeld-Einnehmer amtiren zu sehen. Erinnere ich mich doch eines achtbaren, durchaus soliden Lieutenants, der eine Art Hausirhandel mit Federposen trieb.

Die Häuser des Städtchens waren klein, schlicht und nüchtern. Die Zeit, da sich reiche Patricier stilvolle Paläste bauten, war längst vorüber und — noch nicht wiedergekommen. Solche Patricier hatte es aber überhaupt in dem Städtchen niemals gegeben. Die stattlichsten Häuser, nach unseren heutigen Begriffen immer noch äußerst bescheiden, waren die des Arztes und des Apothekers, zu deren Eingang man auf kleinen Freitreppen emporstieg, und die an Höhe und Breite alle anderen, selbst das Rathhaus übertrafen. Die übrigen Häuser hatten meist nur drei Fenster Front und ein, höchstens zwei Stockwerke, über denen sich der vom rothen Ziegeldach bedeckte Giebel erhob. Im Giebel befanden sich ein oder zwei mit Fenstern versehene Kammern, und zur Erhellung der meist großen Bodenräume dienten im Dach angebrachte Luken, auf echt schlesisch „Dach- oder Bodenkaffer" genannt. — Künstlerisch ausgeführte Gesimse, Ornamente oder sonstige über das Allernothwendigste, Allerdürftigste hinausgehende Zierraten gab es nicht; den einzigen Schmuck bildete die Farbe, mit der die Fassade des Hauses übertüncht war.

Und bescheiden und nüchtern wie das Aeußere war auch das Innere des Hauses, die Zimmer niedrig und ihrer Zahl nach auf das Nothwendigste beschränkt. Außer den zur Gewerk- und Gewerbthätigkeit unumgänglich nothwendigen Räumen gab es ein Wohnzimmer, an das sich als Schlafraum der oft ganz dunkle, weil fensterlose „Alkoven" anschloß. Ein etwas

größeres, helles, luftiges Zimmer als Schlafzimmer zu benutzen, wäre als eine Art von Uebermuth und Verschwendung erschienen. In vielen und nicht etwa blos armen Familien war das Wohnzimmer gleichzeitig auch Eß-, Gesellschafts- und Kinderzimmer, wenn die größere Zahl der Kinder nicht etwa eine besondere Heimstätte für sie verlangte. Bei auch nur einigem Wohlstande durfte allerdings die „gute Stube" nicht fehlen, die nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt wurde und für gewöhnlich mit ihren verhüllten Möbeln und sonstigen eingepackten Herrlichkeiten recht ungastlich aussah. Tapeten waren ein unbekannter Luxus. Leder- und Stofftapeten waren niemals bis in schlichte Bürgerhäuser gedrungen, und für Papiertapeten war das „Papier ohne Ende" noch nicht erfunden. Die Stuben — anders wurden sie kaum genannt — waren mit Kalkfarben getüncht, und zwar zeigten die Wände die eine gleichmäßige Farbe, oder häufiger waren auf die Grundfarbe mit Hilfe sogenannter Schablonen einförmige, meist recht häßliche Muster aufgetragen. Die meiste Sorgfalt wurde auf die Simsborte und namentlich auf die Decke verwendet, zu deren Ausschmückung der Farbenkünstler neben den auch hier gebräuchlichen Schablonen all seinen — meist recht dürftigen — Vorrath an Schönheitssinn aufwandte. —

Doppelte, sogenannte Flügelthüren waren selten, Doppelfenster wohl ganz unbekannt. Dabei war die Heizkraft der großen Oefen eine nur mäßige; sie waren, um die Wärme etwas länger festzuhalten, da man einen luftdichten Verschluß der Thüren nicht kannte, sämmtlich mit der gefährlichen Ofenklappe versehen und hatten meistens ein sogenanntes Röhr, d. h. einen mit einer eisernen oder in besseren Häusern mit einer messingnen Thür versehenen Raum, in den man Gefäße stellen konnte, deren Inhalt man warm erhalten wollte. Das Holz freilich — Kohlenfeuerung kannte man in jener Gegend überhaupt nicht — war billig, und man begnügte sich meist nicht blos mit dem weniger heizkräftigen kiefernen, sondern verfeuerte auch eichenes und buchenes Holz. Kam doch schon auf jedes Haus ein oft nicht ganz unbedeutendes Holz-„Deputat" aus dem Stadtwalde.

Das Möblement war einfach, in der Form häßlich, ungeschickt und — was noch schlimmer war — meist recht unbequem. Galt das schon von den Polstersachen, namentlich dem Divan oder Canapé, das man selbst in seiner besten Verfassung, wie es damals die „gute Stube" zierte, heut als Marterbank bezeichnen würde, so traf es erst recht zu bei den möglichst blank polirten Holzmöbeln, die aus Kiefern- und Birkenholz, wo sie besser sein sollten, aus Kirschbaum- oder selbst Eichenholz und nur in seltenen Fällen für Prunkzimmer aus Mahagoni, und zwar meist aus der geringeren Sorte desselben, dem sogenannten Zuckerkistenholz, hergestellt wurden. Nußbaumholz kam erst etwas später wieder zu seiner früheren, berechtigten Geltung. Am meisten hatte noch der Schrank seine frühere Würde und Schönheit bewahrt. Selten fehlte ein möglichst großer Großvater- oder

Sorgenstuhl, wie es ja auch selten an den Sorgen fehlte, die ihm den Namen gegeben haben.

Daß „die Bequemlichkeit“, die gern mit ihrem französischen Namen genannt wurde, keinesfalls innerhalb des Wohnhauses sein durfte, war so selbstverständlich, daß die Redensarten „auf dem Hofe sein“, „auf den Hof gehen“ rc. allgemein verständliche Euphemismen waren. — Auf große Höfe wurde gehalten, und sie dienten einer Schaar von Hühnern, Enten, Gänsen zum Lieblingsaufenthalt, während das Borstenvieh in dem benachbarten Stalle grunzte. Das Aufmästen eines Schweines, um für ausreichenden Fleischvorrath in der Speisekammer zu sorgen, gehörte, wie noch heut an vielen Orten, zu den kleinbürgerlichen Lebensgewohnheiten und der Tag des Schweinschlachtens zu den „Familienfesten“. Erzählt man doch scherzweise von einzelnen kleinen Städtchen, daß in ihnen die Bürger in Ein- und Zweischweinler unterschieden würden, und daß die Zweischweinler d. h. die, welche im Laufe des Jahres zwei Schweine schlachteten, als Honoratioren zählten. —

Dicht am Hofe lag das Gärtchen, und es gab nur wenige Häuser, die nicht ein solches besaßen. Auch im Garten herrschte ein etwas nüchterner, holländischer Geschmack. Auf den geradlinig abgetheilten, oder an den Grenzen der schmalen, geradlinigen Gänge mit Buchsbaum eingefaßten Beeten wurden als Lieblingsblumen Tulpen, Primeln, Aurikeln, Nelken, Balsaminen, Astern gezogen, während die Kreuzungsstellen der Wege durch Päonien, Kaiserkronen, Lilien ausgezeichnet wurden und an den Zäunen, welche den Garten von den Nachbargrundstücken schieden, unter Stachel-, Johannis- und Himbeersträuchern Centifolien und allenfalls Moosrosen als einzige Rosenarten ihre Blüthenbüsche emporstreckten. Ein alter Nuß-, Birn- oder Apfelbaum beschattete wohl die steife, enge, geißblattumrankte Sommerlaube, in der man trotz ihrer harten Bänke gern saß und wohl auch im Sommer die Hauptmahlzeiten des Tages einnahm. Man hatte eine innige, kindliche Freude an der Natur und besonders auch an den blühenden, duftenden Blumen; nur wenige Häuser gab es, vor deren Fenstern nicht Blumenbretter mit blühenden Geranien, Goldlack und den jetzt wieder in die Mode kommenden Nelken besetzt gewesen wären. — Man wand gern Kränze, um sich gegenseitig zu schmücken, und verstand es, aus schlichten, langgestielten Feld- und Gartenblumen reizende, duftige Sträuße zu binden, die freilich mit den jetzigen Meisterwerken der Bindekunst keinen Vergleich auszuhalten vermöchten, sie aber doch in ihrer schlichten, auf jeden Spitzen- und sonstigen Luxus verzichtenden Natürlichkeit an poetischem Hauch übertrafen und überdies länger vorhielten als unsere armen künstlich getriebenen und auf Draht gespießten Kinder der Flora, deren ganze Herrlichkeit kaum auf Stunden, meistens nur auf Augenblicke berechnet ist. —

Man hatte es noch nicht gelernt, auf äußeren Luxus ein großes Gewicht zu legen, und man konnte es auch nicht; denn man hatte das Geld

nicht dazu. Der Wohlstand war gering, und wenn auch die damaligen Preise der Lebensmittel und der nothwendigsten Lebensbedürfnisse im Vergleich zu heut sehr niedrig erscheinen, so war doch auch der Erwerb um so geringer, und das Geld hatte einen weit höheren Werth als heut. Man mußte es verstehen, mit Wenigem auszukommen, und die Entbehrungen der Kriegsjahre hatten daran gewöhnt, genügsam zu sein. Um so schöner und freundlicher erblühte, was Mancher in liebenswürdiger Voreingenommenheit für etwas Specifisches gehalten hat: die schlesische Gemüthlichkeit. Der Frieden des Hauses ist es, in dem die Gemüthlichkeit am besten gedeiht.

Ja, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe wieder freundlich brennt —

Freilich für gewöhnlich brannte in einem schlichten Bürgerhause die Lampe damals nicht. Ein Talglicht mußte meistens ausreichen, das Zimmer oder wenigstens den Tisch, an dem man saß, zu beleuchten. Unsere inzwischen durch immer größere Lichtstärken verwöhnten Augen würden heut bei solchem Licht kaum noch zu lesen oder gar zu arbeiten vermögen. Damals ging's. Das Licht steckte in einem Leuchter, der so eingerichtet war, daß man in ihm die Kerze, je mehr sie niederbrannte, ein wenig höher hinaufheben konnte. Der letzte kleine Rest, um auch noch ihn nützlich zu verwenden, wurde auf den Stachel eines sogenannten Lichtsparers gespießt und so bis an's Ende verbrannt. Der von dem schmelzenden Talg gespeiste und leuchtend verbrennende Docht verbrannte aber nicht so vollständig und regulirte sich damit nicht selbst, wie das bei unseren heutigen Stearinkerzen der Fall ist. Die verkohlte Masse mußte entfernt werden, wenn das Licht ungetrübt weiter leuchten sollte. Dazu bedurfte es eines eigenen Instrumentes, das scheerenartig die Dochtkohle abschnitt und in einem kleinen Behälter sorgfältig verwahrte: der Lichtputzscheere, die auf einem kleinen, eigens geformten und mitunter bestickten Teller, „dem Lichtputzscheerbrettel", neben dem Leuchter lag. Wo sind die vielen Tausende dieser kleinen Apparate, deren doch jeder Haushalt mindestens einen besaß, hingekommen? Im Görlitzer Museum werden, wie ich höre, noch zwei verwahrt, um der Nachwelt Kunde zu geben von dem umständlichen Mechanismus, der bestimmt war, unsere Jugendzeit ein wenig heller zu machen. Und doch — wie dürftig immer dieses erbärmliche, schwach leuchtende Talglicht im Vergleich zu unseren jetzigen Beleuchtungsmitteln war, eine gemüthvolle Phantasie wußte, wie um das Kleinste, so auch darum geschäftig ihre Fäden zu spinnen — manch kleiner Aberglauben knüpfte sich daran und manche kleine humorvolle Geschichte. Freudigen Blickes sah manch junges Mädchen auf ein noch weiter glimmendes Fünkchen an dem bereits verkohlten Ende des Dochtes; denn es verkündete ihr, daß sie einen lieben Brief zu erwarten habe. Und herzlich lachte man über das Mißgeschick eines armen Candidaten, der, zu einer Abendmahlzeit geladen, die durch das ungeschickte Ausputzen des Lichtes bewirkte Dunkelheit in aller Eile benutzte, um aus einer auf dem Tische

stehenden Flasche köstlichen Weines einen tiefen Trunk zu thun, der die Flasche dann statt auf den Tisch in eine Reisspeise gesetzt hatte und nun, als er sich beim Wiederanzünden des Lichtes verrathen sah, nichts Besseres zu thun wußte, als sich mit einem schüchternen „Ich empfehle mich Ihnen" von dannen zu schleichen. Es gehörte eine gewisse durch Uebung und durch Festigkeit der Hand erworbene Geschicklichkeit dazu, ein Licht gut zu putzen, d. h. einerseits nicht zu viel des verkohlten Dochtes stehen zu lassen, andererseits das Licht nicht zu verlöschen. Ein Herr, dem das Letztere widerfuhr, antwortete auf die schnippische Frage der Hausfrau, wo er das Lichtputzen gelernt habe, nicht minder schnippisch: „Wo zwei Kerzen brannten." —

Dem Talglicht, das nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten und in vornehmen Häusern durch Wachskerzen ersetzt ward, begann aber bereits die Lampe, und zwar die Oellampe, die Herrschaft streitig zu machen. Fort und fort wurden immer wieder neue Formen und Systeme mit schönen, stolzklingenden Namen erfunden, um die schwer empfundenen Uebelstände der früheren Formen und Systeme zu beseitigen. Nicht ohne stille Wehmuth denke ich an die Studirlampe zurück, bei deren dürftigem Scheine ich meine ersten Schularbeiten anzufertigen hatte — klein, von grünlackirtem Blech, und ihre Flamme gerade hell genug, um auf das Buch oder Schreibheft und die angrenzenden Theile des Tisches ein schwaches Licht zu werfen. Das Fußgestell war hohl, um das überschüssige, vom Docht abtropfende Oel, den Oelsatz, aufnehmen zu können. Ein Blechkasten am Rande des Lampenkranzes ward mit dem Oel gefüllt, das ein kleines Rohr allmählich dem platten, breiten Dochte zuführte, dessen Stand mittelst einer Zahnstange regulirt wurde. Ein außen grün, innen weiß lackirter Blechschirm, mit einem Charnier an dem Oelkasten befestigt, bedeckte die Flamme, deren Licht durch die als Reflector wirkende innere weiße Fläche des Schirmes verstärkt wurde. Das Anbringen eines geraden, keinerlei Bauchung zeigenden Glascylinders war bereits eine Vervollkommnung, und eine weitere, daß der Blechschirm durch eine weiße oder grüngefirnißte Milchglas-Glocke ersetzt wurde. Und dann kamen, immer helleres Licht verbreitend, die Sineumbra- und die Astrallampen, bei denen der ganze Lampenkranz den Oelbehälter bildete, ein rundes Docht eingezogen, der Cylinder gebaucht und die Glocke verschieden geformt ward, die Moderateur-Lampen, die in ihrem Fuße den Oelbehälter trugen und mit einer — nur allzuoft versagenden — Feder aufgezogen wurden, die Schiebelampen u. s. w., bis endlich Petroleum und Gas die große Umwandlung brachten, die heut schon wieder der kommenden Herrschaft des elektrischen Lichtes sich zu beugen beginnt. —

Verschiedenartig wie jene Leuchtquellen, so verschieden war auch die Art, sie zu entzünden, oder „Licht zu machen", wie der Schlesier sagt. Wer jetzt in einem Theilchen eines Augenblicks mit raschem Zuge ein schwedisches Streichholz entflammt, vermag sich nur schwer in die Zeit zu

versetzen, wo der gleiche Proceß recht umständlich und zeitraubend von statten ging. In jeder Küche befand sich ein zweigetheiltes Blechkästchen. Der eine Theil war mit Zunder gefüllt, in dem andern lagen ein Schwefelfaden und daneben Stahl und Feuerstein. Mittelst des Stahles wurden durch Aufschlagen dem Feuerstein so lange Funken entlockt, bis einer von ihnen glücklich in dem Zunder haftete und an ihm der Schwefelfaden entzündet werden konnte. Das war in der Küche, und ebenso mußten Stahl und Feuerstein herhalten, wenn es galt, den Feuerschwamm zu entzünden, der den Tabak im Kopfe der Tabakspfeife — Cigarren wurden nur selten geraucht — in Brand setzen sollte. Im Wohnzimmer aber hatten sich bereits andere „Feuerzeuge" eingebürgert. Das gebräuchlichste war das zum Unterschied von jenem „Pinkfeuerzeug" „Tunkfeuerzeug" genannte. In einem kleinen zweitheiligen Blechgefäß — meist war es roth lackirt — befand sich in dem einen Fache ein Fläschchen, das mit Asbest und einer scharfen Säure gefüllt war, in dem andern die Schaar der Hölzchen, deren Köpfe mit einer chemischen Masse umhüllt waren. Nun tunkte man rasch das „Schwefelhölzchen" in das Fläschchen, und der plötzlich eintretende Stoffaustausch entzündete das Hölzchen. Oft freilich auch nicht; passirte es doch selbst dem Erfinder dieses Feuerzeuges, einem bekannten Professor der Chemie in Breslau, in seinen Vorlesungen oft genug, daß seine Hölzchen nicht fangen wollten, und der Tunkproceß mehrmals wiederholt werden mußte, ehe er zum gewünschten Ziele führte. — In manchen vornehmen Häusern, namentlich aber bei Aerzten, Pastoren, Gelehrten und dgl., war das Döbereiner'sche Feuerzeug sehr beliebt. In einer Kruke, meist von dunklem buntfarbigem Glase, befand sich eine schwefelsäurehaltige Flüssigkeit, in die ein kleiner Zinkkloben eintauchte. Der so gebildete Wasserstoff entwich beim Druck auf eine Feder durch eine feine Oeffnung und entzündete sich bei dem Entweichen in dem jener Oeffnung gegenüber angebrachten schwammartig feinen Platindraht, der selbst dabei in's Glühen gerieth. Der daran gehaltene, aus einem Holzspan oder einem längeren gefalteten Papierstreifen bestehende Fidibus gab dann die helle Flamme, mit der man die Kerze, die Lampe, den Tabak in der geliebten Tabakspfeife entzündete. Die Fidibus-Schaar im Fidibus-Becher — unentbehrliches Requisit schlesischer Gemüthlichkeit, oft besungen und in enger Verbindung mit der Tabakspfeife unzertrennlich von manchem charakteristischen Typenbilde der damaligen Zeit — verschwunden und vergessen! Das kleine Streichholz hat euch über den Haufen geworfen; und wie wehrte man sich zuerst — wie gegen alles Neue — gegen die einen wichtigen Fortschritt bedeutende Erfindung! Wie viel Schandthaten wurden nicht den kleinen Hölzchen nachgesagt, die sich freilich erst allmählich, wie zu immer größerer Verbreitung, so auch zu immer größerer Vervollkommnung durchrangen! —

Nicht minder heftig und leidenschaftlich wie um das Streichholz tobte der Kampf um ein anderes kleines Geschöpf, das sich seitdem auch die un-

bestrittene Alleinherrschaft erobert hat: um die Stahlfeder. Man kannte zum Schreiben mit Tinte nichts Anderes als die Gänsefeder, deren Kiele durch „Abziehen" d. h. durch Entfernen ihres feinen Oberhäutchens sorgsam vorbereitet waren, und die mit dem Federmesser je nach dem Belieben des Schreibers spitz oder breit, hart oder weich zurecht geschnitten und immer wieder ausgebessert wurden, wenn die Spitze abgenutzt war. Mancher entnahm seine Federn selbst den lebenden oder geschlachteten Gänsen und zog sie sich selber ab; zumeist aber wurden sie in genau abgezählten, von einer bunten Schnur umwickelten Bündeln im Kaufladen oder von einem Hausirer gekauft, und den Kindern machte es eine besondere Freude, wenn die Federfahnen bunt gefärbt oder mit kleinen Bildchen beklebt waren. Wieviel Geschicklichkeit gehörte zum guten Federschneiden, mit welcher peinlichen Sorgfalt wurde es von denen, die viel zu schreiben hatten, in erster Reihe vom Schullehrer ausgeführt, wie viel Zeitaufwand beanspruchte es, und dennoch — welch' harter Kampf entbrannte, welch' energische Abwehr entwickelte sich gegen die winzige Stahlfeder, die Mühe und Zeitversäumniß zu ersparen bestimmt war! Wie viel Uebelstände, wie viel Schädlichkeiten sollte sie nicht verschulden! Freilich mußte auch das Schreibpapier erst eine Umwandlung erfahren, ehe sie zu voller Geltung gelangen konnte. An dem rauheren Büttenpapier blieb sie gar zu leicht hängen, während die weichere Gänsefeder rasch darüber hinflog. Erst dem glatten Maschinenpapier fühlte sie sich näher verwandt und schloß mit ihm den bis jetzt ungelösten Bund, dem ein ungezähltes Schriftengeschlecht entsprossen ist.

Ob damals weniger geschrieben worden ist als jetzt? Ganz gewiß! — Vor Allem wurden weniger Briefe geschrieben; denn das Briefporto war recht theuer, und der Preis stieg in starker Progression bei weiteren Entfernungen und bei Auslandsbriefen. Ein einfacher Brief nach Berlin kostete 3 Silbergroschen oder „Böhmen", wie der Schlesier noch immer sagte, und ein Porto von einem halben Thaler für einen einfachen Brief war keine Seltenheit. Daß man unter solchen Verhältnissen seine Correspondenz auf das durchaus Nothwendige einzuschränken suchte, war nur natürlich. Dazu kam, daß die langsame Beförderung der Briefe an ihren Bestimmungsort ein rasches Hin- und Herfragen und Antworten unmöglich machte. Je seltener aber, desto mehr schrieb man dann auch, wenn man einmal „die Feder ergriffen hatte" wie der stereotype Ausdruck lautete, um die Gelegenheit und den Preis auch gründlich auszunutzen. Und um recht viel schreiben zu können, ohne das Gewicht des einfachen Briefes zu überschreiten, wählte man bei längeren Herzensergüssen gern ein recht dünnes Papier. Die allerdünnste Sorte wurde mit Beziehung auf den Generalpostmeister Nagler „Naglers Verdruß" genannt. —

Briefumschläge — „Couverts" — kannte man nicht, solche ausgenommen, die man sich für außergewöhnliche Fälle wie Geld-, Actensendungen, besonders umfangreiche Briefe u. dgl. selbst verfertigte. Bei dem gewöhn-

lichen Briefe wurde die vierte Seite unbeschrieben gelassen, und der Brief ohne besonderen Umschlag derartig gefaltet, daß jene leere Seite dazu diente, vorn die Adresse, hinten das Siegel aufzunehmen. Denn mit Mund- oder Siegellack und dem darauf gedrückten Petschaft verschlossen wurde jeglicher Brief; eine Vertrauensseligkeit, die der Post einen nur mit ein wenig Gummi verklebten Brief oder gar eine offene Correspondenzkarte anvertraut, hätte staunendes Kopfschütteln erregt. Dagegen liebte man es, dem Wunsche einer rasche Beförderung durch ein auf die Adresse geschriebenes „Cito“ oder „Citissime“ Ausdruck zu geben, was Nichts kostete, aber selbstverständlich auch keinerlei Wirkung hatte, da es durchaus nicht etwa unserem heutigen „durch Eilboten“ entsprach. Daß die Adresse nicht blos alle Titel und Würden des Adressaten, sondern auch die mit peinlichster Gewissenhaftigkeit abgezirkelten Schnörkel des Curialstils, das Hoch-, Hochwohl-, Wohlgeboren ꝛc. enthalten mußte, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. Ebenso verfehlte man niemals, auf die Adresse ein „durch Güte“ oder „durch große Güte“ zu setzen, wenn die Beförderung des Briefes nicht der Post, sondern einem zufällig an den Bestimmungsort reisenden Bekannten anvertraut wurde. Eigentlich war das im Interesse des Postregals verboten; aber wann und wo hätten hohe Steuern nicht zum Schmuggel verlockt, und verhältnißmäßig Wenige nur nahmen Anstoß daran. —

Schnörkelhaft und streng abgezirkelt wie die Briefadressen waren auch die sonstigen Umgangsformen. Die Bezeichnungen „Fräulein“ oder gar „gnädiges Fräulein“, „gnädige Frau“ kamen ohne Widerrede nur dem Adel zu, während die Frauen und Jungfrauen des Bürgerstandes „Madame“ und „Demoiselle“ oder „Mademoiselle“ titulirt werden mußten. Die statt dieser französischen Worte gebrauchten deutschen Anreden „Frau“ und „Jungfrau“ oder „Jungfer“ wurden, weil angeblich weniger respectvoll, meist unangenehm empfunden. Jeder noch so unbedeutende und noch so weitläufige Titel eines Mannes mußte nicht blos diesem selbst, sondern auch seiner Gattin bei mündlicher und schriftlicher Anrede unter allen Umständen gewährt werden, und jedes Abweichen von dieser Regel gehörte zu den schwersten gesellschaftlichen Unterlassungssünden. Scheint doch dieser oft verspottete Brauch so fest in deutscher Gewohnheit zu wurzeln, daß er sich, wenn auch nicht mehr in seiner ganzen früheren Starrheit, bis in unsere Tage erhalten hat. —

Andere komische Wunderlichkeiten sind zum Glück längst verschwunden. So galt z. B. das Tragen eines Schnurrbartes als untrügliches Zeichen, daß der Betreffende dem Militärstande angehöre oder wenigstens angehört habe. Ein Civilist, der sich ohne solche Berechtigung über das Vorurtheil hinwegzusetzen wagte, forderte damit das Kopfschütteln, wo nicht den Spott und Hohn seiner Mitbürger heraus. —

Dieses gekünstelte, zopfig verschnörkelte Wesen war doch schließlich nur ein rein äußerliches. Es beherrschte eben nur die Formen. Der innere

Kern war von gesunder, kräftiger Natürlichkeit, von keinem bösen Wurme angefressen. Man war genügsam und bescheiden in den eigenen Lebensansprüchen, harmlos, bieder und treuherzig im Verkehr mit den Anderen. Die Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten war gering und beschränkte sich höchstens auf die communale Verwaltung. In der Weltgeschichte war nach den Stürmen des Jahres 1830 wieder völlige Windstille eingetreten, und im eigenen Vaterlande fügte sich der beschränkte Unterthanenverstand vor der Hand anscheinend noch willig der ihm auferlegten Beschränkung. Mancher jugendliche Schwärmer, der zu den „Demagogen" gehört hatte, büßte noch hier und da seine Freiheitsbegeisterung in einer bereits etwas milder gewordenen Haft. Daß aber auch sonst — nicht blos in jenen „Schwärmgeistern" — das in den Freiheitskriegen entzündete Feuer im Stillen, als lebendige Funken unter der Asche, noch weiter glimmte, konnte dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen. Beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm des Vierten schlug es bereits hier und da durch die Asche hindurch, lohte unter den Verhandlungen des vereinigten Landtags mächtiger empor, bis es unter dem scharfen Luftzuge des Jahres 1848 in hellen Flammen zum Ausbruch kam. So viel kindlich-naive, ungeklärte und selbst unverständige Anschauungen dabei mit unterliefen, es lag etwas Ursprüngliches, Reines, von Selbstsucht Freies, Edles und Veredelndes in dieser stillen Begeisterung für die Freiheit, die einen großen Theil der Gebildeten im Volke wie in einer unsichtbaren Loge untereinander verband, auch ohne daß man darüber sprach. Nur wenn ein Wort oder Lied, das den rechten Fleck getroffen, dem Verbote der Polizei zum Trotz in Abschriften von Hand zu Hand ging, konnte man Augen flammen und Hände sich drücken sehen. Ein verbotenes Buch war ein Schatz, den man sich allein gar nicht gönnte, dessen Genuß man gern mit den leicht herausgefundenen Gesinnungsgenossen theilte. —

Bei der Beschränktheit des öffentlichen Lebens lag der Schwerpunkt im Frieden des Hauses und in den kleinen, ihm benachbarten Bezirken. Die Tageseintheilung war fest gegliedert. Man stand sehr früh auf, und wer etwa nicht vom Trieb der Gewohnheit erwachte, den weckte unfehlbar die schmetternde Trompete des Garnisonstrompeters, der in frühster Morgenstunde an allen Straßenecken die in Bürgerquartieren untergebrachten Cavalleristen zum Füttern ihrer Pferde ermunterte. — Der Genuß des ersten Frühstücks wurde leider nicht selten durch einen kleinen Aerger beeinträchtigt, der mit dem damals noch in voller Strenge herrschenden Zunftzwange zusammenhing, und den man heut nicht für denkbar halten würde, wenn man ihn nicht selbst miterlebt hätte. Dem Publicum stand es nämlich nicht frei, seine Frühstücks-Semmel von dem Bäcker zu entnehmen, der dieselbe seinem Geschmacke am meisten zusagend herstellte, weil es ebensowenig jedem Bäcker freistand, beliebig Semmeln zu backen. Alle Bäcker wechselten vielmehr damit ab, so daß Jeder der Reihe nach seine „Semmelwoche" hatte, in der

er allein Semmeln backen, das Publicum also nur von ihm allein Semmeln entnehmen durfte, gleichviel wie dieselben ausfielen. Wie mancher ehrbare Handwerker ersehnt bewußt und unbewußt solche Zustände zurück, die damals vom Publicum und nicht minder von tüchtigen Bäckermeistern unzählig oft verwünscht wurden! —

Das sehr früh eingenommene erste bedingte naturgemäß ein zweites Frühstück um 10 Uhr, das, wenn auch noch so frugal, als feststehende Mahlzeit und damit verknüpfte Arbeitspause galt. Punkt 12 Uhr ward Mittag gegessen, und nur der Sonntag brachte meist eine kleine Verschiebung, so daß die Einen bald nach Beendigung des Vormittagsgottesdienstes ihre Mahlzeit einnahmen, während Andere über den Mittag mehr oder weniger lange hinaus warteten, bis der Hausherr vom Weine kam. Denn Sonntags nach der Kirche in's Weinhaus zu gehen, war für die, welche in der entsprechenden Vermögenslage waren, nahezu Bürgerpflicht, während im Laufe der Woche sich nur wenige ältere Herren aus dem Beamten- und sonstigen Honoratiorenstande und allenfalls die Offiziere der Garnison regelmäßig zum Frühschoppen, der freilich damals noch nicht diesen Namen besaß, einfanden. —

Um 4 Uhr ward gevespert, d. h. Kaffee getrunken, der allerdings nach der Holtei'schen Terminologie meist Koffee, und zwar stark cichorienhaltiger Koffee, selten Kaffee und niemals Café war und stets von irgendwelcher „Zubeiße" begleitet sein mußte.

Spätestens um 7 Uhr ward ein sehr frugales Abendbrot genossen, und spätestens um 10 Uhr, wenn der Nachtwächter das erste Mal die Stunde abgepfiffen und seinen Vers abgesungen hatte, ging man zur Ruhe. —

Der Abend gehörte mit wenig Ausnahmen und Einschränkungen der Erholung. Im Sommer unternahm man noch einen kleinen Spaziergang in die Anlagen des nahen Stadtwaldes, oder man saß in der Laube des Gärtchens oder auf der Bank, die vor keinem Hause fehlen durfte, und die als Versammlungsort nicht blos des Familienkreises, sondern wohl auch der Nachbarn galt. Oder man besuchte auch wohl einen öffentlichen Garten, in welchem die Frauen die neusten Stadtneuigkeiten austauschten, während die Männer auf der Kegelbahn unermüdlich im Schweiße ihres Angesichts mit geschicktem Wurfe die Kugeln rollen ließen. — Im Winter beschränkte man sich auf die „Wohnstube", die man, so schwach die Beleuchtung und so mangelhaft der Comfort nach unseren heutigen Begriffen auch war, sich doch nach seiner Art so behaglich wie möglich zu machen wußte. Der Hausherr, wenn er nicht etwa zu Biere gegangen war, oder sich an einem Whist-, Tarock-, L'hombre- oder Solotische niedergelassen hatte, oder an einem riesig großen, mit 6 Löchern versehenen Billard „Karolinenpartie" oder „Boole" spielte, rauchte in beschaulicher Ruhe seine lange Pfeife, und labte sich an seinem Haustrunk, einem dünnen, von der Stadtbrauerei gelieferten, im Hause auf Flaschen gefüllten und sorgsam abgelagerten Biere. Das Lesen

der Zeitung nahm nicht viel Zeit in Anspruch; denn erstens erschienen nicht viele Zeitungen, und zweitens war ihr dürftiger Inhalt bald erschöpft. Gleichwohl ging der Gesprächsstoff nie aus, und wie immer und überall, besonders aber in kleineren Städten, nahm der Stadtklatsch eine hervorragende Stelle darin ein. Die Frauen und Jungfrauen des Hauses kannten die Wahrheit des Spruches: „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort.“ Und sie waren tüchtig bei der Arbeit.

Das Stricken und Stopfen, das Nähen und Flicken, das Häkeln und Filiren und Knüpfen riß gar nicht ab, vor Allem das Nähen. Denn der Stolz einer tüchtigen Hausfrau war es, nicht blos den eigenen Wäscheschrank gut und reichlich gefüllt zu haben, sondern auch bei Zeiten für die Ausstattung der heranwachsenden Töchter zu sorgen, damit, wenn der Rechte erschienen war, die Hochzeit keinen zu langen Aufschub zu erleiden brauchte. War es doch keine kleine Arbeit, solche Ausstattung in ihrer ganzen Vollständigkeit herzustellen und mit eigener Hand herzustellen. Nähmaschinen gab es noch nicht, und in einem Wäschegeschäft, selbst wenn ein solches existirt hätte, zu kaufen, was man mit eigenen Händen leisten konnte und mußte — wer aus dem schlichten Bürgerstande hätte sich solch frevelhafter Ueberhebung schuldig gemacht! — Und kamen besondere Gelegenheiten: Geburtstags- und Hochzeitsfeste, Weihnachten oder ein verlorenes Vielliebchen u. dergl. — wie wurde da mit wahrer Leidenschaft in Wolle, Seide und Perlen gestickt! Auch das wurde nicht leicht genommen. Man kannte die sogenannten „angefangenen Arbeiten“ noch nicht, bei denen bereits das Meiste und Beste gethan ist, und nur ein kleiner unbedeutender Rest noch zu thun übrig bleibt, und man wußte, wie dankbar der Empfänger die ihm zu Liebe aufgewendete Mühe empfand. Was wurde nicht Alles bestickt, wie Vieles, das man heut nicht mehr braucht und kaum noch kennt — wie Tabakskasten und Tabaksbeutel, Fidibusbecher und Lichtputzscheerbrettel und Aehnliches mehr — wie Vieles, das man noch kennt und braucht, aber nicht mehr bestickt! Es war ein ziemlich weit verbreiteter Brauch, daß die Braut ihrem Bräutigam als erste Handarbeit ein Paar Hosenträger stickte, während er ihr als Gegengeschenk ein paar Kniegürtel verehrte. Wie würde man heut über dergleichen prüde die Nase rümpfen, und wie viel Anderes, Schlimmeres, an dem man heut keinerlei Anstoß nimmt, würde damals geradezu Entsetzen erregt haben! —

Auch gelesen wurde viel, und zwar fast nur des Abends; denn bei Tage, außer etwa am Sonntage, statt zu arbeiten in einem Buche zu lesen, wäre als eine nur etwas bessere Art von Müßiggang verpönt gewesen. Der Geschmack war, je nüchterner das Leben, um so mehr in Lectüre auf das Sentimentale und Romantische gerichtet. Der Stern Jean Pauls aber begann bereits zu verbleichen. Die Romane des großen Unbekannten (Walter Scott) wurden immer noch mit wahrem Heißhunger

verschlungen; aber die Paalzow und Friderike Bremer waren neben ihm beliebt, bis dann Sue und Dumas ihre Triumphe feierten, und endlich Boz mit seinem warmen, liebenswürdigen Humor die Gemüther eroberte.

Der Familienkreis blieb aber durchaus nicht immer auf sich selbst beschränkt. Man besuchte sich oft „zum Lichten", d. h. nach dem Abendbrod. Ungeladen am Abendbrod theilzunehmen und damit der Hausfrau unvorhergesehene Kosten und Umstände zu bereiten, hätte man niemals gewagt. Dagegen kam man gern nach Tisch zu einem Plauderstündchen zusammen und ließ sich dabei auch eine bescheidene Bewirthung ohne Widerrede gefallen. Die Männer brachten ihre Pfeifen, die Frauen im „Strickbeutel" oder „Pompadour" ihre Handarbeit mit. Den Gästen wurden Aepfel oder Birnen, Hasel- oder Wallnüsse, oft auch ein leichtes Gebäck vorgesetzt, und dazu eine Tasse Thee, der — seltsamer Weise — mit Zimmet und Vanille gewürzt sein mußte, oder noch lieber ein Glas Punsch, der sehr gern und weit häufiger getrunken wurde als jetzt. Grogg wurde erst später vom Norden her eingeführt; dagegen war der mit Zimmet und Nelken stark gewürzte Glühwein ein sehr beliebtes Getränk, wie überhaupt Gewürze aller Art eine weit reichlichere Verwendung fanden als jetzt, wo man die ohnehin überreizten Nerven gern mit sonstigen Reizmitteln, die alkoholischen ausgenommen, verschont. Bei selteneren und festlicheren Gelegenheiten wurde wohl auch eine Bowle gebraut, wenn auch nicht unter diesem Namen. Man kannte nur den weißen Cardinal und den rothen Bischof, und das würzende Ingrediens für Beide war die bittere Pomeranzenschale oder deren Extract; wenigstens erinnere ich mich nicht, bis zu meiner Universitätszeit jemals eine andere als Pomeranzen-Bowle getrunken, oder auch nur gesehen zu haben.

Bier wurde bei Weitem weniger getrunken als jetzt, und meist nur jenes dünne, heimische Weiß- oder Braunbier. Selbst die von außerhalb eingeführten Biere, von denen einige, wie das Frankfurter und das Berliner Weißbier berühmt waren, hatten nur einen geringen Alkoholgehalt; die schwereren Lager- oder gar bairischen Biere kamen erst viel später in Mode. War doch selbst noch während meiner Universitätszeit in Breslau das Kießling'sche Local in der Nicolaistraße das einzige, in welchem echt Bairisch verzapft wurde. Auch die genossene Menge war erheblich geringer, so daß ein Quantum, das heutzutage Manchem als normale Tagesration erscheint, damals als etwas Außerordentliches, wo nicht Ungeheures angesehen wurde. Dem entsprechend waren die Bierstuben von der allerbescheidensten Art und meist nur Anhängsel eines Gasthauses. Es gab aber neben den ständigen noch eine eigenthümliche Art temporärer Bierstuben. Das hing so zusammen: jeder Hausbesitzer erhielt als „Deputat" mindestens einmal im Jahr aus der Stadtbrauerei ein „Gebräu", das zu groß war, als daß er und seine Familie es allein hätten austrinken können, während die Wenigsten Lust hatten, es öffentlich auszuschänken. Nun gab es Einzelne,

die um eines kleinen Verdienstes willen dieses Gebräu übernahmen, ihr Wohnzimmer für einige Tage zu einer Bierstube einrichteten und durch ein einem Wegweiser ähnliches vor das Haus gehängtes Zeichen, „Kegel“ genannt, alle durstigen Seelen zur Vertilgung des Gebräus zu sich einluden.

Zu Biere ging nur, wessen Verhältnisse nicht an den Rebensaft hinanreichten: kleine Kaufleute, Handwerker u. dgl. Eine der hervorragendsten Persönlichkeiten am Biertisch war der Schullehrer, bescheiden in seinen Einkünften, bescheiden in seinem Auftreten, mühsam und pflichttreu in seinem Beruf, etwas pedantisch, aber meist guter Laune unter den Vätern seiner Schulkinder. Die lange Pfeife im Munde, auf deren Rauchwolken er sich über Entbehrung und Sorgenlast emporzuschwingen suchte, saß er vor seinem mit Braunbier gefüllten Glase, das für den ganzen Abend vorhalten mußte, langte aus der Tasche ein in Papier gewickeltes Butterbrot, das er sich als frugales Abendessen von Hause mitgebracht hatte, und betheiligte sich lebhaft an der Unterhaltung oder an einem Kartenspiel mit niedrigen Einsätzen und schmutzigen, abgegriffenen Karten, schmunzelte, wenn er dabei die geringen Zehrungskosten herausgeschlagen, und schlich traurig nach Hause, wenn sich das Glück gegen ihn erklärt hatte. Es gab einige Wenige darunter, die vorsichtig in der Wahl ihrer Eltern oder ihrer Frauen gewesen waren; aber das waren die Ausnahmen. (Welcher Wandel ist auch darin eingetreten, und doch — wer weiß, ob jene alten, armen Packträger der Bildung nicht zufriedener waren, als ihre heutigen besser situirten Collegen!) — Dem Schullehrer verwandt war jene andere, jetzt ausgestorbene Species der Candidaten, wie sie Holtei in seinem rührenden, gemüthvollen Gedicht „Immer noch Candidate?“ geschildert hat. Auch sie hob oft eine Pfeife und ein Glas Bier am Plaudertisch über allen Erdenjammer hinweg.

Hoch über dem Bier in seiner Werthschätzung stand der Wein, so hoch, daß es z. B. noch während meiner Studienzeit geradezu als eine Entweihung angesehen worden wäre, einen feierlichen Commers mit Bier ababzuhalten oder gar den Landesvater beim Bier zu stechen, und dabei waren unsere Wechsel knapp und der Wein durchaus nicht sehr billig. Auch in Bezug auf die Weinsorten hat der Geschmack sehr gewechselt. Der beliebteste Wein, wie ich mich aus meinen Kinderjahren erinnere, war damals weißer Franzwein — der rothe kam erst einige Zeit darauf in Mode — oder ein guter Rheinwein, wobei freilich mancher Grünberger unter falscher Flagge mit unterlaufen mochte. Die dünneren Rhein- und die herberen Moselweine gewannen in unserer Provinz erst weit später Terrain, und der Ungarwein gelangte, in Niederschlesien wenigstens, niemals zu der allgemeinen Geltung, die er in den benachbarten polnischen Landestheilen unbestritten besaß. Champagner, der echte — die schlesischen, sächsischen, rheinischen Nachahmungen wurden erst sehr viel später allgemein — wiewohl billiger als jetzt, wurde doch seines hohen Preises wegen nur

bei besonders feierlichen Gelegenheiten und auch dann als etwas ganz Besonderes nur in bescheidenen Mengen getrunken.

An festlichen Gelegenheiten fehlte es nicht. Freilich das heutige Uebermaß der sogenannten Gesellschaften, die in ihrer Zahl fast zu einer Vergnügenshatz und in ihrer Art oft den Bewirthenden zu einer widerwärtigen Last, den Bewirtheten zu einem zweifelhaften, einem „sogenannten" Genuß werden — das kannte man damals nicht. Feste waren etwas Außergewöhnliches, nichts Alltägliches. Abgesehen von den bedeutungsvolleren Familienereignissen wie Hochzeiten, Kindtaufen u. dgl., die nun einmal ohne große Prunkmahle nicht abgingen, liebte man es wohl auch, seine Freunde gelegentlich einmal um sich zu versammeln und — wo es die Vermögensverhältnisse gestatteten — möglichst opulent zu bewirthen. Aber so sehr auch Zahl und Güte der Speisen und Getränke ihre gerechte Würdigung zu finden pflegten, war es einerseits beim besten Willen unmöglich, wie heutzutage Delicatessen aus allen Weltgegenden durch Dampf herbeizuzaubern; andererseits war man anspruchsloser und legte — wenigstens in bürgerlichen Kreisen — kein allzu großes Gewicht auf jene raffinirte Befriedigung eines verwöhnten Gaumens, wie überhaupt die ganze Geselligkeit harmloser, naiver oder schlesisch gesprochen — gemüthlicher war.

Da derartige Gesellschaften immerhin umständlich und kostspielig waren, fand man sich gern auf neutralem Terrain, d. h. in geselligen Vereinen zusammen, die damals unter den verschiedensten, meist ausländischen Namen wie Ressource, Casino u. dgl. in voller Blüthe standen, und Jung und Alt möglichst viel Vergnügen zu bieten suchten. Auch diese Vergnügungen waren schlicht und bescheiden, und jeder Luxus ebenso in Bezug auf culinarische Genüsse wie in der Kleidung ausgeschlossen. Wie man bei dem Besuch von Kaffeegärten den Kaffee gern in kleinen Düten von Hause mitnahm und sich ihn an Ort und Stelle eben nur bereiten ließ (in manchen dieser Gärten herrschte die Sitte, daß die, welche sich den Kaffee mitgebracht hatten, ihn in braunem, die Uebrigen in weißem Geschirr aufgetragen erhielten), so bestand auch bei jenen Bällen die Bewirthung häufig in Picknicks, zu denen jede der theilnehmenden Familien eine Schüssel sandte. Und die Toiletten — ein sauberes Kattun- oder Mousselinkleid war durchaus salonfähig, bei Bällen das möglichst duftige weiße Kleid vorherrschend. Sammet und Seide waren noch nichts Alltägliches und die Schleppe noch nicht zur Gewohnheit geworden. Dagegen ersetzte ein frischer, natürlicher Frohsinn jenen Mangel, wenn man ihn als solchen betrachten will. Der Verkehr zwischen der Jugend beider Geschlechter war unbefangen, harmlos und doch dabei rücksichtsvoll, mit peinlichster Wahrung des Anstands. Das hinderte nicht, daß man gern und oft Pfänderspiele spielte, bei denen das alte Wort „Ein Küßchen in Ehren darf Niemand wehren" ohne alle Ziererei zur Geltung gelangte. Man fand eben Nichts dabei und wußte sich frei von jeder Frivolität. — Mit wahrer Leidenschaft wurde getanzt, und ein

junger Mann, der in wirklicher oder geheuchelter Blasirtheit sich davon hätte ausschließen wollen, wäre einfach ausgelacht worden. Tanzten doch selbst ältere und alte Leute nicht blos die Polonaise mit allen ihren Abklatsch- und sonstigen Touren, sondern auch Menuett, Ecossaise und vor Allem den beliebtesten aller damaligen Tänze: den langsamen Walzer. Mit ein und derselben jungen Dame auf zwei oder drei hinter einander folgenden Bällen den ersten Walzer zu tanzen, war der halbe Weg zur Verlobung.

Auch jenes andere Zeichen jugendlich frischer Lust: das Singen ward bei den Zusammenkünften der Jugend gern und fleißig geübt, namentlich auf Landpartieen, die man sehr gern unternahm und durch gemeinschaftliche Gesänge, durch Tanz und heitere Spiele und durch frugale Mahle auf einem Rasenfleck oder mitten im Wald zu würzen pflegte. Die Clavierseuche grassirte noch nicht. Ein Flügel, namentlich ein guter, war selten, und das Fortepiano oder Pianoforte, wie das Pianino genannt wurde, in seiner primitiven, die Bezeichnung „Klimperkasten" rechtfertigenden Form nur mäßig verbreitet. Dagegen wurde die jetzt bei uns fast ausgestorbene Guitarre viel gespielt, und häufig auch die Flöte, wenn auch Viele in dem Uhland'schen Liede „In Gras und Blumen lieg' ich gern, wenn eine Flöte tönt von fern", gerade das „von fern" für betonungswerth und betonungsnöthig erklärten.

Weit mehr als jetzt verkehrten junge Männer in Familien, in denen es junge Mädchen gab. Man fürchtete sich nicht vor dem Klatsch, an dem es auch damals nicht fehlte, und nicht vor dem Verdacht, wider Willen als Heirathscandidat zu gelten. Es wurde aber auch mehr und in jüngeren Jahren geheirathet als jetzt, wiewohl die Einkünfte geringer und die Reichthümer seltener waren. Freilich entsprach den geringeren Einkünften auch die größere Einfachheit der Sitten, und die größere Anspruchslosigkeit in Bezug auf Haushalt und Lebensführung. — Diese größere Einfachheit brachte trotz noch so starker Betonung der Rang- und Standesunterschiede, wie sie in Wirklichkeit bestand, doch die Menschen menschlich einander näher und ließ sie gegenseitig mehr innigen Antheil nehmen an Freud und Leid. Als kleines Zeichen möge ein an sich vielleicht etwas unverständiger, aber doch gemüthvoller Brauch Erwähnung finden. Wenn eine Wöchnerin sich wieder mehr zu erholen begann, schickten ihr alle ihre Freundinnen in wohl verabredeter und durch kleine Zwischenräume unterbrochener Reihenfolge sogenannte „Vespern", d. h. Krüge voll Kaffee oder Chocolade und selbst verfertigtes Backwerk, echt schlesische „Baben", echt schlesischen Streuselkuchen u. dgl. Und das Geschirr, in dem man diese Vespern sandte, war so sauber und blank und das Backwerk mit so weißem, blendendem Linnen bedeckt, daß das allein schon Appetit anregte — wieviel mehr erst die „Vesper" selbst, die namentlich von den Geschwistern des jungen Weltbürgers mit verlangendem Jubel begrüßt wurde.

Freilich, wer wußte auch damals von Vielem, was heut die Menschen in Hader und Zwietracht, in giftigem, leidenschaftlichem Haß von einander scheidet! Wo es keine Politik und demnach keine politischen Parteien gab, vermochte auch kein politischer Parteifanatismus emporzulodern, und die confessionellen Gegensätze standen sich nicht wie heut in stillem oder offenem leidenschaftlichen Grimm gegenüber. Bei allem überzeugungsvollen Festhalten an dem eigenen Standpunkt übte man gegenseitig Duldung und übertrug den Widerstreit der Meinungen nicht auf die gegenseitige Werthschätzung und erst recht nicht auf das gesellige Leben. Ich erinnere mich einer Zeit, wo in meinem Vaterstädtchen der protestantische pastor primarius und der katholische Stadtpfarrer Duzbrüder waren und auf dem freundschaftlichsten Fuße mit einander standen. Sie kannten sich von der Universität her, hatten Beide der Burschenschaft angehört und für ihre jugendliche Feiheitsbegeisterung büßen müssen. Sie waren Beide glaubenseifrige Priester; aber was sie in der Jugend geeint hatte, hielt sie auch noch weiter zusammen, als ihre Lebenswege sich schärfer geschieden hatten. Und das war durchaus kein Ausnahmefall. Ich erinnere mich eines katholischen fünfzigjährigen Priesterjubiläums, bei dem der protestantische Superintendent einen schwungvollen Toast auf den Jubilar ausbrachte mit dem Grundgedanken „ἀληθεύειν ἐν ἀγαπῇ“, des „Wahrsein in Liebe“, und umgekehrt eines protestantischen Kirchenjubiläums und des damit verbundenen Festmahles, an welchem der katholische Erzpriester nicht blos theilnahm, sondern auch eine warm empfundene Tischrede hielt. Auch daß der Pfarrer, wenn er am Frohnleichnamsfest die Honoratioren der Stadt zu einem officiellen Festmahl einlud, unter seinen Gästen keinen Confessionsunterschied gelten ließ, wurde als selbstverständlich betrachtet.

Und nicht blos zwischen Protestanten und Katholiken, auch den Juden gegenüber herrschte ein gutes Verhältniß. Die Gesetze, welche die Juden von sehr vielen Berechtigungen ausschlossen, waren unduldsam und hart; aber man übertrug diese Härte nicht auf das bürgerliche Leben. Judenhasser gab es auch damals; aber im Allgemeinen wußte man im Menschen den Menschen zu achten, gleichviel, in welcher Form er zu seinem Gott betete, und eine Bewegung wie die, welche Kaiser Friedrich eine Schmach unserer Zeit genannt hat, wäre vor fünfzig Jahren kaum möglich gewesen. Wie oft habe ich bei einem schlichten, seiner Bravheit wegen geachteten Juden nicht blos angesehene Leute der verschiedensten Berufsklassen, sondern namentlich auch protestantische und katholische Geistliche freundschaftlich verkehren sehen! Der alte Erzpriester lud ihn zum Wein, und der alte protestantische Pastor versäumte niemals, ihm seinen Geburtstagsglückwunsch persönlich zu überbringen. — Unter den Geistlichen beider Confessionen waren die Zeloten selten. Meist waren es joviale, vorurtheilslose Herren, die außerhalb ihres Amtes gern Menschen unter Menschen waren. Der Stadtpfarrer war eine Zeit lang Vorsteher und Vergnügungsdirector der

Ressource, und Niemand fand etwas Auffallendes darin. Und sein Vorgänger, der alte ehrwürdige Erzpriester, brachte seinem Freund, dem Stadtgerichtsdirector, zum goldenen Ehejubiläum eine Flasche edlen Rheinweins, die er fünfzig Jahre vorher als junger Caplan vom Hochzeitstisch genommen und in froher Zuversicht für diesen Jubeltag aufbewahrt hatte.

Auch zwischen Civil und Militär bestanden die freundlichsten Beziehungen. Nicht blos die Garnisonen, auch die Offiziere in den Garnisonen wechselten selten. Das Avancement war äußerst langsam, und Rittmeister, ja selbst Lieutenants, deren Haar sich bereits grau zu färben begann, waren nichts Außergewöhnliches. Bei so langem Zusammenleben innerhalb der beschränkten Grenzen einer kleinen Stadt wurde man leichter mit einander bekannt und vertraut, um so mehr als der schlichte, anspruchslose Sinn, wie es der allgemein herrschende war, sich auch auf das Offiziercorps erstreckte. Man kam den Bürgern freundlich entgegen, und es bildeten sich Beziehungen, die man heut für undenkbar halten würde. Ich kenne einen sehr, sehr alten würdigen Obersten von gutem Adel, der in der Zeit meiner Kindheit sich als junger, flotter Cavallerieoffizier mit der schönen Tochter eines Elementarschullehrers verlobte, mit der er nach langem Brautstande, wie er damals nicht selten war, eine noch weit längere glückliche Ehe geführt hat.

Trotz all dieser gegenseitigen Freundlichkeit waren die Grenzen von Rang und Stand doch scharf gezogen, und man sorgte dafür, daß sie niemals zu sehr verwischt wurden. Nicht blos der Offizier-, auch der Beamten- und Gelehrtenstand hielt eifersüchtig auf seine Würde und die ihm gebührende Ehre, und schon aus der äußeren Erscheinung der Herren war es meistens leicht, die Art ihres Berufes herauszuerkennen. Der stets aus den Reihen der kreiseingesessenen Rittergutsbesitzer gewählte Landrath residirte auf seinem Landgute, kam nur ausnahmsweise zur Stadt und überließ die Zügel der Verwaltung dem Kreissecretär, der in Folge dessen selber gern Landrath spielte und seine fast unumschränkte Gewalt leider auch oft genug zum eigenen Vortheil mißbrauchte. Berechtigter als jener Aftertyrann regierte im Vollgefühl seiner magistratualischen Würde der Bürgermeister, nach altem Stile, und nicht blos zum Scherz, auch Consul genannt, wie sein alter ego, der Kämmerer Proconsul oder in verschlesischtem Welsch „Prokunzel" im Volksmunde hieß. Die Bürgermeister rekrutirten sich aus den verschiedensten Ständen, waren aber doch meistens Juristen, und jedenfalls hatten sie das äußere Auftreten ihren juristischen Amtsbrüdern abgelauscht und nahmen das „dat Justinianus honores" auch für sich in Anspruch. — Nicht allzusehr von dem Uebermaß der Geschäfte geplagt und stets zu frohem Genießen bereit pflegten die Richter zu sein. Die Zahl der Processe war nicht sehr groß, und man war in Bezug auf schleunige Erledigung der Rechtssachen nicht gerade verwöhnt. Dabei suchten häufig wohlwollende Richter bei der nahen Berührung, in der sie mit dem

Publicum standen, „in actis voluntariis“ zu rathen, in Streitsachen zu vermitteln und zu vergleichen und dadurch Processe zu verhüten oder abzukürzen, und das Publicum hatte trotz der Scheu vor den lateinischen Floskeln, mit denen Jene gern zu imponiren suchten, Vertrauen zu ihrem Wohlwollen und zu ihrer strengen, unbestechlichen Rechtlichkeit, außer wenn etwa die leidige Patrimonialgerichtsbarkeit, die den Richter fast zum Beamten des Grundherrn machte, seine Unparteilichkeit auf eine gar zu bedenkliche Probe stellte. — Von der Stellung des Geistlichen habe ich bereits gesprochen. Die populärste Persönlichkeit aber war der Arzt. Wer ihn nur in anscheinend unnahbarer Würde, das sinnende Haupt tief in das breite weiße Halstuch versenkt, gestützt auf den Bambus mit der Elfenbeinkrücke oder auf das spanische Rohr mit dem großen goldenen Knopf, dahinschreiten sah, konnte nicht ahnen, welche Vertrauensstellung er in den Familien aller Stände einnahm, nicht blos als treuer, aufopfernder Helfer bei allem körperlichen Leid, sondern auch als gern in's Vertrauen gezogener Freund und Berather in allen sonstigen Sorgen und Nöthen, als niemals fehlender, niemals versagender Theilnehmer an allen Familienfreuden und Leiden. Die ärztlichen Honorare waren nach heutigen Begriffen sehr bescheiden — das „dat Galenus opes“ hatte schon damals seine Geltung verloren — aber der gute Arzt fühlte sich in erster Reihe als Priester der Humanität, und die Concurrenz war nicht groß genug, um ihm das gar zu sehr zu erschweren. Die ärztliche Wissenschaft hat seit jener Zeit ungeheure Fortschritte gemacht — glücklich der Arzt und glücklich die Clienten, die in ihrem Verhältniß zu einander sich noch auf jener damaligen Höhe befinden!

Wie sich sonst die einzelnen Stände und Berufsklassen auch schieden, bestimmte Feste führten Alles, was nur einigermaßen zusammen paßte, zu froher Gemeinschaft zusammen. Da war zuerst die Sylvesternacht, in der man fröhlichen Sinnes bei Spiel und Tanz, bei festlichem Spruch und hellem Gläsergeläut das neue Jahr begrüßte. Es gab keine einzige gesellige Vereinigung, die nicht ihren Sylvesterball gefeiert hätte, und die Geistlichen, deren Jahresschluß-Predigten trotzdem zahlreich besucht waren, erhoben erst sehr viel später Einspruch dagegen. — Dann kam der Faschingsabend mit Punsch und Pfannkuchen und oft auch mit Maskeraden, die freilich den kleinen Verhältnissen der ganzen Zeit entsprachen und in Bezug auf Pracht der Costüme weit hinter dem zurückstanden, was man aus früheren Zeiten gehört hatte und später in etwas verjüngtem Maßstabe wieder erleben sollte. Auch von der Ausgelassenheit des rheinischen oder italienischen Carnevals war durchaus keine Rede. Der bei aller sonstigen Harmlosigkeit doch etwas spießbürgerlich befangene Sinn vermochte sich in die von dem Gewohnten abweichende Maskenfreiheit nicht recht zu finden und entsetzte sich leicht bei der Annäherung einer Maske, hinter der man nicht bald einen guten Bekannten zu entdecken oder wenigstens zu vermuthen ver-

mochte. — Im Sommer war das Pfingstschießen mit seinem Schützenaufzug, mit den Paschbuden auf dem „Schützenplan“ und dem „Königsball“ ein allgemeines, von der ganzen Stadt gefeiertes Bürgerfest. Und wenige Monate später kam „Königs Geburtstag“, der 3. August. Die gegenwärtige Generation kennt keinen Königs- oder Kaisersgeburtstag, der in Bezug auf die Jahreszeit so günstig gelegen hätte als der Friedrich Wilhelms des Dritten; und dieser Gunst der Jahreszeit entsprechend war auch die allgemeine Feier, die sich nicht auf officielle Paraden, Redeacte und Festessen beschränkte, sondern die in dem bis tief in die Sommernacht hinein währenden Jubel bei Feuerwerken und Gartenilluminationen, bei im Freien gehaltenen Reden, Gesängen und Tänzen zum Ausdruck kam. — Der 18. October mit seinen ernsten und begeisterten Rückerinnerungen, der Tag der Völkerschlacht bei Leipzig, der viele Jahre hindurch als Festtag gefeiert worden war, galt als Beginn der Wintervergnügungen, bis er darin von dem Geburtstage Friedrich Wilhelms des Vierten, dem 15. October, abgelöst wurde.

Einer eigenthümlichen Beobachtung möchte ich bei dieser Gelegenheit gedenken, die mir stets charakteristisch dafür gewesen ist, wie sehr selbst Gewohnheiten von der Mode beherrscht werden, die man von dieser ganz unabhängig und nur von bestimmten feststehenden Verhältnissen bedingt wähnen sollte. Für die schlesischen Bäder bildete der 3. August den Schluß der eigentlichen Saison. Königs Geburtstag wurde noch in froher Gemeinschaft im wahren Sinne des Wortes glänzend, d. h. mit Feuerwerken, Höhenfeuern u. dergl. gefeiert, und dann strömte Alles wieder in die Heimat zurück, während heut zu Tage um diese Zeit die Badeorte sich oft erst recht zu füllen beginnen. Es braucht nicht besonders gesagt zu werden, daß die Zahl derer, welche Bäder besuchten, im Vergleich zu unseren heutigen Verhältnissen verschwindend klein war. Einmal verlangten die bescheideneren Einnahmen mehr die Beschränkung auf das durchaus Nothwendige, und dann war natürlich in jener eisenbahnlosen Zeit das Reisen überhaupt mit weit größerem Zeit- und Geldaufwand und mit heut nicht mehr gekannten Umständen und Schwierigkeiten verknüpft, so daß eigentliche Vergnügungsreisen verhältnißmäßig selten waren.

Die mit Reichthümern gesegnete Minderheit reiste am liebsten mit Extrapost und zwar im eigenen Wagen, dem auf den einzelnen Stationen die Postpferde vorgespannt wurden. Es war das eine äußerst angenehme und bequeme, freilich auch theure Art zu reisen. Die Beförderung war eine nach damaligen Begriffen sehr rasche, und trotzdem fand man ganz nach Belieben Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen, wie ja die eigentliche Romantik des Reisens durch die Eisenbahnen schwere Einbuße erlitten hat. Aber auch das Vergnügen einer fröhlichen Extrapostfahrt in offener Kalesche bei schmetterndem Posthorn und lustig knallender Peitsche wurde oft schwer beeinträchtigt durch die Mangelhaftigkeit der Wege. Nur

größere Städte waren durch Chausseen mit einander verbunden; in meinem Heimatskreise z. B. gab es auch nicht das kleinste Stückchen Chaussee, und der Zustand der Landwege spottete jeder Beschreibung. Die Räder des Wagens versanken oft je nach dem Wetter entweder in tiefem, Staubwolken aufwirbelnden Sande oder in fußtiefem Schmutz. Außerhalb der tief eingefahrenen Geleise zu fahren, war häufig selbst beim besten Willen unmöglich, und inner- und außerhalb dieser Geleise drohten sichtbare und unsichtbare Löcher mit Axenbruch oder mindestens mit einer nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehörenden Erschütterung, die einen unvorsichtigen Schläfer oft unliebsam aus den schönsten Träumen erweckte. Wehe erst dem, der solchen Weg in einem mit keinen oder mit unzureichenden Federn versehenen Wagen zurücklegte! Und das war die Mehrzahl aller Reisenden.

Sogenannte Personenposten verkehrten nur wenige und fast nur auf den Hauptstrecken. Zwischen meiner Heimat und der 4 1/2 Meilen entfernten etwas größeren Stadt besorgte — nicht etwa täglich, aber doch ein paar Mal in der Woche — ein von einem Postillon geleiteter, offener, zweirädriger Karren, eine sogenannte Carriolpost, den Briefverkehr, und als großes Zugeständniß war es einem Passagiere gestattet, den Platz neben dem Postillon einzunehmen. Als mächtiger Fortschritt wurde es in der ganzen Gegend begrüßt, daß endlich eine einmal täglich hin und zurück verkehrende Personenpost eingerichtet wurde, welche — zunächst ohne die Verpflichtung zu Beiwagen — 4 Passagieren Raum bot. Höchstens gestattete ein gütiger Postmeister einem Ueberzähligen auf inständiges Bitten den Platz auf dem Kutscherbock neben dem Postillon. — Von solcher bescheidenen Personenpost weit verschieden war die große Schnellpost, wie sie zwischen Berlin und Breslau den Verkehr vermittelte, mit ihren von 4, bei schlechten Wegen wohl auch von 6 Pferden gezogenen gelben Wagenkolossen zu neun Plätzen und der unbegrenzten Zahl ihrer Beiwagen.

Die Poesie des Postwagens ist oft genug gepriesen worden. Selbstverständlich war sie in erster Reihe von der Eigenart der Passagiere abhängig, welche der Zufall zusammengeführt hatte. Aber das war es doch nicht allein. Die kühle, fast unhöfliche Art, mit der man neuerdings im Eisenbahncoupé beim Ein- und Aussteigen die Reisegenossen kaum oder — wie es immer mehr Mode zu werden scheint — auch gar nicht grüßt, wäre im Postwagen als ein schweres Vergehen gegen die gute Lebensart geradezu verpönt gewesen. War man hier schon räumlich einander näher gerückt, so brachte das Bewußtsein, auf viele Stunden, wo nicht gar auf Tage zu fester Gemeinschaft in Freud' und Leid, in Fährnissen und Erlebnissen aller Art im engen Raume zusammengeführt zu sein, auch die Gemüther einander näher. Man wußte, daß die gemeinschaftliche Reise durch gegenseitige Rücksichtnahme angenehmer, durch den Mangel derselben widerwärtiger gemacht werden konnte, und war zu jener Zeit überhaupt bei Weitem nicht so zugeknöpft wie heut. Man kam sich vertrauensvoller entgegen und sah nicht in jedem

Nebenmenschen ein Individuum, vor dem man Tasche, Mund und Herz fest geschlossen halten mußte. — Freilich war auch der Mißbrauch solchen Vertrauens weit, weit seltener als heutzutage. — Man war noch keine Meile gefahren, da hatte man sich schon mit seinem Gegenüber durch Kreuzen der Füße und Aehnliches möglichst bequem eingerichtet, da hatte man bereits mit dem und jenem Reisegefährten Bekenntnisse über Ziel und Zweck der Reise ausgetauscht, und sehr bald war die Unterhaltung eine allgemeine geworden. Hatte man gar unterwegs gemeinsame Mahlzeiten einzunehmen, so führte das erst recht zu „gemüthlicher" Annäherung. Wie manches zarte Verhältniß ist zuerst im Postwagen angesponnen worden! Auch an scherzhaften Erlebnissen fehlte es nicht. Sei hier kurz ein solches erzählt: In einem kleinen schlesischen Städtchen hielt die zwischen Berlin und Breslau verkehrende Schnellpost vor einem neben dem Postamt gelegenen Gasthofe Mittagsrast. Man bezahlte dem Wirth das Couvert und stärkte sich an einem einfachen, aber schmackhaften Mahle. Nun versuchte ein gar zu verschmitzter Gastwirth in schnöder Gewinnsucht die Passagiere dadurch um den Braten zu prellen, daß er denselben erst auftragen ließ, wenn der Postillon bereits das Posthorn zum Einsteigen und zur Abfahrt ertönen ließ. Der Aerger über solch' unreelles Beginnen hatte sich rasch weitergesprochen, und als der Wirth eines Tages sein oft geübtes Verfahren wiederholen wollte, zog ein Herr aus seiner Tasche zwei große Bogen kräftigen Packpapiers, und mit dem Ausrufe: „Das kennen wir schon!" verpackte er unter dem verblüfften Staunen des Wirths und dem hellen Gelächter sämmtlicher Passagiere die eben aufgetragene gebratene Gans, um sie während der Fahrt dem gemeinsamen Schmause zu überliefern. —

Wer freut sich nicht, selbst trotz der leider nur allzuhäufigen entsetzlichen Eisenbahnunfälle, des ungeheuren Fortschritts, den das Reisen seitdem in Bezug auf Raschheit, Bequemlichkeit, Billigkeit gemacht hat, und doch wird mancher Alte mit vergnüglichem Lächeln dieses oder jenes in seiner Jugend erlebte Postabenteuer vor seiner Erinnerung auftauchen sehen! Ja, wenn man damals auch nur noch überall Postverbindung gehabt hätte, oder auch nur jenes andere, in seiner alten archaistischen Form zum Glück vom Erdboden verschwundene, als Ersatz der Post dienende Beförderungsvehikel: die Journalière. Es ist schwer, der heutigen Generation auch nur annähernd ein lebendiges Bild jenes entsetzlichen Institutes zu geben, das gleichwohl zahlreiche Benutzung fand. Eine ungeheure, an unseren heutigen Omnibus wohl erinnernde, mit ihm aber auch wieder kaum zu vergleichende, einem Frachtwagen mehr als einem Personenwagen ähnelnde, aus Korbgeflecht construirte und mit einer Leinwandplane überdeckte Arche, die hinten in einer Schooßkelle das Reisegepäck aufnahm und innen mit Passagieren oft derart überfüllt war, daß der Kutscher auf der Deichsel Platz nehmen oder auch neben dem Wagen herlaufen mußte, wurde von zwei erbärmlichen Gäulen vorwärts bewegt. Langsam, oft zum Verzweifeln langsam ging die Fahrt von statten, und

die Pausen, welche die Pferde und auch die Kutscher zum Ausruhen und Futtern bedurften, waren häufig und von langer Dauer. Dabei war die Reisegesellschaft in der Journalière — in Betracht ihrer Billigkeit — oft recht bedenklich gemischt, und doch war man trotz alledem manchmal sehr froh, solche Reisegelegenheit noch zur Verfügung zu haben. — Die Entfernung der Stadt, in welcher ich das Gymnasium besuchte, von meinem Vaterstädtchen betrug 8 Meilen unchaussirten, schlechten Landweges. Eine directe Verbindung gab es weder durch Post noch durch Journalière. Entweder also mußte ich bei Beginn oder Schluß der Ferien auf großen Umwegen die Reise bewirken, und es bedurfte eines gründlichen Studiums der Reiseverbindungen, um einen möglichst geringen Zeitaufwand herauszurechnen, der gleichwohl manchmal so bedeutend ausfiel, daß ich von Abends 10 Uhr bis zum nächsten Abend um 6 Uhr unterwegs war. Oder es blieb, namentlich bei der Rückreise aus der Heimat, nichts Anderes übrig, als eine eigene Fuhre zu miethen, was auch bei sonstigen Reisen der gebräuchlichste Vorgang war. —

Nur denke man sich das nicht so leicht und so anheimelnd, wie wenn man sich heut beim ersten besten Lohnkutscher einen bequemen, allen Witterungsverhältnissen entsprechenden Landauer bestellt. Nicht nur keinen Landauer, es gab überhaupt keinen Lohnkutscher in dem Städtchen, und wenn man solche Fuhre haben wollte, schickte man auf ein benachbartes Dorf zu einem Bauer, der leidliche Pferde und einen leidlichen Wagen besaß. Was damals für leidlich galt, würde heut den Meisten recht unleidlich erscheinen. Glich doch solch' leidlicher Wagen nicht im Entferntesten einem mit bequemen Sitzen, Lederverdeck und sonstigen modernen Errungenschaften versehenen Gefährt, wie man sie heut zu Dutzenden in jedem größeren Dorfe antreffen kann. Es war ein recht und schlecht — und mehr schlecht als recht — altmodischer sogenannter „Plauwagen" d. h. ein auf vier Rädern ruhendes massives und primitives Gestell aus Korbgeflecht, das mittelst starker Reifen von einer oft recht durchlässigen Leinwand-„Plaue" überspannt war. Durch eine lose in ihren Angeln hängende und mit einem dürftigen, oft versagenden Verschluß versehene Thür kroch man, sich tief unter den unteren Rand der Plaue bückend, in das Innere des Wagens, wo ein oder zwei hart gepolsterte, in je vier Lederriemen hängende Sitze die Reisenden aufnahmen, wenn nicht etwa — was auch bisweilen vorkam — selbst diese Sitze durch ein paar mit einem Laken überdeckter Stroh- oder Heubündel ersetzt waren. Welch' ungeheurer Fortschritt war es, als im Uebergang zu den späteren Lederplauwagen die Leinwandplaue durch schön gemusterte Wachsleinwand ersetzt ward, von der an jeder Seite über der Thür ein Ausschnitt als Vorhang aufgerollt oder niedergelassen werden konnte, als die Thürschlösser vervollkommnet, und statt der hängenden Sitze mit einem Polster überdeckte Kästchen angebracht wurden! —

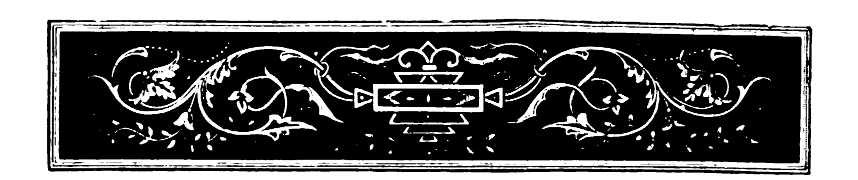
Aber selbst solch' primitive, Mark und Bein durchschüttelnde und von den Unbilden des Wetters oft recht beeinträchtigte Fahrt gönnte Einem die neidische Post oder vielmehr der steuergefräßige „Racker von Staat“ nicht ohne Weiteres. Wer sich eine eigene Fuhre bestellte und damit auf die ihm unerschwingliche Extrapost verzichtete, mußte zuvor einen „Postschein“ lösen, d. h. an das Postamt eine Abgabe zahlen, um die Erlaubniß zu erhalten, für sein Geld auf schlechtem Wagen und schlechten Wegen beliebig in die Welt hinaus zu fahren. Daß das Nichtlösen des Postscheins eine seinen Betrag erheblich übersteigende Strafe bedingte, versteht sich von selbst. —

Bei so umständlichen und kostspieligen Reisen konnten nicht alle Ferien in der Heimat verlebt werden, und das wurde recht schmerzlich empfunden, um so mehr, wenn man — was meistens der Fall war — sehr jung das Vaterhaus hatte verlassen müssen. Die heimische „Elementarschule“ war sehr gut; aber sie war doch eben nur eine Volksschule. Ihr Rector und zugleich Leiter der obersten Knabenklassen war, wie damals wohl überall, ein Predigtamtscandidat, der, auf die Hoffnung, eine Pfarre zu erlangen, verzichtend, sich vor der übergroßen Concurrenz in den Hafen des Rectorats gerettet hatte. Er hielt strenges Regiment — es wurde viel und tüchtig gearbeitet, und die Ueberbürdungsfrage hatte noch keinerlei Einfluß auf Lehr- und Lernthätigkeit. Wie anregend der Unterricht gewesen sein muß, möchte ich daraus entnehmen, daß das in der Schule, namentlich in der Geschichtsstunde Gelernte in unsere Spiele verwoben, in „Gottesurtheilen“, in Kämpfen zwischen Kreuzfahrern und Türken, zwischen Lützowern und Franzosen und in selbsterfundenen, kindlich naiven Theaterstücken zu lebendiger Darstellung gebracht wurde. Vieles wurde getrieben, was heut aus der Volksschule verbannt ist oder demnächst aus ihr verbannt werden soll. Genügten doch neben den öffentlichen einige wenige Privatstunden, in ausreichendster Weise für die Quarta des Gymnasiums vorzubereiten. — Da es außer der Volksschule im Städtchen eine höhere nicht gab, wurde jene selbstverständlich auch von Söhnen der sogenannten besseren Stände besucht, und ich weiß mich nicht zu erinnern, daß dieses Zusammensein von Kindern aus allen Gesellschaftsklassen jemals zu Unzuträglichkeiten geführt, oder gar das Kindesgemüth mit dem Betonen derartiger Gegensätze vergiftet hätte. Eher wurden auf dem Gymnasium durch den Unverstand einiger, zum Glück nur weniger Lehrer solche aus einer niedrigen servilen Gesinnung entspringende unpädagogische Mißgriffe begangen. —

Aber auch dieser trübe schmutzige Staub wurde hinweggefegt von dem frischen, freien Hauche der Universität. Wer hätte da nach Vermögens-, nach Confessions-, nach Standesunterschieden gefragt! Geradezu unerhört wäre es gewesen, von derartigen Rücksichten oder Beschränkungen die Aufnahme in eine Verbindung abhängig zu machen. Der wirkliche innere Gehalt bestimmte des Einzelnen Werth, und wem das Gepräge mehr galt als

jener Kern, wer auf gecken- und protzenhafte Aeußerlichkeiten, wer auf grob oder raffinirt materiellen Genuß Gewicht legen oder gar Ueberhebung gründen wollte, machte sich lächerlich oder verächtlich. Das war unsere ideale Lebensauffassung — die realistische Gegenwart lächelt vielleicht darüber. Begriff und Inhalt des Idealismus ist viel umstritten — eine Auseinandersetzung darüber gehört nicht hierher. Aber am Schlusse dieser Bilder aus einer alten, vergangenen, vielfach kleinen und kleinlichen, aber doch die Entwickelungskeime zu Größerem bergenden Zeit glaube ich unserer heutigen Jugend nichts Besseres wünschen zu können, als daß sie nach weiteren 50 Jahren auf die Vergangenheit mit derselben Befriedigung möge zurückblicken können, wie wir von den Alten, die wir uns aus innerer und äußerer Beschränkung zu geistiger Freiheit durchgerungen und uns aus der Zeit unserer Jugend durch ein langes, erfahrungsreiches Leben hindurch bis in unser Alter den Hauptreiz des Lebens: die Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne bewahrt haben. —





Die Badische Revolution von 1849.

Eine militärpolitische Studie

von

Reinhold Günther.

— Grono, (Graubünden, Schweiz). —

Litteratur. Zeitgenössische Tagesblätter. „Operationen und Gefechtsberichte aus dem Feldzuge in der Rhein-Pfalz und im Großherzogthum Baden im Jahre 1849.“ (Beihefte zum Militär-Wochenblatt; October 1849 bis Juni 1851.) Corvin: „Aus dem Leben eines Volkskämpfers.“ (Amsterdam. 2. Aufl. 1864) III und IV. „Rapports du Général Mieroslawski sur la campagne de Bade.“ (Berne 1849.) Bekk: „Die Bewegung in Baden vom Ende des Februar 1848 bis Mitte Mai 1849.“ (Karlsruhe 1850.) „Joh. Phil. Becker: „Geschichte der süddeutschen Mai-Revolution von 1849.“ (Genf 1849.) (A. Goegg): „Nachträgliche authentische Aufschlüsse über die Badische Revolution von 1849, deren Entstehung, politischen und militärischen Verlauf.“ (Zürich 1876.) Ludwig Bamberger: „Erlebnisse aus der pfälzischen Erhebung im Mai und Juni 1849. (Zürich 1849.) Carl Zipp: „Revolutionsbilder aus Baden.“ (Uster 1849.) Florian Mördes: „Die deutsche Revolution u. s. w.“ (Zürich 1849.) Heinzen: „Einige Blicke auf die badisch-pfälzische Revolution.“ (Bern 1849). A. Jurkovski: „Kurze Darstellung des Feldzuges in Baden und der Pfalz.“ (Bern 1849.) A. C. Wiesner: „Militärisches Tagebuch aus Baden.“ (Zürich 1849.) Abt: „Die Revolution in Baden und die Demokraten.“ (Zürich 1849.) „Der Feldzug gegen die badisch-pfälzische Insurrection im Jahre 1849, mit besonderer Beziehung auf das Neckar-Corps, namentlich die Großherzoglich hessische Armee-Division.“ (Darmstadt 1850.) Staroste: „Tagebuch über die Ereignisse in der Pfalz und Baden im Jahre 1849.“ (Potsdam 1852/53.)

I.

Das Läuten der Glocken auf allen Kirchthürmen Frankfurts und der Donner der Kanonen verkündeten am 27. März 1849, daß die Vertreter des Deutschen Volkes den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. zum Erbkaiser erwählt hätten. Ein Monat später jedoch, am 27. April, erschien jene drohende Aufforderung der Mitglieder

der Linken im National-Parlament an ihre Collegen, welche mit den Worten begann: „Das Vaterland ist in Gefahr!"*)

Doch nur die äußerste Linke mochte sich an solchen, der französischen Revolution entlehnten, ebenso hochklingenden wie nichtssagenden Worten begeistern. Schon gab es in Wahrheit auch nicht den Schatten einer Reichsgewalt mehr, und es begann die Flucht der Abgeordneten aus der Paulskirche, deren weiter Raum seit den ersten Maitagen nicht selten die erregtesten Auftritte sah.

In drei deutschen Staaten aber kam es zu Aufständen, die, zum Theil von langer Hand vorbereitet, ersichtlich den Zweck verfolgten, die Monarchie zu beseitigen und durch eine Republik zu ersetzen. Selbst in Berlin ereignete sich am 27. April, trotz des bestehenden Belagerungszustandes, in Folge der Auflösung der zweiten Kammer, ein Putsch, dem mehrere Menschen zum Opfer fielen. In den Tagen vom 9. und 10. Mai kam es auch in Neuß, Crefeld, Arnsberg, Elberfeld, Dortmund, Düsseldorf und Breslau zu Unruhen, während welcher sogar wieder Barricaden entstanden; zu Iserlohn wurde das Zeughaus erstürmt, und in Hagen verweigerte die Landwehr den Gehorsam; in Gräfrath und Prüm fanden ebenfalls Plünderungen der dortigen königlichen Waffenvorräthe statt.

Unterdessen warfen preußische Gardetruppen den Aufstand in Dresden nieder. In ganz Sachsen hatten nämlich zu Ende April stark besuchte und leidenschaftlich bewegte Volksversammlungen getagt, die durch Abordnungen den König aufforderten, zur Reichsverfassung zu stehen. Am 1. Mai richtete der demokratisch gesinnte Vaterlandsverein eine entsprechende, von Drohungen begleitete Erklärung an das sächsische Staatsministerium. Während sich die Dresdner Bürgerwehr am 3. Mai versammelte, gab der König auf die ihm überreichte Adresse die Antwort, daß er jeden ungesetzlichen Schritt strenge ahnden lassen werde; auch die angesetzte Parade der Communalgarde traf ein freilich nicht beachtetes Verbot, und ein Bataillon der in Leipzig garnisonirenden Schützen erhielt Befehl, sich mit der Eisenbahn nach Dresden zu begeben. Hier fielen in den Nachmittagsstunden des 3. Mai die ersten Schüsse in der Altstadt. Der Versuch, den die Aufständischen unternahmen, das Zeughaus in ihre Gewalt zu bringen, scheiterte zwar, aber das dort fließende Blut entfachte nun den Straßenkampf**). Am 4. bildete sich eine

*) „Das Vaterland ist in Gefahr! Die preußischen Kammern sind aufgelöst! Bei Kreuznach werden Truppen zusammengezogen; zum Octroyiren sind Truppen nöthig. Der vormärzliche Despotismus will den letzten Schlag führen. Frankfurt muß und wird endlich handeln! Kein Abgeordneter darf sich jetzt entfernen, jeder Abwesende möge sofort zurückkehren! Die Volksversammlungen in der Umgegend mögen sich nicht wundern, wenn unter diesen Umständen die Abgeordneten zu erscheinen verhindert sein sollten. Frankfurt a. M., 27. April 1849. Raveaux, Löwe, Rauwerk, Frebbe, Melly, Schulz aus Weilburg, Vogt, Eisenstuck, Claußen, Reitter."

**) In Dresden war die Revolution nicht vorbereitet worden. So erzählt u. a. Stephan Born (in „Erinnerungen eines Achtundvierzigers", Leipzig 1898, S. 213 ff.):

aus drei Mitgliedern — Tzschirner, Heubner, Todt — bestehende „provisorische Regierung“, und Michael Bakunin erschien, nicht um am Kampfe Theil zu nehmen, sondern um ohne Kosten einige interessante Tage zu verleben. Volle fünf Tage wurde mit beispielloser Erbitterung gestritten, bis am 9. Mai um Mittag die überall ausgehängten weißen Fahnen verkündeten, daß die Stadt sich den Truppen ergeben habe; das Opernhaus, der Zwingerpavillon und viele Häuser lagen in Schutt und Asche, die Aufständischen hatten 178 Mann an Todten verloren.

Die vollständige Niederlage der Demokratie in Sachsen und die Gewißheit, daß Preußen bereit sei, mit sehr ansehnlichen militärischen Kräften jeder Revolution entgegenzutreten, hätte die Anhänger des „entschiedenen Fortschritts“ in Baden und in der bairischen Rheinpfalz wohl bedenklich stimmen können. Zum Theil ist dies auch wirklich der Fall gewesen. Die Führer hingegen, welche der radicalen Richtung angehörten, täuschten sich in einer geradezu unglaublich erscheinenden Weise über die Macht, welche ihnen zu Gebote stand. Vor Allem lebten sie in der festen Hoffnung, daß ganz Süddeutschland auf das einmal gegebene Zeichen hin wie ein Mann sich zum Kampfe wider den Norden erheben werde. Dabei wurde jedoch der particularistischen Eigenart in sonderlicher Form Rechnung getragen.

. . . „Es wurde eine Leiche nach dem alten Markte gebracht. Es findet sich in solchen Momenten stets ein leerer Wagen, der dazu den Dienst leisten muß; es finden sich immer Menschen, die den Wagen mit einer blutigen Last durch die erschreckten Straßen ziehen. Wir hören Rachegeschrei. Eine Frau im Hause des zurückgetretenen Obercommandanten, es war die berühmte Opernsängerin Schröder-Devrient, reißt das Fenster auf und schreit in unarticulirten Tönen zu uns hernieder, daß uns graust. Wir können keine Silbe verstehen, ihre heftigen Geberden aber sagen Allen nur zu klar, daß sie zum Kampf aufruft. Alles schreit nach Waffen und eilt hier- und dorthin, um sich in den Kampf zu werfen. — Auch die Communalgarde und die Turnercompagnie erhielten plötzlich den Befehl, nach dem Zeughaus zu marschiren. Ich schloß mich ihnen, wenn auch unbewaffnet, mit vielen Andern an. „Haltet aus, Brüder!“ so wurde ihnen vom Volke zugerufen, doch wir bemerkten manches bestürzte Gesicht unter den privilegirten Bewaffneten. Sie hatten keine Munition. Ein Theil dieser Mannschaft mochte wohl glauben, man marschire vor das Zeughaus, um das dort zum Sturm bereitstehende, wüthende Volk zu vertreiben; ein anderer kleiner Theil, um selbst mit Hand an das Zeughaus zu legen, dessen Hauptthor jetzt durch eine verwegene Schaar mehrfach mit einem Wagen angerannt wurde. Doch kaum gab es den Stößen nach, so öffnete es sich auch von innen, und drei Kartätschenschüsse wurden hintereinander auf den dichten Volkshaufen abgefeuert. Die Communalgardisten stoben nach allen Seiten auseinander, nur die Turner hielten Stand und erschossen zwei Offiziere und einen Kanonier . . . Die blutigen Vorgänge im Zeughause wiesen immer ernster auf die Nothwendigkeit eines Obercommandos hin. Der Oberstlieutenant Heinze, ehemals in griechischen Diensten, wurde zum Obercommandanten ernannt, kurz nachdem man den Fehler begangen, Communalgarden und Turner nach Hause zu schicken, um sie, wie man sagte, „zur nöthigen Zeit“ wieder zusammenrufen zu lassen. Es war vorherzusehen, daß es allen Tambours der Welt nicht mehr gelingen werde, die Communalgarde auf die Straße zu rufen.“ In der Folge haben auch wirklich nur sehr wenige Bürgergardisten dem Generalmarsch der provisorischen Regierung Folge geleistet.

Die einzelnen revolutionären Ausschüsse in der Pfalz, in Baden, im Großherzogthum Hessen und in Württemberg handelten alle auf eigene Faust und unterhielten miteinander nur sehr lockere Verbindungen, ja sie suchten selbst nicht selten einander voller Eifersucht mannigfach hindernd in den Weg zu treten. Nur in einer Frage waren sie sämmtlich einig, nämlich in der Mißachtung der preußischen Kriegsmacht. Die preußischen Soldatentugenden hielt man für leere Prahlerei; wenn die Berliner am 18./19. März 1848 über die stolze Garde triumphirt hatten, so mußte es doch anderen begeisterten Streitern verhältnißmäßig leicht möglich sein, ähnliche Erfolge zu erringen. Zudem hoffte man, die von demokratischen Forderungen angeblich völlig erfüllten Soldaten würden im entscheidenden Augenblicke ihren Offizieren den Gehorsam verweigern. Einzelne Ausschreitungen, welche sich die mangelhaft organisirte Landwehr zu Schulden kommen ließ, nahm man als Symptome der allgemeinen Zersetzung der militärischen Ordnung auf. Von den Grundlagen des preußischen Heerwesens besaß man die alleroberflächlichste Kenntniß. So kam es, daß der süddeutsche, offen zur Revolution neigende Conscribirte mit dem preußischen, aus der allgemeinen Dienstpflicht hervorgegangenen Soldaten auf die nämliche oder vielmehr auf eine weit höhere Stufe gestellt ward. Es hat, wie wir Alle wissen, erst der Geschehnisse von 1866 und von 1870/71 bedurft, um in Süddeutschland das volle Verständniß für die gewaltige moralische Kraft zu erwecken, welche dem preußischen Wehrwesen seit den Befreiungskriegen innewohnt.

Der Herd für die Entfachung des Revolutionsbrandes lag in Baden. Hier hatten es Hecker bereits im Frühjahr von 1848, Struve im Herbst des nämlichen Jahres versucht, die „deutsche Republik" durch sehr mangelhaft vorbereitete Aufstände in's Leben zu rufen*).

---

*) Goegg erzählt (in „Nachträgliche authentische Aufschlüsse", S. 70 ff.): „Den 20. September (1848) befand er (Struve) sich zu Basel, um den Druck seines ‚Zuschauers' zu überwachen. Er hatte die Absicht gehabt, noch an demselben Tage nach seinem Wohnorte Rheinfelden zurückzukehren, als im Momente seiner Abreise einige badische Bürger ihn anfragten, ob es nicht bald losgehen werde. Später kamen noch einige Männer von Lörrach dazu, mit der Versicherung, daß die Einwohnerschaft Lörrachs und namentlich die Bürgerwehr besser wie im Frühjahr gestimmt und bereit seien, sich einer Erhebung anzuschließen. Ohne zu bedenken, daß in dem nahe gelegenen, nur einen Tagmarsch entfernten Freiburg eine starke Besatzung zum Anmarsche gegen ihn zur Verfügung war und daß seit Beendigung des Frankfurter Straßenkampfes zahlreiche Bundestruppen schon in's badische Land einrückten, ohne ferner zu berücksichtigen, daß ihm militärisch gebildete Führer, wie Siegel, Willich, Joh. Phil. Becker, fehlten, er also in noch viel ungünstigerer Lage als Hecker war, ließ er dennoch nach Lörrach an Vertraute melden, daß er des anderen Tages erscheinen und die deutsche Republik proclamiren werde. In Begleitung von 8—10 Anhängern, darunter der bis dahin noch wenig bekannte junge Litterat Karl Blind, erschien Struve den 21. September Nachmittags in Lörrach, begab sich direct auf's Rathhaus und hielt von einem Fenster desselben unter Proclamirung der deutschen Republik eine Ansprache an das Volk." Nach dem Gefechte von Staufen (24. September), das den Republikanern

Zwar, beide Anschläge waren kläglich mißlungen; Hecker mußte nach Nordamerika auswandern, Struve und die mit ihm gefangenen Führer saßen in Rastadt und Bruchsal im Kerker; aber seit dem Herbste von 1848 hatte die Gährung innerhalb der öffentlichen Meinung eine bedeutende Steigerung erfahren. Das bürgerliche Gewerbe lag allgemein danieder, in weiten Kreisen der Bevölkerung fanden sich drückende Nothstände, das Militär erschien unzufrieden. Dazu herrschte das mehr oder minder bestimmte Gefühl vor, daß die sogenannten Errungenschaften des Jahres 1848 in Kürze lediglich den Werth geschichtlicher Actenstücke haben würden, wenn das demokratisch gesinnte Volk sie nicht thatkräftig zu schützen vermöge.

Die radicale Partei Badens und theilweise auch der Pfalz sah in Mannheim ihr Hauptquartier und in Florian Mördes, einem bekannten Redner und Tagesschriftsteller, ihren Wortführer, dem jedoch keineswegs alle Anhänger des republikanischen Gedankens ein volles Zutrauen schenkten. Um Entschiedenheit in das zerfahrene Handeln der Mannheimer Demokraten zu bringen, berief der junge, durchaus socialistisch-republikanisch gesinnte Rechtspracticant Amand Goegg auf den 26. December 1848 eine Versammlung von etwa 150 angesehenen Bürgern in sein väterliches Haus nach Renchen ein. Auf ihren Beschluß hin wählte der in Mannheim tagende „Landesausschuß" der badischen Volksvereine den bekannten Parlamentarier Lorenz Brentano zum ersten, Goegg aber zum zweiten Vorsitzenden. Rasch entstanden nun über vierhundert „Volksvereine", die bei 35 000 Mitglieder zählten und denen sich die ebenfalls radical gesinnten Arbeiter- und Turnvereine anschlossen. Flugblätter bearbeiteten die Menge und vor Allem das Militär, dem ganz besonders die Wahl der Offiziere durch die Compagnien — eine noch heute von den Socialdemokraten beliebte Forderung — zugesprochen wurde. Bürgerwehren traten selbst in den kleinsten Orten zusammen, und bereits im April konnte die Organisation um so mehr für vollendet angesehen werden, als das Linienmilitär durch Abgeordnete, meistens Unteroffiziere, ganz öffentlich mit den demokratischen Vereinen unterhandelte*).

Ueber die Ursachen der auffälligen Erscheinung, daß das stehende Heer in Baden gemeinsame Sache mit den Revolutionären machte, sagt Goegg**): „Schon vor Ausbruch der französischen Februarrevolution konnte man bemerken, daß in der badischen Armee das fehlte, was eine Armee mehr

11 Todte kostete, fielen Struve, dessen Frau und Schwager, sowie Blind in Gefangenschaft. Am 20. März 1849 wurden Struve und Blind durch das Freiburger Schwurgericht zu fünf Jahren zwei Monaten Einzelhaft verurtheilt.

*) Von den Offizieren betheiligten sich zunächst an der Bewegung nur die in Mannheim garnisonirenden Oberlieutenants Kapferer und von Cloßmann; der Vater des Letzteren war der General v. C., Gouverneur von Rastatt.

**) „Nachträgliche authentische Aufschlüsse" u. s. w., S. 132 ff.

zusammenhält als die strengste Durchführung der Disciplinarvorschriften, nämlich die Anhänglichkeit und Achtung der Soldaten gegen ihre Offiziere. Vermöge des in Baden allgemein herrschenden guten, von aufgeklärten Lehrern geleiteten Schulunterrichts stand der badische Soldat auf einem gewissen Grad von Bildung und nahm in seinem Verkehr mit den Bürgern Antheil an den politischen und socialen Verhältnissen, während auf der andern Seite das badische Offiziercorps mit wenigen Ausnahmen aus Leuten bestand, die . . . . um jeden Preis eine Versorgung, eine Stelle haben mußten . . . . Gleich nach Ausbruch der französischen Februarrevolution, in Mitten der allgemeinen Bewegung, ließ der Soldat seinem Haß gegen die Offiziere freien Lauf. Nur mit Hülfe der Unteroffiziere, die bei der damaligen Einrichtung des Heerwesens als Einsteher für vermögliche Conscriptionspflichtige großen Vortheil hatten, darum einen größeren Theil ihres Lebens in den Regimentern verblieben und beim Beginn der gewaltigen politischen Bewegung durch vielerlei Begünstigungen, wie massenweises Avancement zu Offizierstellen, an die Politik der Regierung gebunden wurden, gelang es, die Disciplin einigermaßen aufrecht zu erhalten und die Regimenter, unter Hinweisung auf die in Baden befindlichen Reichstruppen und unter Vorwürfen von Feigheit bei den häufig versuchten Ausmarschverweigerungen, gegen Hecker und Struve zu führen. Aber gerade nach diesen Kämpfen erkannte der Soldat erst recht, daß er nur als Polizei, als Werkzeug zur Unterdrückung gegen seinen eigenen Vater und Bruder gebraucht ward. Bei dem herrschenden Belagerungszustand aus den Kasernen hinweg zu den Bürgern einquartiert, wurde er gerade dadurch bei den häufigen politischen Gesprächen über seine wahre Stellung aufgeklärt. Dazu kam noch die vom Parlament bis auf 2% der Bevölkerung erhöhte Rekruteneinziehung, beinahe eine allgemeine Wehrpflicht, wodurch einestheils eine große Zahl junger, politisch vorgeschrittener, an Bildung und Kenntnissen die Offiziere überragender Männer in die Regimenter traten, anderntheils die bisher durch Interesse an die Regierung gefesselten Unteroffiziere keine Aussicht mehr auf Einstandsgelder hatten . . . ."

Bei alledem mag ausdrücklich festgestellt werden, daß auch die in der Folge bei den Truppen verbleibenden Offiziere, mit sehr wenigen Ausnahmen, der revolutionären Bewegung abgeneigt blieben, und daß selbst die Soldaten gleichsam nur gezwungen Heeresfolge leisteten. Sie schlugen sich, weit mehr durch ihren dem süddeutschen particularistischen Geiste entspringenden Haß gegen Preußen angespornt, als in Folge ihrer politischen Gesinnung. Ursprünglich hatten sie lediglich ihre materielle Lage verbessern wollen; dann aber griffen sie zur Wehr, weil ihnen die gegen Baden vorrückenden Reichstruppen als Landesfeinde galten. Auf die Dragoner besonders hat die badische provisorische Regierung niemals sicheren Verlaß gehabt; die Reiterei folgte allen Anordnungen der revolutionären Behörden mit deutlich ausgesprochenem Widerwillen und entzog sich der Leitung, so-

bald es anging. Die Dragoner waren ferner die ersten, welche vor dem Gegner capitulirten*).

Als Anfangs Mai die Bewegung in der bairischen Pfalz, von der noch weiterhin die Rede sein wird, begann, glaubten die Anhänger der Republik, es sei an der Zeit, auch in Baden den Hauptschlag zu thun. Eine Besprechung, welche in Mannheim stattfand, und an der einzelne Mitglieder der äußersten Linken der Frankfurter Nationalversammlung**) theilnahmen, führte zu dem Ergebniß, auf Sonntag den 13. Mai eine Landes-Volksversammlung nach Offenburg einzuberufen.

In der Mannheimer Versammlung hatte die Mehrheit zwar Nichts von einer republikanischen Schilderhebung wissen wollen, aber schließlich doch den von Trützschler im Namen des Donnersberg-Clubs verfaßten Aufruf zur bewaffneten Unterstützung der Bewegung in Rheinbaiern angenommen; die Offenburger Landsgemeinde sollte dagegen lediglich ein Agitationsmittel sein, um die Regierung zu bestimmen, den demokratischen Forderungen im weitesten Umfange entgegenzukommen. Andererseits war Goegg fest entschlossen, die Republik zu proclamiren, aber auch der am 12. Mai tagende Landescongreß der Volksvereine lehnte, durch Mördes, Thiebaut und Becher von Stuttgart bestimmt, den wahnsinnigen Vorschlag ab; dagegen wurde eine Abordnung erwählt***), um dem Großherzog die Forderungen der Volksvereine†) zu unterbreiten und ein „definitiver permanenter Landesausschuß“††) ernannt.

Während man sich in Offenburg zur großen Versammlung vorbereitete, brach jedoch der Militäraufstand aus. In Rastatt hatte es unter der dortigen ansehnlichen Garnison längst schon gegährt. Die unzufriedenen Soldaten standen, durch höhere Unteroffiziere geleitet, mit dem demokratischen Volksverein in Verbindung. Der Artillerie-Wachtmeister Heilig, ein tüchtiger Soldat, den man unklugerweise nicht zum Offizier befördert hatte und der

*) Das I. Bataillon des vierten badischen Infanterieregiments (jetzt Prinz Wilhelm Nr. 112), welches am Feldzuge in Schleswig-Holstein theilnahm und erst im November 1849 nach Mannheim zurückkehrte, blieb völlig frei von jeder Neigung, die Revolution zu begrüßen. Unzweifelhaft wäre das auch bei den übrigen badischen Truppen der Fall gewesen, wenn man sie rechtzeitig der politischen Einwirkung hätte entziehen können.

**) Nämlich: Schlöffel, Martini, von Trützschler, Rül und Würth als Abgeordnete des „Donnersberg“.

***) Es waren Karl von Rotteck (der älteste Sohn des 1840 verstorbenen Geschichtsschreibers), Rehmann und Thiebaut.

†) Nämlich: Entlassung des Ministerium Beck, Auflösung der beiden Kammern, Einberufnng einer constituirenden Versammlung und Erlaß einer vollständigen Amnestie für alle politischen Vergehen.

††) Er bestand aus: Lorenz Brentano (Präsident), Goegg (Vicepräsident), Joseph Fickler, Peter, Max Werner, Rehmann, Phil. Stay, Andreas Willmann, Steinmetz, Wernwag, Richter, Ludwig Degen, Heinrich Hoff, Torrent, Karl v. Rotteck, Happel, Junghans, Kiefer und den Soldaten Ritter, Starck, Cordel und Bannwarth.

in Folge solch' unverdienter Zurücksetzung der bisherigen Regierung grollte, wußte sein großes Ansehen, welches er bei den Kanonieren genoß, sehr geschickt für die Zwecke der Demokratie zu verwenden. Aehnlich handelten die Infanterie-Feldwebel Bannwarth, Stark und andere. In den vom Präsidenten des Rastatter Volksvereins, Sallinger — nachmals Bürgermeister — geleiteten Discussionsabenden, fanden die Soldaten nicht nur das freundlichste Entgegenkommen, sondern auch viele materielle Annehmlichkeiten. Andererseits fehlte es den Offizieren der Garnison entschieden an Thatkraft; jedenfalls zögerten die höchsten Befehlsstellen viel zu lange mit dem Einschreiten, so daß ihnen schließlich die Wogen der Meuterei über dem Kopfe zusammenschlugen.

Am 12. Mai sollte ein in offener Widersetzlichkeit verharrender Unteroffizier in Arrest gebracht werden. Er rief seine Kameraden um Hilfe an. Die tobenden Soldaten mißhandelten und verjagten die ihnen verhaßtesten Offiziere und verwundeten den Festungsgouverneur, General von Cloßmann. Auf die Kunde von dem Geschehniß eilte aus Carlsruhe der Kriegsminister General Hoffmann mit zwei Dragonerschwadronen und einer leichten reitenden Batterie herbei. Mit dieser lächerlich geringen Macht konnte natürlich Nichts gegen die geschlossene Festung ausgerichtet werden. Unter dem Hohngelächter der auf den Wällen stehenden Meuterer, mußte der General eilig wieder abmarschiren; seine mißglückte Unternehmung ließ nun auch in der Hauptstadt den Soldatenaufstand ausbrechen.

Es war Sonntags, den 13. Mai Abends, daß Leute des Grenadierregiments, dem man trotz der kritischen Lage den Ausgang nicht verweigert hatte, betrunken und in Begleitung von Mitgliedern des Volksvereins in die Kaserne zurückkehrten. Der zur Ruhe ermahnende Offizier wurde niedergeschlagen, die Mannschaftszimmer theilweise zerstört — so schlugen die Betrunkenen die Kreuzstöcke mit den Gewehrkolben aus der Fensteröffnung — der herbeieilende junge Prinz Friedrich (der jetzt regierende Großherzog) empfing von einem völlig wahnsinnig gewordenen Soldaten eine Wunde! Alle Bande der Ordnung lösten sich; aus den Vorrathsräumen plünderten die Meuterer den Schießbedarf, um zunächst ein regelloses Geknalle zu veranstalten. Dann eilte eine Schaar in die Wohnung des Regimentscommandanten, Oberst Holz; dieser entkam zwar mit Mühe, aber das Haus mußte die sinnlose Wuth der Tobenden erfahren; selbst die Fußböden in den Zimmern und die Oefen wurden zerstört, die Möbel, Bilder und Geräthe auf die Straße geworfen und dort in Brand gesetzt. Abends gegen halb zehn Uhr versuchten die Grenadiere, das Zeughaus zu nehmen. Während sie mit der Wache ein ziemlich erfolgloses, volle vier Stunden anhaltendes Feuergefecht unterhielten, versuchte der tapfere Rittmeister von Laroche an der Spitze von einer Schwadron Dragoner einzuhauen. Er fiel, von einer Kugel durchbohrt, und die Reiter stoben auseinander! Wiederum hatte man es verabsäumt, die Meuterei sogleich und mit vollem Nachdruck niederzuschlagen,

jetzt verlor die völlig eingeschüchterte Regierung, obwohl die Lage zwar schlimm, aber keineswegs verzweifelt erschien, vollständig den Kopf. Der alte Großherzog Leopold ließ sich bewegen, Karlsruhe sogleich zu verlassen, trotzdem die Reiterei und die Artillerie, neben einem Theil der Infanterie mit der größeren Masse der Bürgerwehren gewiß nicht den Gehorsam verweigert haben würden, wenn sie einen festen Entschluß gespürt hätten. Jedenfalls muß es als ein großer Fehler gelten, daß die Regierung, ohne irgend welchen nennenswerthen Widerstand zu versuchen, vor der Revolution entwich und das Land verließ. Dies lieferte den neuen Gewalthabern den besten Vorwand, sich immer wieder darauf zu berufen, daß die alten Behörden freiwillig auf die Amtsgewalt verzichtet hätten.

Der Großherzog Leopold, seine nächsten Angehörigen, darunter auch die Markgrafen Maximilian und Wilhelm nebst ihren Familien, die höchsten Militärs und Beamten flüchteten, geführt von Oberst von Hinkeldey, aus der Stadt. Der Landesherr fand auf der Protze eines der 16 ihn begleitenden Geschütze einen Sitz. Eine kleine Schaar Gensdarmen brachte ihn sicher durch den Hartwald und über den Rhein nach Germersheim in die Pfalz. Oberst von Hinkeldey versuchte die Geschütze auf württembergisches Gebiet zu retten. Er gelangte auch glücklich nach Fürfelden, hier ließen ihn jedoch die Mannschaften im Stich; so vermochte die Revolution das für sie sehr kostbare Artilleriematerial wieder zu gewinnen.

Die Vorgänge in Rastatt wurden im Laufe des Sonntags noch in Bruchsal bekannt. Die hier zur Bewachung des neuen Zellengefängnisses liegende Compagnie ließ sich durch Herderich, den Präsidenten des Bruchsaler Volksvereins, leicht genug bestimmen, den politischen Gefangenen, also vornehmlich Struve und Blind, das Kerkerthor zu öffnen, ehe sie selbst nach Karlsruhe abzog. Der nächste Gebrauch, welchen die Soldaten von den Ergebnissen ihrer gelungenen Meuterei machten, war, daß sie unter reichlichem Genusse von geistigen Getränken mit der Bürgerwehr und den Volksvereinlern die Reichsverfassung hoch leben ließen, was die klingende Sprache jener Zeit „die Vereidigung auf die Reichsverfassung" nannte. Im Uebrigen eilten sehr viele Conscribirte kurzer Hand nach Hause, wohl in der Hoffnung, daß der ihnen unbequeme Militärdienst nun vorüber sei. Die Unteroffiziere hätten vielleicht das nämliche gethan, aber sie wollten vorerst ihre Einstandsgelder erheben. An eine Republik dachten gewiß nur sehr wenige unter ihnen; die von Rastatt nach Offenburg gehende Abordnung der Soldaten erhielt lediglich den Auftrag, dort für Durchführung der Reichsverfassung und Einberufung einer badischen constituirenden Versammlung zu stimmen. Als Commandant von Rastatt wurde zudem von den Soldaten der Hauptmann Greiner eingesetzt, ein Offizier, der dem Großherzog durchaus ergeben war; er hat in der Folge sein Amt bis Ende Juni, demnach bis zur Einschließung der Festung durch die preußischen Truppen beibehalten und wurde auch vom Kriegsgerichte vollkommen freigesprochen.

Der 13. Mai 1849 war einer der wenigen sonnigen Tage, die jener nasse Sommer brachte. In Offenburg strömten, vorzugsweise aus dem badischen Oberlande, 35 bis 40000 Menschen zusammen. Die meisten von ihnen mochten die Veranstaltung als eine Art von harmlosem Sonntagsvergnügen betrachten; wer ahnte wohl, was die kommenden Wochen an Elend und Jammer bringen sollten? Vor dem Rathhause auf dem Markte trat man zusammen; Amand Goegg eröffnete die Versammlung*). Er war der Lenker der Geschicke Badens in diesem Augenblick, und auf ihn fällt auch die Verantwortung für den Offenburger Tag zurück. Denn er legte sein, die socialdemokratische Republik forderndes Programm vor**) und verhalf

*) Nämlich mit den Worten: „Nicht viel reden wollen wir diesmal, sondern handeln." — Es sprachen aber doch Hoff, Werner, der Berufsrevolutionär Germain Metternich (aus Mainz; bekannt seit dem „Hambacher Fest" von 1832), Stay, Goll, Savoie als „Abgesandter der französischen Demokraten" und die Soldaten Cordel und Ritter aus Rastatt.

**) Das interessante Actenstück ist kaum bekannt mehr. Darum möge es hier folgen. Es lautet:

„Die Landes-Volksversammlung in Offenburg erklärt: Deutschland befindet sich fortwährend im Zustande voller Revolution, auf's Neue hervorgerufen durch die Angriffe der größeren deutschen Fürsten auf die, von der deutschen Nationalversammlung endgültig beschlossene Reichsverfassung und die Freiheit überhaupt. — Die deutschen Fürsten haben sich zur Unterdrückung der Freiheit verschworen und verbunden; der Hochverrath am Volk und Vaterlande liegt offen zu Tage; es ist klar, daß sie sogar Rußlands sämmtliche Armeen zur Unterdrückung der Freiheit zu Hülfe rufen. — Die Deutschen befinden sich also im Zustande der Nothwehr, auch sie müssen sich verbinden, um die Freiheit zu retten: sie müssen dem Angriff der fürstlichen Rebellen den bewaffneten Widerstand entgegen setzen. — Die deutschen Stämme haben die Verpflichtung, sich gegenseitig die Freiheit zu gewährleisten, um den Grundsatz der Volkssouveränität vollkommen durchzuführen; sie müssen sich daher unterstützen überall, wo sie angegriffen werden. — Das badische Volk wird daher die Volksbewegung in der Pfalz mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen.

„Die Landesversammlung des badischen Volkes in Offenburg hat nach vorhergegangener Berathung die gestellten Anträge in dem Landescongresse der Volksvereine, nach fernerer stattgefundener öffentlicher Berathung, wobei Abgeordnete aus allen Landestheilen vertreten waren, nach fernerer ausführlicher Discussion in der Versammlung des Volkes beschlossen: 1. Die Regierung muß die Reichsverfassung, wie sie nun nach der durch die Ereignisse beseitigten Oberhauptsfrage feststeht, unbedingt anerkennen und mit der ganzen bewaffneten Macht deren Durchführung in andern deutschen Staaten, zunächst in der bayrischen Pfalz, unterstützen. — 2. Das gegenwärtige Ministerium ist sofort zu entlassen und Bürger Brentano, Obergerichtsadvocat zu Mannheim, sowie Bürger Peter, Reichstagsabgeordneter von Achern, mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen. — 3. Es muß alsbald unter sofortiger Auflösung der jetzigen Ständekammer eine verfassunggebende Landesversammlung berufen werden, welche in sich die gesammte Rechts- und Machtvollkommenheit des badischen Volkes vereinigt; — diese Landesversammlung soll gewählt werden von und aus den sämmtlichen volljährigen Staatsbürgern des Landes und zwar unter Beibehaltung der für die bisherige zweite Kammer bestandenen Wahlbezirke. — 4. Es muß ohne allen Verzug die Volksbewaffnung auf Staatskosten in's Leben gerufen werden, und es sind alle ledigen Männer von 18—30 Jahren als erstes Aufgebot sofort mobil zu machen. — Alle diejenigen Ge-

ihm zur Annahme; er forderte zum Zuge nach Rastatt auf, um dort die Republik auszurufen. Er verwarf jede Einsprache, die der als Reichscommissar nach Offenburg geeilte Raveaux that, er sendete dreißig der entschiedensten und angesehensten Radicalen in alle Theile des badischen Landes, um die großherzoglichen Behörden aufzulösen und die Bevölkerung bewaffnet nach Karlsruhe zu führen. Der Einfluß des jungen, noch nicht dreißigjährigen Mannes war um so größer, als der bei Weitem gemäßigtere Brentano nicht in Offenburg erschien.

Da Locomotiven und Waggons der Staatsbahn in genügender Zahl zur Verfügung standen — man hatte alle ankommenden Züge aufgehalten — so fehlte es nicht an Transportmitteln, um die Schaaren von neugierigen und begeisterten Theilnehmern an der Versammlung noch gleichen Abends nach Rastatt zu bringen. Hier wäre jedoch fast die ganze Revolution gescheitert; denn die Offiziere hatten es verstanden, die Soldaten wieder zur Pflicht zurückzuführen. Nur mit Mühe gelang es dem Landesausschuß, allein in die Festung zu gelangen. Sonderbarerweise erlaubten es die

---

meindebehörden, welche nicht alsbald die Bewaffnung ihrer Bürger anordnen, sind augenblicklich abzusetzen. — 5. Die politischen Flüchtlinge sind sofort zurückzurufen, die politischen Militär- und Civilgefangenen zu entlassen und alle politischen Processe niederzuschlagen; namentlich verlangen wir aber auch die Entlassung derjenigen Militärgefangenen, welche in Folge der politischen Bewegungen wegen sogen. Disciplinar- und Insubordinationsvergehen bestraft wurden. — 6. Die Militärgerichtsbarkeit muß aufgehoben werden. — 7. Bei dem Heer soll eine freie Wahl der Offiziere stattfinden. — 8. Wir verlangen alsbaldige Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Volkswehr. — 9. Es müssen die Gemeinden unbedingt selbstständig erklärt werden, sowohl, was die Verwaltung des Gemeindevermögens, als die Wahl der Gemeindevorsteher betrifft; es müssen alsbald im ganzen Lande neue Wahlen für die Gemeindevertretung stattfinden. — 11. Es werden sämmtliche von den sogen. Kammern in Karlsruhe seit dem 17. Januar l. J. gefaßten Beschlüsse für null und nichtig erklärt und darunter namentlich das sogen. Wahlgesetz vom 10. v. M., welches einen förmlichen Angriff auf die, in den Reichsgesetzen gegebenen Bestimmungen enthält. — 12. Die Geschworenengerichte sind für alle Criminalfälle ohne Unterschied augenblicklich einzuführen, und kein einziger Criminal-Proceß darf mehr von Staatsrichtern entschieden werden. — 13. Die alte Verwaltungs-Bureaukratie muß abgeschafft werden und an ihre Stelle die freie Verwaltung der Gemeinden oder anderer Körperschaften treten. — 14. Errichtung einer Nationalbank für Gewerbe, Handel und Ackerbau zum Schutze gegen das Uebergewicht der großen Capitalisten. — 15. Abschaffung des alten Steuerwesens, hierfür Einführung einer progressiven Einkommensteuer nebst Beibehaltung der Zölle. — 16. Errichtung eines großen Landespensionsfonds, aus dem jeder arbeitsunfähig gewordene Bürger unterstützt werden kann. Hierdurch fällt der besondere Pensionsfonds für Staatsdiener von selbst weg. Der Landesausschuß wird beauftragt, die nöthigen Anordnungen zur Durchführung dieser Beschlüsse mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu treffen und von dem Ergebniß der heutigen Volksversammlung dem Landesausschuß in Rheinbayern, sowie den Landesausschüssen der übrigen Nachbarstaaten sofort Nachricht zu geben."

Offenburg, den 13. Mai 1849.

Im Namen der Landes-Volksversammlung:
Amand Goegg.

freilich nicht nach einheitlichem Plane handelnden Offiziere, daß Goegg Abends neun Uhr, bei völliger Dunkelheit (!) vom Rathause aus zu den auf dem Markte versammelten Soldaten sprechen durfte. Als dann Generalmarsch geschlagen wurde, eilten die Truppen zwar auf ihre Alarmplätze, aber schon war es dem Wachtmeister Heilig gelungen, verschiedene Offiziere, darunter den sehr thatkräftigen Ingenieur-Hauptmann Heusch, durch Bürgerwehren in Haft nehmen zu lassen. In den ersten Morgenstunden des 14. traf ferner die Nachricht von der Flucht der Regierung aus Karlsruhe ein*). Die Soldaten ließen sich nun leicht bestimmen, den Landesausschuß als oberste Behörde anzuerkennen; sie leisteten einen neuen Fahneneid und wählten sich neue Offiziere. Darauf fuhr der Landesausschuß nach Karlsruhe und hielt hier um 2 Uhr Nachmittags unter klingendem Spiele seinen Einzug an der Spitze von zwei Bataillonen und vier Geschützen.

Jetzt nahm Brentano die Leitung der Angelegenheiten in die Hand. Sehr wider den Willen der Ultradicalen erklärte er in seiner Ansprache dem Volke, daß der Landesausschuß nur so lange regieren werde, bis der Großherzog zurückgekehrt sei, und daß die Bewegung lediglich die Anerkennung der Reichsverfassung erzwingen wolle.

Von der „badischen" oder gar der „deutschen Republik" war an jenem Tage nicht die Rede**).

---

*) Die übereilte Flucht der von der Meuterei des Grenadier-Regiments eingeschüchterten obersten Behörden hat der Revolution am meisten genützt. Ueberall, wo die Nachricht eintraf, der Großherzog habe das Land verlassen, ließen sich die Garnisonen bestimmen, den abgesendeten Civil-Commissaren den Eid für den Landesausschuß zu leisten. Es verließen auch viele Offiziere die Truppen, ohne vorher von ihrer Stellung einen gehörigen Gebrauch zu machen. Andere wie Major Hoffmann und Oberst von Hinkeldey wurden gefangen gesetzt. Das in Freiburg stehende Leibdragoner-Regiment hingegen verweigerte dem Landesausschuß den Gehorsam. Es marschirte sogar unter dem Befehle seines Commandeurs, des Obersten von Glaubitz, nach Karlsruhe, um dort die alte Ordnung wieder herzustellen. Da es jedoch erst am 24. Mai in der Hauptstadt einzutreffen vermochte, fand es sich einer geschlossenen Macht gegenüber. Ferneren Widerstand zu leisten, wäre Wahnsinn gewesen. Die Dragoner wurden umzingelt und in kleinen Abtheilungen zur Eidesleistung gezwungen; ihre Offiziere aber in die Casematten nach Rastatt gebracht.

**) Man war überhaupt nicht in der großen Masse der Bevölkerung republikanisch gesinnt. So erklärte der Gemeinderath von Freiburg, obwohl aus guten Demokraten bestehend, er erkenne zwar den Landesausschuß als provisorische Regierung an, aber er verharre zugleich in Treue gegenüber dem Großherzoge. Selbst wenn dieser nicht zurückkehren wolle, so bleibe er staatsrechtlich immer das wirkliche Oberhaupt.

In Württemberg gaben sich die badischen Abgeordneten zur großen Volksversammlung von Reutlingen, Fickler und Hopf, vergebens die äußerste Mühe, um die Republik proclamiren zu lassen. Obwohl Carl Mayer, Julius Hausmann, Härlin, Johannes Scherr und andere junge schwäbische Brauseköpfe die feurigsten Reden hielten, wollte Niemand Etwas von der „deutschen Republik" wissen, noch auch die badisch-pfälzische Bewegung durch massenweisen, bewaffneten Zuzug unterstützen.

Das Alles hätte die Exaltirten wie Goegg und seine nächsten Freunde entnüchtern sollen. Sie drängten jedoch unaufhörlich vorwärts — und in das Unheil hinein.

Werfen wir aber einen kurzen Blick nach der bairischen Rheinpfalz hinüber.

Die Bewegung, um die Anerkennung der Reichsverfassung zu erzwingen, hatte im April begonnen und nach dem gewöhnlichen Adressensturm zur Verjagung mißliebiger Beamten geführt, worauf am 31. April ein Landesausschuß zusammentrat, dessen militärisches Mitglied, der aus den Wiener Octobertagen (1848) bekannte Fenner von Fenneberg die Streitkräfte, meistens Bürgerwehren und nur wenige hundert Liniensoldaten, organisirte. Hierunter muß verstanden werden, daß Bataillone auf dem Papier errichtet wurden, und daß eine Menge Leute zu höheren Dienststellungen gelangten, welche bis dahin sehr friedliche Gewerbe betrieben hatten. Es fehlte aber auch an Geld, Munition, Bewaffnung*) und Bekleidung. Die Festungen Landau und Germersheim, welche ansehnliche Vorräthe an Kriegsmaterial enthielten, blieben in dem Besitz der bairischen Truppen. Waren vielleicht auch, wenigstens unter der Landauer Garnison, eine gewisse Zahl von unzufriedenen Soldaten vorhanden, so vermochten doch die Offiziere die Ordnung durchaus aufrecht zu erhalten.

Bei der am 1. Mai in Speier abgehaltenen Volksversammlung wurde ein Landesvertheidigungs-Ausschuß ernannt**), der Tags darauf beschloß: Steuerverweigerung, Rückberufung der pfälzischen Soldaten, Organisation der Volkswehr***), Gehorsamkeit der königlichen Beamten gegen die provisorische Regierung†), Anerkennung der Reichsverfassung, Beschlagnahme der Kassen (die zum größten Theile von den königlichen Behörden bereits entfernt waren), Bündniß mit Baden.

Die pfälzische Bewegung fand trotz ihres etwas komischen Beginnes unleugbar eine nicht geringe Unterstützung in Frankfurt.

Am 6. Mai entsendete die Nationalversammlung ihr Mitglied Eisenstuck aus Chemnitz als Reichscommissar nach Kaiserslautern. Schon unter

---

*) Am 19. Mai setzte die pfälzische provisorische Regierung fest, daß jeder mittellose Volkswehrmann zwei Hemden, zwei paar Schuhe, eine Blouse (aber keinen Mantel!), zwei paar Hosen, einen Hut und eine Patrontasche erhalten solle.

**) Präsident: Reichart. Mitglieder: Schüler, Culmann, N. Schmidt, Fries, Dr. Hepp, Dr. Greiner, Dr. Hannitz, Didier, Notar Schmidt aus Kirchheim.

***) Man war kindlich genug, den eidgenössischen General Dufour, den Sieger im Sonderbundfeldzuge von 1847, zum Oberbefehlshaber der pfälzischen Volkswehr zu ernennen, und zwar ohne ihn um seine Meinung über eine solche Wahl zu befragen. General Dufour lehnte natürlich ab, darauf wurde Fenner von Fenneberg zu der zweifelhaften Würde erhoben. Bereits zwei Wochen später sah er sich gezwungen, seinen Abschied zu nehmen, um einer „schmachvollen Entlassung" zuvorzukommen, die ihm wegen angeblich begangenen Verrathes drohte.

†) Am 17. Mai sprach die aus 28 Abgeordneten bestehende Landesversammlung die Trennung der Pfalz von Baiern aus. Zugleich wählte sie eine provisorische Regierung (Reichart, Schüler, Culmann, Hepp und Kolb). Zum Sitz der revolutionären Oberbehörden wurde vorläufig Kaiserslautern bestimmt.

dem 7. ermächtigte dieser „den von ihm bestätigten Landesvertheidigungs-Ausschuß, alle ihm erforderlich scheinenden Maßregeln zur Vertheidigung der deutschen Reichsverfassung in der Pfalz einzuleiten, soweit sie nicht den Befugnissen der gesetzlichen Landesbehörden entgegen stehen, demnach die Organisation der Volkswehr zu leiten und zu überwachen und ihnen auf Verlangen den Eid auf die deutsche Verfassung abzunehmen, ferner gegen gewaltsame Angriffe selbstständig einzuschreiten". Eisenstuck wurde nach Erlaß dieser Bekanntmachung zwar vom Reichsministerium „wegen offenbarer Ueberschreitung seiner Befugnisse"*) am 12. Mai abberufen, aber die sonderbare Ermächtigung diente den Führern der pfälzischen Revolution als eine in bester Form ausgestellte Beglaubigung für die Rechtmäßigkeit ihrer Absichten.

Da man Anfangs Mai in Frankfurt noch keine Ahnung davon besaß, zu welchen Folgen die um Anerkennung der Reichsverfassung streitende Bewegung in Baden führen würde, so unterstützte die Linke die pfälzischen Forderungen nicht nur mit Worten, sondern auch mit lärmenden Auftritten in den Sitzungen**).

*) Die Centralgewalt hatte Eisenstuck den Auftrag ertheilt, „sich zur Aufrechterhaltung und Herstellung der Herrschaft der Gesetze mit den Militär- und Civilbehörden in's Einvernehmen zu setzen und Fürsorge zu treffen, daß die von einem durch sich selbst constituirten Landesvertheidigungs-Ausschuß gefaßten Beschlüsse, welche in den Wirkungskreis der bestehenden gesetzlichen Behörden eingreifen, wieder aufgehoben werden, oder erforderlichen Falls solche von Reichswegen selbst aufzuheben". Zur Wahrung des Reichsfriedens wurden ihm die bairischen Garnisonen von Landau und Germersheim zur Verfügung gestellt.

**) Hier eine kurze Darstellung der Vorfälle in Frankfurt während jenen Tagen Am 6. Mai beschloß der „Congreß der Abgeordneten sämmtlicher Märzvereine": 1. einen Aufruf an das Volk und einen an das Heer zu erlassen, um sie zur thatkräftigen Durchführung und Vertheidigung der Reichsverfassung aufzufordern; 2. dem Präsidenten der Nationalversammlung durch eine Deputation von fünf Mitgliedern die schriftliche Aufforderung zu überbringen, daß die Nationalversammlung sofort die Beeidigung der Truppen, Bürgerwehren, Beamten und des Volkes auf die Reichsverfassung beschließe; 3. den Ausschuß des Central-Märzvereines zu beauftragen, sofort einen Vertrauensmann (Wöhler aus Mecklenburg) nach der Pfalz abzusenden, der über die Lage der Dinge genauen Bericht erstatten soll; 4. den Ausschuß zu ermächtigen, die geeigneten Maßregeln zur Unterstützung der Pfalz zu ergreifen. — An „das deutsche Volk" wurde folgende Aufforderung erlassen: „Deutsche Männer! Der Augenblick ist gekommen, wo es gilt, für die Freiheit, für die Einheit des gesammten deutschen Vaterlandes Gut und Leben einzusetzen. Die Verfassung, welche die Vertreter des Volkes beschlossen und endgiltig verkündet haben, soll durch die Gewalt rebellischer Regierungen umgestürzt, vernichtet werden. Die preußische Regierung erklärt, daß sie überall rechtzeitig erscheinen werde, um gewaltsam die Erhebung des Volkes zu Gunsten der Verfassung niederzuschlagen. Russische Horden ruft man zu Hülfe, um die Freiheit zu unterdrücken und die Macht des einigen Deutschlands auf's Neue zu lähmen. Die Nationalversammlung hat das gesammte Volk, alle Behörden und Gemeinden aufgefordert, die Verfassung zur Anerkennung und zur Geltung zu bringen. An Euch ist es, diesen Beschluß auszuführen. Tretet zusammen als freie Männer und schwöret Treue der Verfassung, wie wir Alle sie geschworen haben. Wer Waffen tragen kann, rüste sich, sie zu gebrauchen! Bildet Wehr-

Später wurde man freilich etwas bedenklicher und suchte wenigstens in Baden die Proclamirung der Rebublik zu verhindern.

Als dann das Rumpfparlament nach Stuttgart übersiedelte, forderte es das Volk auf, sich der badisch-pfälzischen Bewegung anzuschließen. Die letzten Worte endlich, welche die Reichsregentschaft in ihrem Aufrufe vom 18. Juni sprach, lauteten:

„Es gilt vor Allem, Baden und der Pfalz die Bruderhülfe zuzuführen. Aus allen deutschen Ländern mögen Freiwillige in Schaaren den Bedrängten zu Hülfe eilen! Deutsche, duldet nicht, daß die Männer, die sich muthig für die Reichsverfassung erhoben, dem Reichsfeinde erliegen. Bedenkt, daß die Niederlage dieser Tapferen auch Euch das Loos der Knechtschaft bringt. Zu den Waffen, deutsches Volk! Es gilt den heiligen Kampf für unsere Freiheit gegen schamlose Unterdrückung. Zeige der Welt, daß Dein Herz groß, wie Dein Geist; zeige, daß das Herz Europas, das man erstorben wähnte, noch in Begeisterung schlage für die Freiheit."

In jenem Augenblicke jedoch hatte für die badische Revolution bereits der Todeskampf begonnen! —

II.

Es konnte Niemand, weder in Baden noch in der Pfalz darüber im Zweifel sein, daß der Aufstand zu einer kriegerischen Verwickelung führen müsse, und daß Preußen, entsprechend seinem Auftreten in Sachsen, die dynastischen Rechte des Großherzogs im vollen Umfange wieder herzustellen versuchen werde. Anstatt sich jedoch auf den Feldzug vorzubereiten und in kräftiger Weise die Zügel der Regierung zu ergreifen, wurde die Zeit mit nutzlosen Berathungen vergeudet. Ebenso stark wie man in lauttönenden Declamationen war, ebenso unfähig zeigte man sich in der Reorganisation

Vereine, schließt Euch aneinander, schließt Euch uns und dem Central-Märzverein an. Einheit thut vor Allem Noth! Einheit des Planes, Einheit der That! Einzeln können wir unterliegen, vereint müssen wir siegen!" Gezeichnet war der Aufruf von Julius Fröbel und Franz Raveaux. — In der Sitzung der Nationalversammlung vom 7. Mai wurde die Beeidigung der Truppen auf die Reichsverfassung, das preußische Dazwischentreten in Dresden und die pfälzische Bewegung behandelt. Dabei kam es zu stürmischen Auftritten. Simon von Trier schrie dem Reichsminister von Gagern zu: „Verräther! Herunter mit ihm!" und wollte mit geballter Faust auf ihn eindringen, während auf den Galerien ein furchtbares Toben sich erhob. Am 8. mußte die Vormittagssitzung wegen ähnlicher Vorfälle aufgehoben werden. Nachmittags vertheidigte der Reichs-Kriegsminister von Peucker die gegen die Pfalz zu treffenden militärischen Maßnahmen. Das Ministerium trat übrigens an diesem Tage zurück. Am 10. nahm die Versammlung — unter Vorsitz des neuen Präsidenten Simson — den Antrag an, den von Reden stellte, wonach gegen Preußen „wegen seines schweren Reichsfriedensbruches in Sachsen" mit allen zu Gebote stehenden Mitteln eingeschritten werden solle. Am 12. folgte der Beschluß, alle Truppen in Deutschland auf die Reichsverfassung zu verpflichten. Am 15. endlich wurde die Rheinpfalz unter den Schutz des Reiches gestellt; die dortige Bewegung demnach für berechtigt anerkannt.

der völlig aus den Fugen gegangenen Verwaltung. — Dieser, ihrer kläglichen Schwäche ist sich die revolutionäre Bewegung wohl bewußt gewesen. Ihre Führer schoben jedoch die Schuld davon auf die Flucht der großherzoglichen Beamten und Offiziere; ähnlich hat bekanntlich die Pariser Commune von 1871 ihren administrativen Dilettantismus zu beschönigen gesucht.

Dem Kriegssenat präsidirte in Baden der Fanatiker Struve, ein Mann, dem jegliche militärische und organisatorische Befähigung abging, ihm zur Seite stand ein Hauptmann Mayerhofer, dem Niemand traute und der mindestens keinen Enthusiasmus zeigte, sich für die Revolution aufzuopfern. Geld und Vorräthe waren in Baden reichlich vorhanden, man benutzte sie nicht. Fremde Offiziere, namentlich Polen, eilten in Massen herbei, um eine gut bezahlte Beschäftigung zu finden. Die besseren unter ihnen versuchten auch Ordnung in das Chaos zu bringen, aber sie ermangelten jeder Unterstützung und wurden selbst in ihren Bemühungen durch Struve gehindert. Andere gelangten zu Befehlsstellen, denen sie nicht im Entferntesten gewachsen waren. Wer am lautesten seine demokratischen Gesinnungen bekannte, dem fiel irgend ein Commando zu, das ihm Gelegenheit gab, eine Uniform zu tragen und sich mit einem schönen Titel anreden zu lassen. Von wirklichen Führern fallen badischerseits nur sehr wenige Männer in Betracht in der Pfalz gab es nicht einen unter den vielen Obersten und Oberstlieutenants, die sich dort umhertummelten, welche auch nur im Entferntesten auf diese Bezeichnung Anspruch erheben durften. Sehr bedenklich war es, daß man die wenigen hervorragenden Militärs deutscher Abkunft — wie den ehemaligen badischen Reiterobersten Dimar, den preußischen Hauptmann Görz-Wiersfeld, ferner Corvin-Wiersbitzky und Sigel — entweder zurückwies oder sie in untergeordneter Stellung beließ, während man Polen, voran den unfähigen, überall geschlagenen Mieroslawski*) in die höchsten Befehlsstellen einschob. Der damalige deutsche Kosmopolitismus und die Polenschwärmerei spielten auch der badischen Revolution einen schlimmen Streich.

---

*) Ludwig Mieroslawski, geboren 1814 zu Nemours, hatte als militärischer Galopin am Polenaufstande von 1831 theilgenommen und darauf in Frankreich eine militärische Bildung oberflächlichster Art genossen. Sein Werk über den polnischen Aufstand verschaffte ihm den unverdienten Ruf als militärischer Schriftsteller. Nachdem er 1846 (wiederum im Polenaufstande) als Dilettant sich gezeigt, verschaffte ihm seine gerichtliche Verurtheilung und der Aufenthalt im Zellengefängniß zu Berlin-Moabit den Ruf als Märtyrer. Der 18. März 1848 befreite ihn aus der Haft, worauf er von Neuem die Insurrection in Polen erregte und zahlreiche Grausamkeiten gegen deutsche Soldaten und Bürger begehen ließ. Ende 1848 ging er nach Sicilien, um hier die Revolutionsarmee zu befehligen und wie immer nur Niederlagen zu verzeichnen. Am 9. Juni 1849 übernahm er, der kein Wort der deutschen Sprache verstand und Deutschland fanatisch haßte, den Oberbefehl in Karlsruhe. Nach dem 1. Juli flüchtete er in die Schweiz, und von dort ausgewiesen, nach Paris. Auch 1863 versuchte er im Polenaufstande eine Rolle zu spielen, doch fand er selbst bei seinen Landsleuten nur geringes Vertrauen. Am 23. November 1878 ist er zu Paris in verdienter Vergessenheit gestorben.

Mit der Pfalz hatte Baden einen feierlichen, vom 17. Mai 1849 datirten Vertrag abgeschlossen, der eine Art von Schutz- und Trutzbündniß darstellte und Rheinbaiern dem Nachbarlande in militärischer Hinsicht unterordnete. In der Folge leistete jedoch Baden dem Verbündeten weder Beiträge an Geld, noch sendete es ihm Truppen; das einzige, was an die aufständige Pfalz endlich von Karlsruhe aus gewährt wurde, waren einige Geschütze. Daneben „beobachtete" das Karlsruher Arbeiterbataillon Dreher die Festung Germersheim. Andererseits fand sich der polnisch-pfälzische General Sznaide niemals bewogen, den Anordnungen der badischen Oberführer zu folgen. Dieses gegenseitige Sich-im-Stich-lassen der revolutionären Länder erleichterte dem Gegner natürlich ungemein die Durchführung seiner Kriegsoperationen. Wir werden das weiterhin deutlich ersehen können.

Waren die pfälzischen Kassen leer, so fand dagegen Goegg, der am 14. Mai Abends in Karlsruhe das Finanzwesen übernahm, fast drei Millionen Gulden baar und eine Million noch nicht ausgegebener Schuldscheine des Staates vor. Er sollte sich nicht lange so großer Summen erfreuen. Anstatt alle Mittel für den drohenden Krieg in Anspruch zu nehmen, erließ Struve den Befehl, die Einstandsgelder an die Unteroffiziere herauszubezahlen; über eine Million verrann spurlos auf diese Weise. Trotzdem hat es der Revolution aber niemals an Geld gefehlt; selbst Mieroslawski erhielt noch bei der Abdankung 1200 Gulden, und die in die Schweiz übertretenden Truppen führten wohl gefüllte Kriegskassen mit sich. Man darf sagen, daß die revolutionäre Regierung nur in einem Punkte der Verschwendung beschuldigt werden kann, nämlich in den Ausgaben für die massenhafte Verbreitung von allerlei Drucksachen.

Anstatt zu rüsten, flehte man um die Hilfe der Nachbarn. Karl Blind und Schütz aus Mainz gingen auftragsgemäß nach Paris, um die damals doch schon recht undemokratisch gewordene und von Louis Napoleon präsidirte Republik — natürlich vergebens — für den badischen Aufstand zu interessiren. Ueber die angeblichen Erfolge dieser höchst unnöthigen diplomatischen Sendung verbreiteten sich bald die abenteuerlichsten Gerüchte*). Durch Neff wurden die Deutschen in der Schweiz aufgefordert, am Kampfe sich zu betheiligen; Tzschirner, der aus Dresden nach Karlsruhe geflüchtet war, sollte in der Eidgenossenschaft Scharfschützen anwerben**) und Rehmann

---

*) So schrieb Corvin aus Mannheim am 18. 6. 49 an seine Frau: „... 3000 freiwillige Franzosen, Nationalgarden von Straßburg und Elsaß sind gestern in Heidelberg angekommen. 16 Bataillone mit 6 Schwadronen und 16 Batterien (à 6 Stück) sollen folgen .... Eben höre ich, daß abermals vier Stunden lange Colonnen Franzosen bei Knielingen über den Rhein uns zur Hilfe gezogen sind ..." (Abgedruckt in: O. v. C. „Aus dem Zellengefängniß", S. 28.)

**) Die Eidgenossenschaft hatte damals bereits alle Werbungen auf ihrem Gebiete untersagt und die Reisläuferei nur noch in jenen Staaten freigegeben, welche bezügliche Militärverträge abgeschlossen hatten, die vorerst respectirt werden mußten. Die öffentliche

die beschlagnahmten, nicht ausgegebenen Staatsschuldscheine in Basel versilbern*).

Der unterdessen auf vierundzwanzig Köpfe angewachsene Landesausschuß stritt sich hin und her, ohne jemals zu einem festen Entschluß zu kommen. Im Allgemeinen war man zwar der Ansicht, man müsse in der Defensive bleiben — demnach mit dem Großherzoge zu unterhandeln suchen. Nach und nach freilich gewann die republikanische Partei die Ueberhand; in der „constituirenden Versammlung" vermochte sie mit ihren Anträgen durchzudringen.

Von den 74 zur „Constituante" Gewählten traten am 1. Juni 63 im Ständehaus zu Karlsruhe zusammen. Ein Antrag, den der Abgeordnete Junghans stellte, den Großherzog zurückzuberufen, fand nur eine Minderheit. Dagegen wurde am 7. Juni auf Verlangen von Hoff Baden für einen Freistaat erklärt und am 13. der Vorschlag von Lehlbach genehmigt, die provisorische Regierung aus drei Mitgliedern zu bestellen; die Wahlen fielen auf Brentano, Goegg und Werner**). Weitere Sitzungen haben bis zum 23. Juni nur noch zwei in Karlsruhe stattgefunden. Dann flüchtete Alles nach Freiburg, und hier lief die badische „Constituante" am 1. Juli auseinander.

Geht man an die Prüfung der Thaten der badischen revolutionären Behörden, so wird vor Allem auffallen, daß sehr viele Verhaftungen, nicht an politischen Gegnern, sondern an den Anhängern der eigenen Sache vollzogen wurden. Es ist ja eine gewöhnliche Erscheinung bei dergleichen Unternehmungen, daß Niemand dem Anderen traut und auch trauen darf. Brentano galt den aus allen deutschen Ländern herbeigeeilten demokratisch-

---

Meinung in der Schweiz war der badisch-pfälzischen Revolution nichts weniger als günstig gesinnt. Kaum 100 Schweizer haben an den Kämpfen in Baden sich betheiligt; 46 wurden in Rastatt gefangen. Der Oberstlieutenant Buser von Liestal, welcher (Ende Juni) Dienste in Baden nehmen wollte, kehrte bereits drei Tage nach seiner Abreise wieder nach Hause zurück. Tzschirner wurde sehr bald aus der Eidgenossenschaft verwiesen. Unter allen Umständen war er nicht die Persönlichkeit, welche in der Schweiz irgend welches Vertrauen hätte erwecken können. Man war damals in der Schweiz überhaupt wenig entzückt von der deutschen demokratischen Diplomatie. Franz Raveaux z. B. hat dem Bundesrath gegenüber als Abgesandter der Reichsgewalt eine Sprache geführt, wie sie niemals von einem andern Diplomaten gebraucht wurde.

*) Rehmann hatte wenig oder vielmehr gar keinen Erfolg bei der Durchführung des ihm von Goegg gegebenen Auftrages. Die betreffenden Staatsschuldscheine wurden von den schweizerischen Behörden in Beschlag genommen und Ende August an das badische Finanzministerium ausgeliefert.

**) Der Landesausschuß hatte am 1. Juni bereits eine provisorische Regierung ernannt (bestehend aus Brentano, Goegg, Fickler, Peter, Sigel), die aber immer provisorisch in sich selbst blieb; denn Peter kümmerte sich um Nichts, Sigel führte ein Commando beim Heere und hatte keine Zeit, in Karlsruhe zu erscheinen, Fickler endlich saß seit dem Tage seiner Wahl, in Folge der Reutlinger Volksversammlung, auf dem Hohenasperg gefangen.

republikanischen Führern*) als höchst verdächtig, weil er immer noch auf eine Verständigung mit dem Großherzoge hoffte. Ihm entgegen stand besonders der vaterlandslose, aus den russischen Ostseeprovinzen stammende, aber völlig in slavischen Ideen befangene Struve, ein Mann, den unsere Zeit wohl als einen „theoretischen Anarchisten" bezeichnen würde. Struve hatte erwartet, wegen seiner revolutionären Verdienste badischer Dictator zu werden. Da dies fehlschlug, wollte er sich mit dem Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten begnügen, wobei er die Forderung stellte, ihm sogleich 60 000 Gulden auszuzahlen. Brentano lehnte dies ab, und nun stiftete Struve eine Art von Verschwörung. Obwohl deswegen verhaftet, vermochte er doch seine Anhänger auch ferner zu beeinflussen. Es drohte nun ein neuer Aufstand, und Brentano gab den Gefangenen wieder frei. Aber Struve vergaß nicht! Am 28. Juni stellte er in der Sitzung der bereits zu Freiburg tagenden Constituante den Antrag, Jeden, der mit dem Feinde zu unterhandeln vorschlage, für einen Verräther zu erklären. Der stets gemäßigt gesinnte und zum Einlenken bereite Brentano verstand, daß sein Leben bedroht sei. Er floh noch den nämlichen Tag mit seinen nächsten Freunden auf schweizerisches Gebiet — wohin der todesmuthige Struve ihm ungesäumt folgte**).

Brentano selbst hat, nach seiner Ankunft im zürcherischen Feuerthalen, die Bilanz unter das Conto der von ihm präsidirten, aber nicht geleiteten revolutionären Bewegung in Baden, gezogen, wenn er schreibt:

„Längere Zeit gelang es mir, Ordnung zu handhaben; ich suchte alle Ungerechtigkeiten zu verhüten und überall, wo man mich anrief, habe ich mich bemüht, gegen Gewaltthätigkeiten zu schirmen und zu beweisen, daß selbst bei der durchgreifendsten Staatsumwälzung es möglich sei, die Anarchie

*) So u. A. d'Ester, Fröbel, Galeer, Heinzen, Martini, Schlöffel Vater und Sohn, Titus, Tzschirner, von Trützschler, Liebknecht, Schramm, Oppenheim u. s. w. Schlöffel Sohn fiel am 21. Juni bei Waghäusel, von Trützschler wurde am 13. August zu Mannheim standrechtlich erschossen; die übrigen Genannten vermochten rechtzeitig zu flüchten.

**) A. Goegg erzählt (a. a. O. 130/131): „Als an Brentanos Stelle Kiefer aus Emmendingen die Wahl in das Triumvirat nicht angenommen, übertrug die Constituante alle Regierungsgewalt . . . an Goegg und Werner und wies in einer geheimen Sitzung eine sonderbare Zumuthung Struves zurück. Als dieser sich in seiner Erwartung, an Brentanos Platz gestellt zu werden, getäuscht sah, beantragte er, die ganze Sache aufzugeben und direct von Freiburg aus mit Mannschaft und Material in die Schweiz zu eilen. Dagegen munterte der vom Kriegsschauplatz von Rastatt herbeigeeilte Dictator Goegg zumAusharren auf . . . Trotzdem flüchtete Struve ungesäumt auf nächstem Wege in die Schweiz, und folgten seinem Beispiele Brentanos Minister Mördes und Hennisch, sowie die meisten Mitglieder der Constituante und die einige Tage zuvor in Freiburg angekommene Reichsregentschaft."

Struve widersetzte sich in der Schweiz seiner Ausweisung und konnte nur mit Gewalt über die Grenze gebracht werden. Mit Heinzen zusammen gab er noch 1849 in England eine leidenschaftliche Brochüre heraus, um dann in die Vereinigten Staaten von Nordamerika überzusiedeln.

ferne zu halten! . . . Sogleich im Anfange unserer Revolution zogen sich Hunderte von Abenteurern in unser Land; sie pochten darauf, daß sie für die Freiheit gelitten, sie wollten aus Euren Kassen den baaren klingenden Lohn erhalten; vor uniformirten, schleppsäbeltragenden Schreibern konnte man kaum mehr über die Straßen der Stadt Karlsruhe gehen . . . Wer diesem Treiben entgegentrat, der mußte sich einen engherzigen Spießbürger, wer nicht Jeden seiner entgegengesetzten politischen Meinung wegen à la Windischgrätz verfolgen wollte, einen Reactionär oder Verräther schelten lassen. — An der Spitze dieser Partei stand Struve, dessen unsinnige Pläne, den Ministern 60 000 fl. Besoldung zu geben und Gesandte nach Rom und Venedig, Agenten nach Petersburg und Ungarn zu schicken, ich verworfen hatte, dessen Bestreben, alle Stellen mit schwerem Gelde an nicht badische Abenteurer zu vergeben, an meinem Widerstreben gescheitert war, den das Heer wegen seiner persönlichen Feigheit verachtet, dessen Entfernung aus dem Landesausschusse die Armee unbedingt verlangt hatte*)."

Genug, man begann den Kampf ohne eine organisirte und disciplinirte Armee, ohne einen Plan, ohne Führer und ohne Einigkeit.

III.

Auf das gleichzeitige Begehren von Baden, Hessen und Baiern, die revolutionäre Bewegung durch Reichstruppen zu unterdrücken, mobilisirte Preußen seit dem 20. Mai. Es wurde ein in drei Armeecorps**) zerfallendes Heer in der Stärke von 1300 Offizieren, 54 000 Mann mit 7240 Pferden und 104 Geschützen (51 1/4 Bataillone, 40 Escadrons,

*) Abgedruckt in der „Neuen Züricher Zeitung" Nr. 186 vom Donnerstag den 5. Juli 1849.

**) I. Corps. Generalleutnt. v. Hirschfeldt I mit den Divisionen der Generalmajore v. Hannecken, v. Webern, v. Riesewand; der Reserve-Div. des Generalmajors Brunsig Edler v. Brun und dem Detachement des Obersten v. Brandenstein (23. 6. 49.): 23 Bat., 1 Jäger-Cp., 1 1/2 Pion.-Cp., 15 Esc.; 50 Geschütze (463 Off., 19583 Mann mit 3263 Pferden). Nur preußische Truppen.

II. Corps. Generalleutnt. Graf v. d. Gröben mit den Divisionen v. Schack, v. Cölln, der Reserve-Division Graf v. Schlieffen (20. 6. 49.): 17 Bat., 1 Jäger-Bat., 1 Detach. Pioniere, 16 Esc.; 30 Geschütze (395 Off., 15 279 Mann; 1984 Pferde). Nur preußische Truppen.

III. Corps. Amtlich als „Neckar-Corps" bezeichnet; Generalleutnt. v. Peucker (der ehemalige Reichskriegsminister). Vorhut: Gr. Hess. Generalmajor v Bechtold. Gros: Gr. Hess. Generalmajor Fhr. v. Schäffer-Bernstein. Reserve: Gr. Hess. Generalmajor Wachter (Ende Juni 49.): (438 Off., 18 970 Mann mit 1993 Pferden.) 20 Bat., 9 Schwadr., 24 Geschütze, Gr. Hessische, Kurfürstl. Hessische, Württembergische, Bayrische, Preußische. Freie Stadt Frankfurtische, Nassauische und Fürstlich Hohenzollern-Lichtensteinische Truppentheile.

In den preußischen Corps nahmen die Landwehrbataillone einen nicht unwesentlichen Platz ein.

2 Compagnien Pioniere) aufgestellt und der Oberbefehl dem **Prinzen Wilhelm von Preußen** übertragen.

„Ein Armeecorps, unter dem Befehle des Generallieut. v. Hirschfeldt (das 1. Armeecorps), wurde sofort zum Einrücken in die Rheinpfalz, zunächst für die Operationen auf dem linken Rheinufer bestimmt. Ein zweites, von dem Generallieutenant Graf v. d. Gröben in der Gegend von Frankfurt a. M. zu versammelndes Armeecorps (das 2. Armeecorps) sollte ferner in Vereinigung mit dem allein disponiblen und zum Theil bereits zwischen dem Neckar und Main aufgestellten deutschen Reichscorps (Neckarcorps), welches der preußische Generallieutenant v. Peucker befehligte, die Operationen auf dem rechten Ufer des Rheins durchführen.

Dem Prinzen von Preußen war zugleich, unter Voraussetzung der Cooperation des Neckarcorps, das Obercommando über die aus dem 1. und 2. Armeecorps bestehende preußische Operationsarmee am Rhein übertragen, und es wurde endlich in Mainz nach dem Eintreffen des Prinzen am 12. Juni mit Zuziehung der commandirenden Generäle Graf v. d. Gröben und v. Peucker der nachstehende Operationsplan für alle drei Armeecorps beschlossen:

1. Unter Annahme eines günstigen Erfolges der von dem Generallieutenant v. Hirschfeldt mit dem 1. Armeecorps bereits eröffneten Operationen, welche von mehreren an der Grenze liegenden Punkten gegen Kaiserslautern ausliefen, sollte dieses Armeecorps am 21. Juni den Rhein bei Germersheim überschreiten. 2. Während dieser Zeit, vom 13. bis 21. Juni hatte das 2. Armeecorps seinen Vormarsch gegen den Neckar zu bewirken und das vor demselben aufgestellte Neckarcorps abzulösen. 3. Das zuletzt genannte Armeecorps sollte in derselben Zeit jedes ernsthafte Gefecht mit einem überlegenen Feinde vermeiden und hierauf durch einen Linksabmarsch den Neckar oberhalb Heidelberg, womöglich bei Hirschhorn, am 21. Juni forciren, um später bei Durlach in die Rheinebene zu debouchiren. 4. Das 2. Armeecorps erhielt zugleich die fernere Anweisung: Den Neckar ebenfalls am 21. Juni zwischen Mannheim, Ladenburg und Heidelberg zu forciren. 5. Für das 1. Armeecorps wurde endlich die weitere Bestimmung festgesetzt: Nach der Ueberschreitung des Rheines bei Germersheim in der Rheinebene gegen den Neckar vorzurücken, um entweder den Feind, wenn er noch das linke Ufer desselben hielte, im Rücken anzugreifen oder ihn aber nach dem Odenwald hinein, dem Neckarcorps in die Hände zu manöveriren" *).

Den Reichstruppen gegenüber standen badischerseits höchstens 25 000 Mann mit 62 Geschützen; den Kern des Heeres bildeten die etwa 14 000 Mann zählenden Linientruppen, welchen sich Volkswehren und Freischaaren

---

*) Beiheft zum „Militär-Wochenblatt" (für October, November und December 1849), S. 2.

angliederten. In der Pfalz wurden — nach einem Ausweise vom 13. Juni — 12165 Mann mit 8 Geschützen gezählt*); die fahnenflüchtigen bairischen Liniensoldaten waren unter die 15 Bataillone der Volkswehr und die fünf Freicorps vertheilt. Eine Formation der vorhandenen Streitkräfte in höhere strategische Verbände zu vollziehen, war auch in Baden verabsäumt worden; Mieroslawski machte dann nach dem 10. Juni einen entsprechenden Versuch. Dabei blieb es jedoch! In der Folge schlug sich jeder Haufen nach eigenem Ermessen; so wenig die höheren Führer den Befehlen der Oberleitung folgten, ebenso wenig Gehorsam fanden sie bei ihren Untergebenen. Von dieser Regel lassen sich einzig dort eine oder die andere Ausnahme feststellen, wo die Führer mit aller Energie auftraten. Uebrigens ereignete es sich auch, daß die Verrath witternden Streiter ihre Offiziere mißhandelten; dieses Schicksal traf beispielsweise den polnisch-pfälzischen General Sznaide. Bei sehr wenigen Truppentheilen wurde exercirt: zwei Drittel der Mannschaften der Volkswehr hatten niemals scharf geschossen — dennoch unterblieb jeder Schießunterricht. Es ist selbstverständlich, daß weder dem inneren noch dem Feldwachdienste irgend welche Aufmerksamkeit geschenkt ward**).

Die das ganze badische Land durchschneidende Staatseisenbahn benutzte man nur mangelhaft, obwohl sie für die Vertheidigung ausgezeichnete Dienste hätte leisten können***); für den übereilten Rückzug fand sie freilich die denkbar größte Verwendung. Der Generalstab des badischen Kriegsministeriums zählte nicht eine Persönlichkeit, welche die Geschäfte zu leiten verstand; der spätere Kriegsminister von Eichfeld war vor dem Aufstande ein harmloser Infanterie-Oberleutenant gewesen. So unterblieb denn auch jede Organisation des Kundschafts-, Nachrichten-, Etappen-, Recognoscirungs- und Rapportdienstes. Das Ganze darf füglich als eine selbst nicht von der Pariser Commune übertroffene militärische Anarchie bezeichnet werden, die komisch wirken müßte, hätte sie nicht solch' furchtbare Tragik im Gefolge gehabt.

---

*) In der Pfalz waren 3586 Gewehre, 1312 Sensen, 81 Säbel, 430 Patrontaschen und 51979 Patronen vorhanden. Demnach waren 7186 Mann der Revolutionsarmee ohne Waffen! Das einzelne Gewehr hatte 15 (!) Patronen durchschnittlich zur Verfügung! Die Freicorps zählten sehr verschieden große Mannschaftsbestände; eines z. B. 2020 Mann, ein anderes dagegen nur 100 Mann. An Reiterei stand eine „Escadron“ aus Kaiserslautern im Felde; davon sind jedoch nur 43 Reiter vereinigt gewesen! Die 8 Geschütze konnten niemals in den Batterieverband verbracht werden! —

**) „Soldaten, an die Regeln der Kriegskunst gewöhnt, können sich niemals vorstellen, daß diejenigen, welche sie so keck zum Kampfe herausfordern, so unvorbereitet und gedankenlos zu handeln im Stande sind. Wären sie überhaupt mit demokratischer Soldatenwirthschaft bekannt gewesen, so würden sie bei allen späteren Gelegenheiten noch weit schneller, als es geschah, gesiegt haben.“ Corvin, a. a. O. III. S. 66.

***) Dies bleibe immerhin entschuldigt. Jene Zeit hatte erst ein sehr geringes Verständniß für die militärische Verwendung der Eisenbahnen gewonnen. Truppentransporte auf der Eisenbahn kamen jedoch schon 1846 (in Oesterreich) zur Erscheinung.

Der junge Sigel*), welcher um den 20. Mai in Karlsruhe eingetroffen war, hatte dem Landesausschuß nach seiner Ernennung zum Obersten und Obercommandanten der Armee (25. Mai), vorgeschlagen, mit einer 5000 Mann starken Division durch das Fürstenthum Hohenzollern und das württembergische Land in das bairische Franken zu marschiren, um dergestalt eine praktische Agitation für die Bewegung zu treiben. Brentano ging aber auf diesen Plan nicht ein**). Darauf entschloß sich Sigel, vom Neckar aus und in Verbindung mit den pfälzischen Streitkräften, die bereits vor Landau eine Schlappe erlitten***), in das Großherzogthum Hessen einzufallen. Die Anlage des Unternehmens darf vor der Kritik immerhin bestehen, seine Ausführung jedoch ist eine klägliche gewesen. Weder leisteten die von Sznaide befehligten Pfälzer irgendwelche Beihilfe, noch auch vermochte Sigel sich bei den eigenen Truppen den Gehorsam zu erzwingen. Obwohl Sigel am 30. Mai die Hessen bei Heppenheim mit höchstem persönlichen Muth angriff, flohen seine Dragoner, und die Unterführer zeigten einen bedenklichen Mangel an Pflichtgefühl. Die Niederlage hätte wahrscheinlich die badische Revolution sogleich beendigt, wenn die Hessen ihren Erfolg mit aller Energie ausgenützt haben würden. Sie begnügten sich jedoch damit, erst am 5. Juli wieder zu einem Schlage auszuholen; die ohne jede Sicherung in Weinheim zechende und schlafende Offenburger Volkswehr verlor bei ihrer Ueberrumpelung durch die Hessen 9 Todte, worauf sie für einmal auseinander lief.

Als Mieroslawski, welcher nach Ansicht der politischen Führer der Bewegung das Arcanum des Sieges in seiner Säbeltasche mit sich trug, am 10. Juni den Oberbefehl übernahm, wurde Sigel zum Generalstabschef ernannt, seine Anträge jedoch von dem hochmüthigen Polen niemals beachtet.

*) Franz Sigel wurde am 18. November 1824 zu Sinsheim in Baden geboren, wurde 1843 badischer Leutenant und nahm als solcher 1847 den Abschied, um sich den Studien zu widmen. Während des Heckerzuges im Frühjahr von 1848 befehligte er ein 4000 Mann starkes Freischaarencorps gegen Freiburg. Nachher und ebenso vom Juli bis zum October 1849 lebte er in der Schweiz, die ihn dann auswies. Von 1850 bis 1852 in England, darauf in New-York und seit 1858 in St.-Louis als Lehrer thätig, organisirte er 1861 ein Detachement, welches am 10. Mai 1861 zu Gunsten der Union das wichtige Camp-Jackson einnahm. Am 5. Juli 1861 Sieger bei Carthago, hat Sigel noch weitere ausgezeichnete Dienste geleistet. Am 7./8. März 1862 trug er den großen Erfolg von Tearidge davon und führte auch als Generalmajor das 1. Armeecorps in glänzender Weise. Der Neid der unfähigen amerikanischen Führer versagte ihm jedoch die gehörige Anerkennung; Sigel trat 1863 aus dem Dienste, um 1864 noch einmal für kurze Zeit im Felde zu erscheinen. Der alte Held lebt heute in St. Louis.

**) Es scheint, daß der Reichscommissar Zell, durch die Versicherung, die Preußen würden nicht in Baden einmarschiren, wenn badische Truppen keine Grenzverletzung begingen, Brentano zu solcher Maßnahme bewog.

***) Am 20. Mai hatte Blenker mit ein paar Hundert pfälzischen Freischärlern die Festung Landau zu überrumpeln versucht. Wohlgezielte Kartätschenschüsse jagten die Angreifer rasch auseinander; Blenker selbst empfing bei dieser Gelegenheit eine leichte Wunde.

Mieroslawski bewies sogleich, daß er von der durch Napoleon gelehrten Kriegführung Nichts verstand. Er verzettelte, nach den Recepten des im XVIII. Jahrhundert gebräuchlichen Methodismus, seine Kräfte in einem unbrauchbaren Cordonsystem und vernachlässigte es, mit vereinter Macht dort zu erscheinen, wo das Schicksal Badens in Wahrheit lag, in der bairischen Rheinpfalz. Ruhig sah er zu, wie die pfälzischen Volkswehren, vom 13. Juni angefangen, in fünf Tagen über den Rhein gedrängt wurden*), wie das Hirschfeldt'sche Corps am 15. Juni Ludwigshafen a.Rh. besetzte**) und am 20. Juni bei Germersheim den Strom überschritt***). Daß Mieroslawski unterdessen dem schwachen Peucker'schen (Neckar-) Corps bei Käferthal, Ladenburg, Schrießheim und Leutershausen (15./16. Juni) den Uebergang am Neckar versagte, bedeutete Nichts. Es beweist nur, daß er recht genügend Zeit gehabt hätte, gegen das Hirschfeldt'sche Corps zu operiren. Als er sich dann endlich hierzu entschloß, war es zu spät, er wurde am 21. Juni bei Waghäusel und Wiesenthal so entscheidend ge-

*) Nach den Gefechten von Homburg (13. Juni), Kirchheim-Bolanden (14.) Dürkheim (15.), Rinnthal (17.). — Nach Ankunft auf badischem Boden liefen über 3000 pfälzische Freischärler auseinander. Der Volkswehr-Oberst Ludw. Bamberger aus Mainz (nachmals Reichstagsabgeordneter; gest. im März 1899) hatte bei Kirchheim-Bolanden schon den Eindruck gewonnen, daß Alles verloren sei; er flüchtete sich durch die Schweiz nach Paris.

**) In Mannheim amtete der Parlamentarier v. Trützschler aus Gotha als Civilcommissar. Er hatte den bekannten Schriftsteller und ehemaligen Offizier Otto von Corvin-Wiersbitzky mit der Wahrnehmung der militärischen Geschäfte betraut. Als die Preußen in Ludwigshafen eindrangen, ließ Corvin die Schiffbrücke abfahren und durch den aus Neuenburg stammenden Studenten Steck, der als Artilleriehauptmann fungirte, die Ufergebäude von Ludwigshafen unter Feuer nehmen. Die Vertheidigung ward sehr thatkräftig geführt; die Lagerhäuser von Ludwigshafen gingen in Flammen auf. Die Preußen verloren mehrere Todte und Verwundete; trotz ihrer großen Anstrengungen richteten sie von Ludwigshafen her Nichts gegen Mannheim aus.

Steck wurde am 22. Juni in Mannheim gefangen und später zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt. Wenn nicht ein Irrthum vorliegt, vermochte er 1850 aus der Strafanstalt in Bruchsal zu entkommen.

***) Der Pole Mniewski sollte mit dem Linienbataillon v. Biedenfeldt und der Batterie Blind sowie einigen Freischaaren von Rheinsheim aus das badische Ufer decken. Er unterließ jede Sicherungsmaßregel und wurde regelrecht überfallen. Die Batterie Blind fiel den Preußen, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben, vollzählig in die Hände, die Volkswehren eilten in wilder Flucht nach Bruchsal, um die rettende Eisenbahn zu gewinnen. Dagegen wahrte das Bataillon v. Biedenfeldt seine Waffenehre.

In dem sich mit dem 9. preuß. Husarenregimente entspinnenden Gefechte wies das Bataillon den Angriff ab; Major v. Biedenfeldt erhielt dabei einen schweren Hieb auf die Epaulette. Preußischerseits verlor I/9. Husaren den Major Rückert, Leutenant v. Maschwitz II und 4 Husaren an Todten; Oberleutenant v. d. Busche-Münch erhielt eine tödtliche Verletzung. Verwundet wurden außer dem Prinzen Friedrich Karl weitere 2 Offiziere und 1 Husar — wenigstens nach dem ersten bezüglichen Rapport. In der Verhandlung vor dem Kriegsgerichte in Rastatt wurde dagegen dem Majo v. Biedenfeldt vorgehalten, daß unter seinem Befehle bei Wiesenthal 47 Husaren durch di badischen Truppen getödtet worden seien! —

schlagen, daß Alles in wilder Flucht nach Bruchsal zurückfluthete und in Mannheim, mit Unterstützung durch die badischen Dragoner, eine Gegenrevolution ausbrach*). Der die Pfälzer befehligende Sznaide hatte sich am Tage von Waghäusel, trotzdem er den Kanonendonner deutlich vernahm, nicht bewogen gefühlt, in den Kampf einzugreifen, sondern im Wirthshause zu Blankenloch ruhig getafelt und gezecht.

Die folgenden kriegerischen Ereignisse, welche im freien Felde stattfanden, sind rasch erzählt. Am 23. Juni kamen die Truppen Sznaides zu einem Rückzugsgefecht bei Ubstadt; ihr General saß unterdessen wiederum in einem Hotel zu Bruchsal. Die badische Hauptarmee vermochte am 24. Abends Durlach zu erreichen — nach einem bei Waghäusel her unternommenen Dauermarsch**) und dem unglücklichen Rückzugsgefecht bei Sinsheim (22.) gegen das Neckar-Corps.

Am 25. Juni schlug sich Joh. Phil. Becker bei Durlach mit der preußischen Division v. Hanneken. Unterdessen ging Mieroslawski mit der Hauptarmee nach Rastatt zurück, woselbst er am 26. noch 15 000 Mann mit 20 Feldgeschützen musterte; Karlsruhe wurde preußischerseits am 25. besetzt.

Anstatt nach dem einsichtigen Rathe Sigels das starke Fronthinderniß der Murg zwischen sich und den Feind zu legen und diesen durch die Festung Rastatt zu flankiren, wollte Mieroslawski in thörichter Verblendung vor dem Flusse es versuchen, einen doppelt so starken, an Artillerie dreifach, an Cavallerie zehnfach überlegenen, an Mannszucht unerreichbaren und bisher siegreichen Gegner aufzuhalten. Das Ergebniß war, daß die Aufständischen am 29. und 30. Juni überall zurückgetrieben wurden***), daß es zur Einschließung der Festung Rastatt kam, und daß Mieroslawski „nach Empfang von nur 1200 Gulden, welche ihm Kriegsminister Werner mit einem ehrenvollen Zeugniß als geringen Lohn für seinen guten Willen und seine geleisteten Dienste einhändigte, direct in die Schweiz" abreiste. Der Oberbefehl wurde wiederum an Sigel übertragen. Man schmeichelte sich noch ein paar Tage mit dem unsinnigen Gedanken, ein festes Lager bei Donaueschingen zu beziehen und nach Proclamirung der deutschen Republik in Württemberg mit frischen Kräften den Krieg von Neuem zu beginnen. Aber das Volk im

*) Die Dragoner, befehligt von einem Rittmeister (bezw. Oberst) Beckert, flohen bei Waghäusel und ritten nach Mannheim, das noch nicht von dem Neckar-Corps besetzt war. Hier nahmen sie u. a. auch v. Trützschler gefangen und lieferten ihn den einziehenden Reichstruppen aus.

**) Er nahm vierzig Stunden in Anspruch und wurde preußischerseits vom 22. ab nicht mehr gestört, obwohl die Flüchtigen bereits so gut wie abgeschnitten waren. Jedenfalls hätte es nur einer geringen Anstrengung bedurft, um durch die Verfolgung einen Hauptschlag zu thun.

***) Der in der „Division" Mercy dienende Professor Gottfried Kinkel fiel am 29. Juni, bei Rothenbach leicht verwundet, auf der Flucht den verfolgenden preußischen Truppen in die Hände.

Schwarzwald, im Breisgau und selbst in dem sonst sehr demokratisch gesinnten Seekreise war es müde, weiter für eine von vorneherein verlorene Sache zu kämpfen.

Nachdem die Freischaar von Blenker*), nicht ohne sich vorher noch durch Räubereien zu schänden**), schon am 7. Juli bei Basel, diejenige von Mercy und Doll bei Rheinfelden den schützenden Schweizerboden erreicht hatten, betrat Sigel mit 3000 Mann und 30 Geschützen am 11. Juli bei Eglisau, Goegg mit 1200 Volkswehrleuten und 8 Geschützen am nämlichen Tage bei Constanz das eidgenössische Gebiet.

Um die in Rastatt Eingeschlossenen hat sich Niemand auch nur so weit bekümmert, ihnen eine Nachricht von dem gänzlichen Erlöschen der Revolution zu geben.***)

IV.

In der Festung Rastatt, die zum Theil noch nicht vollendet war und kaum für einen Monat ausreichenden Mundvorrath besaß, befand sich seit der am 1. Juli durch das Gröben'sche Corps vollzogenen Einschließung eine bunt aus Linientruppen und Volkswehrleuten aller möglichen Vaterländer gemischte Besatzung†). Sie wurde von der Hoffnung belebt, daß die von der Murg abziehenden Waffenbrüder ihr feierliches Versprechen wahr machen

*) Ludwig Blenker, geboren 1812 zu Worms, trat 1832 in die bairisch-hellenische Legion und verließ diesen Dienst 1837 als Leutenant. Seit 1850 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, führte er 1861 ein deutsches Jäger-Regiment und errang einige Erfolge. Am 9. August 1861 zum Brigade-General ernannt, wurde er 1862 wegen großer Unregelmäßigkeiten in der Verpflegung u. s. w. seiner Truppen aus dem Dienste entfernt. Er starb am 31. October 1863.

Im Feldzuge von 1849 gewann seine hübsche und liebenswürdige Ehegattin eine gewisse Berühmtheit, indem sie in der kokett zurechtgestutzten Kleidung eines Freischärlers, mit leichter Büchse und Pistolen bewaffnet, hoch zu Roß paradirte. Es herrschte damals unter den demokratisch gesinnten Frauen eine wahre Manie, die Männer in den Rathssaal und das Feldlager zu begleiten; so besonders noch Madame Struve und Frau Annecke u. s. w. In dem Gefecht von Kirchheim-Bolanden fiel die Fahnenträgerin der dortigen Volkswehr, Mathilde Hitzfeld. Noch in Zürich fand sich unter den dort internirten Aufständischen ein junges Mädchen in Männerkleidung.

**) Die Bande plünderte in Ebersteinburg das großherzogliche Silberzeug und stahl in Rastatt die Waffen, welche Markgraf Ludwig einst im Türkenkriege erbeutet hatte. Noch ärger ward es in Lörrach getrieben. Der conservative Arzt Dr. Kaiser wurde ausgeplündert und zum Tode verurtheilt. Er entkam in der Nacht vor der Execution, worauf seine Frau 2500 Gulden bezahlen mußte und überdies von der 60 Mann betragenden Haus-Einquartierung viele Mißhandlungen und Demüthigungen zu erdulden hatte. Blenker empfing besonders wegen dieser Ereignisse von dem schweizerischen Bundesrath den Ausweisungsbefehl; das freche Leugnen des pfälzischen Volkswehr-Oberst fand bei der Behörde keine Beachtung.

***) Hierfür giebt es keine Entschuldigung. Wie Corvin festgestellt hat, wäre es geschickten Boten leicht möglich gewesen, Meldungen in die Festung zu bringen.

†) Nämlich 3116 badische Linienmilitärs, 2480 Volkswehren und Freischärler. Der Nationalität nach zählte man außer den Badensern 559 Deutsche der verschiedenen deutschen

und bald siegreich wiederkehren würden. Es steht außer allem Zweifel, daß die Aufständischen in Rastatt spätestens am 10., wahrscheinlich aber schon am 2. Juli die Festung übergeben hätten, soferne ihnen die flüchtigen „Dictatoren" die Mittheilung von dem Uebertritte der Revolutionsarmee in die Schweiz gemacht. Den Erklärungen und Aufforderungen, welche der Graf von der Gröben in die belagerte Stadt sandte, glaubten die Soldaten vorerst nicht; sie zeigten sich entschlossen, den von ihnen für gewiß erachteten Entsatz abzuwarten.

Gouverneur der Festung war nunmehr der Oberst G. N. Tiedemann, ein Sohn des berühmten Heidelberger Anatomen; er hatte in der badischen und hellenischen Armee gedient*). Als Chef des Generalstabes amtete der zum Oberstlieutenant beförderte Otto von Corvin. Ein Kriegsrath, bestehend aus den Stabsoffizieren der Garnison**), stand ihnen zur Seite. Die Verhältnisse in dem belagerten Rastatt sind immer recht unerfreuliche gewesen***); man muß nur den vom 1. bis zum 23. Juli 1849 herausge-

---

Länder, neben 107 Ausländern (46 Schweizer, 26 Franzosen, 16 Ungarn, 4 Lombarden, je 3 Engländer, Polen und Piemontesen, je 1 Kroat, Slovak, Däne, Holländer, Belgier und Amerikaner).

*) Tiedemann war damals 43 Jahre alt und ein bis zur Tollkühnheit tapferer Mann, aber er taugte nicht zum Gouverneur einer Festung. So erzählt Corvin (a. a. O. IV. S. 14/15): „Am nächsten Vormittag (11. Juli) brachte ein preußischer Offizier, Lieutenant von Krosegk, eine Schachtel mit den erwünschten Blutegeln .... Nichts war komischer, als das Benehmen Tiedemanns bei dieser Gelegenheit. Er gab, wahrscheinlich um dem Parlamentär zu imponiren, in seiner Gegenwart eine Menge unnützer, närrischer Befehle und ließ alle anwesenden Stabsoffiziere in's Zimmer treten, ja sogar die Fenster des Parterre gelegenen Zimmers weit öffnen und rief den neugierigen Soldaten zu, sie möchten nur herankommen, er habe keine Geheimnisse. Lieutenant von Krosegk, ein artiger Mann, wußte ohne Zweifel garnicht, was er von dem seltsamen Benehmen denken sollte, und gerieth in Verlegenheit, als Tiedemann sich mit ihm in eine höchst unpassende Discussion einließ, bei der von Krosegk sich sehr tactvoll benahm .... Sämmtliche Anwesenden tranken und stießen mit dem Offizier an, dem man sein Erstaunen über solche Scenen im Zimmer des Gouverneurs ansah. Ich muß gestehen, ich schämte mich, obgleich manche meiner Parteigenossen dies eine aristokratische Abgeschmackheit nennen werden. Ich wollte, sie wären davon zu überzeugen, daß gewisse äußere Formen der Disciplin der inneren Disciplin wegen durchaus nöthig sind. Sie mögen es mir auf das Wort glauben: Hunderttausend noch so gut bewaffnete und noch so begeisterte Leute ohne Disciplin sind keine Armee, sondern „an armed mob", wie General Napier sagt, und werden auf die Dauer von einigen tausend Mann disciplinirter Truppen besiegt werden.

**) v. Biedenfeldt (geb. 1788. Vor der Revolution pensionirter bad. Major; ein Kämpfer aus den napoleonischen Kriegen); Böning (Commandant der Flüchtlings-Legion, geb. 1792; aus Nassau, ehemals Bierwirth); Knoll (ehemals k. k. Infanterie-Feldwebel); Heilig, Leiner, Biesele, Weik, Lang, Götze, Jacobi, Lefebre (sämmtlich vor dem Aufstande badische Unteroffiziere); Mahler (ehemaliger badischer Leutenant, geb. 1828), Neumark und von Fach (ehemaliger bairischer Artillerie-Leutenant, desertirt am 1. Mai 1849 aus Landau); endlich der Pole Szertuski.

***) „Keiner versteht es besser, den Charakter des Vorgesetzten zu beurtheilen, als der Soldat. Die Besatzung wußte bald, was sie sich unter Tiedemanns Gouvernement erlauben konnte, und war, wie man zu sagen pflegt: ‚außer Rand und Band'. Das

gebenen und von dem ehemaligen Theologie-Candidaten Elsenhans aus Württemberg redigirten „Festungsboten“ lesen, um zu sehen, welche ewigen Intriguen sich abspielten. Nach den Gefechten von Rauenthal und Niederbühl (8. Juli) fielen keine irgendwie in Betrachtung zu ziehenden kriegerischen Ereignisse mehr vor. Desto stürmischer ging es innerhalb der gänzlich aus Rand und Band gekommenen Garnison zu. Tiedemann z. B. wurde von ein paar Offizieren einmal für kurze Zeit in Verhaft gesetzt*); schlimmer war es, daß rasende Soldaten einen angeblichen Verräther, den französischen Bürger Alexander Weill, am 15. Juli ohne jeden Urtheilsspruch erschossen.

Endlich begann die Hoffnung auf Ersatz zu schwinden, und man bequemte sich nothgedrungen zu Unterhandlungen mit dem Gegner. Corvin und Lang traten in Begleitung des preußischen Kürassier-Leutenants von Schmettau**) eine Reise in's Badische Oberland an, um sich zu überzeugen, daß alle Revolutionstruppen längst ein Asyl in der Schweiz gesucht hätten. Die Capitulation mußte nun Hals über Kopf (durch v. Biedenfeldt und Corvin) auf Gnade und Ungnade abgeschlossen werden, weil verschiedene schlimme Auftritte, die unter den Belagerten vorgekommen, das Aergste befürchten ließen.

Am 23. Juli 1849 Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr streckte die Rastatter Besatzung auf dem Kuppenheimer Glacis die Waffen. Sie wurde sogleich gefangen in die Casematten zurückgeführt.

Das Standrecht war für Baden und die Pfalz am 9. Juni erklärt worden; am 26. Juli begannen die Kriegsgerichte ihre Sitzungen in Mannheim, Rastatt und Freiburg; sie tagten bis zum 27. October.

---

beste Mittel dagegen wäre es gewesen, die Besatzung zu beschäftigen, das heißt fortwährend Ausfälle zu machen, wozu die Leute so willig als möglich waren; die Preußen hätten Tag und Nacht auf den Beinen gehalten werden müssen. An diesem Nachmittag zogen abermals Soldaten und Freischärler (8. Juli) ohne Erlaubniß gegen Rheinau, wo noch immer Wein in den Kellern zu finden war, den man den Preußen durchaus nicht gönnen wollte. Sogar ein Geschütz wurde mitgenommen, und es begann ein lebhaftes Gefecht . . (Tiedemann schickte nun den Durlacher Gastwirth und Volkswehrhauptmann Baumer ab, um die Truppen zurückzuführen) . . . Ein Dragoner zog den Säbel gegen Baumer, ja feuerte sogar ein Pistol nach ihm ab. Der vierschrötige, bärtige Baumer hörte jedoch lieber den Knall eines Pfropfens, als den einer Pistole, besonders wenn sie gegen ihn gerichtet war, und gab Fersengeld. Auf seine Klage gegen Tiedemann — geschah Nichts.“ Corvin a. a. O. IV. S. 7/8.

*) „Excesse waren an der Tagesordnung. Tiedemann wurde nicht selten insultirt und nahm es ruhig hin . . . Die Truppen waren sämmtlich kasernirt, und nur wer zum Generalstab gehörte, lag bei den Bürgern im Quartier; allein dessen ungeachtet wußten sich eine Menge Soldaten und Volkswehrmänner in Bürgerquartiere einzudrängen und dem Dienste zu entziehen. Leute der Freiburger Volkswehr mischten sich unter die Rastatter Bürgerwehr, um nicht in Gefahr zu kommen, bei Ausfällen gebraucht zu werden.“ Corvin a. a. O. IV. S. 20.

**) Nachmals der Führer des Todesrittes von Mars-la-Tour.

Durch Pulver und Blei wurden 25 Personen hingerichtet*); 3 andere empfingen ihr Urtheil auf lebenslängliches (darunter Prof. Kinkel), weitere 62 zu 10**), 2 zu 8, 2 zu 6, 4 zu 5 Jahren Zuchthaus. Die letzten Begnadigungen erfolgten im Jahre 1856***).

Millionen an Werth hatte außerdem die revolutionäre Schilderhebung vernichtet, oder doch dem für lange Zeit mit herzzerreißendem Jammer erfüllten Baden†) entzogen.

Es bedurfte der auch die größten Anstrengungen nicht scheuenden weisen Regierung des Großherzogs Friedrich, um die letzten Spuren der furchtbaren Geschehnisse auszutilgen.

---

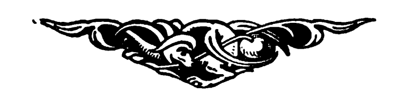
*) Es waren dies: In Freiburg (31. Juli) Auscultator und Landwehr-Unteroffizier Max Dortu aus Potsdam. In Rastatt (7. Aug.) E. Elsenhans; (9. Aug.) von Biedenfeldt; (11. Aug.) Tiedemann, Heilig; (17. Aug.) Böning; (25. Aug.) Zenthöfer aus Mannheim, Mniewski; (28. Aug.) Lacher, Soldat; (3. Sept.) Jacobi; (12. Sept.) Soldat Schade; (15. Sept.) Soldat Cunis; (22. Sept.) Soldat Günthard und Soldat Jäger; (5. Oct.) Soldat Bauer, Soldat Kohlenbecker; (8. Oct.) Feldwebel Killmarx; (20. Oct.) Preuß. Lieutenant a. D. Bernigau, Geometer Jansen aus Cöln, Kanonier Schrader. In Freiburg (9. Aug.) Lehrer Neff; (21. Aug.) Soldat Kromer. In Mannheim (13. Aug.) Adolf v. Trützschler; (16. Aug.) Lehrer K. Höfer; (20. Sept.) H. Diez aus Schneeberg i/S.; Gemeinderath Val. Streuber (11. Oct.).

Der ehemalige bair. Artillerie-Leutenant Graf v. Fugger wurde am 9. März 1850 zu Landau erschossen. Der Leutenant v. Fach entkam aus dem Gefängnisse, nachdem er bereits zum Tode verurtheilt worden war.

**) Unter diesen befand sich Corvin. Er wurde zu siebenjähriger Haft im Zellengefängniß begnadigt und zwar deswegen, weil er nicht einstimmig zum Tode verurtheilt worden war. Wenn Goegg (a.a. O. S. 170, Anm.) behauptet, Corvin sei sehr bald aus dem Zuchthause entlassen worden, so steht doch fest, daß er vom September 1849 bis zum October 1856, die volle Strafzeit hindurch, eine Zelle im Bruchsaler Gefängniß bewohnte. J. Ph. Becker — der spätere Freund von Lassalle — rettete sich sehr rechtzeitig nach Genf und verbreitete von dort aus die platte Unwahrheit, Corvin habe Rastatt an die Preußen verrathen. Diese Lüge ist vielfach vom Publicum gläubig hingenommen worden, obwohl sie durchsichtig genug war.

***) Sehr viele, weniger Schuldige hatten bereits im Herbst von 1849 aus der Schweiz in ihre Heimat zurückkehren dürfen.

†) Nach der amtlichen Angabe verloren die preußischen Truppen 8 Offiziere 37 Mann an Todten, 22 Offiziere, 362 Mann an Verwundeten. Die Aufständischen verloren mindestens 500 an Todten und hatten wohl 1200 Verwundete. Mehrere Hundert von ihnen starben während der Gefangenschaft in den Rastatter Casematten an der Cholera.





Zwei Frauen.

Erzählung

von

Maurus Jókai.

— Budapest. —

Ein Jahreseinkommen von hundertfünfzigtausend Rubel; die Aussicht auf die Millionen eines Erbonkels, der die Goldwäschereien des Urals gepachtet hat; ein Zinshaus in der Nähe des Gostinoi Dwor, von lauter Goldarbeitern bewohnt; eine prächtige Villa auf der Newa-Insel; vierzigtausend Desjätin prima Weizenboden an der Wolga; zweitausend Leibeigene . . . Was hab' ich gesagt? Hundertfünfzigtausend? Wenn ein Mann die Sache in die Hand nähme, so könnte das jährliche Einkommen zweihundertfünfzigtausend Rubel betragen. Blindlings würde ich es in dieser Höhe acceptiren."

„Ja, das ist eine hübsche Summe."

„Und die Verbindungen erst! Die Verwandtschaft! Ein Onkel ist der Generaldirector sämmtlicher transuralischer Eisenbahnen, der Bruder der Mutter ist Hauptlieferant für die Armee in Wolhynien, eine Tante ist Hofdame der Zarin und Gesanglehrerin der Zarewnas."

„Eine schöne Gesellschaft, fürwahr!"

„Und was für Augen! Blau sind sie wie eine von innen mit Magnesium erleuchtete Eishöhle und von dichten schwarzen Brauen gekrönt, die an einen Urwald erinnern. Ihr Gesicht strahlt wie das Nordlicht und ist erschreckend schön. Von den Lippen will ich gar nicht sprechen, denn für einen Kuß derselben wäre selbst die Verbannung nach Sibirien kein zu hoher Preis. Daß ihre Zähne echt sind, habe ich von dem englischen Zahnarzt gehört, der ihr einmal einen Zahn plombirte. Aber selbst dieser Zahn hatte nur einen ganz geringen Fehler. Alle übrigen Zähne sind echt. Und daß das dichte lange Haar, welches ihren Kopf gleich der Tiara

*) Deutsch von Ludwig Wechsler-Budapest.

einer Feenkönigin umgiebt, ihr angestammtes, rechtschaffenes Eigenthum ist, weiß ich aus der allersichersten Quelle. Ich habe nämlich ihre Friseurin bestochen, damit sie mir eines ihrer Haare herausziehe. Und an dem Haare befindet sich bei meiner Ehre die Wurzelfaser."

„Ja, die Dame ist sehr schön."

„Dabei habe ich bisher nur von ihrem Gesicht gesprochen; über ihre Gestalt will ich gar Nichts reden. Da soll ihre Photographie sprechen. Wollen Sie sie unter der Douche stehend sehen?"

„Unter der Douche?"

„Ja, im Dampfbade unter der Douche."

„Wie kann denn eine solche Photographie zu Stande kommen?"

„Sind Sie aber ein naiver Mensch! Man merkt Ihnen an, daß Sie frischweg aus der Provinz kommen. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß wir hier ein prachtvolles Dampfbad haben, das ausschließlich für die eleganten Kreise bestimmt ist und das von allen Celebritäten der Kunst und der Aristokratie besucht wird. Das Damenbassin besitzt unter anderen Zierrathen eine große Wanduhr — à la régence, ein antikes Meisterwerk. In der Mitte derselben befindet sich ein großes Loch, in welchem der Perpendikel hin- und herschwingt. Hinter der Uhr ist eine Dunkelkammer mit einem photographischen Apparat eingerichtet, und der Uhr gerade gegenüber befindet sich die Douche. Im geeigneten Moment, da eine unbeschützte Schönheit auf dem Modellschemel erscheint, bleibt der Pendel mit einem Male stehen, und binnen drei Secunden ist die Momentaufnahme erfolgt. Am nächsten Tage sind die Abzüge erhältlich — allerdings für theures Geld. Ein Exemplar kostet hundert Rubel, und trotzdem ist der Absatz ein reißender."

„Das ist aber eine ganz verteufelte Geschichte, wissen Sie das?"

„Wenigstens kauft man keine Katze in dem Sack. Wollen Sie das Bild sehen?"

„Nein; ich fürchte darob den Verstand zu verlieren."

„Wenn man den Verstand verliert und eine Frau mit einem Jahreseinkommen von zweihunderttausend Rubel gewinnt, so ist die Bilanz noch immer eine sehr vortheilhafte. Und noch Eines. Die Dame ist Ihnen durchaus nicht abhold."

„Das hab' ich schon wahrgenommen."

„Seitdem sie auf dem Hofball mit Ihnen getanzt hat, will sie von anderen Männern Nichts mehr wissen. Wenn Sie vor sie hintreten, so können Sie mit dem General Diebitsch Zabalkansky sagen: veni, vidi, vici!"

„Das hat Julius Cäsar gesagt."

„Zum ersten Mal allerdings! Darum können Sie es aber auch sagen, und es wird nicht zum letzten Mal sein. Nun, weshalb zögern Sie noch immer?"

„Ich zögere, weil Ihr Plan auf ein ganz bedeutendes Hinderniß stößt."

„Was könnte dieses Hinderniß sein?"

„Das Hinderniß ist, daß ich bereits verheirathet bin."

„Donnerwetter! Davon haben Sie mir ja gar Nichts gesagt."

„Anderen Leuten auch nicht. Ich heirathete aus Liebe, ein unter meinem Range stehendes Mädchen, die Tochter eines Kaufmanns aus Pskow."

„Das ist schlimm. Und wann ist dieses Unglück geschehen?"

„Vor zwei Jahren schon."

„Vor zwei Jahren! Das ist ja eine lange Zeit, und Sie haben gewiß schon Gründe genug, um den Scheidungsproceß anzustrengen."

„Oh nein; nicht den geringsten Grund. Meine Frau ist eine biblische Heilige im wahren Sinne des Wortes."

„Aber Sie sind kein Heiliger, und ich getraue mich zu wetten, daß Sie an Abrahams Stelle nicht Hagar in die Wüste vertrieben hätten, sondern Sarah."

Darüber lachten nun Beide.

Der Eine war Prokop Alexiewitsch, Bojar von Pskow, ein Nachkomme der einstigen Strelitzen und verschuldeter Grundbesitzer, der Zweite war sein Geschäftsagent Zidor Samielitsch, als der ärgste Rechtsverdreher in der russischen Hauptstadt bekannt und berüchtigt.

„Aber auch das thut Nichts. Ich hab's schon erlebt, daß man ausgeronnenes Oel ohne Löffel von der Erde auflas."

„Wohl indem man es gefrieren ließ?"

„Ja, man ließ es gefrieren. Wir wollen also daran gehen, Ihr ausgeronnenes Oel zum Gefrieren zu bringen. Wollen Sie die Photographie sehen?"

„Ja."

Zidor zeigte, und Prokop betrachtete das Bild.

„Und nun," sprach der Erstere, „halten Sie sich streng an die Weisungen, die ich Ihnen ertheilen werde."

* * *

Prokop Alexiewitsch hatte die Einladung zu dem glänzenden thé dansant in der Tasche, welchen Anna Jelenowna in ihrem prächtigen Palais, das einen weltberühmten Wintergarten besaß, veranstaltete.

Er beantwortete die Einladung mit den folgenden Zeilen:

„Madame! Ich bete Sie voll tiefer Ehrfurcht an. Allein die Ehre geht mir über Alles. Ich habe eine Gattin, eine rechtschaffene Frau, die mich innig liebt. Und meine Ehre gebietet mir, den Zauberkreis zu meiden, der mich mit sich zu reißen droht — und sollte mir das Herz darob brechen u. s. w."

Auf diesen Brief langte die folgende Erwiderung an:

„Monsieur! Ich hatte bisher auch schon eine hohe Meinung über Ihren Charakter; fortan aber schätze ich Sie noch höher. Es thäte mir leid, Ihre Freundschaft zu verlieren. Stellen Sie mir Ihre Gattin

vor; ich werde ihr eine treue Freundin sein und mich glücklich schätzen, wenigstens die lieben zu können, die Sie liebt."

Worauf Prokop der Dame die folgende Botschaft sandte:

„Madame! Ihr Seelenadel demüthigt mich tief. Ihr Wunsch sei mir Befehl. Ich befürchte aber mit Recht, daß ein so einfaches, mit der vornehmen Gesellschaft so wenig vertrautes Geschöpf, wie meine Katharina, bei einer Begegnung mit Ihnen das Schicksal des Glases theilen wird, das mit dem Diamant in Berührung kommt, das heißt in Stücke brechen wird. Ich werde sie zu Ihnen führen; Ihr edles Herz wird Nachsicht mit ihren Fehlern haben, und das Bewußtsein, Ihre Sympathie wenigstens auf dem Wege der Translation zu besitzen, wird mir zum Troste gereichen. U. s. w."

Beide Briefe waren Prokop Alexiewitsch von Zidor Samielitsch in die Feder dictirt worden. Dies dient zugleich als Erklärung dafür, daß sie so schön abgefaßt waren. Allein hätte er das nicht zu Stande gebracht.

* * *

Drei Tage später, einige Stunden vor Beginn der Tanzunterhaltung stellte Prokop Alexiewitsch seine Gattin der wohledlen Anna Jelenowna vor.

Katharina Darinkowna war eine blonde Schönheit mit rothem, rundem Gesicht, Liebesgrübchen in den Wangen, einem Stumpfnäschen und von langen Wimpern beschatteten, nußbraunen Augen; das feine Kinn hatte auch ein Grübchen, so daß ihr Gesicht fortwährend zu lächeln schien. Noch schärfer trat das Lächeln zu Tage, wenn sie zu plaudern begann, und dazu bedurfte es keiner großen Nöthigung. Gleich bei der ersten Begegnung berichtete sie Anna Jelenowna ihre ganze Lebensgeschichte: wer ihr Vater, ihre Mutter und Pflegemutter gewesen, auf welche Weise sie mit Prokop Alexiewitsch bekannt geworden, wie sehr sie einander liebten und wie viele Kerzen sie bereits der wunderthätigen Heiligen geschenkt, damit sie endlich ein Kind bekämen! Allein eine Frau, die mit dem bösen Blick behaftet ist, habe sie verhext. Jetzt aber habe ihr eine Kartenwahrsagerin gerathen, nach St. Petersburg zu reisen, Vormittags die Kirche des heiligen Andreas zu besuchen und am Nachmittag in's Dampfbad zu gehen; dann möge sie am Gostinoi-Dwopr eine Wachspuppe kaufen, sie unter ihr Kopfkissen stecken, und dann werde das heißersehnte Ereigniß unfehlbar eintreten.

Anna Jelenowna vermochte das Lachen kaum zu unterdrücken, während Prokop Alexiewitsch fortwährend an seinem Schnurrbart kaute und verstohlen seiner Frau von Zeit zu Zeit auf den Fuß trat, damit sie doch keine solchen Dummheiten rede.

„Ja, weshalb denn nicht? In Gegenwart einer anderen Frau und des eigenen Gatten!

Beim Abschied flüsterte Anna Herrn Prokop in's Ohr:

„Ihre Frau ist ein echter Diamant, nur fehlt es ihr noch an dem erforderlichen Schliff."

Derartiger Diamantschleifer giebt es in St.-Petersburg indessen eine ganze Menge.

Am Abend fand sich Prokop mit seiner Gattin auf der Soirée der Anna Jelenowna ein.

Man merkte es Katharina an, daß sie zum ersten Male ein nach der Pariser Mode angefertigtes Kleid trage; sie blickte sich immer nach ihrer Schleppe um, da sie fürchtete, daß sie sie irgendwo verlieren werde, und ordnete die Blumen auf ihrer Schulter, damit sie nicht herabglitten. Die Spitzen ihrer Schuhe wagte sie kaum unter dem Kleidsaum hervorzustrecken, und ihren Fächer benutzte sie, um zu verdecken, was das tief ausgeschnittene Leibchen unverhüllt ließ. Wenn sie von einem Herrn angesprochen wurde, so erschrak sie und antwortete französisch, noch dazu in einer Weise, daß es sofort verrathen war, daß sie bei den ersten Lectionen halte; sie schlug die Augen nieder, und sagte man ihr Schmeicheleien, so blickte sie erschrocken um sich, als suchte sie ihren Gatten, damit er ihr zu Hilfe komme.

Ihr Gatte aber dachte an ganz andere Dinge als an den Schutz seiner Frau. Er hatte sich im Büffet niedergelassen und stellte eingehende Untersuchungen darüber an, ob der Thee mit Cognac oder mit Rum besser sei.

Anna Jelenowna hatte einen Vetter, Theodor Iwanowitsch, kaiserlichen Trainrittmeister, zu dessen Charakterisirung das folgende Bonmot dienen möge.

„Ei, ei, Theodor Iwanowitsch," sagte einst einer seiner Kameraden zu ihm: „Du dienst schon seit zehn Jahren und besitzest noch immer keine Decoration."

„Das ist wahr; dafür besitzen sie die Ehemänner, mit deren Frauen ich tanze."

Theodor Iwanowitsch forderte Katharina an jenem Abend zu einem Walzer auf.

Katharina gab ihm erröthend zur Antwort, daß sie überhaupt keinen Walzer tanzen könne; sie könne nur Sarabande tanzen.

Worauf ihr Theodor Iwanowitsch den Vorschlag machte, daß er sie in der Kunst des Walzertanzens unterweisen wolle; sie möge sich nur an seine Schulter stützen und einen Fuß nach dem anderen im Tacte der Musik nachziehen.

Mit einem Male kommt ein Genosse Prokops mit der Botschaft in's Büffet gestürzt:

„Donnerwetter, Prokop! Soeben ist Deine Frau mit Theodor Iwanowitsch im Walzer gefallen."

Prokop führte gerade ein mit Champagner gefülltes Glas an den Mund.

„Gefallen ist sie? Na, sie wird schon aufstehen."

Und damit leerte er das Glas.

* * *

Man fuhr fort, den Diamanten zu schleifen.

Die kleine blonde Frau begann bereits ihre angeborene Furchtsamkeit zu verlieren und in das Stadium zu treten, da die kindische Ungeschick-

lichkeit in die Rolle der raffinirtesten Koketterie übergeht. Sie besuchte die Bälle bereits sehr gern.

Ihr Gatte ließ diese Umwandlung noch schärfer zu Tage treten, indem er im Ballsaal blieb und nicht mehr den Freuden des Büffets fröhnte, wenn sie mit einander einen Ball besuchten; er zog sich in eine dunkle Ecke zurück und beobachtete von dort die Tanzenden, wobei er mit seinen Stiefelsporen große Buchstaben in den glatten Parquetboden ritzte.

„Sieh mal," sagte Anna Jelenowna einst zu ihrem Vetter, „wie traurig der arme Prokop Alexiewitsch ist. Am Ende ist er eifersüchtig?"

„Ja, das ist er."

„Etwa auf Dich?"

„Nicht auf mich . . . sondern auf Dich."

„Auf mich?"

„Du weißt ja, daß er schon längst in Dich verliebt ist."

„Aber ohne jede Hoffnung und Aussicht. Er ist ja verheirathet."

„Mein Freund Prokop Alexiewitsch spielt mit vollkommen durchsichtigen Karten. Er hat seine Unschuld vom Lande in unser neues Babel hierher gebracht, fest überzeugt, daß man sie hier verführen werde, worauf er sich von ihr scheiden lassen kann."

„Unsinn! Wie kommst Du auf einen solchen Gedanken?"

„Du bist ja auch verliebt in ihn, und ich hätte nicht übel Lust, die Hindernisse aus Eurem Wege zu räumen."

„Sei doch vernünftig! Ich kenne Katharina Darinkowna. Sie ist ein treues, unnahbares Geschöpf."

„Das ist im Anfang immer so. Ich glaube, daß ich mir Euer Beider Dank verdienen werde."

„Sprich kein so gottloses Zeug! Du willst doch kein Verbrechen begehen?"

„Ist es etwa ein Verbrechen zu nennen, wenn durch das Gelingen meines Vorhabens alle vier Personen, die an der Sache interessirt sind, zufriedengestellt werden?"

„Ich stelle das aber in Abrede!"

„Nun, so wetten wir!"

„Wetten wir!"

„Um eine Soirée mit Rubinstein."

„Einverstanden."

Damit ging Theodor Iwanowitsch zu Prokop Alexiewitsch hinüber.

„Weshalb bläst Du Trübsal, Alex?"

„Weil ich ein Narr bin."

„Und deshalb ritzen Deine Sporen lauter große A in's Parquet?"

„Du hast verdammt gute Augen!"

Prokop verließ seinen Schmollwinkel und forderte Anna Jelenowna zur nächsten Quadrille auf. Ihr Gegenüber war Theodor Iwanowitsch mit Katharina Darinkowna. Bei dem tour de mains drückte die Letztere

beim Wechseln der Hände plötzlich voll heißer Gluth die Hand der Anna Jelenowna, worauf sie verlegen um Entschuldigung bat.

„Verzeihen Sie, ich dachte, es sei die Hand einer anderen Person.“

* * *

Eine Soirée mit Rubinstein wurden in St.-Petersburg jene in den vornehmsten Häusern veranstalteten Gesellschaftsabende genannt, zu welchen sich auch der weltberühmte Virtuose einfand, um den eleganten Herren und Damen durch sein herrliches Clavierspiel einen auserlesenen Genuß zu bereiten.

Die Hausfrau war sehr liebenswürdig, und der große Künstler spielte nicht nur Einiges, nachdem er sein Programm bereits absolvirt hatte, sondern ging in seiner Ritterlichkeit so weit, daß er nach beendetem Spiel der schönen Wirthin so lange zuredete, sich gleichfalls an's Clavier zu setzen, bis sich diese — nach langem Weigern — bereden ließ, eine Etude von Chopin vorzutragen, wobei der berühmte Virtuose der schönen Frau eigenhändig die Noten wendete.

Ein derart gesteigerter Kunstgenuß vermag die volle Aufmerksamkeit der ganzen vornehmen Gesellschaft zu fesseln. Augen und Ohren sind von den Zaubertasten und den über sie hingleitenden Feenfingern vollständig in Anspruch genommen.

Fehlen einige Mitglieder der Gesellschaft, so bemerkt das bei solchen Anlässen Niemand, und bemerkt es Jemand, so nimmt man keine Notiz davon.

Es giebt indessen nicht nur in dem Paris des Nordens, sondern auch im wirklichen Paris abgestumpfte, empfindungsbaare Seelen, die für alle Saiteninstrumente der Welt den Baccarat-Tisch nicht verlassen würden. Und jene Herren, die nach beendetem Souper noch bei Tische bleiben und den Champagner schließlich mit Eßbouquet vermengt trinken, wäre es überhaupt Schade, in ihrer genußreichen Unterhaltung zu stören.

Zu den ersteren gehörte Prokop Alexiewitsch, zu den letzteren Theodor Iwanowitsch. Jener spielte, dieser trank.

Prokop hatte unerhörtes Glück im Baccarat; haufenweise lagen die Papierrubel bereits vor ihm.

„Das Sprichwort macht mir bange,“ brummte er. „Solches Glück hatte ich noch niemals. Der Teufel schläft nicht . . . Wie, wenn das Sprichwort Recht hätte? Glück im Spiel, Unglück in der Liebe . . . Darüber muß ich mir Klarheit verschaffen.“

Damit stand er auf, füllte seinen Hut mit den gewonnenen Banknoten, erklärte, nicht mehr spielen zu wollen, und ging in den Saal hinüber, wo Clavier gespielt wurde.

Er suchte seine Frau, fand sie aber nirgends.

Wen er auch fragen mochte: „Hast Du meine Frau nicht gesehen?“ drückte den Finger auf die Lippen und flüsterte: „Still! — Chopin!“

„Chopin hin, Chopin her, ich will meine Frau sehen.“

Damit stürmte er in den Speisesaal, wo er vor nicht langer Zeit seinen Freund Theodor Ivanowitsch zurückgelassen, und dessen Stuhl jetzt leer war.

„Wohin ist Theodor Ivanowitsch gerathen? Sein Stuhl ist leer."

„Wenn sein Stuhl leer ist, so suche ihn unter dem Tische und setze Dich selbst auf seinen Platz."

Da er sich aber nicht setzen und mit den trunkenen Gesellen nicht anstoßen wollte, so erfaßten sie ihn und gossen ihm die ganze Flasche Champagner in den Kragen seines Rockes, daß ihm das edle Naß zu den Aermeln hinauslief.

Darob gerieth er in noch größeren Grimm.

„Ich muß Theodor Ivanowitsch finden, und sollte er in der Hölle sein!"

So sprechend eilte er in's Vorzimmer hinaus, wo er seinen Pelz zurückgelassen.

Einer der Zecher, der Rechtsverdreher Zidor Samielitsch, eilte ihm nach.

„Brüderchen," raunte er ihm zu, „suche Theodor Ivanowitsch nicht in der Hölle, sondern im Eisparadies. Dort wirst Du ihn finden."

„Und meine Frau auch?"

„Beide."

„So komm' mit mir."

Damit fuhren sie in ihre Pelze, warfen sich in einen Schlitten, und fort ging's in gestrecktem Galopp zum „Eisparadies".

Es ist das eine so wohlthätige Institution wie beispielsweise die Closerie de Lilas.

Thatsächlich trafen sie dort das liebende Paar unter den unzweideutigsten Anzeichen verbrecherischen Umganges an, wie durch Zeugen constatirt wurde.

Ein ungeheurer Scandal war die Folge. Die beiden Männer gingen mit den Fäusten auf einander los, die schuldbewußte Frau entfloh.

Am nächsten Tage fand zwischen dem Gatten und dem Verführer ein Duell statt.

Prokop Alexiewitsch erhielt zwei Hiebe: einen über die Brust, den anderen über den Arm; der letztere machte ihn kampfunfähig. Eine volle Woche mußte er das Bett hüten, und während dieser Zeit empfing er täglich den Besuch einer dicht verschleierten Dame, deren lange schlanke Finger, die sie auf die Stirn des Verwundeten legte, auf den ersten Blick verriethen, daß das Anna Jelenowna sei.

Die treulose Gattin wagte nicht sich an dem Lager des verwundeten Gatten zu zeigen; gewiß fürchtete sie, er werde sie in seinem gerechten Zorn niederschießen.

Kaum war Prokop so weit hergestellt, daß er das Bett verlassen konnte, als er den Scheidungsproceß gegen Katharina Darinkowna anstrengte. Sein Anwalt war nicht Zidor Samielitsch, denn dieser vertrat den Verführer, Theodor Iwanowitsch.

Mit den Verführern pflegte man sehr streng zu verfahren.

Der Gerichtsverhandlung wohnte ein ebenso zahlreiches wie elegantes Publicum bei; es bedurfte sehr hoher Protection, um eine Eintrittskarte zu erhalten.

Unter den Damen war auch die bewußte verschleierte Dame zu sehen, die den Verwundeten besucht und gepflegt hatte.

Die Verhandlung war reich an überraschenden Wendungen.

Der erste Angeklagte, Theodor Iwanowitsch, vertheidigte sich damit, daß er eigentlich nicht der Verführer, sondern der Verführte sei. Nicht im Traum habe er daran gedacht, die Gattin seines Nächsten auf den Pfad der Sünde zu verlocken, sondern sie habe ihn mit wohldurchdachter Koketterie zum Straucheln gebracht und durch ihre maßlose Leidenschaft mit sich gerissen.

Bisher hatte Katharina Darinkowna mit sanft geneigtem Haupt und flehender Miene auf ihren Schuldgenossen geblickt; als aber Theodor zur Bekräftigung seiner Worte die Liebesbriefe vorwies, die die gefallene Frau an ihn gerichtet hatte, und blos deren Ueber- und Unterschrift vorlas — das allein genügte bereits — da flammte das Antlitz der Schuldigen in dunkler Gluth auf, und sie warf ihren Fächer mit den Worten dem Geliebten in's Gesicht:

„Sie sind ein Feigling!"

Noch immer galt die Sympathie des Publicums und der Geschworenen der Ehebrecherin.

Jetzt stand aber Zidor Samielitsch auf, und indem er ein Document nach dem anderen aus seiner Mappe holte, verschaffte er den Geschworenen Aufklärung darüber, welch' eine Person Katharina Darinkowna eigentlich sei. Sie war ja das Urbild der Unmoralität! Sie hatte ihren Gatten nicht nur bei dieser, sondern schon bei zahllosen anderen Gelegenheiten betrogen, mit jedem Manne, den ihr der Zufall in den Weg führte. Und zum Schluß legte er einen die Ehebrecherin völlig vernichtenden Brief vor, welchen Katharina Darinkowna noch als Mädchen an eine Engelmacherin geschrieben.

Jetzt machte sich das Entsetzen der Zuhörer bereits in einem dumpfen Brausen Luft; die Geschworenen schlugen die Hände zusammen, und die Frauen flüsterten einander zu:

„Und die kam hierher, um ein geweihtes Bambino aus Wachs zu kaufen?"

Diese Vermessenheit schrie gen Himmel.

Und die Angeklagte? — Die begann unbändig zu lachen, als dieses letzte, entscheidende Argument gegen sie in's Treffen geführt wurde.

Die Geschworenen sprachen sie einstimmig schuldig.

Jetzt erhob sich der Kläger, der tödtlich beleidigte Gatte, und sprach zu den Richtern:

„Meine Herren Geschworenen! Ich bitte Sie, mit der unglücklichen Frau nicht zu streng in's Gericht zu gehen. Die wahren Schuldigen sind

die Personen, die sie erzogen und ihre Seele mit ihrem schlechten Beispiel vergiftet haben. Ich habe sie aufrichtig geliebt und wünsche nicht, daß sie bestraft werde. Ich weiß, daß bei so vielen belastenden Beweisen der Gerichtshof der geschiedenen Frau keinen Unterhaltungsbeitrag, den der Gatte zu bezahlen hat, zuerkennen kann; allein ich schenke der Stimme meines Herzens Gehör und übergebe diesem Weibe als Erinnerung an das genossene Glück zwanzigtausend Rubel. Mag es fortan nach eigenem Ermessen leben."

Bei dieser von einer seltenen Hochherzigkeit zeugenden Erklärung brach Katharina Darinkowna in lautes Schluchzen aus, und sie fiel Prokop zu Füßen, um sie zu küssen; er aber wies sie mit den stolzen Worten von sich:

„Nähern Sie sich mir nicht! Ich wünsche, daß Sie Rußland unverzüglich und für alle Zeiten verlassen!"

Diesem seinem Verlangen leistete auch die Behörde Vorschub, indem die gesetzlich geschiedene Frau über die deutsche Grenze abgeschoben wurde.

Noch an demselben Tage verlobte sich die liebreizende und steinreiche Anna Jelenowna mit Prokop Alexiewitsch; die Vermählung sollte am ersten Sonntag nach den Heiligen Dreikönigen stattfinden.

* * *

„Nicht wahr, man kann das Oel auch ohne Löffel von der Erde auflesen?" fragte Zidor Samielitsch den Prokop Alexiewitsch.

„Allerdings; man braucht blos zu warten, bis es gefroren ist."

* * *

An dem dem Vermählungstage vorangehenden Sonnabend fanden sich alle Freundinnen und Bekannte der Braut ein, um der Sitte gemäß von dieser Abschied zu nehmen.

Manche kamen persönlich, manche übergaben ihre Karten dem Thürsteher. Der Kammerdiener überreichte sodann die Karten auf einer silbernen Tasse seiner Gebieterin, die dieselben in einer kleinen goldenen Schale, die mit zu ihrem Trousseau gehörte, verwahrte.

Plötzlich kam ihr eine Karte mit der Ueberschrift in die Hand:

Frau Prokop Alexiewitsch
geborene
Katharina Darinkowna.

Erzürnt fragte Anna den Diener:

„Wer hat diese Karte gebracht?"

„Eine Frau, die sich im Vorsaal befindet."

Anna riß die Karte entzwei und warf die Stücke auf die silberne Tasse zurück.

„Trage sie zurück und sage, daß Frauen solchen Charakters, wie die Trägerin dieses Namens, niemals über die Schwelle meines Zimmers treten."

Nach einer Weile kam der Diener wieder; jetzt brachte er eine Photographie auf der silbernen Tasse und sprach:

„Die fremde Frau läßt meine Gebieterin bitten, sie möge dieses Bild betrachten und sagen, ob sie sie schon jemals im Leben gesehen hat.“

Die Photographie stellte eine junge Dame mit schwarzem Haar und länglichem Gesicht dar.

„Nein, die habe ich noch niemals gesehen.“

„Es ist das Bild der Dame, die die Visitenkarte hereingeschickt hat.“

„Führe sie herein,“ beschied Anna den Diener.

Anna Jelenowna sah eine ihr völlig fremde Frau in den Salon treten.

„Wer sind Sie?“ fragte sie sie.

„Ich bin Katharina Darinkowna, die Gattin des Prokop Alexiewitsch.“

„Das ist unmöglich!“

Nun entnahm die Unbekannte ihrem Pelzmuff ihren Reisepaß und Trauungsschein und reichte Beides der schönen Anna, damit sie sich überzeuge, daß die Personalbeschreibung identisch sei und die Heirath noch in voller Rechtskraft bestehe.

„Heute habe ich erst erfahren,“ sprach die Frau langsam, „daß man mich gesetzlich von meinem Gatten geschieden hat, und zwar eines Ehebruches wegen, welchem ich vollständig fern stehe.“

„Wer ist denn die Frau, die hier war? die den Scandal herbeiführte? gegen die alle Beweise sprachen? und die verurtheilt wurde? Wer war das?“

„Das war Mademoiselle Fleur d'Orange, die Chansonnettensängerin einer wandernden Operettengesellschaft, die die verschiedensten Rollen sehr gut darzustellen weiß.“

„Aber das Duell? Einer Talmifrau wegen wird sich doch nicht deren angeblicher Gatte duelliren!“

„Das Duell war um kein Haar besser als die Frau. Die Beiden kämpften mit ungeschliffenen Säbeln, und mein Gatte trug keine Wunden, sondern nur blaue Flecken davon.“

„Und ich wachte Nächte lang an seinem Bette!“

Anna Jelenowna gebot den in ihr tobenden Stürmen Einhalt und bezwang auch ihr Aeußeres; die schwarzgekleidete Frau aber fuhr flüsternden Tones zu sprechen fort:

„Ich habe erfahren, daß Prokop Alexiewitsch sich morgen mit Ihnen trauen lassen will, und darum habe ich mich beeilt, Ihnen den wahren Sachverhalt zu enthüllen.“

„Ich danke Ihnen und bitte Sie, morgen meiner Trauung in der Isaaks-Kirche beizuwohnen.“

„Ihrer Trauung?“ rief die Fremde erschrocken aus. „Sie wollen sich dennoch mit ihm trauen lassen?“

„Fragen Sie Nichts weiter, sondern finden Sie sich pünktlich ein. Um zwölf Uhr Mittags wird die heilige Ceremonie in der Ost-Capelle der Isaakskirche stattfinden. Es muß Ihnen Gerechtigkeit widerfahren — aber mir auch!“

Die fremde Frau wollte sich bereits entfernen, als Anna sie zurückrief.

„Warten Sie," sprach sie; „nehmen Sie diese Einladungskarte mit sich, denn sonst werden Sie nicht eingelassen."

Und eigenhändig schrieb sie den Namen „Katharina Darinkowna" auf die Einladungskarte.

* * *

Zur Mittagsstunde des nächsten Tages füllte sich die Ost-Capelle der Isaakskirche mit einer vornehmen, glänzenden Gästeschaar.

In den russischen Kirchen giebt es keine Sitzplätze; dort steht oder kniet man.

Es war eine glänzende Ceremonie, die von drei Priestern vorgenommen wurde.

Unter der glänzenden Schaar der Trauungsgäste fiel eine ganz schwarz gekleidete, weibliche Gestalt auf, deren Gesicht von einem dichten Schleier verhüllt war. Der Schleier schmiegte sich dem Gesicht so fest an, daß es aussah, als wäre es aus glänzendem Eisen gegossen.

Unbeweglich sah die Frau die ganze Ceremonie mit an. Man setzte dem getrauten Paar die goldenen Kronen auf den Kopf, gab ihm aus dem gemeinsamen Kelch zu trinken und bedeckte es mit dem großen lichten Seidenteppich.

All' dies ließ sie geschehen und schwieg.

Die Priester und der Chor sangen, die Orgel brauste.

Dann nahmen zwei Priester das neugetraute Paar in die Mitte, der dritte schritt ihnen voran, und so wanderten sie dreimal um den heiligen Altar herum.

Dies ist der letzte Theil der Trauungsceremonie, und der Oberpriester sagt zum letzten Male:

„Gospodi pomiluh!"

Als diese Worte verklungen waren, entriß die Braut ihre Hand der des Bräutigams, und mit der goldenen Krone auf dem Haupte wendete sie sich zu ihrem Trauzeugen, dem Fürsten †††, Gouverneur von St. Petersburg, und rief auf die zweite gekrönte Gestalt deutend, ihm zu:

„Und nun, Herr Gouverneur, lassen Sie diesen Betrüger verhaften, der bewußt und wissend sich der Bigamie schuldig machte. Seine erste Frau lebt und ist nicht von ihm geschieden. Dort steht sie neben jener rosenrothen Säule; die schwarzgekleidete Frau ist es!"

Bei diesen Worten, und als die rechtmäßige Gattin den Schleier vom Gesicht zurückschlug, fiel der Bräutigam der Länge nach ohnmächtig zu Boden, daß die goldene Krone weit fortrollte.

* * *

Mit solchen Dingen versteht man in Rußland keinen Spaß. Nach Ablauf von zehn Tagen befand sich Prokop Alexiewitsch auf dem Wege nach Tobolsk, und seither ist ihm reichlich Zeit und Muße geboten, darüber nachzudenken, daß es nicht gut sei, mit Frauen zu scherzen.



Illustrirte Bibliographie.

Orientreise Sr. Majestät des Kaisers von Rußland als Großfürst-Thronfolger 1890—91. Von Fürst E. Uchtomskij. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Hermann Brunnhofer. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.



Statue von Jermak.

Aus: E. Uchtomskij: „Orientreise des Kaisers von Rußland als Großfürst-Thronfolger." Leipzig, F. A. Brockhaus.

Seit wir dem ersten Bande dieses großangelegten, prächtig ausgestatteten Werkes an dieser Stelle einige Worte widmeten, sind mehr als fünf Jahre verflossen. Erst nach Vollendung einer außerordentlichen Mission an den Kaiser von China, mit der Fürst Uchtomskij 1897 betraut war, konnte er an die Fertigstellung des zweiten Bandes gehen. Inzwischen hat der hohe Reisende, in dessen Auftrage der Verfasser dies Werk geschrieben, den Thron Rußlands bestiegen; und mit der erhöhten Bedeutung, die wir der Persönlichkeit beizumessen haben, gewinnen ihre Erlebnisse, die an die Reiseschilderungen geknüpften Betrachtungen, insbesondere die politischer Art, auch ein erhöhtes Interesse; dürfen wir einerseits doch annehmen, daß die Anschauungen, die der einstige Reisebegleiter und Vertraute des Zaren hier entwickelt, jetzt in den maßgebenden Kreisen Rußlands herrschende Geltung haben und die Grundlage für die asiatische Politik Rußlands bilden; und haben wir doch andererseits, nachdem Deutschland in Ostasien festen Fuß gefaßt hat, allen Anlaß, hierüber uns so viel als möglich zu informiren. Ist schon aus diesem Grunde begreiflich, daß der zweite Band in Deutschland einer weit regeren Theilnahme begegnen wird, als der erste, so kommt noch dazu, daß wir hier eine noch reichere, fremdartigere, mannigfaltigere Welt kennen lernen und daß der Verfasser, der augenscheinlich hier mehr menschliche Sympathie und nationalen Eifer mit dem wissenschaftlichen Interesse vereint, seiner Darstellung ebenso viel reicheres Colorit und glänzendere Farben, wie lebendigeren Pulsschlag und wärmere, bis zur Begeisterung sich steigernde Beseelung zu geben vermochte.

Im zweiten Bande lernen wir Indien, Ceylon, Java Siam, China, Japan — wo bekanntlich das Attentat auf den Zarewitsch einen vorzeitigen Abbruch der Reise zur Folge hatte — und Sibirien kennen! Welche Fülle und

contrastirende Mannigfaltigkeit wechselnder Eindrücke und Bilder! Ob auch auf dieser Reise oft weite Gebiete gleichsam im Fluge durchmessen werden und gerade so hohen Reisenden, denen jede Schwierigkeit, jede Unannehmlichkeit, soweit es irgend möglich ist, aus dem



Golde vom Amur.
Aus: E. Uchtomskij: „Orientreise des Kaisers von Rußland als Großfürst-Thronfolger."
Leipzig. F. A. Brockhaus.

Wege geräumt wird, denen Alles gleichsam nur im Festgewande sich zeigt, ein tieferer Einblick in das Leben und Treiben der Völker verwehrt oder doch sehr erschwert wird, so sind die Schilderungen, die Fürst E. Uchtomskij hier bietet, nicht bloß flüchtige Augenblicksbilder, nicht bloß subjective Eindrücke — der Verfasser kennt augenscheinlich die



Der riesige Banianenbaum im Botanischen Garten zu Kalkutta.

Aus: E. Uchtomskij: „Orientreise des Kaisers von Rußland als Großfürst-Thronfolger. Leipzig, F. A. Brockhaus.

durchstreiften Gebiete nicht bloß von dieser Reise her; an die Erzählung oder persönlichen Erlebnisse knüpft er historische Rückblicke, völkerpsychologische Betrachtungen, politische Ausblicke, die einen gründlichen Kenner dieser Gebiete, einen vielseitig gebildeten Geist, einen Denker und einen scharfen Beobachter verrathen.

Daß die Beurtheilung der politischen Verhältnisse vom specifisch russischen Standpunkte aus geschieht, daß der Verfasser einzig Rußland, dessen Cultur mit der der asiatischen Völker so viele Berührungspunkte habe, während die der anderen europäischen Völker viel mehr durch eine tiefe Kluft von jener geschieden sei, als die Zukunftsmacht, als die berechtigte Beherrscherin Asiens ansieht, kann uns nicht befremden. Sehr lebhaft kommt der Gegensatz zu England zum Ausdruck, dessen brutale Erobererpolitik, dessen Colonialsystem der Verfasser in scharfer Weise brandmarkt; aber auch die Mängel der zerfahrenen Colonisationsthätigkeit der Franzosen werden bei der Schilderung Cochinchinas beleuchtet. Dabei muß man anerkennen, daß das Nationalgefühl des Verfassers, wie es in seiner Ueberzeugung von der Mission Rußlands in Asien zum Ausdruck kommt, sich in einer Form äußert, die den deutschen Leser nicht nur nicht verletzen kann, vielmehr eher einen sympathischen Eindruck auf ihn zu machen geeignet ist. Wer, ohne Chauvinist zu sein, selbst ein lebhaftes Heimats- und Vaterlandsgefühl besitzt, wird dieses auch bei Anderen schätzen.

Aber nicht nur als weitschauender Politiker, nicht nur als Historiker und Ethnologe erweckt der Verfasser unser Interesse; er offenbart auch in den Naturschilderungen, in der Beschreibung der Wunderwerke der Menschenhand das Auge eines Malers, die Empfindung eines Dichters. Eine reiche Illustrirung: theils nach Photographien, theils nach effectvollen Zeichnungen von N. Karasin hergestellte Holzschnitte — 541 in beiden Bänden —, zu denen noch 7 Heliogravüren und ein Portrait in Stahlstich kommen —, unterstützt die Schilderung in lehrreicher und reizvoller Weise. Wir sind in der Lage, diesen Zeilen ein paar Probebilder — wir können nur solche kleineren Formates bringen — beizufügen.

Papier und Druck und Einband sind eines solchen Prachtwerkes würdig und dem Rufe der altberühmten Verlagshandlung entsprechend.

Die beiden Bände kosten in Prachteinband mit Goldschnitt zusammen 110 Mark; eine in wenigen verkäuflichen Exemplaren hergestellte Luxusausgabe auf Velinpapier, mit 20 Heliogravüren (davon 4 bunte), in reichstem Einband, kostet 300 Mark. Das Werk kann auch in 60 Lieferungen zu 1.50 Mk. bezogen werden. —l—

Bibliographische Notizen.

Deutsches Krankheitsnamen-Buch. Von Dr. M. Höfler, k. Hofrath in Tölz. München, Piloty & Loehle.

Der Umstand, daß in einzelnen Gegenden im Volksmunde für Krankheiten die verschiedensten, dem Arzt oft ganz unverständlichen Ausdrücke gebraucht werden, hat dem Verfasser die Anregung gegeben, die alten volksthümlichen, fremdartig gewordenen Namen auf ihren Ursprung festzustellen und die von ihnen zu bezeichnenden Begriffe zu erörtern. Der Volksausdruck ist der Schulmedicin, die es beliebt, neue Benennungen für die einzelnen Krankheitsformen einzuführen, nicht gefolgt, und doch soll der Arzt den Patienten verstehen. Diesen Zusammenhang zwischen der volksthümlichen Auffassung über die Natur und Ursache der Krankheit mit den ärztlichen Systemen und Krankheitsnamen zu ergründen, führte den Verfasser naturgemäß zur etymologischen Wortdeutung. Wie er in der Vorrede hervorhebt, sind wohl die Bezeichnungen der neueren Schulmedicin in jeder Real-Encyklopädie zu finden, nicht aber die aus der Schul- und Volksmedicin einer längst verflossenen Zeit herstammenden volksthümlichen Ausdrücke, hinter denen vielfach ein Stück Medicin- oder Culturgeschichte steckt. Was der Verfasser mit außerordentlichem Fleiß und großer Sorgfalt geliefert hat, ist also ein umfangreiches Etymologicum (922 S.), das nicht nur die deutschen Krankheitsnamen, sondern auch die Namen der Krankheiten der Thiere und die Bezeichnungen der Organe und Functionen umfaßt. Während der Bearbeitung scheint der zu berücksichtigende Stoff immer weitere Dimensionen angenommen zu haben, so daß schließlich ein Sammelwerk entstanden ist, aus dem, wie der Verfasser glaubt und hofft, nicht nur der Mediciner, sondern auch

der Freund der Culturgeschichte, der Germanist, der Mythologe und der Naturfreund im Allgemeinen etwas Brauchbares finden wird. Wie umfangreich das Studium des Verfassers gewesen ist, ergiebt sich aus dem angeführten Quellen-Nachweis mit 340 Nummern.

Auf Einzelheiten der nach dem Alphabet geordneten Bezeichnungen näher einzugehen, ist hier natürlich nicht möglich. Es soll daher nur ein Beispiel Aufnahme finden, aus dem die Art und Weise der Darstellung zu ersehen sein dürfte. In Ober-Bayern wird das Alpdrücken — das allgemein bekannte, im Schlafe sehr unangenehm auftretende beängstigende Gefühl — „Trudendruck" genannt. Der Ursprung für letzteren Namen liegt in Trut (Trude), Trutter, Trutte, Trutlein (Druth). Indogermanisch Dhru; germanisch Drûda = amica, Geliebte, Traute: isländisch thrûde, thrûda = virgo; althochdeutsch truta = Geliebte, dilecta. Trut = ein nach Analogie von Gütchen, Holde u. s. w. mit dem Kosenamen Traut = amica, dilecta belegter weiblicher Plagegeist im Volksglauben, der sehr gefürchtet war und vor dem vielfache Mittel sichern sollten. Volksmedicinisch ist die Trute oder der Trut: „der Alpdruck oder Trudendruck", der durch das Aufhocken der Trude auf den Menschen oder durch recht schweres und breites Sichauflegen auf die Brust des Schlafenden erzeugt wird. Hieran schließt sich noch eine lange, hier aber zu übergehende Darlegung über die Wirkungen u. s. w. der Trude an. Dem Verfasser gebührt für seine bedeutende Arbeit, ebenso aber auch dem Verleger für das schon im Hinblick auf den schwierigen Druck gut ausgestattete Werk die vollste Anerkennung. Dem letzteren, das hiermit empfohlen sei, ist in den oben bezeichneten Kreisen weite Verbreitung zu wünschen.

K.

Gedichte. Von Karl Henckell. Bildschmuck von Fidus. Zürich, Verlag von Karl Henckell u. Co.

Ich bin ein schwertgegürteter Vorkämpfer in der Schlacht, ich bin ein zartbemyrteter Spielmann auf stiller Wacht .... Kein Wahn von himmlisch blinkender Unsterblichkeit mich narrt. Ich bin ein zukunftwinkender Poet der Gegenwart. So kennzeichnet K. H. treffend sich selbst. Engherzige Kritiker haben oft genug über ihn den Stab gebrochen und Kreuzigt ihn! gerufen; sie hätten besser gethan, mit Pilatus zu sagen: Sehet, welch ein Mensch! Treibt auch H. die goldenen Rücksichtslosigkeiten manchmal zu weit, so bleibt er doch immer ein echter Poet, welcher nicht nur Schatten, sondern auch hellen, warmen Sonnenschein spendet. Wie der vorliegende, umfangreiche, mit charakteristischen Zeichnungen von Fidus schön ausgestattete Band beweist, enthalten seine sämmtlichen Dichtungen selbst nach strengster Ausscheidung des Anstößigen noch eine solche Fülle reiner Poesie, daß sie zu den besten Erzeugnissen der modernen Litteratur gezählt werden müssen. Die neue Ausgabe umfaßt alle früheren Bücher in wesentlich kürzerer, nunmehr einzig gültiger Form und fügt am Schluß einen weiteren Abschnitt: Wandlungen, hinzu. Was seine Sammlung „Aus meinem Liederbuche" anstrebte, ist nun erreicht. Schon in seiner ersten Gabe, dem poetischen Skizzenbuch, das die späteren Ziele des Dichters: Wahrheit, Mitleid, Schönheit, Liebe — deutlich erkennen läßt, sagt er: „Meistern, bis ich's vollendet schuf, ist meines Lebens heil'ger Beruf." Es kann nicht Wunder nehmen, daß ein so kühn zum Dasein drängendes Dichten sich von Buch zu Buch intensiver offenbart. Während in den ersten beiden der Sturm der Leidenschaft sich vorbereitet, erhebt er in: Strophen, Amselrufe, Diorama, Trutznachtigall und Zwischenspiel seine Stimme zu mächtigen Dithyramben der Freiheit und Menschlichkeit, um schließlich in sanften Tönen wieder zu verklingen. „Ein Lied an die deutsche Jugend" leitet als Ouverture diese fünf Bücher, in denen die eigentliche Bedeutung des Dichters liegt, stimmungsvoll ein: „That der Wahrheit, That der Freiheit, That der Schönheit, heil'ge Dreiheit, komm, wie Dich der Seher sieht! Deutsche Jugend, sturmesmächtig, glockenläutend, frühlingsprächtig ruft Dich auf mein stolzes Lied." Der beschränkte Raum verbietet eine Angabe des reichen Inhalts. Es sei nur erwähnt, daß H. die Tonleiter des wahren Gefühles virtuos beherrscht, weil: Ein jeder Schmerz ihm Bruder ist und Schwester jede Freude: denn seine liebe Mutter, wißt, heißt Herzeluft und -leide. Kurzsichtige Recensenten schädigten seinen Ruf, indem sie den übermüthigen Sang „Wir sind die modernen Barbaren" zur Marseillaise Gründeutschlands erhoben. Sie übersahen den versöhnenden Ausklang dieses Feldgeschreies: „Wir die modernen Barbaren?! Modernen Barbaren! O nein! Wir wollen die Menschheit bewahren und Hüter des Lebens sein." Wie rührend entschuldigt er sich in „Ihr habt geweint" der Mutter gegenüber, daß

er zu ihrer Betrübniß oft Häßliches besungen habe! „Ich muß durch Gassen gehen, die Euer Fuß nicht kennt, und Dinge muß ich sehen, die Euer Mund nicht nennt. Und Alles muß ich sagen, was Sinn und Seele schaut, nach Namen einzig fragen die Wahrheit, meine Braut. Die hat ein leuchtend Auge, verklärt von tiefer Qual, aus seinem Urquell sauge ich neuer Schönheit Strahl. Wenn Ihr es säht, Ihr reichtet mir froh versöhnt die Hand, der ich im Lied gebeichtet, was ich im Leben fand." Wohl erklärt er der Feigheit, Rohheit, Dummheit, Faulheit, Lüge den Krieg, denn: „Wer nie der Wahrheit seiner Zeit mit offenem Sinne zugebebt, wer sich nicht geistig selbst befreit, war da, doch hat er nie gelebt." Doch lautet sein Lebensplan: Blumen zu pflücken ist mein Begehren, Blumen der Liebe, der Kunst und der Flur, Kinder und Enkel will ich es lehren: Folget der leuchtenden Schönheit Spur! Aber ist nicht nach Lotze die Schönheit der Widerschein des Sittlichen im Seienden? — Von solch ernstem Streben zeugen auch die tadellose Form und der melodische Klang seiner Lieder. Wie Heinrich Leuthold, so ist auch er ein im Wohllaut schwelgender Verskünstler ersten Ranges. Dies beweisen von Neuem die den Band abschließenden Wandlungen, welche mit dem schaffensfreudigen Geständnisse eingeleitet werden: „Ich habe mein heimliches Künstlerhaus, das soll mir der Sturm nicht zerstören . . Da hab' ich im Schooße der Schönheit geruht gleich einem glückseligen Diebe. Sie lehrte mich tanzende Rhythmen und lieh mir Reime, von Angst mich zu lösen, es war eine heilige Liturgie, geläutert vom Guten und Bösen. Es war die klingende Kindlichkeit der weltunschuldigen Stimmen — Die Seele spannte die Flügel weit und konnte schwimmen, schwimmen . . ." Auch hier bietet er so viel des Schönen, daß es ungerecht wäre, nur Einzelnes hervorzuheben. Seine Muse fühlt Macht, die Wahrheit mild zu künden. Nicht Trommelschlag, sondern Geigenspiel tönt. Er ist anders, aber kein Anderer geworden. Er singt: „Es wuchs in mir, wer sagt, woher, ein Sinn der stillen Lust empor, ich mag das Kampfgeschrei nicht mehr und weiß nicht, ob ich viel verlor" — warnt jedoch: „Und wandle ich in Stille dem Sturm entrückt, noch wächst mir der Wille, der Schwerter zückt." An die Kralle des Löwen erinnern auch einige Gedichte. Diesem Theile reihen sich treffliche Uebersetzungen aus dem Italienischen, Ungarischen, Polnischen, Russischen und Französischen an. Für den Dichter wäre es wahrscheinlich vortheilhafter gewesen, er hätte eine Sonderausgabe zarter Liebeslieder veranstaltet und höheren Töchtern zu Liebe seine poetische Vergangenheit verleugnet, aber ebenso stolz und männlich, wie er den ihm von einer Partei verliehenen Ehrentitel „von Volkes Gnaden" ablehnte, wies er auch jede Verschleierung seines Charakters zurück und gab in dieser Gesammtausgabe sein innerstes Wesen ganz und ohne Hülle. Möge ihm dafür der Tag der Ernte, auf den er „zum Ausgang", in sich gefestet hinweist, tausendfältig der Anerkennung süße Frucht bringen. N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Zeitschrift für die moderne Erzählungslitteratur des Auslands. IX. Jahrgang 1899. Heft 12. 13. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bierbaum, Otto Julius, Gugeline. Ein Bühnenspiel in fünf Aufzügen. Mit Buchschmuck von E. R. Weiss. Berlin, Schuster & Loeffler.

Bruchmüller, W., Erinnerungen an Rügen und die Ostsee. Greifswald, Julius Abel.

Buchwald, D. Georg, D. Martin Luthers deutsche Briefe. Ausgewählt und erläutert. Leipzig. Bernhard Richters Buchhandlung.

Eckschlager, Karl, Kleiner Führer durch Lungau und seine Zugänge. Mit 12 Abbildungen und einer Karte. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Geiger, Ludwig, Goethe in Frankfurt am Main 1797. Actenstücke und Darstellung. Mit 8 Abbildungen von Frankfurter Oertlichkeiten, Kunstwerken und Personen aus Goethes Kreis. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten & Loening.

Graphologische Monatshefte. Organ der Deutschen graphologischen Gesellschaft. Dritter Jahrgang. Juni und Juli 1899. No. 6/7. München, Karl Schüler (A. Ackermanns Nachfolger).

Gutberlet, Heinrich, Bunte Saat. Gedichte. Dresden, Oscar Damm.

Hirsch, Jenny, Theresens Glück. Roman. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise Band 78.) Berlin, Albert Goldschmidt.

Jacobowski, Ludwig, Leuchtende Tage. Neue Gedichte 1896—1898. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Jahrhundert, das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werckmeister, Lfg. 31. 32. 33. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Kaisenberg, Moritz von, Der Junker Werner von Brunshausen. Historischer Roman. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Kruse, Heinrich, König Heinrich der Siebente. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. Leipzig, S. Hirzel.

Maupassant, Guy de, Vater Milon und andere Erzählungen. Neue Novellen aus dem litterarischen Nachlass. Autoris. Uebersetzung von Fr. von Oppeln-Bronikowski. 1—3. Tausend. Berlin, Emil Goldschmidt.

Meissner, Franz Hermann, Das Künstlerbuch. Eine kleine ausgewählte Reihe von Künstlermonographien. Band III. Franz Stuck. Berlin, Schuster & Loeffler.

Niebuhr, Carl, Die Amarna-Zeit. Aegypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. nach dem Thontafelfunde von El-Amarna. (Der alte Orient. 1. Jahrgang. Heft 2.) Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Oertzen, Georg von, Unter uns gesagt. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Schücking, Levin, Ein ehrlicher Mann. Humoristische Erzählung. Fünfte Auflage. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 80.) Berlin, Albert Goldschmidt.

Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Autorisirte, vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung von Leo Bloch. Leipzig, B. G. Teubner.

Tucker, Benj. R., Sind Anarchisten Mörder? Mit einem Vorwort und einem Anhang: Die Litteratur des individualistischen Anarchismus. 1. u. 2. Tausend. Berlin, B. Zack.

Uhde, Wilhelm, Am Grabe der Mediceer. Florentiner Briefe über deutsche Cultur. Dresden, Carl Reissner.

Vogel, Dr. Julius, Goethes Leipziger Studentenjahre. Ein Bilderbuch zu Dichtung und Wahrheit als Festgabe zum 150. Geburtstage des Dichters. Leipzig, Carl Meyers Graphisches Institut.

Waffen nieder! Die. Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. VIII. Jahrgang. 1899. No. 6. Dresden, E. Piersons Verlag.

W. H. A., Monte Carlo, Roulette und Trente et Quarante. München, Carl Haushalter.

Zöller-Lionheart, C., Schattirungen. Roman. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 79.) Berlin, Albert Goldschmidt.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **D. W.** = Deutsches Wochenblatt. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde.

Abeken, Heinrich. (Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit.) Von Th. Schiemann. T. I. 11.

Absolutismus als Kunstwerk, Der. (Ludwig XIV.) Von E. Heyck. V. & Kl. M. XIV. 1.

Amerikanische Skizzen. Von A. Ritter. D. W. 1899. 31.

Australische Verkehrsverhältnisse. Von H. Blum. D. W. 1899. 32.

Autorität, Urgeschichte der, Von Multatuli. G. 1899. August I. II.

Badische Hoftheater, Das Grossh. Von Arthur Smolian. B. u. W. 22.

Badische Revolution von 1849, Die. Von R. Günther. N. u. S. 1899. Octob.

Bayreuther Festspiele am Ende des Jahrhunderts. Von Erich Kloss. B. u. W. 1899. 20.

Beardsley, Aubrey. Von R. Klein. W. Ru. III. 20.

Beuve, Sainte, Im Privatleben. Von Cabanès. D. Re. 1899. Sept.

Bessere Mensch, Der. Von einem Optimisten. (Forts.) N. u. S. 1899. Octob.

Champagne, In der. Von H. von Zobeltitz. V. & Kl. M. XIV. 1.

China, Skizzen aus dem Culturleben Ch. Von G. L. Hummel. D. W. 1899. 33.

Cosimo, Pietro di. Von H. Haberfeld. W. Ru. III. 18.

Daudet, Léon. Von J. Maehly. I. L. 1899. 15.

Drama. Die Ueberraschung im D. Von H. v. Gumppenberg. B. u. W. 1899. 20.

Eeden, Frederic van. Von P. de Mont. L. E. 1899. 21.

Elisabeth, Kaiserin. Von M. Barrès. W. Ru. III. 18.

England und Deutschland. Von W. H. Rattigan. D. Re. 1899. Sept.

Englische Landheer, Das. Von A. Hornung. D. W. 1899. 31.

Eroberung des Menschen, Die. Von W. Bölsche. N. D. Ru. X. 8.

Favretto, Ueber. Von E. Schäffer. W. Ru. III. 18.

Goethe. Von C. Busse. D. W. 1899. 34.

Goethe. Von M. G. Conrad. G. 1899. August II.

Goethe. Von M. Greif. Z. 1899. 48.

Goethe. Ueber jüngere Zeitgenossen G. und Anderes. Von M. Mendheim. I. L. 1899. 17.

Goethe als Dramatiker. Von G. Witkowski. B. u. W. 23.

Goethe, Der Theaterdirector. Von Phil. Stein. B. u. W. 23.

Goethe und Lavater. Lavaters Aufzeichnungen über seine Begegnung mit Goethe in Ems 1774. Von H. Funck. N. u. S. 1899. Oct.

Goethe und Napoleon. Von J. V. Widmann. N. 1899. 45.

Goethes Faust in der Schule. Von V. Valentin. D. W. 1899. 34.

Goethe und seine Deutschen. Von R. M. Meyer. N. 1899. 47.

Goethe und unsere Zeit. (Eine Enquête.) L. E. 1899. 22. 23.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Otto Erich Hartleben

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

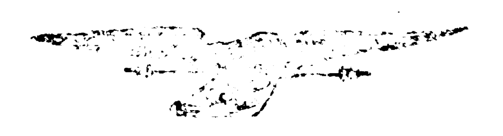
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCI. Band. — November 1899. — Heft 272.

(Mit einem Portrait in Radirung: Otto Erich Hartleben.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.



Otto Erich Hartleben

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

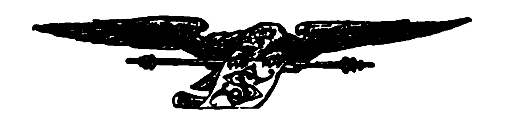
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCI. Band. — November 1899. — Heft 272.

(Mit einem Portrait in Radirung: Otto Erich Hartleben.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Das Opfer.

Eine Erzählung von Richard Voß.

— Berchtesgaden—Frascati. —

IX.

(Schluß.)

Als die Lawine die Hallingerin vor den Augen des Mannes verschüttete, schrie dieser gräßlich auf. Dann stand er wieder regungslos und starrte nach dem grausigen Grabe, von dem ein dichtes weißes Gewölk aufwallte. Die Sonne schien darauf, daß jedes Atom emporwirbelnden Schnees zu einem Strahlenflocken ward. Es sah wunderschön aus.

Kanut stürzte hin, wo seine Mutter verschwunden war, und versank vor den Augen seines Vaters in der glanzvollen Wolke.

Zachäus regte sich nicht, er konnte sich nicht regen. Nur ein Gedanke erfüllte ihn· „Du hast es gewünscht, Du hast es gewünscht!"

Er stand noch immer, als Kanut aus dem Funkengeriesel zurück gestürzt kam. Der Knabe sah entsetzlich aus, mit gesträubtem Haar, die Augen blutunterlaufen. Er keuchte:

„So komm doch, so hilf doch! Sie lebt vielleicht noch!"

Sie lebt vielleicht noch . . . Sie sollte vielleicht noch leben? Wo er ihren Tod doch gewünscht, wo es geschehen war, was er gewünscht und nur darum geschehen, weil er es gewünscht hatte. Und dann lebte sie vielleicht noch . . .

Zachäus stand und regte sich nicht.

Kanut lief wieder hin, wo unter dem Schnee seine Mutter vielleicht noch am Leben war: so schrecklich tief! Wie hoch der Grabhügel war! Kein weicher Schnee mehr, sondern durch die Gewalt des Sturzes der Schnee zu Eis geworden, wie Fels so hart.

„Mutter!“ schrie das Kind. Und wiederum: Mutter!“ Und fort und fort: „Mutter — Mutter — Mutter!“ Er schrie den Namen so lange, bis sein Schreien zum Lallen ward.

Zachäus hörte es, stand und regte sich nicht. Aber es war grausig, dieses lallende Mutter-Schreien seines Sohnes.

Jetzt war die schimmernde Wolke gewichen. Zachäus sah den Knaben. Er hatte sich niedergeworfen, grub mit den Händen in den Schnee, der eine einzige felsenartige Eismasse geworden. Dabei immerfort das gräßliche:

„Mutter! Mutter! Mutter!“

Jetzt sprang er auf, kam zum zweiten Mal zu seinem Vater gelaufen. Seine Hände bluteten.

„Es ist gar zu fest. Ich kann sie nicht herausbekommen! Zu fest, zu fest!“

„Sie ist längst todt.“

„Nein, nein! Sie lebt noch! Ich weiß, daß sie noch lebt. Ich fühle es — hier fühle ich es.“

Er preßte seine beiden blutigen Hände gegen seine Brust:

„Ich werde graben.“

Wild sah das Kind auf seinen Vater.

„Du willst, daß sie todt sein soll. Ich weiß es; ich weiß es wohl. Du hassest meine Mutter. Wärst Du doch todt, lägst Du doch dort und meine Mutter stände hier und lebte. O Mutter! Mutter! Mutter!“

Kanut glaubte, sein Vater würde die Hand ballen und ihn mit der Faust niederschlagen. Statt dessen blieb Zachäus ganz ruhig. Und ganz ruhig sagte er:

„Laufe nach dem Priester.“

Ja, der Priester! Wenn seine Mutter vielleicht doch noch lebte? — — Er mußte den Priester holen für seine sterbende Mutter.

Ohne ein weiteres Wort raste er die Alp hinunter. Als er am Meßnerhaus vorbeikam, schrie er hinein:

„Meine Mutter hat die Lawine erschlagen, und mein Vater will sie nicht ausgraben.“

* * *

Aber als die Ederleute, Mann und Frau, hinaufgeeilt kamen, fanden sie Zachäus bei der niedergegangenen Lawine stehen und graben. Er schaute von seiner Arbeit nicht auf. Die Beiden hatten ihre Schaufeln mitgebracht und schickten sich sogleich an, Zachäus zu helfen. Da sagte dieser, ohne aufzusehen, mit heiserer Stimme:

„Ich helfe Euch nicht, wenn Ihr in Noth gerathet. Laßt mich also allein in der meinen.“

Die Beiden schaufelten schweigend weiter; aber sie mußten einsehen, daß sie mit der Schaufel Nichts anfangen konnten. Es bedurfte einer Hacke und der Eispicke, um in dem felsenharten Schnee Etwas ausrichten zu können. Also lief der Mann hinunter, um von seinem Hause das nöthige Handwerkszeug zu holen. Ohne aufzusehen, schaufelten die beiden Anderen inzwischen weiter. Dann kam der Meßner zurück.

Eine Stunde verstrich. Zwei, drei Stunden verstrichen.

Schweigend gruben die Drei.

Es war ein heißer Tag geworden, die Sonne hinter Dunst verschwunden: hinter einem fahlen glühenden Brodem. Zachäus kannte das Zeichen; es bedeutete Föhn.

Zachäus hörte auf zu graben, sah auf den Himmel, sah auf die Felswand, von welcher die Lawine niedergegangen war . . . Ein Theil der Schneemasse war noch droben geblieben, ein gewaltiges Stück hartgefrorenen Firnschnees. Es hing über den Rand der schroffen Felskante und konnte leicht abstürzen. Blieb die Schwüle und erhob sich der Südwind, so mußte es abstürzen, so mußte es die drei unter der Felswand grabenden Menschen verschütten.

Die andern Beiden merkten Nichts von der drohenden Gefahr. Zachäus wollte sie darauf aufmerksam machen. Schon hatte er seine Lippen geöffnet; aber — er blieb stumm.

Dann grub er weiter, schweigend wie die Andern.

Wiederum verstrich eine Stunde. Etwas ruhten sie jetzt, um bald von Neuem zu beginnen. Es ging so langsam, so langsam! Die Eismassen waren zu fest.

Noch immer hatten die Beiden Nichts gemerkt, und immer noch schwieg Zachäus. Während er grub, schaute er verstohlen empor. Wie die Fetzen eines zerrissenen Riesenlakens hing es von der Felsenkante hernieder . . .

Er grub weiter, so heftig, daß er keuchte. Auf seinen Lippen stand ein Blutstropfen.

Nicht an die verschüttete Frau dachte er: ob sie schon todt sei, oder noch lebte? Sondern er dachte fort und fort an die herabhängende Schneedecke, welche in der nächsten Minute schmelzen, bersten, stürzen und — eine Andere begraben konnte: seines Nächsten Weib!

Zum ersten Mal sah er sie jetzt an: heimlich, mit einem scheuen Blick. Todtbleichen Angesichts hackte sie in die graue harte Masse. Dabei hatte ihr langes helles Haar sich gelöst.

Das war Eine! Eine ganz Andere als die, die vielleicht in diesem Augenblick in ihrem grausigen Grabe ihren letzten Athemzug that. Wenn jetzt bei seinem Weibe der Anderen ihr Mann läge. —

Zachäus ward es schwarz vor den Augen . . . War das der zweite Wunsch — *das*?!

Vielleicht barst die Schneemasse über ihnen; er fand jedoch noch Zeit, des Anderen Weib mit sich fortzureißen, indessen der Mann — — Dann würde er der Ederin sicher nicht beistehen in ihrer Noth, um den Mann ausgraben zu helfen; dann mochte bei seinem Weibe auch ihr Mann in ihrer Gruft bleiben; dann, ja, dann —

Plötzlich erhob sich der Föhn. Gleich dem glühenden Odem eines Dämons, fuhr der Scirocco vom Himmel herab. Ein leichenfarbener Dunst umqualmte den Felsen, von dessen Rand die bleiche Eismasse sich zu senken schien. Zachäus konnte die Zeit berechnen, die verstreichen mußte, bis es dem heißen Winde gelungen sein würde, den gefrorenen Firnschnee zu schmelzen und zu bersten. Er begann die Minuten zu zählen.

Die Drei gruben und gruben.

Bisweilen erschien in dem Qualm klein und blutroth die Sonne, um sogleich wieder hinter schwarzem Gewölk zu verschwinden. Eine Kirchhofsstille herrschte.

Die Drei gruben und gruben.

Bei jeder Schaufel Schnee wälzte Zachäus einen Gedanken von seiner Seele; und die grabende Hand wurde ihm dabei schwer und schwerer.

Was kümmerte ihn eigentlich die Frau, die todt oder doch mit dem Tode ringend dort unten lag? Sie war sein Weib geworden, das Weib eines Hallingers! Manche Andere wäre das mit Freuden geworden . . . Sein Weib hatte ihm mit Schmerzen einen Sohn geboren. Das hätte jede Andere auch . . . Elf Jahre hatte die Mutter seines Sohnes treulich mit ihm in der Einöde gehaust und — elf Jahre war sie ihm im tiefsten Herzen verhaßt geblieben.

Wiederum schaute der Grabende auf das Weib seines Nächsten, der sein Feind war.

Der Neid, der giftige, höllische, mörderische Neid! Aus Neid hatte Kain den Abel erschlagen . . . Noch zwanzig, noch fünfzehn Minuten; dann mußte der heiße Föhn den eisigen Tod dort oben herabreißen auf die Lebendigen.

Zachäus grub und grub. Zugleich wuchs sein feindseliger Groll gegen die arme Verschüttete. Wenn sie trotzdem noch lebte? Sie *sollte* dort unten bleiben, *sollte* nicht wieder herauskommen an's Sonnenlicht, *sollte* ihm die Oede nicht wieder noch öder machen!

Kanut kam noch immer nicht zurück, brachte den Priester noch mmer nicht.

Und wie langsam die Zeit verstrich! . . . Jetzt konnte es nur noch zehn Minuten währen, bis der eisige Tod durch die glühenden Lüfte herabgesaust kam. Er sollte sie Alle treffen; dann wäre es gleich mit allem Elend vorbei.

Aber plötzlich schrie Zachäus die Ederin an:

„Lauf und sieh, wo der Bub mit dem Priester bleibt? Um Gotteswillen lauf!"

So angstvoll war der Ruf, daß Josepha wortlos gehorchte. Sie lief den steilen Abhang hinunter.

Jetzt konnte der Tod herabsausen: Zachäus würde ihm schon entkommen — da jetzt die Andere am Leben blieb.

Die Beiden gruben und gruben.

Zachäus zählte und zählte.

Plötzlich hörten sie unter sich wimmern, dicht unter sich. Johann Eder schrie auf, dem Zachäus aber war die Kehle wie zugeschnürt, die Hand wie gelähmt.

Er grub und grub — zählte und zählte.

Der eisige Tod stürzte nicht früh genug aus den Lüften herab!

Fürchterlich waren die Töne, die jetzt aus dem sich öffnenden Grabe heraufdrangen, von einer schier unmenschlichen Stimme ausgestoßen.

Zachäus' Hand entfiel die Haue. Er schwankte bei Seite.

* * *

Johannes Eder fand die Verschüttete, hob sie aus der Gruft, trug sie davon. Hinter ihm stürzte mit Donnergetöse der endlich aufgethaute Firnschnee herab.

Jetzt kam auch die Ederin mit Kanut und dem Priester, der eine aus dem Grabe Auferstandene fand.

X.

Zachäus mußte es dann geschehen lassen, daß die Ederin bei seinem Weibe verblieb und es wieder zum Bewußtsein erweckte. Währenddem saß der Mann der so wunderbar Geretteten im Hausflur und haderte mit dem Himmel, weil dieser den Firnschnee durch den Föhn nicht früher zum Schmelzen gebracht hatte — nicht um einige Augenblicke früher! Kanut kauerte auf der Schwelle der Kammer, darin die Auferstandene lag, und rief immerfort: „Mutter! Mutter! Mutter!" Endlich wurde die Kammerthür geöffnet, und der Knabe stürzte hinein.

Zu Zachäus trat die Ederin, mit einem Ausdruck in ihrem blassen Gesicht, daß Zachäus, die Worte mühsam herausstoßend, fragte:

„Ist sie todt?"

Aber zugleich hörte er sie in der Kammer wimmern und winseln ... Schwerfällig erhob er sich und ging mit schwankenden Schritten auf Josepha zu. Wie im Rausche lallte er:

„Sie lebt! Du aber bist für mich todt — todt und begraben."

Es war, als wollte er beide Arme nach ihr ausstrecken. Doch sie sah ihn mit einem Blicke an, daß der starke Mann wie von einem Schlage getroffen bei Seite taumelte.

Nach einem schweren Schweigen sagte Josepha leise:

„Zachäus, Dein Weib ist verrückt geworden. Geh' zu ihr."

Eine Weile starrte Zachäus der Frau sprachlos in's Gesicht. Dann, mit einem dumpfen Laut wie ein verwundetes Thier, ging er schleichenden Ganges in die Kammer.

Die Hallingerin kauerte im Bette, vor dem Kanut wie leblos am Boden lag. Sie erkannte den Eintretenden nicht, verkroch sich unter die Decke und schrie gräßlich auf: man wolle sie todtschlagen — mit einem Hammer aus Eis! Des Mannes Züge verzerrten sich. Darauf schlich er fort wie Einer, der wirklich in der Absicht gekommen war, einen Mord zu begehen. Die Ederin fragte, ob sie noch bleiben und Etwas für ihn und sein armes Weib thun dürfte? Aber Zachäus bedeutete ihr schweigend, zu gehen.

Früh am nächsten Morgen zog Zachäus seinen besten Rock an, schloß die Irrsinnige ein und begab sich hinab in's Meßnerhaus — zum ersten Mal in seinem Leben.

Der Mann ging dem Nachbar entgegen, die Frau blieb auf dem dunklen Gange, wo sie sich wie in tiefer Ermattung gegen die Mauer lehnte. Johannes Eder öffnete die Thür des Zimmers, darin es hell und wohnlich war. Sogar Blumen blühten vor den Fenstern, welche weiße Gardinen hatten.

Nach einigem Zaudern trat Zachäus ein ... Ueber einem abgegriffenen Büchlein mit bunten Heiligenbildern saß Vitus gebeugt und wurde beim Anblick des feindlichen Nachbarn in seinem Elternhause vor Freuden dunkelroth im Gesicht.

Jetzt mußte auch die Ederin sich entschließen, hineinzugehen. Vitus blickte seine Mutter an, die ihm freundlich zunickte. Da stand er auf, ging schüchtern auf den Bauern zu und gab ihm die Hand. Zachäus schaute ihm steif in's Gesicht, als sähe er heute den Knaben zum ersten Mal, und sagte mit rauher Stimme:

„Der Bub gleicht seiner Mutter."

Dabei war's ihm zu Muthe, als hielte Jemand sein Herz umklammert.

Vitus lief hinaus in der Hoffnung, den armen Kanut vor dem Hause zu finden. Dieser war, nachdem der Vater seine sinnlose Mutter in der Kammer eingeschlossen hatte, aus Furcht, mit der Wahnsinnigen allein im Hause bleiben zu müssen, seinem Vater nachgeschlichen und lauerte jetzt bei der Kapelle auf ihn. Als er den Meßnerbuben kommen und nach ihm ausschauen sah — er wußte, daß Vitus dies that, — verkroch er sich hinter einen Wachholderstrauch. Betrübt setzte sich Vitus in einiger Entfernung vom Hause auf den blumigen Rasen. Wie herrlich wäre es gewesen, wenn auch Kanut gekommen wäre und er ihn hätte trösten können, mit ihm klagen dürfen, mit ihm weinen.

Unterdessen hatte der Hallinger, von dem Meßner aufgefordert, sich gesetzt. Er sagte jetzt mit schwerem Athem:

„Ich komme, um Dir und Deinem Weibe zu danken für das Christenwerk, welches Ihr an mir und meinem Weibe gethan habt. Es wäre aber besser gewesen, Ihr hättet uns nicht beigestanden in unserer Noth.

Darauf schwiegen alle Drei, bis die Ederin fragte: ob er sich jetzt keine Magd in's Haus nehmen werde? Zachäus verneinte rauh. Nach einer Weile stand die Frau auf und ging stumm hinaus.

Der Meßner sah ihr nach; dann sagte er leise:

„Ihretwillen freut's mich, daß Du heute zu uns kamst; denn jetzt wird sie vielleicht Ruh gewinnnen."

„Ich hab' ihr die Ruh nicht genommen," schrie Zachäus heraus.

„Aber sie denkt noch immer daran, daß Du sie einmal zum Weibe haben wolltest."

„Jenun, da sie mich nicht mochte . . ."

Und wiederum leise der Andere:

„Sie hat es mir selbst gesagt, bevor sie die Meine ward: wärst Du nicht gar so jäh und wild gewesen, so —"

Aber Zachäus unterbrach ihn heftig:

„Das hat sie Dir gesagt? Vielleicht, wenn ich wie Du gewesen wäre, daß sie mich dann genommen hätte? Aber ich bin nun einmal nicht wie Du, ich bin nun einmal ein Hallinger. — Gott sei gedankt."

Der Meßner meinte:

„Warum unsere Häuser wohl in Feindschaft miteinander liegen müssen? Aber vielleicht, daß es jetzt besser wird."

„Du meinst, weil ich mit meinem Weib in's Elend gekommen bin?"

„Mir und meiner Frau soll's recht sein, wenn wir Dir beistehen dürfen."

„Brauch' ich's, so bitt' ich Euch darum. Aber ich werde Euch nicht bitten, wenn ich's auch brauchen sollte." Er stand auf. „Bedankt seid Ihr von mir."

Damit wollte er gehen.

Jetzt kam die Ederin wieder herein. Sie brachte Brod, Butter und Käse, setzte die Speisen auf den Tisch und lud den Besuch ein, davon zu essen. Aber Zachäus versetzte:

„Ich muß gehen. Mein Weib könnte mir inzwischen das Haus anstecken. So ist's jetzt mit uns Beiden geworden, indessen Ihr Zwei —"

Er vollendete den Satz nicht und entfernte sich mit demselben schweren schleppenden Schritt, mit dem er gekommen war. Nach Fortgang des Gastes schien die Ederin ihrem Manne Etwas sagen zu wollen; aber sie schwieg.

Langsam schritt Zachäus über die Wiese, welche von der Menge azurblauer Genzianen wie ein tiefer Sommerhimmel gefärbt waren. Vor ihm stand das Bild des hellen Meßnerhauses mit den beiden Gestalten der Eheleute. Das ernsthafte gute Gesicht des Mannes und die stillen Augen der Frau . . .

Sie hatte ihrem Manne also gesagt, wie es mit ihr und ihm gewesen war und daß sie vielleicht — wenn er weniger wild um die Zarte und Milde geworben hätte — daß sie dann vielleicht — — Aber was meinte der Mann damit, daß seine Frau jetzt mehr Frieden haben würde, da er zu ihnen gekommen war? Demnach wären die Beiden doch nicht so glücklich miteinander, wie er glaubte, und die Frau — — Als sie hinausging, um die Speisen zu holen, hatte sie draußen geweint. Er hatte es ihren Augen angesehen. War das um ihn gewesen? — — Und wenn sie um ihn geweint hatte, wie dann, was dann?

Dem Manne drang das Blut zu Kopf, daß es ihn fast zu Boden riß. Er kam an der Stelle vorüber, wo die Lawine niedergegangen war. Was sie gestern gegraben, hatte der Nachsturz wieder verschüttet . . . Dort hatte sein Weib gelegen; dort hatte er den zweiten sündigen Gedanken gehabt; dort hatte er die Minuten gezählt, hatte er gewartet, hatte er gehofft; dort hatte die Todsünde seiner Gedanken sich gerächt. Und jetzt — jetzt mußte er es eben ertragen.

Aber wenn sie heimlich geweint hatte, weil er gekommen war, um ihr den Frieden zu bringen?

Da kam sein Sohn gelaufen.

„Vater, hast Du mit den Ederleuten Freundschaft gemacht?"

„Was kümmert's Dich?"

„Sag', hast Du?"

„Scher' Dich fort."

Aber Kanut blieb, und plötzlich rief er überlaut:

„Den Vitus schlag' ich doch noch einmal todt!"

Zachäus mußte lachen. Er lachte so jäh und so wild, daß er selbst darüber erschrak. Aber er freute sich über den Erbhaß in der Seele des Knaben.

Dann fragte er diesen:

„Warum willst Du den Vitus denn todtschlagen?"

Des Knaben Antwort lautete:

„Weil er so gut ist, so viel besser als wir."

Zachäus murmelte eine Verwünschung und wandte sich ab.

Zu Hause in der Kammer kauerte die tolle Hallingerin auf der Diele in einem Flecklein matten Sonnenscheins und schrie jammervoll: sie erfröre! Beim Anblick ihres Mannes begann sie zu winseln wie ein geschlagener Hund.

Da setzte sich Kanut neben seine wahnsinnige Mutter, umschlang sie mit beiden Armen, küßte sie und weinte bitterlich.

XI.

Anfangs trug Zachäus sein schweres Schicksal wie ein echter Hallinger: es verwünschend und dem Himmel grollend. Warum mußte der Himmel grade ihm das anthun? Gewiß nur deswegen, weil er ein Hallinger war!

Das heißt, ein Mann, der in einem besonderen Verhältniß zum Himmel stand, der weder sein Knie noch seine Seele einem Höheren beugen wollte. Im Grunde genommen hatte der Himmel ganz Recht gehabt, als er den Zachäus Hallinger so hart mit seinem wahnsinnigen Weibe strafte: warum beugte sich der Hallinger nicht? Wäre dieser der Herrgott gewesen, er würde Jeden zermalmt haben, der gegen ihn sich aufgelehnt hätte. Kriechen und winseln hätte die Menschheit vor ihm müssen; und dann — ja, und dann würde er das Gewürm erst recht zertreten haben.

Oft grübelte er darüber, daß die Rache des Himmels grade zu einer Zeit kam, wo er fort und fort jene Gedanken und Wünsche gehabt hatte, wo er bereit gewesen war, sich zu beugen, wenn — ja, wenn der Himmel seine Wünsche würde erfüllt haben. Fast waren sie das ja auch.

Todt sollte sein Weib sein . . . Nun, todt war sie — geistig todt! Ohne Wallfahrt und Gelöbniß hatte der Himmel den Zachäus Hallinger erhört; jetzt mußte dieser die Erfüllung seines Wunsches wohl oder übel hinnehmen.

Uebrigens erwies sich der Himmel trotz Allem und Allem immer noch voller Erbarmen. Er wandelte die Tobsucht des armen Weibes in einen stillen unschädlichen Irrsinn, so daß die „tolle Hallingerin" keinem Wurm Etwas zu Leide that. Nur wenn sie ihren Mann sah, wurde sie unruhig, und er durfte ihr nicht zu nahe kommen, sonst schrie sie gräßlich auf. Fand sie keinen Flecken Sonnenschein, wo sie sich hinkauern und wärmen konnte, so begann sie leise zu weinen. Kanut führte sie dann zum Herde; und befand sich darauf gerade kein hellloderndes Feuer, so setzte er mächtige Scheite in Brand, um seiner vor Frost zitternden Mutter das Sonnenlicht zu ersetzen.

Zu verschiedenen Malen kam aus dem Thal der geistliche Herr heraufgestiegen, um nach der Sinnlosen zu sehen und dem Gatten Trost zuzusprechen. Aber die Kranke wurde gut gehalten, und ihr Mann bedurfte keines Trostes: sein Schicksal muß der Mensch tragen! Der geistliche Herr rieth, die Irre in die Landesirrenanstalt zu thun; aber Zachäus blieb dabei, daß er sein Schicksal tragen müßte. Es kostete Mühe genug, ihn zu bereden, eine Magd in's Haus zu nehmen. Des Buben wegen wollte er das denn auch; aber keine junge durfte es sein! Seit dem Frühling war in diesem Männerherzen doch Manches anders geworden.

Mit den Ederleuten fand nach wie vor kein nachbarlicher Verkehr statt; doch hatte die offene Feindseligkeit aufgehört. Sehr zum Glück des Meßnersohnes und sehr zum Kummer Kanuts, der, seitdem er ein guter, schier weicher und liebevoller Sohn geworden war, einen womöglich noch heißeren Haß auf Vitus geworfen hatte. Er wußte, daß die zärtliche Seele des Ederbuben hinschmolz in Theilnahme für ihn und seine kranke Mutter; und sein verwahrlostes dunkles Gemüth ertrug nicht die mitleidsvollen Empfindungen Anderer. Wenn er sich vorstellte: Vitus hätte zugesehen, wie er an jenem

Frühlingsmorgen seine wahnsinnige Mutter geküßt und weinend an ihrem Halse gehangen, so fühlte er sich fähig, dem Verhaßten, welcher es wagte, ihn zu bedauern, allen Ernstes ein Leid anzuthun.

Als sie die Hallingerin lebend, aber sinnlos aus dem Grabe der Lawine gezogen, hatte es dem Zachäus nicht gegraust; doch dann geschah Etwas, was den Mann das Grauen lehrte.

Eines leuchtenden Sommerabends kam Kanut seinem vom Wildmähen heimkehrenden Vater entgegengelaufen, ihm schon von Weitem Etwas zuschreiend, was dieser nicht verstand.

Zachäus blieb stehen, um besser hören zu können. Vielleicht war sein tolles Weib plötzlich gestorben; dann also doch todt. Was machte ihm das? Der Andere lebte; der Andere würde leben bleiben . . .

Aber er mußte sich doch zwingen, bei seines Sohnes Zurufen, die er noch immer nicht verstand, gelassen zu bleiben. Jetzt ging er weiter.

Er ging sehr langsam, gleichsam um sich selber zurückzuhalten; damit er die Botschaft, die seiner wartete, möglichst spät zu hören bekam. Dann vernahm er sie aber doch.

„Vater! Vater! Der Eder ist todt! Ganz plötzlich! Eben noch frisch und gesund und auf einmal umgefallen! Und gleich mausetodt!

Zachäus sagte langsam und mit schwerem Athem:

„Todt? Der Ederbub?“

„Nicht der Bub! Dem Buben sein Vater!“

Die Sense, mit welcher Hallinger vom Wildheuen zurückkam, fiel auf den steinigen Boden, daß es klirrte. Zachäus bückte sich danach. Wie konnte er über den Tod des Eder so erschrecken, daß er die Sense fallen ließ? Er, Zachäus! Aber der Mann war gar so plötzlich gestorben, so sonderbar plötzlich! Eben hatte er noch an ihn gedacht und daran, daß der Mann garnicht sterben wollte. Da war er schon todt gewesen! Als er es grade dachte, es grade wünschte . . . Als ob es nie vorkam, daß ein Mensch plötzlich starb? Heute roth, morgen todt. Hunderte starben so, Tausende! Aber daß grade dieser Eine so sterben mußte —

Und da war es, daß den Zachäus Hallinger ein Grauen überfiel. Ein Grauen war's vor sich selbst und der Gewalt seiner heimlichen Wünsche, die im Stande waren, aus einem Lebendigen einen Todten zu machen.

„Der Eder ist todt? So, so. Der Eder ist todt.“

Etwas mußte er doch sagen. Es kam ihm hart genug an. Kaum konnte er die wenigen Worte herausbringen, stotternd, fast stammelnd. Um den Knaben fortzubekommen, murmelte er:

„'s ist gut. Lauf nach Haus und erzähl's der Mutter, daß der Eder jetzt auch todt ist.“

Erst der entsetzte Blick seines Sohnes brachte ihm zu Bewußtsein, was er gesagt hatte. Sein Weib war ja auch todt, so gut wie todt! Todt

waren jetzt alle Zwei, während er und Josepha . . . Ja wohl, ja, ja! Er und Josepha —

Als Kanut beim Vater blieb und kein Ende fand, von dem todten Eder und Vitus zu sprechen, wurde Zachäus plötzlich wie rasend. Der verwünschte Bub sollte ihn mit dem todten Eder zufrieden lassen. Was der todte Eder ihn scherte? Er sollte hinunter in's Thal laufen und für den todten Eder den Sargmacher bestellen — da der Vitus bei seiner Mutter bleiben mußte.

Als Kanut keine Lust bezeugte, bei Anbruch der Dunkelheit den weiten Weg hinunter in's Thal zu machen, hob Zachäus einen Stein auf und warf nach ihm.

Kanut lief fort. Jetzt endlich blieb Zachäus mit seinen Gedanken allein.

Sie hatte ihrem Mann, der jetzt auf dem Schragen lag, wie in der heiligen Beichte gesagt, daß es leicht hätte geschehen können und sie wäre das Weib des gottlosen Hallinger geworden — wenn dieser es damals anders angefangen hätte. Ob sie ihm, der jetzt ein stiller Mann war, wohl auch gesagt hatte, wie sie's noch immer nicht verwinden konnte, daß sie des gottlosen Hallinger Weib nicht geworden war, so gern sie's auch verwunden hätte? Sie war des Todten treues Weib gewesen, hatte ihm als treues Weib den Sohn geboren — wenn für das Weib Treue halten heißt, ohne die Ehe zu brechen, immerfort an einen Anderen zu denken?

Und immerfort, immerfort hatte sie an ihn gedacht — hatte sie an ihn denken müssen! Selbst in der Hochzeitsnacht, als sie vor ihren Gedanken nicht Ruhe fand und hinaus ging, um zu dem süßen Herzen der Muttergottes zu beten und auf einmal vor dem Manne stand, an den sie immerfort, immerfort dachte — denken mußte! Es war an jenem Morgen bereits hell genug gewesen, daß er hatte erkennen können, wie sie bei seinem Anblick bis in ihre tiefste Seele hinein erbebt war. Und wenn er damals nur gewollt hätte, wenn er in jener Morgenstunde der wilde gottlose Hallinger, dem auf der Welt Nichts heilig war, ganz und gar gewesen wäre — wer weiß, was damals hätte geschehen können.

Zachäus wußte, daß auch sie es wußte, daß auch sie immerfort daran dachte, immerfort daran denken mußte, ohne ihre sündigen Gedanken in die Beichte zu tragen. Ihre Schuld verrieth ihm der Blick, mit dem sie ihn an jenem Morgen angesehen hatte, mit dem sie ihn jetzt noch ansah, so oft sich die Beiden auf dem öden Alpenfelde begegneten. Sie wollte dann jedes Mal von ihm wegsehen, und jedes Mal zwang er sie, ihn anzuschauen. Sie that es mit dem schuldvollen Erbeben, welches sie vor ihm immer noch in ihrer tiefsten Seele verspürte und welches sie dem jetzt so stillen Manne gewiß nicht gebeichtet hatte.

Aber jetzt war die Zeit gekommen, wo sie's ihm lohnen sollte, daß er an jenem Maienmorgen der wilde Hallinger — nicht gewesen war.

VII.

Vitus war jetzt alt und stark genug, um für seinen so jäh verstorbenen Vater das Leichenbrett zurechtzuschneiden, auf das der Sitte gemäß der Todte gelegt wurde und auf dem er solange verblieb, bis Sarg und Grab ihn aufnahmen.

Im Meßnerhause war zufällig kein geeignetes Holz vorhanden, und um ein solches erst aus dem Thale heraufzuholen, war der Weg zu weit. Denn der Brauch verlangte, daß der Verstorbene während der ersten drei Stunden nach seinem Ende auf das schmale harte Lager gebettet ward.

Vitus trat zu seiner Mutter, die thränenlos neben dem Leichnam saß, und sagte leise:

„Ich steige jetzt hinauf und bitte den Nachbar um ein Brett für den Vater."

Die Frau fuhr wild auf:

„Vom Hallinger das Leichenbrett für Deinen Vater?!"

„Er wird in Frieden darauf ruhen," erwiderte der Knabe flüsternd und wollte gehen.

„Du sollst nicht!" rief die Mutter mit erstícktem Stöhnen.

Vitus kehrte langsam zurück, umschlang seine Mutter und raunte ihr zu:

„Dem Vater wär's auch recht, wenn ich ginge. Er hat immer mit dem Nachbar den Frieden gesucht. Laß mich also gehen und den Hallinger bitten."

Darauf schwieg Josepha. Aber als Vitus gegangen war, schluchzte sie auf, daß es wie ein Schrei klang. Dann saß sie von Neuem stumm und starr neben dem Todten. Vielleicht legte sie ihm jetzt Beichte ab.

Kanut saß neben seiner Mutter, die vor dem Hause frierend in der Abendsonne kauerte, und versuchte vergebens, der Wahnsinnigen begreiflich zu machen, daß der „Eder drunten jetzt auch" eines plötzlichen, also unchristlichen Todes verblichen sei. Da sah er den Sohn des Verstorbenen hinaufsteigen zum Hallingerhof. Was wohl der Ederbub wollte?

„Ein Brett für den todten Vater. Es braucht nicht so gar groß zu sein und wenn's auch nur schmal ist. Ich bitte recht schön."

Jetzt holte sich der Ederbub vom Hallingerhof für den todten Vater das Leichenbrett! Das mußte ein saurer Gang gewesen sein; und darum sollte er das Brett haben, wenn ihn auch der Vater bei seiner Heimkehr deswegen schlagen würde.

Kanut wählte ein Brett aus einem alten vor vielen Jahren gefällten und zersägten jungen Lärchenbaum. Es war in der Bergsonne getrocknet und hatte einen goldigen Glanz. Als Vitus mit Thränen des Dankes in den Augen das Brett nehmen wollte, hob es Kanut sich selbst auf die Schulter und sagte unfreundlich:

„Lauf voraus. Du hast jetzt zu tragen, was noch schwerer ist . . . So lauf doch, Du dummer Bub! Du ließest ja wohl die halbe Nacht Deine Mutter allein bei dem Todten."

Ohne sich weiter um Vitus zu kümmern, machte sich Kanut mit dem Brett auf den Weg. Ueber das traurige Gesicht des vaterlosen Knaben glitt ein stilles Leuchten: wie gut die Menschen doch waren, und wie leicht es doch war, seine Feinde zu lieben! Als Vitus dann das schimmernde Brett für den Leichnam zurechtsägte, stand Kanut daneben und sah aufmerksam zu. Dem Brauche gemäß mußte das Brett zu Füßen schmäler sein, als zu Häupten, und es mußte am Kopfende säuberlich abgeschrägt werden. Während der Arbeit betete Vitus für die Ruhe des Todten, bisweilen fiel Kanut murmelnd ein.

Als es dunkel war, erschien im Trauerhause Zachäus. Er hatte sein bestes Gewand angelegt, und der Verstorbene auf dem Schragen sah nicht bleicher aus als der Lebende.

Josepha wachte allein bei dem Todten, der in seinem Sonntagsstaat schmal und lang auf dem Brette ausgestreckt lag, und zu dessen Häupten zwei armselige Lichtlein brannten. Vitus hatte wegen des Begräbnisses zum geistlichen Herrn laufen und beim Schreiner den Sarg bestellen müssen. Er konnte erst am Morgen wieder zurück sein.

Die beiden Menschen, Mann und Weib, in deren Herzen eine heiße Lebensflamme glühte, würden die ganze Nacht über allein miteinander die Todtenwache halten; denn um dem gestorbenen Nachbar die letzten Ehren zu erweisen, war Zachäus Hallinger gekommen. Er sagte es der Wittwe:

„Du und Dein Mann haben mir graben helfen, als mein Weib unter der Lawine lag; jetzt bin ich da, um Dir bei Deinem Manne wachen zu helfen die letzten Nächte, die er noch auf der Erde ist. Du und Dein Mann haben es aber besser, als ich und mein Weib. Ihr Beide werdet es Euch freilich verdient haben. Das ist nun einmal nicht anders."

Josepha war bei dem Eintritt des Hallinger in die Höhe gefahren und mit einer jähen Bewegung zwischen ihn und den stillen Mann getreten. Fast wild blickte sie Zachäus aus thränenlosen Augen an.

Auch dieser schaute auf sie, ohne ein Wort zu sprechen, so daß die Beiden wie vor Jahren einander gegenüber standen und sich — heute in Gegenwart des Todten — in die Augen sahen. Dann sagte Zachäus mit heiserer Stimme:

„Du kannst mich nicht fortscheuchen. Ich wollte Euch auch nicht bei mir haben, als ich in der Lawine nach meinem Weibe grub; aber Ihr bliebt trotzdem. Ich bleibe also trotzdem."

Mit einem leisen Jammerlaut sank Josepha auf den Sitz zurück. Zachäus nahm auf der anderen Seite Platz, so daß der Todte immer noch zwischen ihnen war. Beide huben dann an, die üblichen Gebete zu murmeln.

Josepha sah dabei starr auf ihren todten Mann — Zachäus starr auf die betende todtblasse Frau.

Für die beiden einsamen Menschen war's eine lange Wache, wie kurz die Sommernacht auch währte. Zachäus hatte die Thüre weit offen gelassen. So lagerte denn das feierliche Dunkel vor der Schwelle des Todtenzimmers als himmlischer Wächter.

Der Wind fuhr hinein, spielte um die Wangen der Lebenden und des Todten und machte die Kerzen flackern.

Plötzlich schrie Josepha schrecklich auf. Ihr war's gewesen, als ob es um die Lippen des Todten zuckte, als ob die geschlossenen Augenlider sich hoben: das Spiel der flackernden Flammen auf dem weißen starren Gesicht.

Nachtschmetterlinge schossen hinein und taumelten in die Gluth der Todtenkerzen. Die große graue Bergeule fing an zu schreien, fort und fort in dem nämlichen langgezogenen Klageton. Dann kroch ein fahler leichenhafter Schein über Himmel und Erde; und plötzlich loderten die Felsengipfel auf, eine Kette von Riesenfackeln, an der Morgenröthe entzündet.

Die Beiden hatten ununterbrochen gebetet. Aber sie wandten sich scheu von einander ab, als jetzt der heilige Tag in's Zimmer leuchtete und sie sich erhoben und hinaustraten in den Sonnenglanz.

* * *

In der Reihe der Eder wurde für den verstorbenen Meßner von „Maria unterm Eis" die Gruft geschaufelt. Es war die letzte freie Grabstätte. Für die todte Josepha mußte, wenn sie da oben hausen blieb, einstmals die Ruhestätte unter den Hallingern bereitet werden, deren Todten den größten Platz auf dem kleinen Friedhof beanspruchten.

Vitus grub für seinen Vater selbst das Grab; und während er grub, dachte er, daß er sein junges Leben daran setzen möchte, wenn fortan zwischen den beiden Häusern Frieden sein würde und sie zugleich mit seinem Vater die alte grimmige Feindschaft eingraben könnten. Ihm war's recht, daß die Grabreihe der Eder gefüllt war und sie keine neue mehr anfangen konnten, weil auf dem winzigen Gottesacker die todten Hallinger sich so breit machten. Er nahm sich vor, das Leichenbrett für seinen Vater in der Kirche auf die Seite der Hallinger zu hängen, damit wenigstens die Gedächtnißtafel in der Reihe der Feinde wäre. Kanuts Vater würde sie gewiß nicht wieder herabreißen.

Als der todte Eder am dritten Tage begraben wurde, erschallte das Glöcklein des Marienheiligthums über der offenen Gruft. Kanut läutete es. Vitus war dabei zu Muthe, als vernähme er den Ruf eines Himmelsboten:

„Frieden auf Erden!"

* * *

Josepha durfte im Hause des Meßners von „Maria unterm Eis" bleiben, für dessen Amt Vitus ausersehen ward. Bis er erwachsen genug

war, um es antreten zu können, sollte seine Mutter über das Bildniß der göttlichen Jungfrau in der Einöde wachen:

„Maria, bitte für uns.“

XIII.

Ehe das Trauerjahr für den verstorbenen Eder nur zur Hälfte verflossen war, begab sich Zachäus in die nächste Stadt und suchte hier einen Advocaten auf. Diesen Herrn fragte der Bauer von der Wildalpe:

Wie das nun eigentlich wäre? Er hätte daheim ein irrsinniges Weib und möchte eine Andere heirathen. Der geistliche Herr hätte ihm gesagt, dabei wäre Nichts zu machen — weil das Weib nun einmal lebte! Aber das könnte doch wohl nicht sein, daß ein Mann an der Seite einer geistig Gestorbenen von Gesetzes wegen weiterleben müßte? Man konnte einen Lebendigen doch nicht mit einem Leichnam verheirathet sein lassen? Es müßte doch ein Gesetz geben, welches gegen solche grausige Ehe Einspruch erhöbe? Er wollte das Gesetz wissen. Und alsdann wollte er nach dem Gesetz handeln.

Es gab jedoch kein solches Gesetz, so wild der Hallinger auch aufbegehrte. Sein wahnwitziges Weib blieb sein Weib!

Also war es vergebens, ganz vergebens war es gewesen, daß er seinem Weibe und dem Manne der Ederin den Tod gewünscht, daß er darum auf seine Seele eine Todsünde geladen hatte? Vergebens, ganz und gar vergebens! Kein menschliches und kein göttliches Gesetz konnte des Zachäus Hallingers Ehe mit einer Irrsinnigen trennen.

„Dann giebt's ein Unglück.“

Er sagte es ganz gelassen.

Der Advocat warnte den Mann. Sollte dem Weibe desselben von ungefähr Etwas zustoßen, so — so hätte der Advocat die Drohung ihres Mannes gehört und würde vor Gericht wider ihn zeugen. Mit einer gemurmelten Verwünschung verließ Zachäus den Mahner.

Den ganzen weiten Weg von der Stadt bis in's Hochthal hinauf, den er zu Fuße zurücklegte, hatte Zachäus keinen anderen Gedanken, als:

‚Ein Unglück giebt's. Wenn sie mich mit der Tollen zusammenlassen; wenn ich die Andere nicht nehmen darf, nach der Todsünde, die ich deswegen begangen, so giebt's in Gottes Namen ein Unglück. Ich hab' schwer genug für meine Sünden gebüßt; jetzt will ich auch meinen Theil am Leben haben; jetzt soll die Andere mein Weib werden und — wenn's auch ein Unglück giebt.‘

Als er den Pilgerweg hinaufstieg und an die Stelle kam, wo die Stationen begannen, blieb er vor jedem Zeichen der Leiden Christi stehen, warf sich auf beide Kniee und flehte mit emporgehobenen Händen, daß der Himmel das Unglück glücklich geschehen lassen möge.

* * *

Zu Tode erschöpft langte er Abends beim Gletscher an, gerade als im Marienheiligthum der himmlische Gruß geläutet wurde. Durch die verwilderten Sinne des Mannes fuhr es: ‚Der Himmel, der schon so viel für Dich gethan hat, wird doch auch das Unglück glücklich vollbringen lassen. Er ruft Dir's jetzt zu.‘

Vitus läutete die Abendglocken, das Meßnerhaus stand verlassen auf der Bergwiese neben Kapelle und Kirchhof. Auf den verwilderten Gräbern der Hallinger blühten die Königskerzen. Die hohen goldigen Blumendolden erhoben sich wie Opferkerzen über den eingesunkenen Grüften.

Zachäus schaute über die Wachholderhecke und starrte auf einen noch leeren Platz. Derselbe lag neben dem Grabe des zuletzt verstorbenen Hallinger und würde bald einen Hügel und ein Kreuz tragen: „Hier ruht in Gott die ehrsame Bäuerin . . .“

Erst jetzt besann er sich darauf, daß er dem Advocaten gegenüber sich verrathen hatte. Einen Todtschlag an seinem Weibe begehen, um ein anderes Weib zu nehmen, und dann als Todtschläger angegeben zu werden — Es wäre ihm gleich gewesen; aber dann hätte die Anklage auf Mord zwischen ihm und Josepha gestanden, wie jetzt die Wahnsinnige zwischen ihnen stand; und sein Todtschlag würde ihm Nichts geholfen haben, sein Gebet wiederum umsonst gewesen sein.

Zachäus konnte der Versuchung nicht widerstehen, Josepha zu sehen. Aber sie war nicht im Hause, dessen Thüre weit offen stand. Den Buben mochte er nicht nach der Mutter fragen — nicht gerade jetzt! Ueberhaupt der Ederbub, der Vitus... Der war auch noch ein Hinderniß, beinahe ein so großes, wie im Hallingerhof die Irrsinnige. Was sollte mit dem Buben geschehen, wenn seine Mutter . . . Es mußte noch Vieles bedacht, Vieles vollbracht werden.

Er stieg zu seinem hohen Hause hinauf, unterwegs auf den Anblick seiner irrsinnigen Hausfrau sich vorbereitend. Wunderlich ward ihm zu Muthe, als er vor der Thür nicht die Tolle kauern fand, sondern als ihm daraus Josepha entgegentrat.

„Deine Magd kam am Mittag zu mir gelaufen und bat mich, heraufzusteigen, um nach Deinem Weibe zu sehen.“

„Ist ihr Etwas geschehen?“

Und Zachäus fühlte sich von einem Schwindel ergriffen, daß er fast hingestürzt wäre.

„Sie spricht zum ersten Male wieder ganz vernünftig. Darüber entsetzte sich die Magd,“ lautete die leise Antwort.

Zachäus konnte nicht reden. Nicht eine Silbe konnte er über die Lippen bringen. Wiederum standen die Beiden und schauten sich schweigend in die Augen.

Dann stürzte Kanut aus dem Hause und jubelte dem Heimkehrenden entgegen:

Die Mutter hätte ihn erkannt, und ihre ersten Worte wären eine Frage nach dem Vater gewesen. Zachäus murmelte Etwas und ging plötzlich rasch davon. Aber er ging nicht in's Haus.

Aus großen, entsetzten Augen blickte sein Sohn ihm nach.

Josepha stieg hinab.

* * *

Die plötzliche Besserung in dem Geisteszustand der Hallingerin war von keiner Dauer. Die Magd behauptete: sie hätte sich bereits von dem Augenblick an wieder verschlechtert, als die Ederin in's Haus getreten war, gegen welche sie gar seltsame und wirre Reden geführt. Davon hatte Josepha Zachäus gegenüber Nichts verlauten lassen; nur daß sie nicht wiederkam.

Zachäus konnte nicht vergessen, wie die Ederin ihm bei seiner Heimkehr aus seinem Hause entgegengetreten war; nicht anders, als begrüßte ihn seine Hausfrau. Unabläßig sah er vor sich die kleine feine Gestalt, welche so jugendlich geblieben war; sah er das blasse zarte Gesicht, welches mit seiner lichten Flechtenkrone auf dem Haupt etwas so Leuchtendes hatte, und unabläßig rang der starke Mann mit dem Dämon einer Leidenschaft, die zu dem Unglück seines ganzen Lebens geworden war.

Seine „Wildheit" war sein böser Engel. Sie hatte ihn damals von Josepha geschieden; sie hatte ihm die junge Magd als Hausfrau in's Haus gebracht; sie hatte ihn jetzt von Neuem von dem Weibe des todten Meßners getrennt. Hätte er seinen wilden Geist bezwungen, als er vor dem Advocaten stand und dieser auf seine Frage ihm antwortete: „Ein wahnsinniges bleibt Euer Weib." Aber da hatte er aufgeschrieen: „So soll es denn ein todtes Weib werden! . . ." Er hatte es nicht so genannt; aber er hatte es so gemeint, und der Advocat hatte seine Meinung wohl verstanden. Jetzt konnte dem Hallinger auch sein todtes Weib nichts helfen, um die Lebende für sich zu bekommen.

* * *

Im Herbst lief die Magd fort. Sie konnte es auf dem Wildhof nicht länger aushalten bei der tollen Bäuerin und dem finsteren Bauern, der die Augen eines Todtschlägers hatte. Zachäus bemühte sich vergebens, eine neue Magd zu dingen. Keine wollte hinauf. Noch dazu stand der Winter vor der Thür, der dort oben ein Todtfeind der Menschen war.

Eines Abends während der herbstlichen Nebelzeit kam der Hallinger zur Ederin. Der immer noch stattliche Mann sah so bleich und verfallen aus, daß Josepha Mühe hatte, ihren Schreck zu verbergen. In seinen Augen zuckte ein unstäter Glanz, als hätte er das Fieber, und die Stimme, mit welcher er der einsamen Frau Guten Abend wünschte, klang wie erstickt. Er blieb bei der Thür stehen, rang mit seinem Athem, sagte dann:

„Ich wollte Dich bitten — — Vergeben wirst Du mir ja wohl längst haben, was ich einmal an Dir Unrecht gethan. Die Strafe liegt ja doch

auf mir. Und sie wird auf mir bleiben bis zu meiner letzten Stunde — Ja! Um was ich Dich bitten wollte: daß wir zusammen gute Nachbarschaft halten — obgleich ich ein Hallinger bin und Du immer noch eine Ederin bist . . . Weil ich's nun nicht länger ertrag' in der grausigen Einsamkeit, zusammen mit dem tollen Weib — wenn Du bisweilen nach meinem Weibe schauen wolltest: aus christlicher Barmherzigkeit und weil Du mir doch wohl vergeben hast?"

Josepha kämpfte einen harten Kampf, so daß sie nicht gleich zu antworten vermochte . . . Der Herr hatte ihn schwer heimgesucht mit seinem Weibe; ihre christliche Barmherzigkeit hatte er angerufen in seinem Jammer, er, Zachäus Hallinger!

Endlich entgegnete sie ihm, daß sie miteinander gute Nachbarschaft halten wollten, daß sie bisweilen hinaufkommen werde, wenn ihm das helfen könne.

Ja, ja, ja! Das konnte ihm helfen. Auf der ganzen Welt einzig und allein das!

Sie standen einander gegenüber; aber sie vermieden es, sich in die Augen zu sehen.

So kam es, daß, als es Winter ward, die Hallinger und die Eder nachbarlich zu hausen anfingen, ohne daß in der Kapelle die Leichenbretter der beiden feindlichen Familien von den Mauern fielen, und ohne daß die todten Hallinger aus ihren Gräbern stiegen. Auch sonst geschahen keine Zeichen und Wunder.

Der Geist der Hallingerin hatte sich nach jenem einen kurzen lichten Augenblick nur um so dunkler umzogen, so daß sie es garnicht merkte, wenn Josepha auf dem Hofe war und in ihrer leisen Art nach der Kranken und dem ganzen Hauswesen schaute.

Zachäus schien sich plötzlich zu verjüngen; und einmal geschah es, daß er — Josepha schaltete in der Küche — laut zu singen begann. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß Kanut seinen Vater singen hörte. Noch dazu sang dieser in der Kammer, in welcher seine sinnlose Mutter auf der Ofenbank kauerte. Da ging der Knabe aus dem Hause, warf sich mit dem Gesicht nieder auf den Boden und begann zu schluchzen, als müßte er die Seele sich ausweinen.

Kanut war es denn auch, der von keiner guten Nachbarschaft mit den Ederleuten wissen wollte, dessen Haß gegen Mutter und Sohn an Heftigkeit womöglich noch zunahm; er war es, der unter Josephas stiller heller Gegenwart in dem düsteren Hause grausam litt und der Mutter des Ederbuben, wo und wie er nur konnte, leidenschaftlichen Widerstand entgegensetzte. Als der Vater es merkte, wurde der Knabe von ihm in einer Weise gezüchtigt, als hätte er ein schweres Verbrechen begangen. Vor Josepha wurden solche Strafen von Zachäus streng verborgen gehalten; und Kanut

hätte sich lieber todtschlagen lassen, als zu verrathen, daß sein Vater der Ederin wegen gegen ihn seine Hand erhob.

Von allen diesen Vorgängen war Vitus kein Zeuge, da er diesen Winter bei den Großeltern im Kirchdorfe verbrachte. Seine Mutter, die sich sonst keine Stunde von ihrem Liebling trennen mochte, hatte selbst die Sache besorgt. Vitus wußte nur, daß die Feindschaft der beiden Familien aufgehört hatte, was ihn glücklicher machte, als wäre er plötzlich der Besitzer eines großen Bauernhofes geworden. Täglich betete er inbrünstig für die Seele seines Vaters im Fegefeuer und — für die seiner Mutter auf Erden.

Josepha hatte darum ihren Sohn mit aufgehobenen Händen gebeten.

XIV.

Ein ungewöhnlich schneereicher und harter Winter kam. Da Kanut die Schule nicht mehr besuchte und Vitus drunten im Thal war, so blieben die vier Menschen im Hochthal eingeschneit und durch Schneemassen von der Welt abgesperrt. Eigentlich wollte Josepha Zachäus bitten, einen Pfad hinunter zu bahnen, damit Vitus wenigstens des Samstags oder Sonntags hinauf kommen konnte. Aber so oft sie anfangen wollte, davon zu reden, verschloß es ihr immer wieder den Mund: grade an jenen Festtagen hatte Vitus sein zukünftiges Meßneramt zu betreiben und konnte für den Gottesdienst schwer entbehrt werden! Auch kostete es den Nachbar schon Mühe genug, vom Wildhof bis zum Meßnerhause hinab die Bahn frei zu halten. Und das mußte sein. Denn jeden Abend stieg Josepha zu ihrer Hütte hernieder, läutete über der majestätischen Winteröde des Hochthals den himmlischen Gruß, entzündete vor dem Bilde der Schmerzensreichen das Lämplein und nächtigte im Meßnerhause. So wild der kurze Weg auch war, machte sie denselben doch Abend für Abend allein. Wehte kein Wind, so leuchtete ihr ein brennender Kienspan. Dann war es schier wundersam in der Nacht zu wandern: zwischen haushohen weißen leuchtenden Wänden, welche die dunkle Gluth des Fackellichts überströmte, über sich einen tiefschwarzen Himmel, daran die Sterne groß und funkelnd standen, und Josepha dahinschreitend in einer Einsamkeit, als wäre sie der einzige Mensch auf der Welt. Auch durch kein Schneetreiben ließ sie sich abhalten, niederzusteigen, ohne daß Zachäus — Kanut hätte es niemals gethan — sie begleiten durfte. Daß ihr der Mann bei solchen gefährlichen Wegen nachschlich, wußte sie nicht. Aber Kanut sah es.

Oft, oft, wenn Josepha das Lämplein angezündet hatte, warf sie sich vor der himmlischen Jungfrau nieder in heißem Flehen. Wie eine große Sünderin, die ihrer schweren Schuld sich bewußt war, schrie sie zu dem süßen Herzen Mariens empor:

„Bitte für mich! Du Reine und Unbefleckte, bitte für mich, daß ich nicht schwach werde und sinke. Ihn habe ich im Herzen getragen, als ich selbst noch eine reine Jungfrau war, mit Dir und meinem heiligen Schutz-

geist im Herzen. Du und der Engel, den Du mir beigegeben hast, bewahrten mich vor dem wilden Mann, der meiner begehrte und mich nehmen wollte, wo er mich fand. Und siehe, Du Himmlische, Du gabst mich einem braven Manne zum Weib. Aber des Anderen Bild nahmst Du mir nicht aus der Seele, so heiß ich Dich darum auch bat, so laut ich auch aufschrie zu Dir: Tage lang, Nächte lang, durch Jahre! Und Du ließest den Nachbar in dieser Einsamkeit den Mann sein, den ich liebte und dessentwillen ich meinem braven Manne im Geiste ein treuloses Weib ward: von der Stunde an, wo er mich an sein Herz legte.

Nun ist der Eine todt, der Andere nicht frei. Aber er ist im Elend und schreit zu mir, daß ich in seinem Jammer ihm beistehen soll; und daß er Dir und dem Himmel verloren sei, wenn ich mich von ihm abwenden würde. Ich pflege sein sinnloses Weib, schalte gleich seiner Hausfrau auf seinem Hof, ertrage den Haß seines Sohnes und — siehe, Du Himmlische, er ist der wilde gottlose Hallinger nicht mehr; sondern wird, wenn er auf mich blickt, gleich einem Irrenden, der nach seinem Gott sucht, und bei Dir für sich bittet.

Wie Bruder und Schwester hausen wir miteinander in der grausigen Oede; aber unsere Gedanken sind Sünde und Ehebruch jeden Tag. Ich kniee vor Dir und schreie auf zu Dir, daß unsere Gedanken nicht Thaten werden; denn ich bin ein schwaches Weib und muß sinken, wenn Du mich nicht hältst über dem Abgrund.

Ich will Dir auch ein Opfer darbringen, Du heilige Mutter Gottes, die Du Deinen eigenen Sohn geopfert hast."

* * *

Als Vitus seine Mutter im Frühling wiedersah, erschien sie ihm wie eine Fremde. Sie sah ganz anders aus, als wie er sie während der langen Zeit der Trennung in seinem zärtlichen Gedächtniß getragen hatte. Ihre Gestalt war noch schlanker und feiner geworden, ihr Gesicht noch zarter und blasser. Aber sie war wunderhübsch mit ihrem lichten prachtvollen Haar! Vitus entdeckte mit freudigem Schrecken, daß seine Mutter dem Antlitz der himmlischen Frau glich, wie diese im Wildkirchlein verehrt ward.

Aber auch in ihrem Wesen war Josepha verändert, selbst gegen ihren lieben Knaben seltsam scheu und zurückhaltend. Sie liebkoste den Heimgekehrten nicht und begann heftig zu zittern, als Vitus voll überströmender Innigkeit sich an sie schmiegte.

Er fand Josepha nicht droben im Hallingerhof, sondern drunten. Sie erwartete ihn vor der Thür des Meßnerhauses, vor der sie gestanden und nach ihm ausgeschaut hatte, eher mit Furcht als mit Freude. Seit Stunden hatte sie auf ihn gewartet gehabt, und ihr war's gewesen, als sollte nicht ihr liebster Sohn, sondern ihr strenger Richter kommen. Ein Richter war's, welcher sie schuldig sprechen würde.

Sie hatte für Vitus den Tisch gedeckt und ihm seine Lieblingsspeise bereitet. Aber Vitus wollte zuerst das Grab seines Vaters besuchen. Er bat seine Mutter, mit ihm zu gehen. Josepha hatte jedoch im Hause zu thun. Also ging Vitus allein.

Kaum war der Knabe zur Thür hinaus, so sank die Frau todesmatt auf den Sitz, vor dem sie gerade stand, schlug beide Hände vor das Gesicht und regte sich nicht eher, als bis sie ihren Sohn vom Kirchhof zurückkommen hörte. Hastig erhob sie sich und machte sich am Herde zu schaffen, wobei sie vermied, von Vitus sich in's Gesicht sehen zu lassen.

Dieser war sehr still geworden. Er hatte das Grab seines Vaters ganz vernachlässigt gefunden; und ein Schmerz, wie er einen ähnlichen bis dahin noch nicht gekannt hatte, war beim Anblick des eingesunkenen verwilderten Hügels in seine junge Seele gedrungen. Es geschah zum ersten Mal, daß er eine Handlungsweise seiner Mutter nicht begriff. Sein Vater war erst so kurze Zeit todt, und sein Grab schien bereits vergessen: von seiner Mutter vergessen!

Josepha trug jetzt das Essen auf, ohne sich mit an den Tisch zu setzen. Stumm ging sie ab und zu. Auch Vitus konnte Nichts genießen, obgleich es seine Leibspeise war. Seiner Mutter traten die Thränen in die Augen.

Mit stockender Stimme sagte Vitus, wie es ihn freute, daß sie jetzt mit dem Nachbar in guter Freundschaft lebten, und wie es seinen Vater freuen würde, wenn er das wüßte. Es kostete dem Knaben starke Ueberwindung, von seinem Vater zu sprechen. Dann fragte er nach der kranken Bäuerin und Kanut und wie es die Mutter während des Winters mit dem Vieh gehalten hätte? Das hatte den ganzen Winter über im Stalle des Hallinger gestanden. Dort war Platz genug vorhanden, auch gab es im Hallingerhof Heu im Ueberfluß. Morgen sollte das Vieh jedoch wieder herunter kommen, um ausgetrieben zu werden. Vitus sollte der kleinen Heerde sich annehmen, weil doch Josepha mit dem Haushalt des Nachbarn und der kranken Bäuerin viel zu thun hatte. Uebrigens würde sie fortan so viel wie möglich unten sein — da jetzt ihr lieber Knabe unten war. Ja, ach ja, ja! So viel wie nur möglich würde sie fortan wieder zu Hause sein.

Vitus hatte eigentlich gehofft, er würde jetzt viel droben und mit Kanut zusammen sein können. Während seiner Abwesenheit hatte er sich kindisch darauf gefreut und allerlei sich ausgedacht, womit er Kanut ganz zu versöhnen hoffte. Aber seine Mutter sagte hastig, daß sie drunten im Meßnerhause Alles gut für ihn besorgen würde, auch an den Tagen, wo es droben ungewöhnlich viel Arbeit gab: käme sie doch jeden Abend herab! Sie wären also den ganzen Abend beisammen! Demnach schien Vitus überhaupt nicht hinaufkommen zu sollen? Nein, ach nein, nein! Es wäre besser, er blieb drunten. Viel besser wär's!

Betrübt stand der Knabe auf und ging hinaus. Er ging wieder auf den Kirchhof, kniete am Grabe seines Vaters nieder und begann es zu säubern. Mit leiser zärtlicher Hand berührte er die harten häßlichen Schollen, die den armen Todten zudeckten. Dann pflückte er eine Fülle blauer Genzianen, die er über den gereinigten Grabhügel schüttete, daß darauf ein wahrer Himmelsglanz ausgebreitet lag. Geraume Zeit blieb er vom Hause aus; aber Josepha fragte nicht, wo er so lange gewesen und was er während der vielen Stunden gethan?

Diesen Abend läutete wieder Vitus den himmlischen Gruß. Während von dem niedrigen Thurm des Wildkirchleins die frommen Klänge durch den Frieden der in Dämmerung und Ruhe sinkenden Welt hallten, lag Josepha auf ihren Knien am Altar. Aber beten konnte sie nicht.

In der Nacht träumte Vitus: die süße Gottesmutter käme aus dem Himmel zu ihm herniedergestiegen, lächelte ihn an, rührte mit ihrem Lilienstengel liebkosend an seine Stirn und fragte mit einer Stimme, die wie leises, leises, wunderliebliches Glockengeläut klang: ob er nicht mit ihr gehen wollte in ihren Liliengarten? Vitus antwortete: „Wie kann ich das? Meine Mutter würde sich ja um mich zu Tode weinen.“ Da wurde das leuchtende Antlitz der Himmelskönigin todtraurig und — plötzlich erwachte der Schläfer.

Aber er glaubte noch immer zu träumen, denn er erblickte einen hellen Schein und fühlte auf seiner Stirn den Thau, der aus den Kelchen der weißen Lilien herabrieselte. Er lag mit weit offenen Augen still und glücklich da. Erst ein tiefer schmerzlicher Seufzer dicht an seiner Seite brachte ihn zum Bewußtsein.

Ein Licht haltend, stand seine Mutter am Bette. Tief beugte sie sich auf ihn herab, und ihre heißen Thränen fielen auf seine Stirn. Sie weinte lautlos, unaufhaltsam. Vitus richtete sich erschrocken auf. Josepha setzte jetzt die Leuchte fort, umschlang den Knaben mit beiden Armen, sank vor dem Bette hin, zog seinen Kopf an ihre Brust, daß er ihr wildschlagendes Herz fühlte, weinte und weinte.

„Was ist Dir, Mutter? Ach, Mutter, weine nicht so. Liebe, liebe Mutter! Nicht weinen, mein Mutterle.“

Aber Josepha weinte und weinte . . . Dann sagte sie ihm, um was sie ihn bitten wollte. Vor ihm kniend, seinen Kopf an ihr Herz gepreßt, flüsterte sie ihm zu:

„Werde geistlich, lieber Sohn. Mein Kind, ach, mein Kind, werde doch geistlich.“

Ein heißes Glück durchfuhr die Seele des Knaben; plötzlich aber ein heißer Schmerz. Er stammelte:

„Dann kann ich ja nicht bei Dir bleiben; dann muß ich ja fort von Dir!“

Aber seine Mutter flehte wieder und immer wieder:

„Mein Kind, ach, mein Kind, werde doch geistlich — Deiner Mutter zu Liebe.“

Da versprach es der Knabe.

XV.

Es blieb dabei: Vitus Eder sollte geistlich werden! Schon im Frühherbst sollte er fort, weit hinaus in's ebene Land, wo die großen Felder und die großen Städte, die vielen Häuser, Kirchen und Menschen waren.

Halb voll stillen Glücks, halb voll tiefer Trauer ging Vitus umher, bereits jetzt mehr in eine himmlische Welt entrückt, als auf der Erde, wo er seine liebe Mutter zurücklassen mußte. Alle Schauer des großen Mysteriums, dem der Knabe entgegenschritt, faßten seine weiche Seele, die sich von Kind an so leidenschaftlich nach Lieben und Leiden gesehnt hatte: die ganze Menschheit zu lieben, für die ganze Menschheit zu leiden und — da die ganze Menschheit voller Sünde war — für sie zu bitten, zu büßen und durch Gebet und Buße zu helfen, damit sie vom Uebel erlöst werde.

Abends, so oft Mutter und Sohn beisammen im Meßnerhause saßen, sprachen sie von nichts Anderem. Wenn dann Josepha bereits jetzt vor ihrem Knaben sich beugte, ihm in demüthiger Dankbarkeit bereits jetzt am liebsten die Hände geküßt hätte, so verwirrte und ängstigte sie dadurch den Knaben. Aber wenn sie wie in jener Nacht ihres Kindes Haupt an ihr Herz legte und über seinem Haupte weinte, so tröstete Vitus die Trauernde. Mit leuchtendem Blick und verklärtem Lächeln flüsterte er ihr zu, wie schön es sein werde, wenn er der süßen Gottesmutter dienen, zu ihr für seine irdische Mutter beten könnte; und wie sein Gebet alsdann eine wundersame Kraft hätte, daß davon ein Segen ausging wie vom Himmel herab.

„Ja, ach ja! Dann betest Du für mich! Dann betest Du für Deine sündige Mutter! Dann wird Deine sündige Mutter durch Dein Gebet gereinigt von der Schuld .... Ich danke Dir, mein Kind; ach mein Kind, wie ich Dir danke!“

Dasselbe sagte Josepha Abend für Abend. Und Abend für Abend weinte sie, als müßte ihr das Herz brechen, weil ihr Sohn geistlich ward: „ihr zu Liebe“.

* * *

Noch im Mai kam Schnee. Er fiel so stark und so anhaltend, daß der Weg in's Thal hinab verschneite, vom Hallingerhof zum Meßnerhaus hinunter ein Pfad geschaufelt werden und das Vieh, welches sich bereits auf der Weide befand, in den Stall zurück mußte.

Vitus ward durch seine Mutter fast angstvoll vom Hallingerhof fern gehalten, daß er kaum hinauf kam. Geschah es einmal, so würdigte ihn der Nachbar keines Blickes, seine Mutter drängte ihn, wieder zu gehen, und Kanut lief fort, sowie er den Ederbuben nur von der Ferne sah. Alles

das waren für Vitus große Schmerzen. Wie gut war es doch, daß er geistlich ward! Gewiß würde dann sein Gebet auch die Kraft haben, ihm die Feinde zu versöhnen, denen er doch nie Etwas gethan hatte, und die er auch lieben würde, wenn der Herr es nicht ausdrücklich geboten hätte. Daß Kanut ihm das Leichenbrett für seinen Vater gegeben und selbst hinuntergetragen, und daß der Hallinger die erste Nacht mit seiner Mutter allein bei seinem todten Vater gewacht hatte, waren Dinge, derentwillen Vitus für Vater und Sohn mit bloßen Füßen durch Disteln und Dornen gewandert wäre.

Aber warum, ach warum blieb ihm der Nachbar feindlich gesinnt, schien Kanut ihn noch immer unversöhnlich zu hassen? Des Knaben Seele sank in einen Abgrund; denn vergeblich versuchte er, den Grund dieses Hasses zu finden. Doch er sollte es erfahren.

Jeden Abend ging er seiner Mutter entgegen; und er konnte es jedes Mal kaum erwarten, bis er die liebe Gestalt in der Dämmerung auf sich zukommen sah. Sie schien ihm oft gar nicht zu schreiten, sondern von der Höhe durch die Abendschatten herabzuschweben. Ach, wie er sie liebte! Mehr als die Gottesmutter. Er wußte, daß er, war er erst geistlich, die Himmelskönigin heißer lieben mußte, als die irdische Frau, die ihn mit Schmerzen geboren hatte. Von allem Schweren würde dies das Schwerste sein.

Seiner Mutter durch den Schnee entgegengehend, dachte er auch diesen Abend daran, wie schwer es für ihn sein werde, sein Herz von ihr abzuwenden und allein die eine Gottheit zu lieben. Eine leidenschaftliche Sehnsucht ergriff ihn, seiner Mutter um den Hals sich zu werfen, sie zu herzen und zu küssen, so lange er das noch durfte, ohne damit womöglich gleich eine Sünde zu begehen. Als er so voller Verlangen nach seiner Mutter ausschaute, kam ihm — nicht diese, sondern Kanut entgegen.

„Ach, Kanut!“ rief Vitus freudig. Und nach einer Weile noch einmal. „Ach, Kanut!“

Aber er verstummte und fuhr entsetzt zurück, als er vor dem jungen Hallinger stand und ihm in's Gesicht sah. Es war ganz weiß und seine schönen Züge verzerrt, als hätte der Knabe soeben etwas Furchtbares erlebt. Am ganzen Leibe zitternd, packte er Vitus beim Arm, drängte sein entstelltes Gesicht gegen das seine und raunte ihm zu:

„Du gehst Deiner Mutter entgegen? Deine Mutter kommt noch nicht. Erst viel später kommt sie! Am liebsten käme sie garnicht wieder hinunter zu Dir. Hörst Du: am liebsten garnicht wieder zu Dir!“

„Wo ist meine Mutter?“

Ohne den Arm des Verhaßten loszulassen und das Gesicht so nahe dem des Anderen, daß Vitus den heißen keuchenden Athem an seinen Wangen spürte, stieß Kanut hervor:

„Wo Deine Mutter ist? Droben steht sie, vor unserm Hause. Und mein Vater steht bei ihr. Und vor unserm Hause läßt sich Deine Mutter von meinem Vater herzen und küssen.“

„Das lügst Du! Laß los! Du lügst! Wie kannst Du so lügen? Ach, Kanut, wie kannst Du nur?“

„Komm mit. Sie wird noch lange stehen und von meinem Vater sich herzen und küssen lassen. Komm also mit. Du sollst mitkommen!

Vitus vermochte keinen Schritt zu thun, kein Wort zu sagen. Plötzlich wußte er, daß Kanut nicht gelogen hatte, und plötzlich wußte er auch —

Er stöhnte auf. Aber kein Wort konnte er sagen, nur jammervoll stöhnen.

Seine Mutter, seine liebe, liebe Mutter, seine angebetete Mutter ... „Ach, Mutter! Mutter! Mutter!“

Kanut flüsterte:

„Darum sollst Du geistlich werden. Verstehst Du! Darum! Du mußt fortgeschafft werden: damit Deine Mutter von meinem Vater sich herzen und küssen lassen kann. Und zugleich sollst Du für Deine Mutter beten, weil es doch eine Todsünde ist, wenn sie sich von meinem Vater herzen und küssen läßt, und meine Mutter lebt noch. In dem Hause, wo meine Mutter irrsinnig ist, will die Deine von meinem Vater sich herzen und küssen lassen, und Du sollst ihre Sünde gutmachen beim Himmel. Eine Solche ist Deine Mutter. Stier' mich nur an! Es ist doch so: eine Solche ist Deine Mutter! Jetzt weißt Du's; und jetzt werde Du nur geistlich: um der Sünden Deiner Mutter willen!

Ja, das unglückliche Kind wußte es! Alles wußte es plötzlich.

Diesen Abend kam Josepha erst spät nach Haus. Als sie nach ihrem Sohn sah, lag er bereits zu Bette, das Gesicht gegen die Wand, scheinbar fest schlafend.

Seine Mutter weckte ihn nicht.

XVI.

Die nächsten Tage sahen Mutter und Sohn einander nicht. Stand Josepha früh auf, so fand sie, daß Vitus noch früher aufgestanden war. Er hatte ein Glas Ziegenmilch getrunken, ein Stück Brod sich abgeschnitten und das Haus bereits verlassen. Kam Josepha spät Abends nach Hause — jetzt immer viel später als früher — so hatte sie schon droben im Hallingerhof durch das Aveläuten gehört, daß Vitus zurück war. Sie fand das Vieh gut versorgt, fand, daß ihr Sohn sich auf dem Herde Etwas zu essen bereitet, und ihn selbst bereits auf dem Lager scheinbar fest eingeschlafen. Sie hatte nie das Herz, den müden Knaben zu wecken.

Der Maienschnee schmolz in wenigen Tagen. Von allen Seiten rauschten Fälle und Bäche zu Thal. In Stunden wurden die Auen grün, blühten wilde Gärten auf. Die Bergfinken schlugen, und in süßer Daseinswonne lag der Lenz über der Einöde.

Das Vieh weidete von Neuem im Freien, und fröhlich klang das Geläute der Heerdenglocken. Es mußte indeß sorglich gehütet werden, da von

Neuem viele Lawinen abgingen. Kanut und Vitus waren daher den ganzen Tag über mit den Thieren beschäftigt. Das war Beiden recht; denn Beiden war das elterliche Haus durch Schuld und Schmerzen verleidet. Seit jener abendlichen Begegnung hatten sie nicht wieder zusammen gesprochen.

Vitus wußte nicht aus und ein. Er trug sein von unsäglichem Jammer erfülltes Herz hinaus in die Einsamkeit und kämpfte gegen ein Weh, wie solches nur ein Kind empfinden kann. Nicht nur von den Menschen fühlte er sich verlassen, sondern auch von der Gottheit; denn nie konnte diese ihn lieb haben, nie konnte er der Sohn eines himmlischen Vaters sein, wenn ihm seine Mutter derartiges Herzeleid zu bereiten vermochte. Aber nie hatte er seine Mutter mit solcher Innigkeit, solcher Inbrunst geliebt, als in diesen Tagen voll eines Kummers, welcher stärker war, als die Seele, die ihn tragen sollte.

Seine Mutter beging eine schreckliche Sünde. Um die Sünde seiner Mutter von Gott vergeben zu lassen, sollte er geistlich werden ... Bis er das geworden war, dauerte es lange, lange. Viele Jahre dauerte es! Viele Jahre würde seine Mutter sündigen und sündigen, immerfort sündigen.

Das durfte sie nicht!

Es mußte Etwas geschehen, etwas Großes, Gewaltiges, was sie hinderte, zu sündigen — schon jetzt hinderte, gleich jetzt! Also gleich jetzt mußte das unbekannte Gewaltige sich ereignen, gleich jetzt mußte er es finden, gleich jetzt es vollbringen.

Er mußte!

Was aber konnte das sein? Was war gewaltig genug? So gewaltig, daß er seine Mutter retten konnte?

Was? · Was?

Er warf sich auf seines Vaters Grab und hoffte, es an dieser heiligen Stätte zu finden. Er warf sich vor das Bildniß der Gottesmutter und flehte sie an, es ihn finden zu lassen. Er warf sich verzweifelnd auf das junge Grün der Fluren und dachte: ‚Du mußt sterben, wenn Du es nicht findest! Du mußt es finden; denn Du darfst Deine Mutter nicht fort und fort sündigen lassen.‘

‚Du mußt sterben ...‘

Und als er dasselbe immer und immer dachte, als er von diesem Gedanken gar nicht mehr loskam, als er in seiner Noth nicht mehr aus und ein wußte; da fand das Kind die erlösende, seine Mutter rettende That.

* * *

Geliebte Mutter!

Sei mir nicht böse, weil ich nicht geistlich werde. Es dauert so lange. Ich will lieber gleich zur heiligen Gottesmutter gehen und bei ihr für Dich bitten. Es grüßt Dich

Dein treuer Sohn bis in den Tod hinein
Vitus Eder.

Ein Marterl für meine arme Seele brauchst Du mir nicht anfertigen zu lassen. Der himmlische Vater weiß ja, daß ich zu ihm komme, meiner lieben Mutter willen.

Grüße doch den Kanut recht herzlich von mir . . .

Diesen Brief schrieb Vitus und legte ihn zu dem Gebetbuch seiner Mutter. Dann pflückte er auf seines Vaters Grab einen Strauß Genzianen, die er über den Brief warf.

Dann ging er.

* * *

Gegen Mittag suchte Kanut eine Gais, die sich weit von der Heerde entfernt hatte. Lange fand er das Thier nicht; und als er es endlich entdeckte, erschrak er: die Ziege hatte sich in die Wände des Todtenkirchleins verstiegen.

Das Todtenkirchlein hieß eine Felsenspalte, in der während des Frühlings viele Lawinen niedergingen. Die enge Schlucht ward hoch angefüllt von den Schneemassen. Wenn diese schmolzen und in einen lebhaften Bach abflossen, so bildete sich eine Grotte, die bis in den späten Sommer hinein sich erhielt. Weil der Ort schaurig war, so hatte ihm das Volk den traurigen Namen gegeben.

Als Kanut das verlorene Thier an jenen berüchtigten Wänden klettern sah, mußte er des jungen Stiers gedenken, dessentwillen seine Mutter lebendig begraben worden war.

Der Gais wegen wollte Kanut keiner Todesgefahr sich aussetzen. Was sollte aus seiner wahnsinnigen Mutter werden, wenn er umkam? Dann würde sein Vater sogleich die Ederin zu seiner Mutter in's Haus nehmen. Darum durfte er nicht fort von Haus, wie der Ederbub, den sie in die weite Welt schickten, um durch ihn bei ihrer Sünde nicht gestört zu werden. Er mußte bleiben, mußte Wache halten, mußte seine arme wahnsinnige Mutter vor seinem eigenen Vater beschützen.

Bereits wollte er umkehren und das Thier seinem Schicksal überlassen, als er plötzlich stehen blieb und unverwandt auf einen Fleck starrte. Eine Stelle war's, an der über kurz oder lang eine Lawine niedergehen mußte. Das Wetter war den ganzen Tag über sehr warm gewesen, den ganzen Tag über gab es Lawinen.

Kanut stand, starrte auf den Fleck und dachte:

‚Der Ederbub! Was will dort der Ederbub? Ein verstiegenes Stück Vieh sucht er nicht; denn er sitzt gemächlich am Boden. Ist der Ederbub so dumm, daß er nicht weiß, an was für einem Fleck er hockt? Aber er kennt ja doch das Todtenkirchlein! Niemals ist er hingegangen, weil er sich fürchtet, das Büblein. Und jetzt sitzt er da, mitten im Sonnenschein. Grade als wartet es auf Etwas, sitzt es da: . . . Ja, mein Lieber: an dem Fleck brauchst Du nicht lange zu warten, und es kommt was für Dich vom Himmel herunter. Mach' Du, daß Du fortkommst.‘

Aber Vitus rührte sich nicht.

Auch Kanut wußte nicht, sollte er gehen oder bleiben? Sollte er ihm zurufen, ihn warnen, ihm befehlen, sogleich fortzulaufen? Aber sogleich! Sonst konnte es leicht zu spät sein.

Seinetwillen konnte der Ederbub schon bleiben, konnte er — — Er war seiner Mutter ihr Liebstes. Wenn der Bub umkäme — — Wie der junge Hallinger die Bäuerin haßte und den Buben dazu! Herrgott, wenn der jetzt umkam, wenn dem jetzt geschah, was seiner, des Kanuts Mutter geschehen war . . .

Jetzt wieder von allen Seiten Lawinendonner. Es war ein Wunder, daß es beim Todtenkirchlein noch still blieb.

Was that der Ederbub jetzt? War der Lapp verrückt geworden?

Dicht unter den Felswänden kniete er auf dem bereits niedergegangenen Lawinenschnee. Er faltete seine Hände, betete —

Da wußte Kanut, was der Verhaßte an dem gefährlichen Orte wollte. Und er wußte auch, warum er es that: Weil er seine Mutter zu sehr liebte! Weil ihm das Leben verleidet war; weil er es nicht länger ertrug; weil er mit Allem ein Ende machen wollte.

Und er selbst hatte ihm das von seinem Vater und der Josepha Eder gesagt; er selbst hatte den Sohn der Ederin in den Tod getrieben; er selbst!

Kanut schrie. Aber Vitus betete zu inbrünstig. Schreiend lief Kanut hin, gerade auf ihn zu.

Jetzt hörte ihn Vitus. Er stand auf, winkte ihm zu und rief:

„Komm' nicht! Lieber, lieber Kanut, komm' ja nicht!“

Dieser war ihm schon ganz nahe . . . Und jetzt — hoch in der Luft ein Sausen und Brausen, ein Schwirren und Flimmern —

Die Lawine!

Vitus hörte Nichts mehr von dem Getöse: Er sah auch nicht auf. Er sah nur Kanut, seinen „lieben, lieben“ Kanut, der jetzt bei ihm war und ihn mit beiden Armen umschlang.

* * *

Von Kanuts Armen umschlungen, fanden sie den kleinen Vitus Eder. Auf den stillen Zügen des Knaben lag noch der Glanz eines glückseligen Lächelns, daß es in seiner verklärten Schönheit ein unirdisches Antlitz war.

Kanut Hallinger hatte einen finsteren feindseligen Zug um den Mund, als hätte er den Ederbuben bis zu seinem letzten Athemzuge tödtlich gehaßt.

Da man die Leichen der beiden Kinder nicht zu trennen vermochte, so wurden sie zusammen beerdigt.

Josephas lieber Sohn aber war dem Himmel als Opfer dargebracht worden.

Möge es der Spenderin hilfreich gewesen sein!



Otto Erich Hartleben.

Von

Hans Landsberg.

— Berlin. —



Gilt es ein litterarisches Portrait zu umreißen, so spüren wir den geistigen Ahnen unseres Dichters nach, ehe wir auf das eingehen, was er seiner eigenen Zeit und dem Milieu, in dem er sich entwickelt hat, verdankt. Wir suchen die einzelne Persönlichkeit in eine bestimmte litterarische Strömung einzugliedern; den jungen Goethe etwa erklären wir halb aus der tändelnden Anakreontik, halb aus der Sturm- und Drangperiode, deren erster Vorkämpfer er ist; Schillers Anfänge führen wir gleichfalls auf diese revolutionäre Epoche unserer Litteratur zurück; Grillparzer ist uns ohne Schiller und die ausgehende Romantik, Hebbel ohne Kleist nicht verständlich, kleinerer Dichter ganz zu geschweigen, die über diese anfängliche Abhängigkeit hinaus zu einer selbstständigen Individualität überhaupt nicht gelangen.

Hartleben läßt sich in eine derartige litterarische Strömung nicht einreihen. Es möchte schwer halten, nachzuweisen, daß er, nach seinen Werken zu urtheilen, nicht gerade so gut ein Menschenalter früher oder später hätte leben können. Er gehört keinerlei Schule an. Wollte ihn der moderne Naturalismus für sich in Anspruch nehmen, so darf man dem entgegenhalten, daß er von der peinlich treuen, gänzlich objectiven Behandlung eines Stoffes so weit entfernt ist als nur möglich, daß er keinen einzigen Berliner Roman geschrieben hat, daß er immer wieder — ganz im Gegensatz zu dem Kunstprincipe des Naturalismus — mit seiner eigenen Persönlichkeit hervortritt und eine individuelle Auffassung der Welt um sich her in Anspruch nimmt. Ebenso wenig ist er aber etwa Decadent von Hermann Bahrs Gnaden, Neuromantiker nach Art der Hugo von Hoffmannsthal und

Stefan George, Symbolist oder Mystiker von der Schule Ibsens oder Maeterlincks. Er ist Otto Erich Hartleben, nichts mehr und nichts weniger. Er besitzt alle Stärken und Schwächen, die nothwendiger Weise jedem durchaus originellen Dichter anhaften.

Hartleben ist der ewige Student. Als Corpsbruder, forsch und behäbig, den Zwicker auf den Augen, den Schläger in der Faust, so hat ihn Georg Ludwig Meyn porträtirt, so ist er auf der Mehrzahl seiner Werke — er giebt sich auch darin gerne „persönlich" — zu sehen. Seit langen Jahren in Berlin ansässig, wohnt er im Herzen des Quartier latin. Am Eingang ist ein Restaurant, in dem Löwenbräu verzapft wird. Mir erscheint das charakteristisch für unseren Dichter. Wenn ich ihn aber den ewigen Studenten unter unseren litterarischen Charakterköpfen nannte, so muß darauf hingewiesen werden, daß der Begriff eines deutschen Studenten eine doppelte Deutung zuläßt, von der jede auf Hartleben paßt. Da ist einmal der Student, wie er als stereotype Figur in den „Fliegenden Blättern" erscheint: Ein urgemüthliches, bemoostes Haupt, zu allerhand Allotria stets aufgelegt, voll bierfröhlichen, scheffelschen Humors, bieder, treuherzig, aber nicht sonderlich tief veranlagt. Und dann der Student als Typus des ewig jungen, ewig strebenden Menschen. Ein begeisterter Vorkämpfer für Wahrheit und Recht, für alles Schöne und Große, unverbildet und vorurtheilslos, voll frischen Selbstvertrauens auf seine noch unverbrauchten Kräfte, die der Bethätigung harren. Sein ärgster Feind ist der Philister. „Philister," sagt Brentano einmal, „wurden Alle genannt, die keine Studenten waren, und nehmen wir das Wort im weiteren Sinne eines Studirenden, eines Erkenntnißbegierigen, eines Menschen, der das Haus seines Lebens noch nicht wie eine Schnecke, welche die wahren Hausphilister sind, zugeklebt, eines Menschen, der in der Erforschung des Ewigen, der Wissenschaft oder Gottes begriffen, der alle Strahlen des Lichts in seiner Seele freudig spiegeln läßt, eines Anbetenden der Idee, so stehen die Philister ihm gegenüber, und Alle sind Philister, welche keine Studenten in diesem weiteren Sinne des Wortes sind." Als Typus des Studenten in diesem umfassenden Sinne erscheint ihm Goethe. Gerade für Hartleben ist der Haß gegen den Philister, wie wir noch sehen werden, so charakteristisch, daß es sich verlohnt, auch auf diesen Begriff etwas näher einzugehen. Man darf ihn nicht so eng fassen, wie es der Student thut, der in jedem nicht akademisch Gebildeten einen Philister sieht. Sein Signalement ist vielmehr, mit Wilhelm Scherer zu reden, folgendes: „respectabel, sittlich und ehrbar; guter Familienvater; sehr guter Christ, d. h. strenggläubig und stark pharisäisch gegenüber anderen Confessionen; Schwung und Leidenschaft verpönt; heidenmäßigen Respect vor dem, was er die Obrigkeit nennt und worunter er unter Umständen jeden Büttel versteht; dabei sehr großmäulig, wo es gilt, auf die Tyrannen, auf Hof und Fürsten im Allgemeinen zu räsonniren; in Summa ungefährlich."

Es ist interessant in unserer ganzen neueren Litteratur den unversöhnlichen Haß der Dichter gegen ihre Erzfeinde, die Philister, zu verfolgen, ein Haß, der naturgemäß seinen Höhepunkt erreicht in revolutionären Epochen, in denen ihre Anschauungen schärfer als sonst mit der ‚Dummheit der Guten‘ contrastiren; besonders in der Romantik, die Trumpf auf Trumpf gegen die Philister ausspielt. Schon vorher schickt Goethe seine Xenien „fort! in's Land der Philister“, und Schiller klagt Heinrich Voß dem Jüngeren in Gegenwart seiner Kinder, daß diese so philistrig wären, ‚sie haben auch gar keine Poesie, es sind rechte Philisternaturen.‘ „Da hättest Du das Lamentiren der Kinder hören sollen! ‚Papa, ich bin kein Philister, ich will kein Philister sein!‘ hieß es. Nun frage ich den Ernst: ‚was ist denn ein Philister?‘ ‚Es ist ein garstiges Ding!‘ antwortete er mir mit Heftigkeit. Da rufte ihn Schiller zu sich, drückte ihn an sein Herz und küßte ihn.“ — Allerdings kann ein Dichter doch auch ein arger Philister sein, wie das die Gestalten eines Gottsched, Gleim, Nicolai, Voß gerade für unsere Litteratur reichlich belegen. Hartleben aber ist durchaus der Typus des Antiphilisters. Nicht nur überschreibt er seine ‚Erziehung zur Ehe‘ in philistros wie Schiller einst seine ‚Räuber‘ in tyrannos taufte, er wird auch sonst nicht müde, den Philister zu zausen und als ganz erbärmlichen Kerl hinzustellen. Ein Philister ist der Vetter, der an dem Seelenheil der Lore verzweifelt, weil sie den ‚abgerissenen Knopf‘ nicht angenäht hat und somit völligen Mangel an Gefühl für Ordnung, Sitte und Gesetz bekundet, ein Philister der gute Kurt (‚der römische Maler‘) und philiströs die Gegenspieler der „Befreiten“. Hartleben fühlt sich selbst als einen Befreiten. Sein Ideal ist „ein Mensch, der Alles nur sich selbst verdankt, der stolz ist auf sich selber, der nun aber auch Nichts mehr respectirt, vor Allem keine fremden Maße und Gewichte.“ Für ihn giebt es kein absolutes Gut und Böse, jeder Mensch schafft sich selbst sein Gutes und Böses. Er wendet sich gegen Staat, Ehe, religiösen Dogmatismus, die er alle als Hemmungen der freien Entwicklung des Individuums empfindet. Diese Polemik gegen Staat, Ehe und Religion charakterisirt alle revolutionären Perioden unserer Litteratur, die dann stets über rein ästhetische Interessen hinausgeht und an die socialen Wurzeln unseres Lebens rührt. Sie zeigt sich in der Sturm- und Drangperiode, in der Romantik, in den Zeiten des jungen wie des jüngsten Deutschlands. Hand in Hand mit ihr geht stets die Verherrlichung der freien Liebe, eine gewisse Idealisirung des gefallenen Mädchens, eine Neigung zum Atheismus, die, wie besonders in der Romantik, leicht in Pietismus und katholisirende Mystik umschlägt. In diesem Sinne ist Hartleben ein revolutionärer Dichter. Alle seine Schriften haben einen tendenziösen Charakter, der ihren Kunstwerth nicht unwesentlich beeinträchtigt. Wenn Nietzsche den Dichtern vorwirft, sie seien immer die Kammerdiener irgend einer Moral gewesen, so macht sich Hartleben stets zum Verfechter irgend einer Antimoral, freilich aus einer höheren, dogmenfreien Sittlichkeit

heraus. Heute, wo unsere Kunstanschauungen unter dem Zeichen des l'art pour l'art stehen, wo wir gerade die Zweck- und Nutzlosigkeit der Kunst als ihr charakteristisches Element empfinden, verstimmt uns das absichtliche Hervorkehren und Betonen einer Idee.

Die Idee eines Kunstwerks muß ihm durchaus immanent sein, sie muß aus allen Personen einer Dichtung sprechen, aber Keiner soll sie, wie das etwa bei dem französischen Sittendrama und seinem deutschen Nachahmer Sudermann geschieht, besonders aussprechen. Nur in der Satire, einen nicht ganz kunstreinen Dichtungsart, hat die Tendenz natrgemäß ihr Recht. Hartleben ist seinem innersten Wesen nach ironischer Satiriker. Seine Dichtung geht hervor aus der Opposition gegen alles Bestehende. Seine Satire ist aber nie bissig und nergelnd, sondern stets gutmüthig-humoristisch. In ihm lebt nämlich bei aller Freude am lustigen Dreinschlagen auf die bornirte Philisterwelt, an Hieb und Stich, etwas Kindlich-Naives, eine stille Neigung zur Ruhe und Beschaulichkeit, eine überaus feine und reizbare Empfindung, eine Zartheit und Keusche, die mit der Wahl seiner Stoffe in eigenthümlichem Gegensatz steht. Ihm gaben die Götter „zart und stolz ein Gemüth tief in der trotzigen Brust". In seinen Jugendgedichten zeigt sich eine starke Religiosität, die ihn auch vielfach zur Behandlung biblischer Stoffe führt. Später giebt er Goethes Gedichte in einer Auswahl heraus. Wie jeder modern empfindende Mensch fühlt er das Bedürfniß, Stellung zu nehmen zu Goethe, ihn interessirt vor Allem das rein Menschliche, das direct Erlebte, das alle Dichtungen Goethes, und auch noch die stark stilisirten des geheimen Rathes, wiederspiegeln. Dadurch fühlt er eine verwandte Saite in sich selbst erklingen:

„Ich bin durchaus kein lyrischer Tenor,
Nur was ich heiß durchlebt, trag' ich Euch vor."

In seinen Gedichten polemisirt er einmal gegen Ernst Zittelmann (Konrad Telmann), der den ganz richtigen, aber trivialen Satz aufstellt, der Dichter brauche das, was er wiedergiebt, nicht zu erleben, sondern nur zu empfinden. In der Novelle des „guten Kurt" geißelt er einen Dichter, der allem Erleben sorgfältig aus dem Wege geht, um ja nicht an einem Abenteuer sittlich gekränkt zu werden. Verhaßt ist ihm der ideal-sentimentale Dichter, wie ihn „Das Kalbscotelett" schildert, der Dichter à la Robert Hamerling, der den gemeinen Hauch alles Irdischen vermeidet, und in Wolkenhöhen thronend die Leier schlägt, von Nectar und Ambrosia sich nährend.

„Ich bin rasirt und trage keine Locke,
Sogar die Bürste gönn' ich meinem Rocke!"

Alle seine Dichtungen sind völlig erlebt, und mit großem Freimuth giebt er sie ganz so wieder, wie sie erlebt sind. Er scheut sich auch nicht, Namen ganz unverkappt preiszugeben. So wenn er den Dichter Albert Träger im „fidelen Hof" verspottet, oder den Malerphilister Anton von

Werner allzu phantastisch findet. In einer anderen Novelle, dem „Romancier", schildert er mit lustiger Selbstpersiflage die Qualen eines Dichters, der alle Situationen, die er schildern will, sonderlich die Liebesabenteuer, erst selbst erleben muß. Und im „Kalbscotelette" heißt es einmal: „Ganz gegen mein Princip hatte ich mich bei der Conception von einem Einfall leiten lassen." Das Gedankliche, die Idee, tritt bei Hartleben stets zurück, die gegenständliche Schilderung eines erlebten Vorganges ist ihm die Hauptsache.

Seine ästhetischen Neigungen knüpfen nicht nur an Goethe an. Auch in dem schlesischen Mystiker des 17. Jahrhunderts Angelus Silesius (Johannes Scheffler), in dem belgischen Dramatiker Maeterlinck, in dem französischen Lyriker Albert Giraud erblickt er Geistesverwandte. Angelus Silesius bedeutet den Höhepunkt in der Entwicklung der deutschen Mystik, die im vierzehnten Jahrhundert begann und zur Zeit der Romantik in den Schriften eines Novalis und Clemens Brentano ihre Auferstehung feierte. Silesius ist eine stark innerlich veranlagte, tief religiöse Natur. Seine Weltanschauung ist pantheistisch. Er predigt Weltabkehr und stille Beschaulichkeit. In sich selbst finde der Mensch Gott und Welt, Himmel und Erde und alle Freuden, die er begehren könnte:

„Das größte Wunderding ist doch der Mensch allein:
Er kann, nachdem er's macht, Gott oder Teufel sein."

Es gilt darum, die eigene Persönlichkeit auszubauen und auszugestalten, die verlorene Reinheit und Unmittelbarkeit des Gefühlslebens wiederzugewinnen, ein Mann und ein Kind zu sein, sich aus dem Zufälligen der Existenz zu einem wesentlichen Gliede in der großen Kette der Schöpfung zu bilden.

Mensch, werde wesentlich: denn, wenn die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht.

Von der Mystik Schefflers zu der tief innerlichen schweigsamen Tragik Maeterlincks, der immer wieder das Unbewußte und Dämmerhafte unseres Gefühlslebens, unsere verschwiegenen Leiden und unsere geheimste Angst darzustellen sucht, ist kein weiter Schritt. Maeterlinck hat selbst seine Verwandtschaft mit der deutschen Mystik betont und erschloß seinen Landsleuten die Bedeutung eines Novalis, des Classikers der Romantik, der ein besonders starkes mystisches Element in sich trägt. Hartleben hat „Den Eindringling" (l'intruse) Maeterlincks mit großer Feinheit und intimem Verständniß in's Deutsche übertragen. Auch in die Uebersetzung des Lyrikers Albert Giraud, der einen „Pierrot lunaire" dichtete, beweist er die große Kunst der Eindeutschung eines fremden Dichters. Girauds Dichtung ist mehr Künstelei als Kunst. Gesuchte, romantisch-süßliche Empfindungen mit den geckenhaften Allüren eines blassen, anämischen Weltschmerzes, formal bedeutend, inhaltlich ohne tieferen Gehalt. Hartleben giebt diese Verse ausgezeichnet wieder; man merkt ihnen den fremden Ursprung um so weniger an, als wir seither mit dieser kränkelnden Seiltänzerlyrik auch überreich gesegnet sind.

Colombine.

Des Mondlichts bleiche Blüthen,
Die weißen Wunderrosen,
Blühn in den Julinächten —
O bräch' ich eine nur!

Mein langes Leid zu lindern,
Such' ich am dunklen Strome
Des Mondlichts bleiche Blüthen
Die weißen Wunderrosen.

Gestillt wär' all mein Sehnen,
Dürft' ich so märchenheimlich,
So selig leis — entblättern
Auf Deine braunen Haare
Des Mondlichts bleiche Blüthen.

Wie schroff steht dieser Welt des Angelus Silesius, eines Goethe, Maeterlinck und Giraud die eigene Welt Hartlebens gegenüber! Derselbe Dichter, der ein so ausgeprägtes Interesse und feines Verständniß für alle Elitekunst zeigt, den es nie lange im rauhen Norden duldet und immer wieder zu den blühenden Gefilden und dem ewig blauen Himmel Italiens treibt, derselbe Hartleben, der nirgends seine nahen Beziehungen zur bildenden Kunst verleugnet, zeigt in seinen Dichtungen eine markante und fast ausschließliche Vorliebe für die Welt, in der man sich nicht langweilt; seine weiblichen Gestalten sind meist Schwestern der Heineschen Muse, der Pomaren und Dianen mit ihren „schönen Gliedmaßen kolossaler Weiblichkeit", seine Loren sind Loretten; Notre-Dame de Lorette seine Schutzpatronin:

„O Muse! — Ja, ich liebe meine Muse,
Es ist ein schönes Weib und jung an Jahren!
Nicht allegorisch und abstract confuse,
Sie schaut mich an mit Augen braun und klaren.

Sie redet zu den Männern in der Blouse,
Wie auch zu denen, die auf Gummi fahren;
Und trägt nicht blaue Strümpfe, sondern keine,
Denn sie ist stolz auf ihre weißen Beine.

Und ein ander Mal spricht er den Charakter und die Tendenzen seiner Dichtung noch concreter aus:

Nicht zart allein in's schwellende Gefühl
Verlier' ich mich — auch in der Welt Gewühl.
Und seh' das Schöne nicht und Edle nur —
Ich kenne der Gemeinheit breite Spur.
Ich sah den Schmutz am Lumpenrock des Sklaven,
Ich sah den Schmutz im Herzen manches Braven.
Und sprach' es aus, was Kopf und Herz empört,
Und freue mich, wenn's Euch die Ruhe stört!
Mein Lachen ist's, das Heil'ges in sich trägt,
Wenn's wie mit Dornen in's Gesicht auch schlägt! —
Und ob Ihr Klugen auch mein Wollen höhnt —
Und ob Ihr Frommen mich entsetzt verpönt. —
Und ob Ihr Zarten meine Worte flieht —
Hart ist das Leben, hart sei auch mein Lied!

* * *

Hartleben ist Lyriker, Epiker und Dramatiker zugleich. Seine Gedichte, die 1895 als „Meine Verse“ gesammelt erschienen, nachdem zehn Jahre vorher ein poetisches „Studententagebuch“ den Anfang seines litterarischen Schaffens bezeichnete, bieten kein einziges streng lyrisches Product. Das ganz persönliche Bekenntniß, Stoffliches, Sociales, Ethisches sind darin enthalten. Daneben Liebesgedichte, in denen auch wieder das Individuelle nicht bis zum Allgemeinen, Typischen geläutert ist. Viel jugendliche Sehnsucht und innere Qual, Hang und Neigung zum Phantastischen, lustige Lebensfreude und dazwischen ein grauer Pessimismus, der mit stiller Resignation bekennt, er habe die Kraft und das Glück verloren. Nach glühenden Angriffen auf eine beschränkte Moral, nach den Aeußerungen eines starken, warm empfundenen Mitleids mit den Enterbten, („Das Confirmationskleid“, „Gottvertrauen zum Bajonette“), das plötzliche Bekenntniß inniger Liebe zu einem früh gestorbenen Menschenkind. Haß gegen den Pöbel und grenzenlose Verachtung des ewig correcten Philisters.

„Die jubelnd nie den überschäumten Becher
Gehoben in der heiligen Mitternacht,
Und denen nie ein dunkles Mädchenauge,
Zur Sünde lockend, sprühend zugelacht —

Die nie den ernsten Tand der Welt vergessen
Und freudig sich dem Strudel anvertraut —
O, sie sind klug, sie bringen's weit im Leben. —
Ich kann nicht sagen, wie mir davor graut.“

Viel höher steht Hartlebens epische Kunst. Fontane ausgenommen wüßte ich unter den modernen deutschen Erzählern keinen, der so reizend, so anziehend, so gemüthlich zu plaudern verstände. Alles wird ungezwungen. gleichsam selbstverständlich wiedergegeben, so daß wir erst bei wiederholter Lectüre die ausgezeichnete Technik seiner Erzählungskunst erkennen. Er führt uns gewöhnlich gleich in medias res, charakterisirt die betheiligten Personen mit ein paar kräftigen Strichen, leitet völlig unabsichtlich zur Vorgeschichte und zu später Liegendem über, erhöht durch geschicktes Retardiren die Spannung, würzt die Hauptgeschichte durch ein paar Anekdötchen und weiß endlich durch eine famose Pointe dem Ganzen einen runden Abschluß zu geben. Nach unbedeutenden Anfängen in den „Serenyi“ gelingt ihm ein Meisterwerk seiner Gattung in der „Geschichte vom abgerissenen Knopf“. Es ist die einzige deutsche Erzählung, die man wegen ihres wahlverwandten Inhalts und der graziösen Form Murgers „Vie de Bohême“ an die Seite stellen kann. Heldin ist die Lore, die wir schon aus seinen Gedichten kennen. Eigentlich heißt sie Bertha, aber der selbstgewählte Name Lore charakterisirt sie unendlich besser. Sie ist „ein Mädchen aus dem Volk“, sittlich nicht ganz einwandsfrei, aber in ihrer naiv-selbstbewußten Haltung von eigenthümlich pikantem Reiz. Sie schwindelt zum Entzücken gar! Es ist ergötzlich anzuhören, wenn dieser weibliche

Münchhausen erzählt, wie sie ein Rittmeister frisch von der Confirmation aus der Kirche abgeholt, wie Perponcher sie modellirte, „aber nur den Kopf“ und Eugen Richter sich bei Kranzler mit ihr über Politik unterhalten hat, wie sie ihre Beziehungen zu Gelehrten und Künstlern, Staatsmännern und gefürsteten Häuptern so nebenhin mit feingespielter Noblesse erwähnt, und wie dann plötzlich unter dieser schimmernden Decke der rohe, ungebildete Untergrund ihres Wesens zu Tage tritt. Schlittgen hat diese Lore als ein frisches, dralles Mädchen gezeichnet, dabei aber weder die Ponies und die mächtigen silbernen Ohrringe, noch den „abgerissenen Knopf“ auf der alten Matrosentaille vergessen. Um den Knopf, den sie sich nicht annäht, dreht sich die ganze Historie. Otto Erich trifft sie eines Tages auf der Straße und feiert mit ihr die Erinnerung an die gemeinsame Jugendliebe; der Vetter, mit dem er sie bekannt macht, ist gleich in sie verschossen; er sucht sie zu „saniren“ und in geordnete Verhältnisse überzuführen, aber das ungebundene, lebenslustige Naturkind besteht die Prüfung des abgerissenen Knopfes nicht, die ihr der correcte Principienmensch auferlegt. Sie trennen sich, wenn er nicht doch noch auf ihren Abschiedsbrief, dem sie wohlweislich die postlagernde Chiffre angefügt hat, antwortet. Das Ganze ist sehr graziös erzählt und besonders in der Behandlung des Sexuellen außerordentlich fein und discret. Auch fernerhin zeigt sich Hartleben in der Ausführung seiner heiklen Motive den besten französischen Erzählern ebenbürtig. Er deutet nur an, läßt das Entscheidende, das stets zwischen den Zeilen steht, blos errathen. Charakteristisch dafür ist der „gastfreie Pastor“. Wieder greift der Autor persönlich in die Handlung ein, nur ist er diesmal nicht Referendar am Kammergericht zu Berlin, sondern in gleicher Würde in Stolberg am Harz thätig. In das kleine Städtchen schlägt der Duft der großen Welt in Gestalt zweier parfümirter Damen. Der Stammtisch des Ortes weiß den arglosen Pastor zu überreden, den beiden Damen, die keine Unterkunft finden, seine Gastfreundschaft anzubieten. Später, als er nach ihrem Wohnsitz reist, um den Verein für innere Mission in seinen Tagungen zu unterstützen, muß er ihnen Revanche geben und im „Mädchenpensionat“ absteigen. Die Lösung ist wieder sehr ergötzlich. Nicht minder gewagt ist die Geschichte vom ‚Einhorn-Apotheker‘, für den sein Name symptomatisch wird. Wieder belustigt es den Dichter, einen sittenstrengen Philister durch die holde Weiblichkeit in eine starke Verlegenheit zu setzen, aus der ihn unser Otto Erich glücklich-unglücklich befreit. „Der römische Maler“, Hartlebens jüngster Novellencyklus, steht an Kunstwerth hinter den vorerwähnten Geschichten entschieden zurück. Die Erfindung, die ohnehin nicht seine Stärke ist, fließt hier allzu spärlich. So hübsch wieder Alles erzählt ist, es fehlt diesen Geschichten, die überdies recht disparat sind, die tiefere Bedeutung, das eigentlich Charakteristische. Der römische Maler selbst, der von den gescheiterten Hoffnungen und Entwürfen einer Künstlerseele mit tragikomischer Resignation erzählt, ist interessant um

der persönlichen Töne willen, die hier mit hineinklingen. „Moritz der Sortimenter“ ist eine ganz lustige Verwechslungsgeschichte, in der wieder seine Erzählungskunst Triumphe feiert.

Wenn Hartleben seine Erzählungen auch oft dramatisch aufbaut, so ist doch seine ganz auf's Epische gestellte Kunst dem Drama nicht günstig. Seinen Schauspielen und Komödien fehlt es weder am dramatischem Nerv, noch an der Kraft der Charakteristik, aber es ist immer nur Einzelnes in ihnen voll gelungen, eine Scenenfolge, zuweilen ein ganzer Act; in ihrer Totalität, als ein geschlossenes Ganze, machen die Dramen keinen starken Eindruck. Die Figuren sind gleichmäßig breit behandelt, weder die einzelnen Menschen, noch die Episodenscenen sind genügend zurückgestellt und entsprechend eingegliedert in das Gerippe der Haupthandlung. Hartleben ist so wenig Vollblutdramatiker, wie ein Keller, Heyse oder Spielhagen, die gleichfalls angestrengt um die Palme des Bühnenerfolges rangen. Es liegt in unseren socialen Verhältnissen begründet, daß heute außerordentlich viele lyrische und epische Talente sich gerade der Bühne zuwenden, der ihr ganz anders geartetes Talent nicht entfernt gewachsen ist. Sie überragt Hartleben mit seinem entschiedenen dramatischen Talent, das sich gerade jüngst wiederholt erfolgreich auf der Bühne erwies. Seine Dramen sind recht tendenziös, wieder leistet er sein Bestes in der Satire, die ihm den Anschluß an Gegebenes erlaubt, wieder ist ein gewisser Mangel an Erfindung zu constatiren. Handlung und Charaktere sind zu sehr auf den Einzelfall zugespitzt, es fehlt ihnen das Typische, der Durchschnittscharakter, das Wesentliche, das im Kunstwerk den Einzelfall zur allgemeinen Bedeutung erhebt.

Er eröffnet die Reihe seiner Dramen mit einer brillanten Ibsenparodie „Henrik Ipse: „Der Frosch“ (1889). Es ist eine der besten deutschen Litteraturkomödien, deren wir seit Goethes Jugendsatiren, über Tieck, Platen, Grabbe und Nestroy hinaus bis zu Arno Holz' „Socialaristokraten“ eine beträchtliche Anzahl besitzen. Ihr größter Vorzug ist, daß die Satire auch an sich, ohne eine genauere Kenntniß Ibsens verständlich ist und im Gegensatz etwa zu den Komödien Tiecks oder Platens volle Bühnenfähigkeit besitzt. Sie wendet sich hauptsächlich gegen „die Frau vom Meere“, die ja kurz vorher (1888) entstanden war. Das Motto entnimmt er dem „Faust, dritter Theil“ des Deutobald Allegorowitsch Mystifizinski — unter diesem Pseudonym verbirgt sich der bekannte Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer —, der hier den nach seiner Ansicht gänzlich verfehlten und abstrusen zweiten Theil des Faust mit glücklichem, nur oft etwas erzwungenem, Humor travestirte.

„Nicht wehe thut's, wenn fragliches Talent
Sich in Manier, Geheimnißkram verrennt,
Doch wenn es einem Genius widerfährt,
O, das thut weh, das sticht und brennt und schwärt.“

Ibsens Symbolismus und die oft manirirte Geheimnißkrämerei, die Willenslosigkeit, mit der sich seine Personen dem vermeintlichen Schicksal unterwerfen, werden lustig parodirt. „Ich kenne wohl diese krankhafte Sucht, zu symbolisiren und sich dann dem glücklich Herausgetiftelten fatalistisch zu unterwerfen. Das ist eine Manier wie jede andere und wird dadurch nicht wahrer, daß sie meist nur geistreiche Köpfe verdreht." Besonders ergötzlich ist seine Satire auf die Vererbungstheorie und auf das Schauderbare, die bei Ibsen eine so große Rolle spielen. Hier wird ein Musiklehrer, der von seinem Vater, einem Abstinenzler strengster Observanz, den lebenslang verhaltenen Durst ererbt, fatalistisch zur Trunksucht gezwungen. Das Schauderbare, das der Tertianer Emil, ein naseweises Bürschchen, das sich offenbar ganz von der Lectüre Ibsens genährt hat, als düster aufsteigendes Verhängniß vorausahnt, entpuppt sich als eine tüchtige Tracht Prügel, die ihm ‚der fremde Mann', natürlich sein Vater, zu Theil werden läßt. „Das ist das, was an sich zieht und nicht abläßt und was Einen trifft und trifft und immer wieder trifft: Aber das, was anzieht, ist nicht das Stärkste."

In der Komödie „Angele" behandelt Hartleben ein sehr heikles Thema: die gemeinsame Liebe von Vater und Sohn zu einem und demselben Weibe, das schließlich Beide betrügt und die Leidenschaft eines harmlosen Pfarrcandidaten entflammt, der trotz aller Enthüllungen nicht von ihr lassen kann. Fast ein Jahrhundert vorher hatte Kotzebue dasselbe Motiv in den ‚beiden Klingsberg' behandelt, in seiner bekannten oberflächlich-tändelnden Manier, doch mit technischer Meisterschaft. Unter seinen Händen war der an sich so ernste Vorwurf zu einem Lustspiele mit glücklichem Ausgange geworden, der Vater giebt die Rolle des alten Don Juans endgiltig auf, der Sohn erringt die Hand der Geliebten. Hartleben faßt sein Thema natürlich viel tiefer auf. Die späte Liebe eines alternden Mannes zu einem jungen Mädchen, die Schiller in „Don Carlos", Goethe im „Mann von fünfzig Jahren", Spielhagen in der „Quisisana" und noch jüngst Hofmannsthal in der „Hochzeit der Sobeïde" so ergreifend geschildert haben, ist hier gleichfalls mit tragischen Accenten dargestellt. Durch das ganze Drama klingt die Verachtung und Ueberwindung des Weibes. „Verachte das Weib!" ist das Motto. Das Weib ist hier als dem Mann gänzlich unebenbürtig hingestellt, als sein Spielzeug, nicht als seine wahre Gefährtin. Diese Auffassung steht ersichtlich unter dem Einflusse Nietzsches, aus dessen „fröhlicher Wissenschaft" auch eine Stelle als Vorwort citirt wird. Vorzugsweise seine Auffassung des Verhältnisses beider Geschlechter ist völlig Nietzsche angepaßt: „Man heirathet — oder — man heirathet nicht. Einer weiteren Differenzirung seid Ihr nicht mehr fähig. Daß es einen Naturwillen giebt, der zwei besondere Menschen, zwei Einzelwesen, diesen Mann und dieses Weib zu einander führt, zu einander zwingt — und daß es Menschenpflicht ist, diesem Naturwillen nachzuspüren und ihm zu gehorchen — mit einer gewissen — gewissen Frömmigkeit des Fleisches — trotz aller

Satzung und Gesellschaft . . . Von all dem wißt Ihr Nichts. Ihr habt Eure Sinne stumpf und brutal werden lassen — dem Geschlechtsgenuß habt Ihr all seine Heiligkeit geraubt — das Gewissen Eures Fleisches habt Ihr getödtet — — Ihr liebt nicht mehr — Ihr befriedigt Euch, oder — heirathet. Ach das ist wirklich widerwärtig." Genau dieselben Gedanken finden wir zur Zeit der Romantik in Friedrich Schlegels „Lucinde" oder in den Schriften der sinnenfrohen Bettina, späterhin in Gutzkows „Wally" und seiner jungdeutschen Gefolgschaft. In unserer Zeit sind sie durch Ibsen, der noch in seinem letzten Drama von der Tödtung des Liebeslebens als der höchsten menschlichen Sünde spricht, und durch Nietzsche zu neuer Wirkung erwacht. „Ehe," heißt es bei Nietzsche, „Ehe: so heiße ich den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen . . . Viele kurze Thorheiten — das heißt bei Euch Liebe. Und Eure Ehe macht vielen kurzen Thorheiten ein Ende als Eine lange Dummheit." Denselben Haß gegen die philiströse Auffassung der Liebe und gegen die moderne Ehe athmet Hartlebens „Erziehung zur Ehe". Er geißelt hier besonders die ‚höhere Tochter', die als blasses Modepüppchen in völliger Unkenntniß aller realen Verhältnisse erzogen wird. Hartleben weiß hier trefflich Menschen ohne eigentliche Lebensinteressen und ohne innerliche Blutwärme festzuhalten. „Fräulein Hannchen war aus Bremen," heißt es einmal im „Einhorn-Apotheker", „und das war wohl das Charakteristischste an ihr." Wenn sonst meist der Mann der Philister ist in den Werken Hartlebens, so schildert er hier zuerst auch philiströse Weiber. „Geh' und heirathe eine Philisterstochter!" heißt es später in der dramatisirten ‚Lore', „dann hast Du Deinen Zweck erfüllt."

Ernsthafter behandelt er das Problem der modernen Frau und der Ehe in „Hanna Jagert". Es ist nicht nur dramatisch weitaus das Beste, was Hartleben geleistet hat — besonders der prächtige erste Act — dies Drama spiegelt zugleich in interessanter Weise die eigene, innere Entwicklung des Dichters wieder. Wie Hanna Jagert, deren Persönlichkeit aus dem Leben gegriffen ist, war Hartleben ursprünglich überzeugter Socialist und als solcher auch Redacteur am „Vorwärts". Wie Hanna Jagert erkennt er aber dann das Philiströse und Spießbürgerliche der communistischen Bewegung; es wird ihm klar, daß es nicht auf äußere Macht, sondern auf die innere Ausbildung der Persönlichkeit ankommt. Er dringt ein in das Ideal Goethes und Nietzsches, er wird Individualist. Anfangs glaubt man, heißt es hier ganz persönlich, man habe die Aufgabe, für das Glück der Menschheit zu sorgen. Das dauert bis fünfundzwanzig Jahre. Dann wird man entweder Epigone seiner Jugend oder sucht sich neue Ideale. Man besinnt sich, daß man lebt.

„Und wenn man dann auch nur eine Spur von gutem Gewissen als Mensch hat . . . ich meine, auch nur 'n bischen Ehrgeiz, ein Individuum zu bedeuten, so daß man es riskiren kann, zu sich selber Ja zu sagen —

— — dann jagt man die ganze Resignationsfatzkerei, all das wehleidige Gejammer um die lieben Mitmenschen der nächsten Jahrhunderte schönstens zum Teufel und sagt sich: ich, und noch einmal ich — will ein Ganzer sein! Ein Ganzer — ein Einziger — ich selber!" — Das Problem, das moderne Weib darzustellen, ist ihm meines Erachtens nicht gelungen, so wenig als Hauptmann in den „Einsamen Menschen" oder Ernst Rosmer in „Dämmerung". Hanna Jagert ist kein Typus, sondern nur Individuum, aber als solches in ihrer eigenthümlichen Mischung von Herbheit und zartem Empfinden, energischer Selbstständigkeit und jauchzendem sich Hingeben an den Geliebten von höchstem Reize. Und was ist dieser Konitz, der ihr erschließt, was das Leben erst lebenswerth macht und sie zu seiner geistigen Höhe emporhebt, um dann still resignirt einem Jüngeren Platz zu machen, was ist dieser alte ahnenstolze Baron Vernier — eine echt Fontane'sche Figur — für eine prächtige Gestalt! Wieder erquickt die decente Behandlung des Geschlechtlichen, der vornehme stille Humor, der über dem Ganzen liegt; wieder aber empfinden wir andererseits den Mangel einer einheitlichen und straffen Composition, die für eine Totalwirkung unerläßlich ist.

Die Oekonomie des Stückes ist in „Ein Ehrenwort" viel besser gewahrt, dagegen erscheint das Motiv, in diesem engen Rahmen wenigstens zu unbedeutend, der Conflict nicht genügend dramatisch zugespitzt.

„Hanna Jagert" faßten wir auf als einen Act der Selbstbefreiung, als ein Document der Entwicklung des Dichters vom Socialismus zum Individualismus. Sein jüngster Dramencyklus „Die Befreiten" drücken dem das Siegel auf. „Befreite" sind die, welche aller Convention zum Trotze ihren eigenen Weg gegangen sind und, dem eigenen Willen folgend, zur vollen Ausbildung ihrer Persönlichkeit gelangt seien. Als Motto steht diesen Einactern ein Vers des Satyros im „Faust" voran.

„In Freiheitsluft erquickt alsdann
Verhöhnt er Kind und Weib und Mann,
Die tief in Thales Dampf und Rauch
Behaglich meinen — sie lebten auch,
Da ihm doch rein und ungestört
Die Welt dort oben allein gehört."

Merkwürdiger Weise verrathen aber gerade „Die Befreiten" zuerst starke fremde Einflüsse. „Die sittliche Forderung" und „Abschied vom Regiment" stehen unter der sichtlichen Einwirkung von Sudermanns „Heimat" und „Fritzchen", im „Fremden" ist Hartleben ganz von Ibsens „Frau vom Meere" abhängig, die er selbst so köstlich travestirt hat, „die Lore" ist eine geschickte Dramatisirung seiner „Geschichte vom abgerissenen Knopf". Weitaus das bedeutendste ist „Abschied vom Regiment". Der Hauptmann Griesfeld kehrt heim vom Liebesmahle, das ihm seine Kameraden zu seinem Abschied vom Regiment gegeben haben. Er weiß, daß er die Versetzung allein seiner Frau zu verdanken hat, welche die Ehre seines Hauses nicht

rein gehalten hat. Eine Aussprache mit ihr schafft ihm darüber Gewißheit. Von ihm mit dem Tode bedroht, ruft sie den nahen Geliebten zu Hilfe. Der Gatte rennt blindlings in das entblößte Schwert des Gegners und fällt. Dies Festgelage und die düstere Tragik des Schlusses, die innere Vereinsamung des Mannes, der in einer Schein-Ehe mit seiner Gattin lebt, und die heiße Liebessehnsucht der Frau, die gekränkte Ehre des Hauptmanns und ihr beleidigter Stolz, als sie erfährt, daß er sie nur um des lieben Geldes willen geheirathet hat, das Alles ist mit feiner Psychologie und dramatischer Kunst wirksam contrastirt.

Die anderen Einacter bieten keinerlei neue Züge für das Portrait Hartlebens, das wir hier zu skizziren versuchten. Gerade Hartleben gegenüber kommt man sich den kritischen Einwendungen gegenüber, die wir hier und da zu machen hatten, selbst ein wenig philiströs vor. Sein Dichten ist so unlösbar mit seiner ganzen Persönlichkeit verbunden, daß abstracte ästhetische Forderungen hier wenig am Platze sind. Hartleben würde sich ganz gemüthlich anhören, was die Kritik an ihm lobt und was sie an ihm vermißt, um schließlich selbst das erlösende Wort zu finden: „Na Prosit!"





Der bessere Mensch.

Von

einem Optimisten.

Europa 1898 und 1899.

(Schluß.)

VI. Snobbismus.

Snobbismus ist die moderne Bezeichnung für Scheincultus, eine Krankheit, die heute allgemeinere Verbreitung findet denn je.

Wenn es sich in Wirklichkeit bei allen Evolutionen gesellschaftlicher Entwicklung immer nur um die Beherrschung der Majoritäten durch hierzu geeignete Minoritäten handelt, so sind die Mittel zur Erlangung und Behauptung dieser Herrschaft wesentlichen Veränderungen unterworfen. Blos in einem Punkte stimmen alle diese Mittel überein, nämlich darin, daß sie darauf gerichtet sind, die Majorität von der Nothwendigkeit des Beherrschtwerdens zu überzeugen und zu vermögen, die bestehende Minoritäts-Herrschaft im eigenen Interesse nach Kräften zu unterstützen. Und die Majoritäten verlangen nichts Besseres, so bald und so lange sie an die Macht derjenigen zu glauben vermögen, die es über sich nehmen sie zu lenken und zu schirmen.

Für die nach Herrschaft strebenden Minoritäten handelt es sich somit darum, den Massen den Beweis ihrer Machtvollkommenheit zu geben.

Der bessere Mensch erreicht dies, indem er seine volle Kraft daran setzt, den beanspruchten Schutz in Wirklichkeit zu gewähren; der Durchschnittsmensch begnügt sich damit, den Massen diesen Schutz zu versprechen, indem er sich den Anschein einer Kraft giebt, die er weit entfernt ist zu besitzen. Die nach Herrschaft ringenden Minoritäten zerfallen somit in zwei diametral verschiedene Klassen, nämlich in bessere Menschen und solche, die als bessere Menschen gelten möchten.

Je verschiedener die Elemente sind, aus denen sich das bessere Menschenthum rekrutiren kann und muß, um die Herrschaft über den Durchschnittsmenschen zu behaupten, um so mannigfacher sind auch dessen äußere Zeichen und um so vielfältiger gestaltet sich die Jagd nach deren Erwerbung.

Die eben genannten zwei Klassen der nach Herrschaft strebenden Menschheit sind aber nicht durch eine unüberschreitbare Grenze getrennt. Der bessere Mensch vermag für sein Geschlecht das bessere Menschenthum nicht zu monopolisiren; der Durchschnittsmensch begnügt sich nicht in's Unendliche mit dem Scheine des besseren Menschenthums. Die erlangte Macht schläfert den beatus possidens ein und veranlaßt ihn die Pflege jener Eigenschaften, die ihm zur Macht verhalfen, zu vernachlässigen; der Symbolen-Streber lernt schließlich den Kern kennen, der in der Schale der Symbole steckt, und trachtet nach dessen Erwerbung.

Die Massen hingegen unterwerfen sich blos den Symbolen und können nur durch den Glauben an diese beherrscht werden.

Die Erhaltung und Pflege der Symbole ist somit das wichtigste Interesse der Machthaber und verstößt durchaus nicht gegen die Moral, so lange hinter ihnen eine wirkliche Kraft steht, eine Kraft, die zur Vertheidigung und Versorgung des Durchschnittsmenschenthums genügt.

Die Lüge beginnt erst dort, wo diese Kraft versagt.

Während nun der schlechtere Mensch oder auch der Durchschnittsmensch aus Eigennutz die Heilighaltung der Symbole, hinter welchen nichts steckt als die Möglichkeit für sie, die Massen auszubeuten, zu erzwingen trachtet, muß der bessere Mensch die Symbole unerbittlich zertrümmern, sobald sie dazu dienen, die Massen zu berücken. Thut er es nicht, so wird er zum Götzendiener, zum Schein-Machthaber, der verspricht, was er nicht halten kann.

Die Symbole des griechisch-römischen Olympes, wie jene des germanischen Olympes waren zu erhalten, so lange Jupiters und Donars Blitze trafen; für den großen, universellen Christengott, der nebst dem national-hebräischen Jehova-Cultus auch diese beiden Olympe überwand, genügten deren beschränkte Symbole nicht mehr.

Constantin der Große mußte mitten im Kampfgewühle die Symbole des alten Glaubens verleugnen und verkünden, daß er unter dem Zeichen des Kreuzes siegen werde; Bonifacius mußte die Donareiche fällen.

Hätten sie dies unterlassen, so wären sie zu Lügnern geworden; sie hätten die Massen im Glauben an die Allmacht Jupiters und Donars erhalten, obwohl sie von deren Nichtigkeit überzeugt waren.

Donar wie Jupiter wurden durch den Christengott entthront und sanken zu Götzen herunter, die unterliegen mußten, wie treu und opfermuthig die Anhänger des alten Glaubens dessen Symbole auch vertheidigen mochten.

Die Massen handeln im guten Glauben, wenn sie für ihre Symbole verbluten, die Machthaber hingegen üben an den Massen Verrath, wenn sie ihrem Opfermuth nicht andere Wege weisen. Der Machthaber, der solches unterläßt, ist blind oder falsch.

In beiden Fällen entsagt er dem besseren Menschenthume.

* * *

Nichts hat die Entwickelung zum besseren Menschenthume in höherem Maße verhindert, als das Verwechseln seines Wesens mit seinen äußeren Zeichen und das übertriebene Festhalten an letzteren.

Der natürliche Trieb des Menschen einerseits nach Collectivismus, andererseits nach Absonderung veranlassen ihn, seine Angehörigkeit zu einer Körperschaft auch äußerlich zu manifestiren.

Ist es einer Körperschaft gelungen, anderen Körperschaften überlegen zu werden, so bilden deren äußere Zeichen ein Symbol ihrer erlangten Macht. Der Glaube an dieses Symbol wird somit zu einem wirklichen Factor der Macht, und der Machthaber des betreffenden Gesellschaftskreises hat keinen Grund, ihn zu zerstören.

Wenn aber der Wahrung des Glaubens an die bestehende Macht seitens des Machthabers die Grundbedingnisse der Macht untergeordnet werden, so bleibt schließlich Nichts übrig, als das Symbol, und mit *Symbolen allein kann man nicht in's Unendliche herrschen.*

Wenn ein Gesellschaftskreis sich nur dadurch an der Macht erhalten kann, daß er gerade jene seiner Eigenschaften pflegt, deren er unter den gegebenen Verhältnissen bedarf, um den Kampf um's Dasein siegreich zu bestehen, so muß jene Gesellschaft, deren Energie auf Erhaltung einer Scheinmacht gerichtet ist, auch schon darum untergehen, weil sie des Instinctes der wirklich drohenden Gefahr verlustig wird.

Und die Kämpfe um die Erhaltung einer Scheinmacht sind immer die blutigsten und grausamsten. *Eine wirklich bestehende Macht kann human, ja großmüthig sein; eine Scheinmacht ist nothgedrungen brutal.*

Je weniger ein Collectivismus in der Lage ist, an seine Infallibilität zu glauben, um desto rücksichtsloser will er diesen Glauben bei Anderen erzwingen.

* * *

Daß ein Symbol sich überhaupt zu erhalten vermag, auch wenn es zum leeren Schatten geworden ist, liegt in der Energielosigkeit der Massen, die sie durch Rechthaberei ersetzen.

Hat das Individuum sich einmal zum Opfer der Begebung eines Theiles seines Selbstbestimmungsrechtes ermannt und ist einem Collectivismus beigetreten, so will es an dessen Allmacht glauben.

Zu Nichts wird der Mensch schwerer vermocht, als zur Erkenntniß der Nutzlosigkeit von ihm gebrachter Opfer.

Das Individuum überträgt die persönliche Selbstsucht auf die Familie, den Stamm, die Gemeinde, Klasse oder Confession, in deren Zeichen es über alle Nebenbuhler möglichst mühelos zu triumphiren hofft.

Je mehr diese Hoffnung in Erfüllung geht, je überlegener der geschaffene Collectivismus sich anderen Collectivismen gegenüber erweist, um desto weniger ist der Durchschnittsmensch geneigt zuzugeben, daß dies jemals anders werden könne. Sowohl die inneren Verhältnisse des Collectivismus, als auch die äußere Atmosphäre, in der er sich zu erhalten hat, mögen sich seit seinem Entstehen gründlich verändert haben. Das Individuum sieht nur dessen unveränderte äußere Zeichen, an denen es mit starrem Fanatismus festhält, in deren Vertheidigung es bereit ist zu sterben.

Wie herrlich dieses unbegrenzte Aufgehen des Individuums in einem außerhalb der eigenen Person gelegenen, für höher gehaltenen Zweck auch erscheinen mag und welch' unwiderlegbaren Beweis es für die Hinfälligkeit jener Irrlehre giebt, die da behauptet, der Mensch handle immer aus bewußter Selbstsucht; es ist dennoch nichts Anderes als kurzsichtige, einseitige Rechthaberei, gepaart mit Faulheit des Geistes; es ist Mangel an Selbstständigkeit, der den Durchschnittsmenschen veranlaßt, dem erhaltenen Impulse blindlings zu folgen.

Die blinde Begeisterungsfähigkeit der Massen ist die mächtigste Waffe ihrer Führer. An den Führern ist es gelegen, sich dieser Waffe in richtiger Weise und in richtigem Maße zu bedienen.

* * *

Die philosophische Bewegung des 18. Jahrhunderts war ausschließlich revolutionär, und auch jene des 19. Jahrhunderts ist noch nicht völlig vom Drange emancipirt, die dogmatische und metaphysische Schule vergangener Zeiten zu zerstören, obzwar sie bereits in Trümmern liegen.

Der Positivismus beginnt erst mit Auguste Comte lebende Formen anzunehmen und gewinnt stündlich an Verbreitung und Kraft. Schon beherrscht er alle Zweige der Wissenschaft und Gewerbsthätigkeit, die unter seinem Einflusse nie geahnten Aufschwung erlangen; schon beginnt er auf die politische Entwicklung der Culturwelt Einfluß zu nehmen und die Staaten ihre wirklichen Interessen erkennen zu lassen. Um ihnen aber zu ermöglichen diesen Interessen in Wirklichkeit zu dienen und nur diesen, muß der Positivismus auch in das gesammte bürgerliche Alltagsleben eindringen und alle Schichten der Gesellschaft von der Jagd nach Scheinwerthen abzubringen trachten.

Die Pflichten und Rechte des Staates dem Staatsbürger und der Staatengesellschaft gegenüber; die Pflichten und Rechte des Staatsbürgers dem Staate gegenüber werden durch die Gesetze der positiven Philosophie heute bereits wissenschaftlich klargelegt.

Der bessere Mensch hat zur Erhaltung seiner Macht über das Durchschnittsmenschenthum nichts Anderes zu thun, als diese Gesetze unter allen Verhältnissen genau zu befolgen.

Wenn aber der bessere Mensch durch den Einfluß des Positivismus von den Ketten des Dogmatismus und Mysticismus befreit, nunmehr die Energie des Durchschnittsmenschen in neue Bahnen zu lenken strebt, stößt er bei diesem auf schwer zu überwindende Schwierigkeiten.

Jedem einzelnen Menschen die Erkenntniß dessen beizubringen, was ihm frommt und zur wirklichen Befriedigung dient, ist eine Sysiphusarbeit.

Nichts ist so unbegrenzt im menschlichen Herzen wie der Wunsch; diesem eine gesunde Richtung zu geben, ihn auf das Erreichbare zu beschränken, ist mühevoll und langwierig. Nicht durch Vernunftgründe können die Massen von der durch frühere Impulse gegebenen Richtung abgebracht werden, nur durch Empfindung, und diese wird blos durch Erfahrung erlangt, kann daher nicht a priori umgewandelt werden.

Um dem fortschrittlichen Culturgange der Staaten, der Entwicklung zum besseren Menschenthume der Völker nicht hinderlich zu sein, muß der Durchschnittsmensch zur Erkenntniß gelangen, daß ihm, wenn er aufhört für Scheinwerthe unnütze Opfer zu bringen, die Erwerbung wirklicher Güter, wirklicher Freuden im Bereiche der Culturwelt heute kaum mehr versagt ist.

Im Kampfe gegen das Erstreben von Scheinwerthen, Scheingenüssen seitens des Durchschnittsmenschen stößt der bessere Mensch bei jedem Schritt und Tritt auf ganze Haufen von Hindernissen, deren Ursachen theils in der menschlichen Natur liegen, daher wir sie „innere Ursachen" nennen wollen, theils in äußeren Verhältnissen zu suchen sind.

Die inneren Ursachen, zahlreich und anscheinend mannigfach, meinen wir mit der Gesammtbezeichnung „Götzendienst des Credites" ausdrücken zu können. Die äußeren Ursachen der Jagd nach Scheinwerthen lassen sich gleichfalls in einen Gesammtbegriff zusammenziehen: „Der Nutzen, den Andere hieraus zu ziehen vermögen."

Je mehr die Einen ihr Glück in werthlosen Errungenschaften suchen, um desto freier lassen sie die Bahn für Jene, die nach Erlangung wirklicher Kräfte streben.

Letztere mögen allerdings auch die besseren Menschen sein, die die Schwächen des Durchschnittsmenschen ausnützen, um ihm zu dienen; in Wirklichkeit sind es aber zumeist die schlechteren Menschen, die hierin ein erwünschtes Mittel finden, um den Durchschnittsmenschen auszubeuten.

Der Götzendienst des Credites entspringt aus zwei Instincten, die sich im Menschen die Wage halten und nur durch äußere Einflüsse in's Schwanken gebracht werden können:

1. Die Empfindlichkeit gegen Erlittenes, bei höherem Entwickelungsgrade auch drohendes Unrecht, die wir als dem Menschen von der Natur verliehene moralische Vertheidigungswaffe bezeichnen möchten;

2. der allen organischen Wesen innewohnende Drang nach der „économie de l'effort", vulgo die Trägheit.

Einerseits will der Mensch den Uebergriffen anderer Menschen gegenüber sein gutes Recht des Daseins behaupten; andererseits will er dies mit möglichst geringem Aufwand der eigenen Kraft.

Je nachdem der Mensch seine Existenz bedroht oder gesichert sieht, gewinnt bei ihm der Instinct der Selbstvertheidigung oder jener der Trägheit die Oberhand. Beide aber entwickeln sich, sobald sie nicht durch Voraussicht controlirt werden, zur mächtigsten menschlichen Leidenschaft, zur Rechthaberei.

Sowohl um sich gegen die Uebergriffe Anderer mühelos sicherzustellen, als auch um die erlangte Herrschaft über Andere mühelos zu erhalten, ist der Mensch fortwährend auf der Suche nach irgend einer außerhalb seiner gelegenen Macht, die dies für ihn besorge. Meint er diese einmal gefunden zu haben, so unterwirft er sich ihr blind.

Hat diese Macht sich bei irgend einem Anlasse bewährt, so wird der blinde Glaube des Menschen an sie zur Ueberzeugung, begründet durch aus der Erfahrung gezogene Vernunftschlüsse.

Wird sie nun von Anderen angezweifelt oder gar angegriffen, so entwickelt sich im Menschen eine nie geahnte Energie. Gestützt auf den Glauben einer außerhalb seiner gelegenen Macht, die bereit ist ihm beizustehen und deren Allmacht er erprobt zu haben meint, nimmt er seine volle Kraft zusammen, um sie aufrecht zu erhalten.

Durch dieses Concentriren aller Kräfte auf einen Punkt schafft aber der Mensch über sich eine wirkliche Macht, die ihn der Selbstbestimmung beraubt und durch seinen Fanatismus mehr und mehr Anhänger gewinnt. Hierdurch wird eine Schule, eine Secte, mit einem Worte ein Collectivismus gegründet, dessen Kraft auf Dogma beruht, dessen äußere Zeichen, zum Symbole erhoben, auf das Durchschnittsmenschenthum eine mystische Anziehungskraft ausüben.

Immer in der Hoffnung, mit Hilfe einer höheren Macht ohne eigenes Zuthun Anderen gegenüber Recht zu behalten, schreckt der Durchschnittsmensch vor den widersinnigsten Diensten nicht zurück, durch die er die Allmacht auch des jämmerlichsten Götzen erhalten und festigen zu können glaubt.

Im Dienste einer Scheinmacht und deren Symbole ist der Durchschnittsmensch bereit, seine vitalsten Interessen, ja das Leben zum Opfer zu bringen, und erkennt nicht, daß diese durch ihn selbst geschaffene Scheinmacht in erster Linie seine Individualität mit allen ihren berechtigten Aspirationen zu vernichten droht. Aus Recht-

haberei entsagt der Durchschnittsmensch allen seinen wirklichen Interessen, zu deren Bekämpfung er größere Begeisterung und Energie entwickelt, als er jemals vermocht werden kann aus eigener Kraft auf deren Vertheidigung zu verwenden.

Aus Rechthaberei erhebt der Durchschnittsmensch den erlangten oder ertheilten Credit zu seinem Götzen, dem er die Ausübung der Macht, wie die Vertheidigung der Freiheit überläßt, um in beiden Beziehungen jeder weiteren Mühe enthoben zu sein.

Aus Rechthaberei wirft er sich vor jedem Symbole in den Staub, hinter welchem er eine Macht vermuthet, oder er bemächtigt sich dieser Symbole, um seine Mitmenschen sich vor ihm in den Staub werfen zu sehen.

* * *

Der bessere Mensch, dem es gelungen ist, durch höhere Intelligenz und Moral die Herrschaft über das Durchschnittsmenschenthum zu erlangen, kann nicht anders, als sich von den beherrschten Massen auch durch äußere Zeichen zu unterscheiden. Seine Aufgaben und Pflichten nehmen seine volle Kraft in Anspruch und zwingen ihn, gewisse materielle Begünstigungen zu beanspruchen.

Wer viele Stunden am Schreibtische verbringt, um für das Wohl seiner Mitmenschen zu sorgen, kann sich nicht kleiden wie der Tagelöhner, der in freier Luft sich gegen Kälte und Hitze zu schützen hat; wer fortwährender geistiger Anstrengung bedarf, kann sich nicht nähren wie jener, dessen Muskelkraft gestählt werden soll.

Will sich nun der Durchschnittsmensch den Anschein des besseren Menschenthums geben, indem er sich kleidet und nährt wie der bessere Mensch, so wird Kleidung und Nahrung zum Symbole des besseren Menschenthums erhoben, für dessen Erlangung man wirkliche Güter leichtfertig aufzuopfern bereit ist.

Wohin immer man die Blicke wendet, in allen Schichten der Gesellschaft sieht man den Menschen sich um Scheingenüsse verbluten, nirgends ist bis jetzt der Culturmensch gegen dieses Uebel gefeit. Viele Generationen über werden Menschenglück, Lebensfreude, schaffende Thatkraft von diesen hinweggerafft. Selbst die als einzige Triebfeder menschlichen Trachtens verschrieene Selbstsucht streicht die Segel vor dem Sturmhauche der angefachten Eitelkeit. Für das zweifelhafte Vergnügen, als mehr zu gelten, als man ist, wirft man die Grundbedingnisse der Entwicklung zum besseren Menschenthume von sich, man opfert Gesundheit, materielle Selbstständigkeit, Seelenruhe und Nächstenliebe dem Moloch Snobbismus auf.

Der Positivismus hat im täglichen gesellschaftlichen Leben dem Durchschnittsmenschen klarzulegen, daß die Kraft des besseren Menschen nicht durch Aneignung seiner äußeren Zeichen erlangt werden kann; besonders aber

den besseren Menschen zu vermögen, den Kern nicht für die Schale zu verspielen.

Schon ist diesbezüglich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ein großer Fortschritt zu verzeichnen. Mit Recht kann behauptet werden, daß, je höher der Culturgrad eines Gesellschaftskreises gestiegen ist, umso weniger Gewicht auf die äußeren Zeichen einer höheren gesellschaftlichen Stellung gelegt wird. In den unteren Schichten bleibt aber noch Vieles zu thun übrig.

Wie viele Sparpfennige des armen Mannes gehen nicht auf den Sonntagsbraten verloren, der ihm nicht mundet, der aber aufgetischt werden muß, um es dem Nachbar zuvorzuthun oder mindestens nicht hinter ihm zurück zu bleiben.

Und erst das Weib! Mann und Kinder mögen die Woche über darben, damit die sogenannte Hausmutter Sonntags mit einem neuen Tuche, einem neuen Bande das Nachbarweib übertrumpfe. Die große Masse der Bewohner eines Culturstaates unterscheidet sich hierin kaum vom Wilden, der Goldstaub und Elfenbein für Glasperlen hergiebt.

Was aber soll aus dem Erzeuger von Glasperlen und dessen Händler werden, wenn Nichts mehr dafür gegeben wird?

„Was soll mit den vielen Fröschen und Schlangen geschehen?“ frug einst der Besitzer eines Sumpfes, dem man dessen Trockenlegung anrieth. Diese bekannte Anekdote kann heute unzählige Anwendung finden.

Daß der zum ergiebigen Acker verwandelte Sumpf einen Ueberschuß an Werthen erzeugen wird, der es dem Producenten von Scheinwerthen und dessen Händler ermöglicht, den Kampf um's Dasein auch ohne Fortführung ihres Wuchergeschäftes siegreich zu bestehen, kann nur die Erfahrung lehren. Unterdessen klammern sie sich an ihre bewährten Hilfsmittelchen fest und zwar um so krampfhafter, je müheloseren und reicheren Gewinn sie aus ihnen ziehen.

An eine radicale Heilung dieser Zustände ist nicht zu denken, so lange für den Menschen inmitten der Culturwelt die Nothwendigkeit des Kampfes um's Dasein überhaupt besteht.

Vereinzelten Angriffen des moralisch unentwickelten Thiermenschen ist die Culturwelt immer ausgesetzt und muß sie zurückweisen können; jenem Durchschnittsmenschen aber, der sich einem Collectivismus anschließt und unterwirft, hat dieser die Möglichkeit zu bieten, ohne Kampf bestehen zu können.

Austern und Champagner wird allerdings auch im bestorganisirten Collectivismus nicht jeder Mensch erlangen können, aber — und hier liegt der Hund begraben — bedarf es wirklich der Austern und des Champagners, um satt und glücklich zu werden?

Wenn sich der von gesunder, einfacher Kost ausreichend genährte Arbeiter einer Champagnerfabrik oder Austernbank blos darum unglücklich fühlt, weil er Andere sieht sich an Austern und Champagner gütlich thun und vielleicht den Magen verderben, dann ist ihm allerdings nicht zu helfen.

Der Kampf um Austern und Champagner ist aber kein Kampf um's Dasein, er ist der Kampf um Scheingenüsse, um Befriedigung einer krankhaften Eitelkeit, angefacht durch den Götzendienst des Credites, der den Menschen durch die Schein-Dogmen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit glauben macht, er sei in seiner Menschenwürde verletzt, wenn irgend Jemand mehr Geld auf Scheingenüsse verwenden kann als er.

Die anerkannte höhere gesellschaftliche Stellung ist eine Macht und wird es immer bleiben. Deren äußere Zeichen aber sind Symbole, ihnen nachzujagen ist Snobbismus, und Snobbismus ist es seitens jener, die sie besitzen, diese Symbole von der Menge anbeten zu lassen, wenn es nicht noch etwas Aergeres ist, nämlich bewußte Lüge zur Bethörung und Ausbeutung der Massen.

Das einzige Vergnügen der Scheingenüsse liegt eben darin, es Anderen zuvor- oder doch gleichzuthun. Es hat nämlich noch Niemand in Wirklichkeit nach Freiheit oder gar Gleichheit gestrebt, und was Brüderlichkeit zu bedeuten hat, zeigen die Civil-Processe, deren erheblicher Theil zwischen Brüdern und Verwandten geführt werden. Wonach ein Jeder strebt, ist einfach Macht, aber bei möglichst geringer Anspannung der eigenen Kräfte. Freiheit mag ja als Gegensatz von Sklaverei höchst erwünscht erscheinen, von Freiheit aber läßt es sich nicht leben, weder direct noch indirect durch Vermittlung Anderer, da Freiheit das Arbeiten für Andere ausschließt. Wonach das menschliche Herz sich offen oder insgeheim sehnt, das ist das Privilegium, nämlich mehr zu dürfen, als Andere und Andere für sich wirken zu lassen. Seitdem es Menschen gegeben hat und so lange es Menschen geben wird, war und bleibt dies ein Gesetz und noch dazu ein berechtigtes Gesetz, ein Naturgesetz.

Vielleicht noch immer Naturgesetz, aber nicht mehr berechtigt, weil nicht mehr vernünftig, ist aber der Mißbrauch mit dem Privilegium; und dieser Mißbrauch wird durch den Götzencultus des Credites einfach provocirt. Es gehört kein geringer Grad von Nüchternheit, Selbstständigkeit und Energie dazu, um jene abzuwehren, die Einem durchaus Hände und Füße schlecken wollen und behaupten, hierin Seligkeit zu finden.

Es erscheint geradezu grausam, die armen Massen der Freude, mit Einem Fetischismus treiben zu dürfen, zu berauben, während andererseits die Massen sich selbst zu vergöttern meinen, indem sie ihren Abgott anderen Götzen gegenüber hochhalten und ehren.

Unleugbar hat der Gebrauch von Credit etwas ungemein Verlockendes; man könnte getrost die Behauptung aufstellen, daß ein gesellschaftliches Beisammenleben ohne Credit garnicht denkbar ist. Kann man sich z. B. eine einfache Droschkenfahrt ohne Credit vorstellen? Entweder der Kutscher fährt den Passagier auf Credit, überzeugt, von ihm bei der Ankunft bezahlt zu

werden, oder er läßt sich im Voraus bezahlen, in welchem Falle der Passagier dem Droschkenkutscher Credit ertheilt, indem er voraussetzt, er werde ihm die Gegenleistung der Fahrt nicht schuldig bleiben.

Und erst die Rechthaberei! Jeder Glaube, jede Cultur, jede Wissenschaft ist von dieser bedingt; ohne Rechthaberei giebt es keine Emulation, keinen Ehrgeiz, keinen Fortschritt. Ein Galilei, ein Newton haben die Welt von unterst zu oberst gekehrt, um zu beweisen, sie hätten Recht.

Das Heillose bei Credit und Rechthaberei beginnt erst mit der Lüge. Einen Credit zu beanspruchen, den man weiß nicht zu verdienen, Recht behalten wollen, wenn man genau weiß im Unrecht zu sein, dies sind einfach Verbrechen an der Gesellschaft und rächen sich im Laufe der Zeit grausamer als Raub und Mord.

Wer sich aus Selbstachtung seiner Stellung entsprechend kleidet und nährt, hat Recht; wer es aber thut, um den weniger gut gekleideten und genährten Mitmenschen überlegen zu sein, hat Unrecht und lügt, denn er weiß ganz genau, daß nicht seine bessere Kleidung und Nahrung ihn zum besseren Menschen macht.

Indem die Einen an ihre Scheinüberlegenheit glauben machen wollen, die Andern dergleichen thun an sie zu glauben, häufen sich im Portefeuille der öffentlichen Meinung falsche Wechsel, von den Einen gewissenlos ausgestellt, von den Andern leichtfertig und unaufrichtig acceptirt. Am Verfallstage aber hat diese Wechsel der Collectivismus zu honoriren, worüber er bankerott werden muß!

Nieder mit dem Snobbismus der Individuen, der bei Nationen Chauvinismus heißt! Hoch die positive Weltauffassung, die zwischen Schein und Wirklichkeit zu unterscheiden lehrt! Heute befindet sich noch die große Mehrzahl der Durchschnittsmenschen in der Lage jenes Ehepaares, dem eine Fee drei Wünsche zu erfüllen versprach. Der Mann wünscht sich ein Paar Würste, die hierüber erboste Frau wünscht die Würste dem Manne unter die Nase anwachsen zu sehen; worauf der letzte Wunsch natürlich lauten mußte: „Befreiung von der Wurst."

Der Positivismus soll uns erst richtig wünschen lehren, dann rechtschaffen wollen, und die Entwicklung zum besseren Menschenthume erfolgt von selbst.





Domenico Cirillo,
ein großer Arzt als Märtyrer einer großen Zeit.

Von
R. Koßmann.
— Berlin. —

Es ist ein von der Natur überaus herrlich geschmückter Schauplatz, auf den ich meine Leser zu führen habe. In tiefem Blau wogt, als ob er athme, der Busen des Tyrrhenischen Meeres, über den der Südwind den Duft der Sorrentinischen Orangenhaine dahinträgt. Leise aufrauschend küßt die silberne Brandung hier die heimlichen Grotten des von schattigen Hainen und Gärten bedeckten Pausilypon, dort die im Fließen erstarrten finsteren Ströme der Lava, die Herculaneum verschlungen hat; hier die malerischen Ruinen des in die Fluth hinausgebauten Palastes der Anna Caraffa, dort das Bollwerk des in grellsten Farben leuchtenden, wimmelnden, tosenden Hafens, von dem terrassenförmig, in großartigem Bogen, zu dem überragenden Castell St. Elmo das königliche Neapel emporsteigt. Droben aber, in dem fast fleckenlosen Azur des Himmels, lagert, wie der breit ausladende Schirm einer Pinie sich auf ihrem Stamme wiegt, eine schwarze Wolke, getragen von der Rauchsäule, die dem nackten Aschenkegel des Vesuv entquillt, ein Sinnbild des drohenden Unheils, das seit Jahrtausenden allezeit über diesem Paradiese zu schweben scheint, um wieder und wieder vernichtend herabzufahren, so oft einmal die emsig schaffenden, strebenden, ringenden Menschenkinder da unten beginnen wollen, sich ihrer Erfolge zu erfreuen.

Und es ist eine große Zeit, in die ich meine Leser führe; die größte vielleicht, die jener Erdenstrich mitempfindend erlebt hat. Eine Zeit, da der in der Sklaverei fast erstickte Trieb zu denken und zu handeln plötzlich in gewaltigen

Flammen wieder emporschlug; da die Nationen von ihren Unterdrückern die Anerkennung ewiger und unveräußerlicher Menschenrechte forderten und erzwangen; da die Fackel des freien Gedankens in alle Winkel der Schule und Kirche hineinleuchtete, um die gespensterhaften Dogmen zu verscheuchen; da Adel und Bürgerthum wetteiferten, Gut und Blut für rein ideale Schöpfungen zum Opfer zu bringen; da ein Seifensiederssohn einen halben Welttheil von seinen Unterdrückern befreite, und der Sprößling eines kleinen corsischen Beamten auszog, die Welt zu erobern; da selbst Laster und Verbrechen unser ästhetisches Gefühl durch Züge übermenschlicher Größe bestechen: es ist das Zeitalter der großen Revolution.

Und es ist endlich ein außerordentlicher Mann, von dem ich erzählen möchte. Groß als Naturforscher und Arzt, noch größer als Denker und Menschenfreund, am größten als Held und Märtyrer.

Am 19. April 1739 erblickte Domenico Cirillo das Licht der Welt zu Grumo, einem kleinen Ort, eine Meile nördlich von Neapel in der überaus fruchtbaren Ebene gelegen, die sich, als Terra di Lavoro bekannt, von Capua bis Neapel erstreckt. Er war der Sprößling eines sehr wohlhabenden Gelehrtengeschlechts, das seinem Vaterlande nicht weniger als zwanzig, zum Theil berühmte Naturforscher und Aerzte gegeben hat; auch Domenicos Vater Innocenz, dessen Bruder Santolo, sowie sein Großvater mütterlicherseits waren Aerzte.

Durch Vater und Onkel in die Wissenschaften der Botanik und der Medicin eingeführt, ausgerüstet mit reichen Sprachkenntnissen, studirte er drei Jahre Philosophie und vier Jahre Medicin, wurde mit zwanzig Jahren Doctor und bestieg alsbald, als Sieger aus dem in Italien üblichen Concurrenzexamen hervorgegangen, den Lehrstuhl der Botanik, auch in jenen Zeiten ein ungewöhnlich frühzeitiger Erfolg.

Werfen wir jedoch, ehe wir die Laufbahn unseres Helden weiter verfolgen, einen Blick auf die Zustände seines engeren Vaterlandes. Aus den Händen des römischen Reiches in die der Longobarden, der Normannen, der Hohenstaufen, der Anjous, der Arragonesen, der Castilianer gelangt, von den spanischen Vicekönigen zwei Jahrhunderte lang ausgesogen und depravirt, schließlich im Besitz des letzten Habsburgers, Kaiser Karls des Sechsten, lernte Neapel die Segnungen einer kraftvollen Regierung erst kennen, als der 17jährige Karl von Bourbon, fünf Jahre vor der Geburt unseres Helden, das Land eroberte, und sein aufgeklärter Minister, der ehemalige Pisaner Professor der Jurisprudenz Tanucci, daranging, die Uebermacht der Kirche und des Feudal-Adels zu brechen.

Am 6. October 1759, vier Tage, nachdem unser Domenico den Doctorhut erhalten hatte, überließ Karl, den der Tod seines Bruders auf den spanischen Thron rief, sein bisheriges Königreich seinem dritten, achtjährigen Sohne Ferdinand und setzte eine Regentschaft ein, in der Tanucci fortfuhr, als factischer Herrscher zu regieren, das Land sichtlich erblühte.

Die ersten zehn Jahre seines Lehramtes verwandte Cirillo hauptsächlich auf naturwissenschaftliche Studien; wenngleich er daneben ärztliche Praxis ausübte, kann diese keine sehr regelmäßige und umfangreiche gewesen sein, da er auf wiederholten langen Reisen Calabrien, Apulien, Sicilien mit seinen Schülern durchforschte. Sein damaliges Aeußere, die geistvollen und einnehmenden Züge, sind uns erhalten in einem trefflichen Bildniß, das ihn im Filzhut inmitten seines botanischen Gartens darstellt. Es ist wohl sicher ein Werk der großen deutschen Malerin Angelika Kauffmann, die in der That damals schon, vom Juli 1763 bis April 1764 in Neapel weilte, und die Tradition weiß zu erzählen, daß die 23jährige Künstlerin in Liebe zu dem zwei Jahre älteren Gelehrten entbrannt gewesen sei. Wie dem auch sei, sie verließ Italien 1765 und begab sich nach London.

Drei Jahre später, 1767, erlangte Ferdinand seine Großjährigkeit und begann die eigene Regierung mit zwei bedeutsamen Handlungen, der Vertreibung der Jesuiten und der Erweiterung der schon vom Kaiser Friedrich II. gegründeten Universität. Sie erhielt als Sitz das großartige Kloster der Jesuiten, die Gehälter der Professoren wurden erhöht, 7 neue Lehrstühle gegründet, ein botanischer Garten, ein naturhistorisches Museum, ein chemisches Laboratorium, ein astronomisches Observatorium, ein anatomisches Theater errichtet. Cirillo erhielt die neue Professur für Naturgeschichte.

Vier Jahre später tritt auch Cirillo die für damalige Verhältnisse außerordentliche Reise über Paris nach London an.

Hat ihn vielleicht das Herz Angelika nachgezogen?

Es ist uns nichts Sicheres darüber bekannt geworden, da Cirillos Briefwechsel nicht gesammelt, geschweige denn herausgegeben ist. Jedenfalls fand er sie dort zwar als hochgefeierte Künstlerin wieder, deren Verdienste von der soeben gegründeten Malerakademie durch Ernennung zum Mitgliede anerkannt waren; aber ihren Berufserfolgen fehlte der Segen inneren Glückes. Angelika war den Vorspiegelungen eines Hochstaplers, der sich für einen schwedischen Grafen Horn ausgab, zum Opfer gefallen. Sie hatte ihn bereits geheirathet, als er entlarvt wurde; und wenn es ihr auch gelungen war, sich von dem Zusammenleben mit diesem Schwindler loszukaufen, so war eine Auflösung der Ehe zu der Zeit, da Cirillo in London weilte, noch nicht erfolgt, und Angelika hatte noch manches Jahr diese Fessel zu tragen. Als der Papst sie endlich gelöst hatte, schloß die Künstlerin bekanntlich eine Vernunftehe mit dem Maler Zucchi. Mit diesem hat sie 1782 Neapel wieder besucht und in Cirillos Palazzo an der Contrada di Pontenuovo, damals dem Sammelpunkte der geistigen Aristokratie Neapels und aller hervorragenden Fremden, eine vornehme Gastfreundschaft genossen.

Kehren wir in das Jahr 1770 und nach London zurück! Unseren Freund umgab dort ein überaus reiches, politisch und geistig regsames

Leben. Eben erst hatte der eine der Gebrüder Hunter, William, der Leibarzt der Königin, zum Professor der Akademie ernannt, aus seinen eigenen, reichen Mitteln ein großartiges anatomisches Theater mit Sammlungs- und Arbeitsräumen errichtet und hielt hier die Vorlesungen, die ihn fast mehr noch, als seine Schriften berühmt gemacht haben. Als ein eifriger Zuhörer saß Cirillo zu seinen Füßen, arbeitete aber auch fleißig praktisch, besonders an der Erforschung des Lymphgefäßsystems durch Injectionen.

Aber auch an den Sitzungen der Royal Society nahm er, der englischen Sprache vollkommen mächtig und mit Pringle, der bald darauf Präsident dieses Instituts wurde, eng befreundet, lebhaften Antheil. Er hat in der Sitzung vom 26. April 1770 selbst Mittheilungen über die Manna-Esche und über die Tarantel gelesen (die in's Deutsche übersetzt wurden), und die Gesellschaft erwies ihm die Ehre, ihn zum correspondirenden Mitglied zu ernennen. In London trat Cirillo jedoch auch noch zu einem anderen Manne, einem der größten Geister aller Zeiten, in freundschaftliche Beziehungen, zu Benjamin Franklin.

Damals, als Cirillo ihn kennen lernte, war Franklin schon als ein Forscher auf dem Gebiete der Elektricität und als Erfinder des Blitzableiters ein weitberühmter Mann. Aber noch war er Generalpostmeister für die englischen Colonieen in Nordamerika, und sein Wirken für sein überseeisches Vaterland beschränkte sich auf die energische, aber vergebliche Forderung einer gerechteren Gestaltung der Abgaben. Nur wenige Jahre aber sollte es noch dauern, bis die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit erklärten und Franklin als ihr Gesandter in Paris deren Anerkennung und ein Bündniß durchsetzte; im Jahre 1783 konnte er den Frieden von Versailles unterzeichnen, durch den England diese mächtigste aller Colonien dauernd verlor.

„Eripuit coelo fulmen, mox sceptra tyrannis" *)

(„Seht, er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen die Scepter") lautet die Inschrift auf Franklins Büste; und dieses schöne Doppelstreben, gerichtet auf die Unterjochung der Natur und die Befreiung der Menschheit, war es, das die beiden edlen Männer zu Freunden machte, die lebenslang im Briefwechsel blieben.

Durch Franklin lernte Cirillo aber auch jenen merkwürdigen Mann kennen, der als fanatischer Prediger einer englischen Secte dem freidenkerischen Arzt ferne genug stand, und doch als Naturforscher den größten Einfluß auf ihn gewann: ich meine Priestley, der damals schon sein Werk über die Elektricität geschrieben hatte und eben mit jenen Experimenten beschäftigt war, aus denen sich bald darauf die Entdeckung des Sauerstoffs ergab.

Von London wandte sich Cirillo nach Paris, und vielleicht war sein dortiger Aufenthalt noch fruchtbarer für die Entwickelung seiner Ideen.

---

*) Dies die authentische Form.

Hier war es zunächst Jean-Jacques Rousseau, den er kennen lernte, und dem er eine so nachhaltige Bewunderung widmete, daß er lange nachher Einiges aus den nachgelassenen Rêveries d'un promeneur solitaire in ein glänzendes Italienisch übertrug und seinen akademischen Vorträgen einverleibte. Die Auffassung des Staatswesens als eines Vertrages zwischen Regierung und Regierten, wie er sie von Rousseau empfing, stand freilich in schärfstem Gegensatz zu den Zuständen seines eigenen Vaterlandes, in welchem durch des Ministers Tanucci erfolgreiche Bekämpfung der Uebermacht der Kirche und des Feudaladels die Gewalt des Herrschers nur um so unumschränkter geworden war. Fesselte der damals schon von Verfolgungswahnideen heimgesuchte Sonderling Rousseau unsern Helden vornehmlich durch die Kühnheit seiner Gedanken, so gewannen zwei andere Männer durch die außerordentliche Liebenswürdigkeit ihres Wesens die persönliche Freundschaft des freilich viel jüngeren neapolitanischen Professors.

Wahrscheinlich hat Diderot zunächst als Herausgeber eines Dictionnaire universel de médecine unsern Cirillo angezogen; aber mit seiner hinreißenden Gabe der Conversation mußte es ihm gelingen, ihn auch für seine philosophischen Anschauungen zu gewinnen, zumal für den Materialismus, wie ihn Diderot in seinen Pensées sur l'interprétation de la nature niedergelegt hat. Bedeutender in den Augen unseres selber der exacten Forschung zugewandten Freundes war aber Diderots Genosse bei der Herausgabe der großen französischen Encyclopädie, d'Alembert. Als Mathematiker, Physiker und Astronom nahm dieser große Mann, den selbst die Berliner Akademie der Wissenschaften damals schon zum Mitglied ernannt hatte, den Friedrich der Große mit seiner Freundschaft beehrte, den Neffen des berühmten Physikers Nicolò Cirillo, des Freundes Newtons, mit offenen Armen auf. Wer die von d'Alembert selbst geschriebene Einleitung der großen Encyclopädie, diese durch ihre Klarheit und die Eleganz der Darstellung bewunderungswürdige Systematik aller menschlichen Wissenschaft, gelesen hat, kann sich vorstellen, wie außerordentlich der Verkehr mit diesem, im Umgang ungewöhnlich liebenswürdigen Manne den Geist des jungen Forschers bereicherte und klärte.

Und schließlich war es noch ein Mann von außergewöhnlicher Bedeutung, dem Cirillo hier in Paris näher treten durfte, ich meine Buffon. Wie sehr mußte unsern Freund, der selbst schon ein Jahrzehnt lang ganz Süditalien und Sicilien auf naturwissenschaftlichen Streifzügen durchwandert hatte, der ein reiches Herbarium und einen eigenen kleinen botanischen Garten besaß — wie sehr mußte ihn, sage ich, der Jardin des plantes interessiren, diese großartige Schöpfung Buffons, der dort die Pflanzen der ganzen Erde zu sammeln und zu cultiviren versuchte, zum ersten Mal fremde Thiere in Gefangenschaft hielt, um ihre Lebensweise zu studiren, und ein reiches naturhistorisches Museum schuf. Noch heute, wenn wir das ungeheure Werk seines langen Lebens, die aus 36 starken Bänden bestehende, mit den

vollendetsten Kupfertafeln geschmückte Naturgeschichte, zur Hand nehmen, müssen wir erstaunen vor dem Genie, das eine solche wahrhaft übermenschliche Productivität mit einer solchen Großartigkeit der Auffassung, mit einer solchen Harmonie des Denkens und der Darstellung zu verbinden wußte.

So darf man denn wohl in der That sagen, daß unser Cirillo sowohl in London, als in Paris das Glück gehabt hat, die Freundschaft von Männern zu erwerben, wie sie in ähnlicher Größe des Geistes und in ähnlicher Bedeutung für die Umwälzung der menschlichen Geistescultur weder vorher noch nachher jemals an einem Orte vereinigt gewesen sind. Reich befruchtet mit Kenntnissen und Anregungen, als ein Mann, dessen Gedankenwelt hoch über der seiner Heimatsgenossen lag, kehrte Cirillo nach Neapel zurück.

Dort verbrachte er den größten Theil des ihm noch zugemessenen Daseins in der Thätigkeit des Arztes, des Naturforschers, des Universitätslehrers. Schon im Jahre 1774 übernahm er neben dem botanischen Lehramte, das er nur vertretungsweise während seiner Abwesenheit abgegeben hatte, einen Lehrstuhl der theoretischen Medicin, d. h. der Physiologie, Pathologie und Materia medica, den das große Siechenhaus, die Sta. Casa degli Incurabili nachahmenswerther Weise errichtet hatte.

Seine erste Handlung in diesem Amte war eine große Reform. Er führte, als der Erste in Italien, das praktische Studium der Geburtshilfe in die ärztliche Ausbildung ein und schuf so die Möglichkeit, diesen wichtigen Zweig der Heilkunde den unwissenden Weibern zu entreißen, denen eine verhängnißvolle Prüderie ihn zu größtem Schaden der Menschheit überlassen hatte. Zugleich befruchtete er, nach dem Vorbilde seines hervorragenden Freundes Spallanzani, seine physiologischen Vorlesungen durch Experimente an Thieren und Pflanzen. Seinen Lehrstuhl der Botanik an der Universität vertauschte er im folgenden Jahre mit dem der praktischen Medicin, sodaß er nun, als 36jähriger Mann Inhaber von zwei Lehrstühlen, gleichzeitig das gesammte ungeheure Gebiet der Medicin lehrte, was ihn aber nicht hinderte, im Jahre 1779 auch noch die Direction des naturhistorischen Museums zu übernehmen! Nun strömten, angezogen von seiner Originalität und hinreißenden Beredsamkeit, die Jünger Aesculaps aus ganz Italien nach Neapel, und es entvölkerten sich die anderen Universitäten, selbst die hochberühmte Medicinschule von Pavia, für die man Cirillo vergeblich zu gewinnen gesucht hatte.

Doch mag unser Held wohl eingesehen haben, daß eine so umfassende Lehrthätigkeit auf die Dauer nicht durchzuführen sei, denn er vertauschte nach etlichen Jahren den Lehrstuhl der praktischen Medicin mit dem der theoretischen, sodaß er an beiden Anstalten das gleiche Fach zu vertreten hatte. Der praktischen Medicin aber blieb seine Privatthätigkeit gewidmet, und diese wuchs bald in's Ungeheure. Schon seit 1773 war er Arzt der größten Klöster und Hospitäler Neapels, königlicher Leibarzt und Hausarzt der hervorragendsten Familien, der englischen und französischen Honoratioren.

Von den frühesten Morgenstunden belagerten die Schaaren Hilfesuchender seine Schwelle.

Und hier mag es wohl der Ort sein, zu schildern, wie hoch er von seinem ärztlichen Berufe dachte, welch' ein warmes, von reinster Menschenliebe erfülltes Herz er ihm darbrachte. Er spricht sich darüber in der Vorrede zu seinen „Akademischen Vorträgen“ in so schöner Weise aus, daß es mir vergönnt sei, einige Sätze daraus in deutscher Uebersetzung wiederzugeben. Er schreibt:

„Es mag sonderbar erscheinen, mich im Gewühl der glänzendsten Hauptstadt Italiens, wo die Behaglichkeiten des Lebens und die rasche Folge von Genüssen den Menschen der strengen Tugend entfremden und das schlaff und träge gewordene Herz für die Eindrücke der Empfindsamkeit, für die Erschütterungen des Mitgefühls unempfindlich machen, — es mag sonderbar erscheinen, mich da die Sprache des Mitleids reden zu hören, mich hingerissen zu sehen von dem Enthusiasmus socialer Opferfreudigkeit und patriotischer Hingebung. . . . Es thut mir leid, daß nicht Alle an den Gegenständen, die ich gewählt habe, Geschmack finden, daß Wenige sie billigen werden. Der Geist der Wehmuth, der in meinen Schriften herrscht, wird Alle erschrecken, die sich mit erheiternden Kleinigkeiten abzugeben lieben, der Traurigkeit aber, die den menschlichen Stolz verstimmt, der Melancholie, die ihn demüthigt, aus dem Wege gehen. Wenige nur sind fähig, den unaussprechlichen Genuß nachzuempfinden, den wir aus dem Elend des Nächsten zu ziehen wissen. Wenige verstehen es, den Menschen zu lieben, den sein Mißgeschick verehrungswürdig macht. . . . Der verschmachtenden Menschheit beizustehen, sie in ihrem Elend zu unterstützen, als unmittelbares Werkzeug zum Glück eines Nächsten zu dienen, ist für mich immer die höchste aller Freuden gewesen. Barmherzigkeit üben, dem Hungernden, Entblößten, Frierenden, von grausamem, verderblichem Siechthum Gepeinigten ohne Zögern beispringen, das ist die Freude dessen, der in Wahrheit zum Wohle der menschlichen Gesellschaft geboren ist. Und das Gefühl der Befriedigung erwächst nicht allein daraus, daß man sieht, wie man sie mit eigener Kraft aus der Todesnoth gerettet hat, diese Unseligen, von denen man nicht versteht, für welche Vergehungen das Schicksal sie niedergetreten und zur Qual verdammt hat; sondern der größte Genuß, der sich zum Entzücken zu steigern vermag, liegt, wenn wir für das Glück des Nächsten bemüht sind, in der Betrachtung, in der Wahrnehmung und Empfindung des Ausdrucks, der Regungen, der Wirkungen der Dankbarkeit, wie sie sich im Antlitz ausprägt, wie sie sich in dem sanften Blick der Augen, in den wohlthätigen Thränen zeigt, die von den Wangen Derer strömen, die zu uns emporblicken wie zu einer hilfreichen Gottheit. Wie sehr auch diese Lust, die wir bei den Beweisen solcher selbstverdienten Dankbarkeit empfinden, einer Art Eitelkeit gleichen mag, so ist sie doch verzeihlich, wenn sie sich verbirgt und ohne hochmüthige Schaustellung in den Tiefen unseres Herzens verschließt. . .“

Daß Cirillo jedoch so herrliche Gesinnungen nicht nur aussprechen konnte, sondern sie auch in seinen Handlungen bewährte, lehren manche Angaben seiner Zeitgenossen.

Alle stimmen darin überein, daß ihm auch der Aermste seiner Kranken ebenso am Herzen lag, wie der reichste und vornehmste, und selbst als königlicher Leibarzt hat er, wie die Tradition berichtet, niemals den Besuch am Krankenlager eines Bettlers verschoben, um etwa zuerst dem Rufe seines königlichen Herrn zu folgen. Auch seine Journale, die uns im Manuscript erhalten sind, zeigen durch ihre Ausführlichkeit, wie er ohne jede Rücksicht auf materiellen Gewinn der Untersuchung eines armen Dienstboten genau dieselbe Sorgfalt gewidmet hat, wie der eines Fürsten oder hohen Staatsbeamten. Uebrigens sind in ähnlicher Weise, wie von unserem alten Heim, auch von ihm eine Menge von Anekdoten erhalten, die die wunderbare Schärfe und Schnelligkeit seiner Diagnostik illustriren sollen und, an sich zum großen Theil albern und unglaubwürdig, Zeugniß für seine große Popularität ablegen.

Von seinen medicinischen Werken ist neben einem Auszug aus der Londoner Pharmakopöe und seiner medicinischen Nosologie besonders hervorzuheben das im Jahre 1783 erschienene Werk über die Lues, welches für damalige Zeiten so bedeutend war, daß es alsbald in's Deutsche und Französische übersetzt wurde.

In Beziehung auf die Reichhaltigkeit und die in's Einzelne gehende überaus sorgfältige Verwerthung des Materials steht das Werk den besten Arbeiten unserer modernen Kliniken ebenbürtig zur Seite.

Merkwürdig ist darin für unsere Anschauungen die diagnostische Bedeutung, die dem Pulse beigelegt ist. Cirillo war in jener Zeit, da Auscultation und Percussion noch nicht existirten, auf den Ausbau der Sphygmographie eifrigst bedacht und hat auch ein besonderes Werk darüber, den Tractatus de pulsibus, hinterlassen.

Der philanthropischen Gesinnung Cirillos mußte es freilich nahe liegen, nicht nur im Heilen, sondern auch im Verhüten von Krankheiten eine Hauptaufgabe des Arztes zu sehen, und so war er denn in einem für die damalige Zeit ganz ungewöhnlichen Grade ein Vorkämpfer der Hygiene. Er wirkte mit der äußersten Energie für die Einführung der Impfung, er gab mit einigen Collegen gemeinverständliche Instructionen über die Contagiosität der Phthisis heraus und publicirte auch ein Gutachten über die Unschädlichkeit der Abwässer aus den Gerbereien. Endlich gehören zu seiner speciell medicinischen schriftstellerischen Thätigkeit eine Materia medica, deren botanischer Theil den 2. Band seiner Fundamenta botanica bildet, während die beiden anderen selbstständig erschienen sind.

Unentwegt blieb Cirillo, bei allen Anforderungen seiner Praxis und seines Lehramtes, naturhistorischen Studien zugewandt. Konnte er auch selbst keine Forschungsreisen mehr machen, so gestattete ihm sein Reichthum

doch, fortwährend Sammler zu entsenden. Sein Herbarium, auf den Grundlagen des von Ferrante Imperato und von Santolo Cirillo angelegten weitergeführt, war berühmt als eines der umfangreichsten der Welt. Sein botanischer Privatgarten enthielt 6000 Pflanzenarten! Dem entspricht die Bedeutung seiner naturwissenschaftlichen Schriften. Der durch Klarheit und Präcision ausgezeichneten Fundamenta botanica habe ich schon Erwähnung gethan. Besondere Aufmerksamkeit verdienen aber seine Monographien; die Abbildungen, mit denen er eigenhändig seine Neapolitanische Entomologie, sein Werk über seltene Pflanzen im Königreich Neapel und seine Monographie der Papyrusstaude geziert hat, gehören zu dem Vollendetsten, was in dieser Art geschaffen ist.

Verbietet die Gelegenheit ein näheres Eingehen auf diese und andere streng wissenschaftliche Schriften, so interessirt jedenfalls auch einen weiteren Leserkreis die Sammlung seiner akademischen Vorträge, aus deren Vorrede ich schon einen Abschnitt angeführt habe. Sie sind überaus gedankenreich, klar und elegant in der Form. Wir finden darin mehrere physiologisch-philosophische Gegenstände in höchst interessanter Weise behandelt, so die Ursachen der Sensibilität, so die Bewegung und Irritabilität der Pflanzen, so die Ursachen des Lebens. In der Abhandlung über den letztgenannten Gegenstand nutzt Cirillo in geistvoller Weise die Entdeckung Priestleys aus und erkennt klar, daß es die Aufnahme des „dephlogisticated air“, d. h. des Sauerstoffs, und die damit verbundene Wärmeproduction ist, die die Grundlagen alles Lebens bilden. Uebrigens zeigt die Einleitung zur Materia medica regni mineralis, daß Cirillo, bei aller Vorliebe für die Kunstausdrücke Priestleys, doch das unlängst erst geschaffene Werk Lavoisiers, die Basis unserer modernen Chemie, gründlich kannte und seine Bedeutung, wie nur irgend ein Zeitgenosse, würdigte.

Von seinem tiefen Mitgefühl für das Elend seiner Mitmenschen und von dem Streben, die verrotteten Zustände in seinem Vaterlande zu bessern, zeugen seine beiden Vorträge über das Gefängnißwesen und über die Hospitäler. Es sind wahrhaft furchtbare Bilder, die er hier entrollt, nicht nur von den Zuständen dieser Anstalten, sondern auch von der Corruption, welche die dafür bestimmten Mittel unterschlägt, und von der Willkür der Tyrannen, welche die Mißliebigen ohne Recht und Urtheil in diese schaurigen Verließe stößt. Es ist kein Wunder, daß sich der Verleger dieses Werkes auf dem Titelblatte nicht genannt hat, und daß unser Held seit der Veröffentlichung solcher Schriften als ein gefährliches Subject in Verdacht zu gerathen begann, obwohl er seine zwei Jahre vorher erschienene Entomologie dem Könige in ehrfurchtsvollen Worten gewidmet hatte.

Eine sehr interessante Abhandlung, in der sich scharfe Beobachtung am Krankenbette mit dem menschenfreundlichen Drange zu trösten verbindet, ist der Vortrag über die Empfindungen der Sterbenden. Cirillo sucht darin nachzuweisen, daß die Empfindnngen, die dem Tode unmittelbar

vorausgehen, die des höchsten sinnlichen Glückes sind, sodaß eigentlich kein Mensch den vollen Lebensgenuß anders, als mit dem Opfer seines Lebens auskosten könne.

Selbst einen leichten Zug von Satire finden wir bei diesem sonst so ernsten Dingen zugewandten Manne gelegentlich. Bildet doch den Schluß jener akademischen Vorträge ein Aufsatz über die moralischen Qualitäten des Esels, in dem er nicht nur eine treffliche Psychologie dieses dem Neapolitaner so unentbehrlichen Hausthieres entwirft, sondern auch die Unempfindlichkeit, mit der der Esel allen Plackereien, allen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten zum Trotz dem Menschengeschlechte seine Dienste widmet und seinen Tyrannen pflichttreu am Rande des Abgrundes entlang trägt, in einer Weise schildert, daß man zwischen Lachen und Trauern fast zweifeln könnte, ob er uns nicht gar im Ernste das Grauthier als Vorbild hinzustellen wünscht.

In der That: das neapoltianische Volk glich zu jener Zeit nur allzusehr diesem Vorbilde. Die Königin, eine stolze, ränkevolle Tochter Maria Theresias, hatte den zwar willkürlich, aber doch im Ganzen segensreich wirkenden Minister Tanucci gestürzt, König Ferdinand aber gerieth immer mehr und mehr in die würdelose, nichtsthuerische Lebensweise eines jagenden und angelnden Pantoffelhelden hinein. Die Barone drängten sich an seinen glänzenden Hof und gewannen allmählich die Uebermacht zurück, die ihnen Tanucci arg beschnitten hatte; und wenn der König ihrer Gesellschaft müde war, ging er mit seiner Angelruthe an den Strand, trieb sich dort mit dem Gesindel der Lazzaroni herum, verkaufte die selbstgefangenen Fische höchsteigenhändig auf dem Fischmarkte, haschte Abends im San Carlo-Theater nach Popularität, indem er an der Brüstung stehend meterlange Enden Maccaroni nach neapolitanischer Sitte mit den Fingern zu Munde führte. Die Frechheit des völlig beschäftigungslosen Pöbels der Stadt, der schon über 30 000 Köpfe zählte, wuchs in's Ungemessene. Mord, Raub, Gewaltthat von der einen Seite, Willkürherrschaft der Feudalherren, völlige Corruption der Verwaltung und der Gerichte kamen zusammen, um die Existenz der höheren und niederen arbeitenden Stände immer unerträglicher zu machen. Derart waren die Zustände im Königreich Neapel, als die große Umwälzung in Frankreich begann. Kein Wunder, daß das Herrscherpaar zu zittern begann. Mit Spannung wurden die Nachrichten von Paris erwartet. Mit bangem Verdacht wurden die Männer angesehen, die eine selbstständige liberale Gesinnung besaßen, die wohl gar selbst in Paris gewesen waren und Freunde dort hatten. Mit solchem Verdacht wurde selbstverständlich auch unser Cirillo, obwohl noch immer Leibarzt des Königs, beehrt. Doch die auf Schritt und Tritt ihm nachspürenden Spione konnten nichts Anderes berichten, als daß dieser Mann nach wie vor aus seiner menschlichen Gesinnung kein Hehl machte, und daß er seine selbstübernommenen Pflichten gewissenhaft ausführte.

Als die furchtbare Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes, einer Schwester der neapolitanischen Königin, in Neapel eintraf, kannte die Wuth des Herrscherpaares keine Grenzen mehr. Während ihr nach außen ein Rachekrieg Luft machen sollte, der durch die unerhörten Heldenthaten des jungen Bonaparte zu völliger Niederlage und schimpflichem Frieden führte, wurden im Lande besondere Gerichte eingesetzt, die Jagd auf Revolutionäre machen mußten; diesen gelang es denn auch, einige unreife Jünglinge unbedachtsamer Aeußerungen und geheimer Zusammenkünfte zu überführen, und drei von ihnen wurden hingerichtet. Andere, darunter der hochbedeutende Professor des Criminalrechts, Mario Pagano, der es gewagt hatte, die Vertheidigung der unglücklichen Jünglinge zu übernehmen, wurden jahrelang in Untersuchungshaft gehalten, ohne daß es gelang, irgendwelche Schuldbeweise zu finden. Daß solche Gewaltthaten manchen Haß gegen die Dynastie erregen mußten, ist selbstverständlich; doch finden sich nirgends Spuren davon, daß es in Neapel zu ernsthaften Verschwörungen gekommen wäre, oder daß reifere Männer den Versuch auch nur geplant hätten, in ähnlicher Weise, wie in Paris, die königliche Gewalt zu stürzen. Es war die Blindheit des Königspaares selbst, die, von nutzlosem Rachedurst getrieben,. neuen Kampf mit Frankreich suchte und in diesem Kampfe unterlag. Den nächsten Anlaß dazu gaben Ereignisse, deren außerordentliche Bedeutung sie zu geschichtlichen Marksteinen gemacht hat. Bonaparte hatte seinen ersten Welteroberungszug unternommen und war nach Aegypten gegangen, mit der Absicht, den Engländern die Quelle ihres Reichthums, das Märchenland Indien, fortzunehmen: doch der englische Contreadmiral Nelson war mit seinem kleinen Geschwader nachgeeilt und hatte am 1. August 1798 die französische Flotte, auf die Bonaparte sich stützte, bei Abukir zerstört. Bei seiner Rückkehr Neapel anlaufend, war der Sieger von dem Königspaar mit Jubel empfangen und mit Ehren überschüttet worden.

Unter diesem Eindruck gelang es dem englischen Gesandten, dem durch die Aufdeckung Pompejis berühmt gewordenen Lord Hamilton, den König zum Abschlusse eines Bündnisses mit England und zur abermaligen Kriegserklärung an Frankreich zu bestimmen. Es ward ihm dies um so leichter, als seine Gemahlin, eine aus der Hefe des Volkes stammende Schönheit, die ungeachtet ihrer lasterhaften Vergangenheit den alten Gesandten zur Heirath zu bestimmen gewußt hatte, allmählich auch die stolze Königin derartig für sich gewonnen hatte, daß das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihnen zu einer anstößigen Intimität gediehen war.

War es nun schon eine Thorheit, das Königreich, das einer einigermaßen geschulten Armee vollständig entbehrte, aus persönlicher Rachsucht in neue Kriegshändel zu verwickeln, so war es ein weiterer Fehlgriff, daß auf Verlangen der Königin ein österreichischer General, der nachmalig durch die Capitulation von Ulm berüchtigt gewordene Mack, an die Spitze des in aller Eile von den Feudalherren gestellten Heeres gesetzt wurde. Dieser

völlig unfähige Führer eines aus allerlei unbrauchbarem Gesindel gebildeten Heeres rückte zwar bis nach Rom, und der König konnte sich eines Tages des Bewußtseins erfreuen, die ewige Stadt eingenommen zu haben, aber kaum war ein kleines französisches Heer unter dem General Championnet ihm gegenübergetreten, als die verzettelten Heerestheile der Neapolitaner auch schon geschlagen und in alle Winde zerstreut waren. Der König jagte in Verkleidung nach Neapel zurück, und das ganze Land lag den einrückenden Franzosen offen.

Immerhin war Championnets Macht viel zu klein, als daß er Neapel selbst hätte nehmen können, wenn ernsthafter Widerstand versucht worden wäre. Doch der feige König raffte, was er irgend an Schätzen besaß, zusammen, flüchtete sich auf Nelsons Flaggschiff und entwich nach Palermo. Er ließ einen ebenso feigen Menschen, den General Pignatelli, als Statthalter zurück, und dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als die neapolitanische Flotte in Brand zu stecken und mit den heranrückenden Franzosen einen Waffenstillstand zu schließen, in welchem er ihnen eine völlig unerschwingliche Contribution bewilligte.

Als die Lazzaroni, hierüber in Wuth gerathen, einen Aufstand erhoben, lieferte er ihnen die Castelle der Stadt und die vorhandenen Waffen aus und entfloh, ohne auch nur einen Nachfolger einzusetzen.

Unbeschreiblich sind die Greuel der Anarchie, die nun folgten. Plündernd, brennend, mordend durchraste der Pöbel die Stadt, die in Flammen aufzugehen drohte. Da gelang es den Häuptern des Adels, sich durch Ueberrumpelung des die Stadt beherrschenden Castells St. Elmo zu bemächtigen, und, allein zu schwach, die mordlustigen Lazzaroni im Zaum zu halten, machten sie mit Championnet gemeinschaftliche Sache und lieferten ihm die Stadt aus. Die natürliche Folge war die, daß dieser sofort die republikanische Verfassung einführte und eine provisorische Regierung einsetzte.

Es war eine wunderbare Republik, die hier geschaffen war. Fast der gesammte Feudaladel bekleidete Aemter in diesem republikanischen Staatswesen, Fürsten und Herzöge commandirten die Milizen dieser Revolutionäre, die geistige Aristokratie stand ihnen zur Seite, und der Pöbel, der anderwärts die Revolutionen zu machen pflegt, stand hier auf Seiten des angestammten Königshauses und bildete die einzige Stütze der Legitimität. Es lag auf der Hand, daß die Barone ihrer Gesinnung nach ebenso wenig begeistert waren von der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, wie die Lazzaroni. Es handelte sich um nichts Anderes, als um die Nothwehr der besitzenden Klassen gegen den zerstörungslustigen Pöbel, und die Staatsform, unter der diese Nothwehr ausgeübt wurde, war Nichts, als eine von dem Eroberer dictirte Nothwendigkeit. Freilich verband sich mit der Einsicht in diese Nothwendigkeit wohl bei den meisten Führern dieses Staatswesens ein Gefühl tiefster Verachtung gegenüber der erbärmlichen Feigheit des entflohenen Herrschers.

Unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung, die Championnet berief, befand sich auch Domenico Cirillo, der durch seine geistige Bedeutung besonders für einen solchen Posten geeignet war. Doch Cirillo lehnte diese Bestallung auf das Bestimmteste ab.

Still und pflichttreu ging er durch die rauchenden Trümmer seiner Vaterstadt seinem Berufe nach, und es ist rührend zu sehen, wie seine klinischen Journale auch während dieser furchtbaren Zeit mit derselben Ausführlichkeit, mit derselben Zierlichkeit der Schrift fortgeführt sind, wie in ruhigeren Zeiten.

Man weiß, wie der Cardinal Ruffo, ein kluger und patriotisch gesinnter Mann, von Messina aus nach Calabrien übersetzte, dort auf den Gütern seiner Familie eine kleine bewaffnete Schaar zusammenraffte und von da aus, entlassene Verbrecher und Räuberbanden an sich ziehend, nach Norden vorrückte. Plünderung, Mord und jederlei andere Gewaltthaten befleckten die Fahne dieses Heeres der „Santa Fede“, in dem Banditenhäuptlinge, wie Fra Diavolo und Mammone, Oberstenuniform trugen. Wie eine Lawine schwoll es an, indem es sich langsam der Hauptstadt näherte. Die kleinen Schaaren, die ihm von Neapel aus entgegengesandt wurden, erlitten Niederlagen auf Niederlagen. Je mehr von dem Lande in Ruffos Macht gerieth, um so kleiner wurde die Zufuhr, auf die die große Hauptstadt angewiesen war, und um so knapper wurden die Geldmittel, über die die provisorische Regierung verfügen konnte. In dieser Nothlage wurde nun gar das französische Heer Anfang Mai aus Unteritalien abgerufen, um die Armee Scherers in Oberitalien, die durch Suwarows Erfolge bedroht war, zu verstärken. Am 9. Mai zog sie ab und ließ nur kleine Besatzungen in einigen Forts zurück.

Kurz vorher war als französischer Commissar Abrial in Neapel eingetroffen. Er löste am 15. April kurzweg die provisorische Regierung auf und setzte eine neue Regierung nach dem Muster der französischen ein, bestehend aus einer gesetzgebenden Commission von 25 und einer Executiv-Commission von 5 Mitgliedern.

Abrial, der spätere Justizminister Napoleons, unter dem das monumentale Gesetzeswerk des Code Napoleon geschaffen wurde, ein höchst ehrenwerther und gemäßigt denkender Mann, drang auf's Neue in Cirillo, einen Sitz in der gesetzgebenden Commission anzunehmen, und endlich fügte dieser sich mit der Erklärung, er sehe wohl die große Gefahr, in die er sich begebe, aber er wolle seinen letzten Athemzug für das Wohl seines Volkes opfern. Das Gehalt, das mit der Stellung verbunden war, wies er sofort zurück. Vorsitzender der Commission wurde sein College Mario Pagano, er selbst wurde zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. Er hat den Vorsitz in Verhinderung Paganos in einer Anzahl von Sitzungen geführt. Infolgedessen steht sein Name auch unter mehreren von dieser Commission erlassenen Gesetzen, die freilich alle nicht bestimmt waren,

irgend welche dauernden Institutionen zu schaffen, sondern nur der gegenwärtigen Nothlage Abhilfe zu schaffen suchten. Sein Hauptwerk in dieser kurzen politischen Thätigkeit war die Ausarbeitung eines Projectes für das städtische Unterstützungswesen. Er gründete eine Unterstützungskasse, für die er selbst sofort sein gesammtes flüssiges Vermögen hergab. Und auch diese neuen Aufgaben hielten ihn nicht davon ab, seinen Pflichten als Arzt nachzugehen. Schon standen Ruffos Schaaren unfern der von den Franzosen preisgegebenen Stadt, als er am 13. Mai 1799 seine letzte Eintragung in sein klinisches Journal machte. Am 13. Juni begann der Cardinal den Sturm auf das Fort Vigliena, das von seinen Vertheidigern in die Luft gesprengt wurde. Dann wurde die Magdalenenbrücke in blutigem Kampf genommen, die Stadt lag offen, die Leiter der Republik mit dem Rest ihrer Truppen zogen sich in die Castelle zurück, von denen eines noch in der Nacht überrumpelt wurde. Ein furchtbares Plündern und Metzeln begann nun in allen Straßen Neapels, in der Tausende von Bürgern lediglich aus Habgier, unter der Vorgabe, sie seien als Jacobiner compromittirt, gefoltert und getödtet wurden. Cirillos eigener Palazzo wurde so vollständig ausgeplündert, daß selbst die eisernen Geländer von den Treppen abgerissen wurden; sein kostbarer, an exotischen Seltenheiten reicher Garten sammt der Büste, die er darin dem großen Linné errichtet hatte, wurde vollständig verwüstet, das unersetzliche Herbarium verbrannt. Er selbst befand sich mit den wichtigsten Häuptern der Republik in dem Castel Nuovo. Ruffo, der den Gräueln und der Verwüstung der Hauptstadt machtlos zusehen und außerdem jeden Augenblick befürchten mußte, eine französisch-spanische Flotte vor Neapel erscheinen zu sehen, bot den Besatzungen der Castelle billige Bedingungen, und diese wurden durch die Capitulation vom 19. Juni, die von den Führern der englischen, russischen und türkischen Hilfstruppen mit unterzeichnet wurde, angenommen.

Sie gewährte der Besatzung den Abzug mit kriegerischen Ehren und den in die Castelle geflüchteten Personen Respectirung ihres Eigenthums und nach Belieben Freilassung oder Ueberführung nach Toulon. Bis zur Bereitstellung der Transportschiffe sollten die Republikaner im Besitz der Forts bleiben.

Am 24. Juni erschien am Horizont ein englisches Kriegsgeschwader. Auf dem Flaggschiff, dem Foudroyant, befand sich Nelson, bei ihm Lord Hamilton und seine Gemahlin, die es inzwischen verstanden hatte, auch den rauhen Seehelden zu ihrem gefügigen Werkzeug zu machen. Sie führte sicherlich nur den Wunsch ihrer königlichen Freundin aus, indem sie Nelson bewog, die Capitulation zu annulliren. Einem solchen Treubruche wollte sich jedoch der wohl sonst ziemlich skrupellose Cardinal nicht anschließen. Er erklärte: wenn Nelson darauf bestünde, würde er den Republikanern die eroberten Befestigungen wiedergeben und mit seinem Heere abziehen. Zugleich ließ er den Häuptern der Republik im Castel Nuovo eine Warnung

zugehen und rieth ihnen, sich auf dem Landwege in Sicherheit zu bringen. Ein begreiflicher, aber tragischer Irrthum ließ diese hierin eine List vermuthen. Sie setzten in den englischen Seehelden größeres Vertrauen, als in den römischen Kirchenfürsten. Sie bestanden darauf, an Bord der inzwischen ausgerüsteten Transportschiffe nach Toulon gebracht zu werden. Man brachte sie an Bord, alsbald aber ließ Nelson die Schiffe so verankern, daß sie unter seinen Kanonen lagen. Alsdann erklärte er die Capitulation für null und nichtig und lieferte die in die Falle gegangenen Republikaner den Behörden des Königs aus. Unter ihnen befand sich Domenico Cirillo.

Nun begann ein Blutgericht, in welchem nicht weniger als 102 Häupter der Republik zum Tode verurtheilt wurden. Domenico Cirillo suchte man zu retten. Der König selbst wollte seinen Leibarzt nicht gern entbehren. Nelson und die Hamiltons waren ihm für ärztliche Hilfe zu Dank verpflichtet. Man drang in ihn, die Gnade des Königs nachzusuchen, und versprach diesem Gesuch sicheren Erfolg. Cirillo aber war zu stolz, um sein Leben durch eine solche Demüthigung zu erkaufen. Er erklärte, er habe mit vier europäischen Mächten eine Capitulation abgeschlossen und verlange nichts Anderes, als deren Erfüllung. Am 27. October wurde er vor seine Richter geführt. Der Vorsitzende stellte die üblichen Fragen nach seinem Beruf. Er antwortete: „Unter dem Königreich Arzt, unter der Republik Volksvertreter." Höhnisch fragte der Vorsitzende: „Und was bist Du jetzt mir gegenüber?" „Dir gegenüber ein Held," antwortete Cirillo; und jede weitere Aussage verweigerte er. Der Marchese Malaspina, Adjutant des Cardinals Ruffo, berichtet nach persönlicher Mittheilung des Offiziers vom Dienst, daß Cirillo am Vorabend seiner Hinrichtung einem Leidensgefährten auf die Frage, ob der Tod durch Erhängen sehr qualvoll sei, mit einer ausführlichen Darlegung über dieses Thema geantwortet habe, und das in so vollständigem Gleichmuth, als ob ihn die Frage persönlich gar nichts anginge.

In dem Bericht eben dieses Zeitgenossen finden wir auch die einzige Notiz, aus der zu entnehmen ist, daß Domenico Cirillo vermählt war. Es heißt dort, seine Gattin, Giulia Manelli, Herzogin von Bagnoli und Schwester des Herzogs von Ascoli, die sich selbst in ein Kloster geflüchtet hätte, habe Domenico bitten lassen, ihr zu Liebe zu beichten, und er habe diesen Wunsch erfüllt. Danach scheint Cirillo sich im vorgerückten Alter noch mit einer verwittweten Dame vornehmster Herkunft vermählt zu haben. Kinder hatte er jedenfalls nicht hinterlassen. Seine Mutter überlebte ihn um wenige Monate; sie starb, ohne Etwas von seinem traurigen Schicksal erfahren zu haben, denn sie vermachte ihm noch auf dem Todtenbett einen beträchtlichen Landbesitz, der dann in die Hände seiner unvermählten Schwester überging. Am 29. October wurde Cirillo mit Pagano und zwei anderen Leidensgefährten zum Galgen geführt. Der Priester, der die

Verurtheilten zu begleiten hatte, erzählt in seinen Aufzeichnungen, daß Cirillo während seiner langen Gefangenschaft von unbekannter Seite reichlich gute Nahrungsmittel geliefert worden waren, sodaß sein Aussehen ein wohlgenährtes, rosiges war. Wie auch sonst von ihm berichtet wird, daß er, entgegen damaligem Brauch der Aerzte, auf Reinlichkeit und sorgfältigste Kleidung sehr viel hielt, so bestand er auch jetzt darauf, diesen letzten Gang mit neuen Schuhen und neuen weißen Strümpfen anzutreten. Ein weißes Mützchen ließ er sich besonders eng machen und zog es fest über den Kopf, um es nicht bei dem verhängnißvollen Sturz von der Leiter zu verlieren und der Menge kahlköpfig zu erscheinen.

So ging ein edler, ja großer Mann schuldlos in den Tod, als Märtyrer der Gedankenfreiheit, ohne doch jemals von gewaltsamer Umwälzung das Glück der Völker erhofft zu haben; viel zu früh starb er für die Armen und Elenden, denen er als echter Menschenfreund, ohne Rücksicht auf Gewinn oder Gefahr, Zeit seines Lebens Hilfe zu bringen gesucht hatte; viel zu früh für die Wissenschaft, der die Ausarbeitung seiner überaus reichen Aufzeichnungen verloren ging.

Wenn es ein Trost ist, auch in der Geschichte die Spuren einer höheren Gerechtigkeit zu finden, so darf es nicht unerwähnt bleiben, daß dem Feigling auf dem neapolitanischen Thron sein Reich schon wenige Jahre später durch Murat wieder entrissen wurde; daß seine blutdürstige Gattin als elende Opiumsüchtige fern von ihrem Lande zu Grunde ging; und daß die sittenlose Buhlerin, von der sich Nelson zu seiner Schandthat hatte verführen lassen, dessen häusliches Glück völlig zerstörte und nach seinem Tode bei Trafalgar, obwohl der Held sie noch sterbend der Fürsorge seines ihm wahrlich zu unendlichem Dank verpflichteten Volkes empfohlen hatte, Hungers gestorben ist.





Das Zeitalter des Rococo und seine Kunstweise*).

Von

P. F. Krell-München †.

Das Rococo, dieser wundersame Ausläufer einer langen Culturentwicklung, ist in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts in Europa an mehreren Punkten fast gleichzeitig in die Erscheinung getreten, denn die Disposition war gleicherweise da und dort vorhanden. Aber nirgends gab es eine Atmosphäre, die der Entstehung und Entfaltung dieses extremen Gebildes so günstig gewesen wäre, wie in Frankreich. Es ist auch in Betracht zu ziehen, daß Frankreich als dominirende Großmacht eine lange Zeit hindurch für Europa die Parole ausgegeben hatte, sowie, daß es auch dann noch fortfuhr, in Bezug auf das Gesellschaftsleben, auf die Sitte, den guten Ton, den Geschmack, die Mode die oberste Instanz zu bilden, nachdem die französische Macht bedenkliche Stöße erlitten und aus ihrer früheren überlegenen Stellung verdrängt worden war. Wenn wir somit die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände Frankreichs in jener Zeit betrachten und das Werden und Wachsen des Rococo dort verfolgen, so erfahren wir, was im Wesentlichen auch für andere Länder gilt, vor Allem für Deutschland.

---

*) Das Material zur Schilderung der Culturzustände wurde namentlich geschöpft aus den folgenden französischen Hauptwerken:

Al. de Tocqueville, Histoire philosophique du règne de Louis XV. 1847.

" " " L'ancien régime et la révolution. 1857.

H. Taine, Les origines de la France contemporaine. Bd. I. 1858.

Anmerkung: Um die fortlaufende Schilderung nicht zu stören, wurden jene Sätze, welche wegen ihrer Prägnanz wörtlich aus den Quellenwerken herübergenommen worden sind, nicht mit Anführungszeichen versehen.

Um indeß das rechte Verständniß zu gewinnen, wird es nöthig sein, uns zuerst in die Zeit zu versetzen, die dem Rococo vorausging, in die Schlußzeit der Regierung Ludwigs XIV.

Bereits damals besaß Paris sein großes Uebergewicht der Provinz gegenüber, aber man konnte noch nicht wie heute sagen, Frankreich ist Paris. Der Mittelpunkt, das Herz Frankreichs, war nicht Paris, sondern Versailles, die Residenz des Königs „Sonne".

Versailles war damals der Ort, an welchem die Elite von ganz Frankreich zusammenströmte, Alles was sich zur guten Gesellschaft rechnen durfte. Oft heißt es bei Schilderungen von Begebnissen am Hofe: „Ganz Frankreich war da."

Auf der 3½ Stunden langen Straße zwischen Paris und Versailles setzte sich die doppelte Reihe kommender und gehender Wagen vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen fort.

Dieses Versailles, obwohl eine Stadt von 70—80000 Einwohnern, war doch nur erfüllt von dem Leben eines Einzigen, demjenigen des Königs. Hier war der Mittelpunkt der Neuigkeiten, der Action, der Geschäfte, das Reservoir, aus dem durch die Gnade des Königs Aemter und Begünstigungen aller Art geschöpft werden konnten.

Um den grandiosen Palast des Königs, der 153 Millionen (nach Guiffrey nur 64 Millionen) gekostet hatte (heutzutage würde er auf etwa 750 zu stehen kommen), um diesen Palast gruppirten sich die Ministerien, die Gebäude für die Beamten, die Paläste der Prinzen und Prinzessinnen, diejenigen ihrer immensen Hofhaltungen, sodann die Paläste und Wohnungen des Adels, der seinerseits wieder von einem Heer dienstbarer Geister umgeben war. Dazu kamen dann noch die Häuser jener Leute, welche diese vornehme Gesellschaft zur Befriedigung ihrer tausendfältigen Bedürfnisse nöthig hatte.

Um einen Begriff von der Größe jener Hofhaltungen zu geben, sei erwähnt, daß der civile und militärische Haushalt des Königs und seiner Verwandten insgesammt 15000 Personen betrug, wobei allerdings 9050 Mann Garden und Wachen mit inbegriffen sind. Somit blieben immer noch fast 6000 übrig für den Civildienst, wovon 2000 den königlichen Verwandten zukamen.

Dieser gesammte Haushalt verschlang jährlich eine Summe von 40 bis 45 Millionen (1751 wurden sogar 68 Millionen verausgabt), d. i. den zehnten Theil des Staatseinkommens.

Für die königliche Küche sorgten 229 Küchenbeamte (welche sich später auf 338 vermehrten). Aufwärter bei Tische gab es 103.

In den königlichen Ställen standen 4000 Pferde, von einem Personal von 1500 Leuten besorgt.

Diejenigen unter den Adeligen, welche nicht in Versailles selbst einen Palast besaßen oder doch ein Entresol inne hatten, wohnten in Paris oder

in einem Landhaus der Umgebung, wodurch es ihnen möglich wurde, jeder Zeit, wenn es nöthig war, in Versailles zu erscheinen.

Immer waren mindestens 2—3000 Edelleute am Hof anwesend.

Richelieu und Ludwig XIV. hatten es dahin gebracht, durch eine vollständige Centralisirung der Verwaltung den König von Frankreich zu einem Herrscher zu machen, den man eigentlich als absolut bezeichnen konnte. Zu diesem Zweck wurden nicht nur die municipalen Freiheiten vernichtet, sondern auch den Adeligen ihr Antheil an der Regierung und Verwaltung des Landes fast völlig weggenommen und dieselben, was Hand in Hand damit ging, von ihren Stammsitzen losgelöst. Außer der Befugniß, als Patronatsherren eine Anzahl von Pfarrern zu ernennen, und einer ganz beschränkten Gerichtsbarkeit hatten die Edelleute bei der Verwaltung der Provinzen nicht mehr mitzusprechen, selbst als Statthalter nicht. Alles geschah fortan durch königliche Intendanten, welche aus dem Bürgerstande genommen wurden.

So war der Adel in der Provinz ein unnützes Möbel geworden, während andererseits darauf gehalten wurde, daß derselbe zu Hofe kam, um dem Könige seine Huldigung darzubringen und nicht nur etwa zu einer einmaligen Vorstellung.

Die Minister ließen sich von ihren Intendanten berichten, welche Edelleute es liebten, zu Hause zu bleiben und sich weigerten, zu erscheinen.

Für einen Vornehmen von Distinction galt es als ein Vergehen, nicht fortwährend bei Hofe zu sein oder doch nur selten dahin zu kommen; wer niemals kam, der war der königlichen Ungnade sicher. Wer Carriere machen, eine Stellung haben, eine Pfründe, eine Pension oder Gratification für sich oder Andere, für seine Söhne, Töchter, Clienten erbitten wollte, der mußte in den Vorzimmern des Königs und seiner Günstlinge beiderlei Geschlechts eine bekannte Figur sein. Sonst konnte es ihm passiren, daß der König bei der ersten Bitte, die derselbe that, ihn fragte: „Wer sind Sie? Ich sehe Sie ja nie bei mir.“

Auch von den hohen kirchlichen Würdenträgern, die fast Alle aus dem Adel hervorgingen, von den Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Aebtissinnen erwartete man, daß sie einen großen Theil des Jahres am Hofe des Königs verweilten. Man betrachtete die betreffenden Stellungen als Sinecuren, und viele von ihnen waren allerdings die reinen Pfründen; manche Aebte und Aebtissinnen hatten ihr Kloster nie gesehen.

Es war übrigens nicht nur Politik, was den König zu seinem Verhalten bewog, es war auch persönliches Bedürfniß. Er hatte Verlangen nach dieser unaufhörlichen Huldigung, er wollte seine Majestät in diesem tausendfachen Spiegel der Unterwürfigkeit genießen. Die Leere seines Gemüths forderte Gesellschaft und beständige Abwechslung.

Umgeben von den sich herzudrängenden Höflingen, die sich um die Dienstleistungen eines Kammerdieners als um eine große Gunst bewarben,

verließ der König am Morgen das Bett. Fünf Gruppen hatten nach einander den Zutritt zum Lever, hundert Seigneurs waren dabei in Action. Dieselbe Schaar begleitete ihn zur Messe. Trupps von mindestens 40 bis 50 Herren und ebenso viel Damen, noch öfter aber die doppelte Anzahl umgaben ihn, wenn er in den geradlinigen Alleeen seines Parkes wandelte oder auf die Jagd ging, er hatte sie um sich im Concert, im Theater, beim Spiel, beim Tanz und gar vollends, wenn er großen Cercle hielt. Sie umschwärmten ihn aber namentlich, wenn er nach einer anderen Residenz zog, nach Paris, Fontainebleau, nach Choisy, Marly, St. Germain u. s. w. Denn sie hatten herausgebracht, daß sich auf diesen kleinen Reisen am leichtesten die Gelegenheit bot, den Monarchen anzubetteln.

Natürlich war die große Gesellschaft auch zugegen, wenn der König zu Bette ging.

Alles aber geschah nach strengen Vorschriften; eine Etikette hatte sich ausgebildet, als befände man sich an einem byzantinischen oder chinesischen Hofe. Um dem König ein Glas Wasser oder Wein zu reichen, wurden vier Personen in Action gesetzt. Die Palastbeamten hatten vor dem das Besteck des Königs enthaltenden Schiffchen zu salutiren.

Solange Ludwig XIV. im blühenden Mannesalter stand und von Erfolg zu Erfolg vorwärts schritt, solange ganz Europa vor ihm zitterte und herbei kam, um ihn zu bewundern, mochte der Adel Frankreichs an diesem Hofdienst keinen Anstoß nehmen, denn er wurde vom Glanz des Ruhmes mit umstrahlt und hatte seinen Antheil an der Beute.

Ein Anderes aber war es, als Ludwig alt geworden und verdrießlich, als das Glück ihn verließ und die Folgen seines, aus der Verherrlichung des eigenen Ichs gewidmeten absoluten Regiments in furchtbarer Weis hervortraten.

Nun wurden seine Heere geschlagen, der Feind drang in's Land, die arge Finanzwirthschaft führte zu immer neuen Auflagen, von welchen auch die Privilegirten nicht verschont blieben; ein Staatsbankerott von 2 Milliarden brachte dem Adel wie der Bürgerschaft unsägliche Bitternisse, während das grauenhafte Elend der Landbevölkerung sich in Aufständen Luft machte, die blutig niedergeschlagen werden mußten.

Zu Alldem das schreckliche Hinschwinden in der königlichen Familie, während der König selbst sein Ende in nicht allzu ferner Perspective erblickte.

Als nun gar der bedrängte Monarch sich von der lästigen Maintenon zur Frömmelei verleiten ließ und die letztere auch für die Höflinge obligat wurde, da war es für lebenslustige Müßiggänger nicht mehr angenehm an diesem Hof. Man verwünschte den Zwang, den der König unerbittlich ausübte, man ärgerte sich z. B. darüber, daß er in seiner Gegenwart eine Stille beanspruchte, bei der man, wie es hieß, die Ameisen kriechen hören konnte.

So wartete denn nicht nur der erbitterte Bürger und der zum Bettler gewordene Bauer mit Sehnsucht auf die letzte Stunde des Tyrannen, sondern auch seine Genossen und Trabanten, jene, die ihm Alles verdankten. So kam diese Stunde im Jahre 1715. Die Gemächer des dem Tode Verfallenen leerten sich, nur ganz wenige Getreue harrten bei ihm aus, während die übrige glänzende Schaar, die Träger der vornehmsten Namen in Frankreich, in die Salons des Herzog Philipp von Orléans strömten, des künftigen Regenten.

Das untere Volk von Paris, das sich von einer großen Landplage befreit glaubte, zeigte seine Freude offen in ausgelassenem Jubel, es tanzte und sang Spottlieder und beschimpfte den Sarg des Monarchen, als er durch Paris geführt ward.

Man erwartete sich von dem Regenten eine neue Aera des Wohlergehens, der freieren Bewegung, der Lebensfreude.

Bürger und Bauern und die wenigen begüterten Adeligen sollten grausam enttäuscht werden, denn die Mißwirthschaft ging weiter; ein neuer Staatsbankerott, durch die Experimente des Schotten Law zu ganz besonderen Dimensionen angewachsen, brachte abermals schreckliches Unglück über eine Menge von Familien.

Aber die von der Aristokratie erhoffte freiere Bewegung, die trat allerdings ein; der temperamentvolle, geistig sehr begabte Regent gab sich bekanntlich mit seinen Roués in so ungezwungener Art der ausschweifendsten Lebensweise hin, daß er die Würde des Herrscherthums auf's Aergste bloßstellte. Die Disciplin bei Hofe lockerte sich und wurde auch unter Ludwig XV., der im Jahre 1722 als ein halber Knabe von 13 Jahren nominell die Regierung übernahm, nicht wieder straffer.

Ludwig XV. hatte zwar von seinem Urgroßvater das olympische Bewußtsein geerbt, aber er besaß nicht dessen Energie und Selbstbeherrschung, nicht dessen Interesse an den Staatsgeschäften. Im Mannesalter war er blasirt und langweilte sich. Es war ihm vor Allem darum zu thun, diese Langeweile zu vertreiben. Das ewige Repräsentiren wurde ihm lästig, und er liebte es, sich zu kleinen Soupers zurückzuziehen. Kaum, daß er eine Stunde am Tage zu den Staatsgeschäften verwendete.

Von 1745 ab (dem Beginn des Regiments der Pompadour) überließ er die Verwaltung, die officielle Diplomatie und die Kriegsführung den Günstlingen seiner Maitressen.

Der Staatskasse bediente er sich, als wenn es seine Privatkasse wäre, und so wurde sein Hof zum Schauplatz der unsinnigsten Verschwendung. Fest reihte sich an Fest; mit der vom Staate geförderten Entwicklung der Pariser Luxusindustrie konnte der Prunk auf das Höchste gesteigert werden. Aeußerte doch Chateaubriand noch über die Hofhaltung Ludwigs XVI., der die Ausgaben schon wieder etwas eingeschränkt hatte: „Wer den Pomp zu Versailles nicht gesehen hat, der hat Nichts gesehen."

Unter Ludwig XV. wagte es seine Umgebung, sich wieder zu rühren und wenigstens zu flüstern. Auch in der Tracht verrieth sich die veränderte Anschauung. Bei den Cavalieren traten an die Stelle der großen-Allonge-Perrücken, die nur noch gewisse Stände beibehielten, kleinere weiße Perrücken, welche am Hinterkopf durch eine Masche zusammengefaßt waren. Die Kleidung wurde auch weniger schwerfällig, bequemer, und die Auflockerung machte bei ihr solche Fortschritte, daß das Costüm schließlich Etwas vom Charakter des Négligé erhielt. Bei den Damentoiletten fand gleichfalls ein Uebergang von gemessenern zu freieren Formen statt, besonders bei der oberen Hälfte der Costüme. Bald aber wurde das gefällige Aussehen durch eine ganz unsinnige Aufbauschung der Reifröcke vernichtet.

Zu dieser Zeit begannen sich auch in der decorativen Kunst die festen Klammern zu lösen; das massig schwere Akanthuslaubwerk, welches der Würde des alten Königthums entsprochen hatte, wurde in leichte elegante Ranken verwandelt.

Dies ist die Zeit der Entstehung des Rococo. Die Regentschaft läßt es aufkeimen, unter der Regierung Ludwigs XV. kommt es zur Entfaltung und Blüthe und welkt auch nach kurzem traumartigen Dasein wieder dahin.

Dieses absolute Königthum, dieser sultanhafte Hof mit seiner Lüderlichkeit und seiner Verschleuderung der Staatsgelder nach Gunst und Laune, sie sind das Bedingniß für die Gestaltung des Geistes jener Epoche, aber nicht, wie unter Ludwig XIV. war es der König, welcher Allem den Stempel seines Wesens aufprägte, dazu war Ludwig XV. zu passiv, es war die Gesellschaft, die jenen Geist hervorbrachte.

Jetzt erst, als der drückende Alp beseitigt war, konnte das Gesellschaftsleben seine volle Ausbildung, seine äußerste Verfeinerung erlangen.

Die gute Gesellschaft, die beau monde, oder glattweg die Gesellschaft, bestand nur aus den Privilegirten, aus dem Adel. Die übrige Menschheit wurde wie eine andere Gattung von Wesen betrachtet, einzig vorhanden, Geld zu beschaffen und die Gesellschaft zu bedienen.

Es ist indeß zu constatiren, daß gerade in dieser Epoche der Handel und die Industrie Frankreichs einen gewaltigen Aufschwung nahmen. Eine allgemeine Wohlhabenheit würde sich über Frankreich ausgebreitet haben, wenn nicht die staatliche Mißwirthschaft immer wieder ihre vernichtende Wirkung ausgeübt hätte.

Der Industrie und insbesondere der Kunstindustrie kam das üppige unbekümmerte Drauflos wirthschaften der Vornehmen nicht minder zu statten, als der Umstand, daß französische Waare als das Feinste, Eleganteste, Modernste in allen Ländern von Europa begehrt wurde.

Uebrigens ist zu betonen, daß das deutsche Rococo das französische zwar nicht an Feinheit überbot, wohl aber an Reichthum der Erfindung, Kühnheit und Ueppigkeit.

Bekanntlich war es auch Sachsen, wo man das Porzellan entdeckte, einen Stoff, wie geschaffen für das Rococo.

Sehen wir uns nun jene Gesellschaft der Privilegirten und ihr Treiben näher an. Einst hatten diese vornehmen Herren auf ihren Schlössern als kleine Fürsten oder derbe Landjunker gehaust.

Es gab darunter wahre Patriarchen und gab zuweilen auch bösartige Tyrannen. Aber die Einen wie die Andern hatten in enger Verbindung mit ihren Unterthanen gestanden, sie theilten deren Mühen und Sorgen, ihre Freuden und Leiden. Die Seigneurs besaßen eine Menge von Vorrechten, aber sie konnten dafür ihre Gegenleistungen aufweisen. Sie gaben ihren Hörigen militärischen Schutz in Zeiten des Krieges, sie machten im Frieden die Verwalter, die Richter, die Fürsprecher dem Königthum gegenüber und die Wohlthäter in der Noth.

Es waren, wie ich schon hervorgehoben habe, die Könige, welche die Edelleute loslösten von dem Volke, das mit Liebe und Vertrauen an ihnen gehangen hatte, und loslösten von ihren alten Stammsitzen. Die großen reichen Geschlechter setzten einen Verwalter ein, der das Schloß in Stand zu halten hatte, denn es diente ihnen als Sommerfrische und Absteigequartier für die Jagden. Die anderen Edelleute überließen ihre Güter einem Pächter oder Halbpächter, der sich in einer wohnlich erhaltenen Abtheilung des dem Verfall preisgegebenen Schlosses einrichtete. Bei ihrer Lebensweise immer in Geldverlegenheit, veräußerten viele der Seigneurs Stückchen um Stückchen ihres Grund und Bodens. Nur die ganz armen Adeligen, die darauf sehen mußten, daß ihnen von den Abgaben kein Strohhalm entging, jene, die das Volk mit dem Spottnamen „Baumfalke" (Hobereau) belegte, die mußten in ihrem Herrenhaus sitzen bleiben. Bei dem Einen oder Andern reichte es allenfalls noch, daß sie mit Schinden und Sparen so viel zusammenbrachten, um der Langeweile des Winters auf dem Lande zu entfliehen, d. h. einige Monate in Paris zubringen zu können. Die Umwandlung der Stellung des Adels war in einer verführerischen Form geschehen. Man enthob die Aristokratie der meisten ihrer Verpflichtungen, aber man beließ ihr die allermeisten ihrer Vorrechte dem Volke gegenüber, man ließ ihnen vor Allem die finanziellen Vortheile. Der Adel behielt das ausschließliche Jagdrecht, es verblieben ihm die unschiffbaren Flüsse mit ihren Inseln und Fischen. Es verblieb ihm das Vorrecht, Tauben zu halten, und diese durften ihr Futter suchen, wo sie wollten, ohne daß man sie schießen durfte. Es wurden ihm die Weg-, Brücken- und Fährenzölle gelassen, sofern er solche besaß, der Zehnte, die Herdsteuer, die Triftgelder, die Ohmgelder für den Verkauf der Getränke, die Marktabgaben, das Mühlen- und Backofenrecht, gewisse Erbschaftssteuern u. s. w.

Der Adel blieb fortan befreit von der Hauptsteuer, der Taille, nicht nur für sich, sondern auch für seine Beamten und Diener, und was die

übrigen Steuern betrifft, so nahm man dabei besondere Rücksicht auf die Aristokraten.

Es kam vor, daß Einzelne nur mit dem 80., ja 100. Theil ihres Einkommens besteuert wurden. Ein sehr vornehmer Herr zahlte überhaupt schließlich an Steuern, so viel es ihm beliebte. Beispielsweise hätte ein Marquis oder Graf von 40000 Liv. Rente — 1700—2500 Liv. Steuer zu zahlen gehabt, er zahlte aber nur 400 Liv.

Auch die Befreiung vom Militärdienst, für sich, seine Beamten und Diener wurde dem Adel fernerhin zugestanden, andererseits reservirte man für ihn die Offiziersstellen. Von der Schule weg konnten Begünstigte diese Stellen erlangen. So ereignete es sich z. B., daß Sechszehnjährige zu Obersten ernannt wurden.

Die großen Functionäre ließ man dem Namen nach und mit den riesigen Gehältern weiter bestehen. Es gab 37 große und 7 kleine Generalstatthalterstellen, 66 Generallieutenantsstellen, 407 Specialregierungen, 13 Gouvernements königlicher Häuser, Alles nur noch Paradeämter, Sinecuren.

Die Statthaltereien warfen Renten ab von 35—160000 Liv.

Die Specialregierungen bis zu 35000 Liv., gewöhnlich aber 12 bis 18000 Liv.

Die Generallieutenantsstellen von 13—14000 Liv.

Man verlangte von den Inhabern nur, daß sie möglichst großartig auftraten, daß sie zum Glanz des Hofes das ihrige beitrugen.

Von den eigentlichen Geschäften dagegen wurde namentlich der hohe Adel mit einer gewissen Absichtlichkeit ferngehalten und die Bürgerlichen, die man natürlich nobilisirte, bevorzugt.

So war also die Elite des Adels in die Stadt, an den Hof gezogen, und die Aufgabe der Meisten bestand darin, ein prachtvolles Decorationsstück darzustellen, ihre Bedeutung, ihren Einfluß möglichst zu steigern und ihre Einkünfte zu vermehren.

Dazu war es nöthig, den Charakter des Königs, der Königin, der Prinzen, der Minister und der übrigen einflußreichen Damen und Herren zu studiren, um sich dieselben geneigt zu machen, feine Intriguen zu spinnen und den wichtigen Moment abzupassen, um die Stelle, die Pfründe, die Pension, oder auf was man sonst es abgesehen hatte, zu ergattern.

Im Uebrigen hatten die Mitglieder der Gesellschaft Nichts zu thun, als sich zu amüsiren. Und doch war man beschäftigt vom Morgen bis zum Abend, oder, was für die Meisten zutreffender ist, vom späten Vormittag bis tief in die Nacht hinein.

Wenn ein Cavalier einer Camarilla angehörte, oder wenn an ihm die Tour war, so mußte er allerdings verhältnißmäßig bald aus den Federn, um dem Lever des Königs oder seines Gönners beizuwohnen, ebenso, wenn eine Jagd angesetzt war. War dies aber nicht der Fall, so

hielt man sein eigenes Lever und verband damit Audienzen für seine Beamten und Clienten. Flüchtig las man den Bericht seines Verwalters, hörte mit halbem Ohre an, was der Intendant und der Hausmeister vorbrachten, und gab danach dem Secretär die nöthigen Weisungen.

Sich eingehender mit seinen Geschäften zu befassen, die Verwaltung seiner Güter zu controliren, den Haushalt zu beaufsichtigen, sich die Mühe zu nehmen, selbst zu rechnen, das hätte man für abgeschmackt, für unwürdig angesehen; man war stolz auf seine Nachlässigkeit und sah sie als ein Zeichen von Noblesse an.

Je nachdem wurden auch während der Toilette und während des Frühstücks oder nach demselben Lieferanten und Beauftragte vorgelassen, der Schneider, der Juwelier, der Architect, der Maler, der Musiker u. s. w.

Um 12 Uhr oder 1 Uhr war man fertig, bereit, das Palais zu verlassen. Wenn der betreffende Cavalier Familie besaß, so hatte er auch wohl die Reverenzen seiner Kinder entgegengenommen und allenfalls mit deren Erziehern einige Worte gewechselt. Nicht immer, und je vornehmer und reicher der Betreffende war, je seltener begab es sich, daß er die Gelegenheit wahrnahm, seiner Gemahlin den Morgengruß zu sagen. Mann und Frau, Jedes von ihnen ging seinen eigenen Weg, Jedes hatte seine eigene Haushaltung oder doch seine eigene Wohnung, seine Leute, seinen Wagen, seinen eigenen Salon, seine Gesellschaft für sich.

Wenn der Gatte der Gattin in irgend einem Salon begegnete, so war man gegenseitig höflich und freundlich, aber Intimität zu zeigen, sich abzusondern, das wäre ein Verstoß gegen die Regeln der Gesellschaft gewesen, ein Raub an derselben.

Es schloß dies freilich nicht aus, daß man sich in die Hände arbeitete. Es gab ohne Zweifel auch herzliche Ehen, aber die Zahl jener Verhältnisse, welche auf einem lauen Freundschaftspunkte sich erhielten, war überwiegend.

Ja, für Leute vom Rang gehörte es zum bon ton, sich gegenseitig volle Toleranz zu bezeigen. Die meisten der großen Seigneurs hatten nach dem Vorbild des Königs ihre erklärten Maitressen.

Verfolgen wir den weiteren Tageslauf eines Cavaliers. Derselbe hatte vor Allem eine Reihe wichtiger Aufwartungen zu machen; er hatte in dem und jenem Salon zu erscheinen, Neuigkeiten zu hören und weiter zu tragen, Wünsche und Winke entgegenzunehmen, sich an einem Schriftspiel zu betheiligen, vor Allem aber als Sprecher und Hörer zur Conversation beizutragen.

Hier ist daran zu erinnern, daß die Neigung zur Conversation und das Talent dafür bei den Franzosen in hohem Grade vorhanden ist.

Um 6 Uhr wurde dinirt. Reiche Leute setzten einen Stolz darein, für Jedermann, d. h. von Stand, eine offene Tafel zu halten. Daß die

Kochkunst sich einer besonderen Pflege erfreute, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Nach dem Diner hatte man entweder eine Festlichkeit mitzumachen, oder ein Concert, ein Theater zu besuchen, oder man ging zum Tanz oder aber zum Pharao, und man überließ sich auf's Neue dem süßen, nicht auszukostenden Vergnügen der Conversation. Zehn Stunden durchschnittlich verkehrte man in der Gesellschaft, welcher man sich nur allenfalls entriß, um einem galanten Abenteuer nachzugehen.

Die Duelle, die aus letzterem manchmal entstanden, gewährten eine Abwechslung, die ihrer spannenden Momente wegen nicht unwillkommen war.

Spät in der Nacht, bei Manchen nie vor zwei Uhr, setzte man sich in die Carosse oder in die Sänfte, um sich nach Hause bringen zu lassen.

Der Schauplatz dieses Lebens war im Wesentlichen der Salon.

Wohl gingen die großen Herren im Sommer für einige Zeit auf ihre Güter und bezogen ihre Schlösser, aber nicht allein, ein Schwarm von Eingeladenen zog mit ihnen, damit sie doch ja die Stadt nicht entbehren möchten, denn man fürchtete sich vor der Einsamkeit.

Ja selbst im Felde wollten die Großen die Gesellschaft und alle Annehmlichkeiten des Salons nicht entbehren; ihre Hofhaltung mußte mit ihnen ziehen, ihre kostbaren Service wurden mitgeführt. So brauchte Condé, um in's Feld zu ziehen, für sich und sein Gefolge 225 Pferde, der Herzog von Orléans gar 350 Pferde.

Wenn ich bemerkt habe, der Cavalier sei beschäftigt gewesen vom Morgen bis in die Nacht, so ist dies nicht als bloße Ironie aufzufassen. Abgesehen von den Bemühungen um Gunstertheilungen für sich und Andere, ergab er sich auch sonst nicht einem gewöhnlichen Müßiggang, wenn er der Gesellschaft anwohnte, denn er hatte beständig darauf zu achten, daß sein Erscheinen und sein Benehmen als ein tadellos correctes befunden werde. In der Art, wie er eintrat, wie er sich verneigte, wie er vorwärts schritt und den Damen die Hand küßte, wie er sich setzte oder an einen Kamin lehnte, wie er sprach und wie er zuhörte, wie er seine Tabaksdose handhabte, wie er aß und trank, kurz in allen äußeren Handlungen hatte er nicht nur den Anstand zu bewahren, all das sollte er mit mehr als mit Sicherheit ausführen, mit Gewandtheit, mit Grazie.

Konnte man nicht von Jedermann verlangen, daß er geistreich sei, bon mots zu machen wisse oder einen guten Unterhalter abgebe, so beanspruchte man dagegen unbedingt, daß man sich tactvoll verhalte, sich liebenswürdig, verbindlich zeige und beständig ein fröhliches Gesicht zur Schau trage, wie es auch im Innern des Betreffenden aussehen mochte. Damals war Niemand alt. Auch alte Herren wußten elegant, anmuthig zu erscheinen; sie waren wohlgepflegt und parfümirt, heiter, liebenswürdig, zärtlich und gleichmäßig bis zum Tode.

Selbst die Großen wollten weniger imponiren als gefallen, sie bewarben sich nicht so sehr um Ehrfurcht, als um Applaus, und weil der Knecht wie der Herr, so gingen die feinen Manieren und die allgemeine Höflichkeit auch auf jene unteren Klassen über, welche mit der Gesellschaft in nahe Berührung kamen, auf die Dienerschaft und die Lieferanten.

So waren also die Mitglieder der Gesellschaft gleichsam als Schauspieler, als Darsteller der raffinirtesten Gesellschaftskunst den ganzen Tag über auf der Bühne beschäftigt.

In einer Sphäre, in welcher auf das äußere Benehmen und auf die Toilette ein großer Nachdruck gelegt wird, wo die Regeln der Sitte so streng beobachtet werden, daß jedem Rohen und Rauhen der Zugang verwehrt ist, wo das Zarte besondere Beachtung findet, da sind es die Frauen, welche als die obersten Lenker und Richter anerkannt werden. Sie waren auch die Königinnen jener Zeit, sie gaben nicht nur den Ton an in der Gesellschaft, sie regierten dieselbe unbedingt. Ihnen zu gefallen, ihre Gunst zu erwerben, mußte man sich vor Allem angelegen sein lassen; bei dem geringsten Anschein von Anmaßung oder Albernheit zog man sich ihre Mißbilligung zu, und die Folgen konnten recht bedenkliche sein.

Den Frauen gegenüber genügte es damals nicht, höflich zu sein, man mußte galánt sein, durfte sich aber nie so weit vergessen, in der Gesellschaft sich etwa eine Leidenschaft merken zu lassen. So sehr weit die Nachsicht ging in Bezug auf die grenzenlose Lüderlichkeit so mancher ihrer Mitglieder, von Leidenschaft wollte die Gesellschaft Nichts wissen.

Das Bild, das diese, in den äußeren Formen des Anstandes virtuose, unbekümmert in den Tag hineinlebende Gesellschaft darbot, war ein ebenso prächtiges als anmuthiges. Wenn schon die jungen Cavaliere in rosenrothen und blauen seidenen Röcken und Westen, die mit Gold- und Silberbrocat und dito Tressen besetzt waren, auftraten, so kann man sich den Luxus der Damentoiletten bei Festlichkeiten vorstellen. Ueber die gewirkten Reifröcke flutheten Roben von den prachtvollsten Dessins und bildeten Schleppen, die besetzt waren mit künstlichen Blumen und Früchten, mit Rosen, Himbeeren, Kirschen, und dazu, wie die ganze übrige Persönlichkeit, verziert mit Gold- und Silberstickereien, mit Perlschnüren und Agraffen von Edelsteinen, mit Spitzen und Federn. Alles in heiteren, aber gedämpften, zart gehaltenen Farben.

Auch bei den Personen selbst hatte sich allmählich ein eigener Typus in der Form des Körpers und in den Gesichtern herausgebildet, der mit dem Wesen dieser Gesellschaft übereinstimmte, elegante und zugleich üppige Gestalten, zierliche Gesichtszüge, eine feine Stirn, Augen mit großen Augendeckeln, eine pikant geschnittene Nase, ein schwellender Mund und bei jugendlichen Personen ein kleines rundes Kinn.

Wir dürfen jedoch die Gesellschaft nicht für sich betrachten, nicht ohne ihre Folie, und diese wird ihnen erst zu Theil, wenn wir diese Cavaliere

und Damen in das Innere der Paläste begleiten. In den grandiosen Vestibülen werden sie empfangen von einer glänzenden Dienerschaft; sie schreiten auf breiten sehr bequemen Treppen hinauf, deren Gehäuse mit einer prahlerischen Pracht ausgestattet ist. Helle Corridore, geschmückt mit Stuccaturen und Malereien führen sie zu den Appartements, den Vorzimmern, dem Salon, dem Speisesaal, dem Boudoir oder zu den reservirten Privatgemächern, deren eine große Zahl vorhanden ist. Diese Räumlichkeiten sind zweckmäßig vertheilt und bequem verbunden, mit offenen und geheimen Ausgängen versehen.

Das Centrum des Ganzen bildet der Salon mit seinen Nebengemächern, ein Saal, bei dessen Ausstattung das Pompöse mit der heiteren Anmuth und der Bequemlichkeit sich vereinigt. Man könnte bei einzelnen derartigen Schöpfungen glauben, in ein Feeenmärchen versetzt zu sein. Alle Architekturglieder sind umgewandelt in phantastische Formen; Säulen und Pilaster aus buntem Marmor festlich aufgeputzt oder durch Hermen und grotesk gewachsene Palmbäume ersetzt. Die Gesimse und Einfassungen haben sich aufgelöst in ein zierliches Rahmenwerk von Cartouchen, aus welchen überall reizende Blumen hervorsprießen; Ranken schlingen sich darum, die sich da und dort zu Guirlanden verdichten. Die Felder der Wände sind mit geblümter Seide bezogen oder mit farbigen Decorationen und schimmernden Reliefs versehen.

Ein Theil der Flächen ist mit Spiegeln belegt, wovon diejenigen über den Kaminen Umrahmungen besitzen, wie sie nicht üppiger gedacht werden können. Scherzende Amoretten und schmachtend hingegossene Nymphen blicken von den Aufsätzen der Thüren und den Bekrönungen der Wände herab. Den Plafond überflechten versilberte Stuckarabesken, und zwischen ihnen lächelt ein Himmel von sanft getöntem Blau.

Die gepolsterten seidenbezogenen Sessel und Divans haben die bequemsten Proportionen, niederen Sitz und ausgiebigste Breite.

Der Reichthum wird vervollständigt durch Lüster mit Krystallgläsern, Armleuchter aus vergoldeter Bronze, die mit Porzellanblumen verziert sind, durch Standuhren von Silber, Vasen von Porzellan und eine Unzahl der reizendsten Nippgegenstände.

Nirgends stößt sich das Auge an schweren ernsten Formen, nirgends gewahrt man eine Befangenheit aus Respect vor der historisch überlieferten Tektonik und Ornamentik, Alles scheint einer capriciösen graziösen Laune entsprungen, die jeder Regel spottet, Alles lebt in sprühender Lust, fast alle Linièn biegen sich, alle Flächen, die nicht des Gebrauchs wegen flach sein müssen, sind gewunden, und die Cartouchen ergehen sich in den tollsten Wirbeln und Schnörkeln. Bald glaubt man zerfranste Muscheln zu sehen, bald den im Aufgeschleudertwerden erstarrten Schaum des Meeres.

Aber bei all' der scheinbaren Zügellosigkeit des Rococo findet sich in seinen besten Werken die Grenze der Anmuth nirgends überschritten,

im Gegentheil, alle Freiheit dient nur dazu, die höchsten Reize zu entfalten.

Das Walten einer gewissen Gesetzmäßigkeit fühlt sich durch, die übrigens schon aus dem harmonischen Eindruck des Ganzen geschlossen werden muß. Eine eingehendere Prüfung ergiebt auch, daß die Gesetze der Tektonik nicht über den Haufen geworfen wurden, aber man hat sie spielend befolgt. Die starre Symmetrie ist aufgelöst in malerische Eurythmie.

Es verhält sich mit dieser decorativen Kunst, wie mit dem Auftreten und Benehmen der vornehmen Gesellschaft. Anscheinend geschieht Alles ohne Zwang, mit Leichtigkeit, mit Grazie, und doch richtet man sich nach einem Codex mit ganz bestimmten Paragraphen.

Da die Frauen in diesem Zauberreich das Scepter führen, so sind die Formen wie die Farben zart und zierlich. Diese Eigenschaften bilden Charakteristika des Rococo, das man geradezu als eine Boudoirkunst bezeichnen kann. Die Farben sind bei aller Helligkeit gedämpft, um den Toiletten nicht Eintrag zu thun. Blau hat die Herrschaft, lila ist beliebt und weiß. Indem man sich somit mehr der Scala der kalten Farben zuwandte und z. B. auch das Silber dem Golde vorzog, entsprach man unwillkürlich jener Tendenz, sich beständig eine kühle Fassung zu bewahren, tieferer Gefühle sich zu entschlagen, oder sie wenigstens zu verleugnen.

Wenn die Gesellschaft sich auch der freien Luft einigermaßen entwöhnte, so daß sogar manche Cavaliere die Lust zur Jagd verloren, so wollte man doch auf die Spaziergänge, die Gondelfahrten, die Spiele und Festlichkeiten in den Parks nicht verzichten. Von der freien Natur wollte man freilich Nichts wissen. Aus den Parks dagegen ließ sich eine Theaterscenerie machen, welche für die bunte Gesellschaft einen trefflichen Hintergrund abgab. Zu beiden Seiten des Gartenparterres, das wie ein geblümter Teppich angelegt war, bildeten die hohen Buchsbaumhecken grüne Coulissen. Die darin angebrachten Nischen dienten zur Aufstellung antiker Göttergestalten aus Marmor. Neben den Hecken führten breite schattige Alleen zu Rondels.

Mit schöner Vertheilung waren die Baumgruppen angeordnet. Da und dort schimmerte ein kleiner Pavillon aus ihnen hervor. An passenden Stellen wurde man durch Cascaden überrascht, während auf den Wink des Herrn aus dem Spiegel des großen Bassins hunderte von blitzenden Strahlen in die Lüfte emporschossen.

Gegen die zweite Hälfte des Jahrhunderts gesellt sich zu dem bisher gezeichneten Bilde ein neuer Zug, die Schwärmerei für die Idylle.

Waren aus den stolzen, kraftvollen, wetterfesten Rittern geputzte elegante Lebemänner und geschniegelte Salonpuppen geworden, welche als Dichter, Musiker und Maler und als Handwerker dilettirten, welche sich an den Stickrahmen setzten oder den Damen Goldcharpie zupfen halfen, warum sollten sie daran Anstoß nehmen, schmachtende Schäfer zu spielen, angethan

mit seidenen Theatercostümen, Flöte zu blasen und bekränzte Lämmer an Rosabändern zu führen?

Die Gesellschaft war ohnedies von einer wahren Leidenschaft für die Maskerade und das Theaterspielen ergriffen worden. Man hatte von dem wirklichen Leben keinen Begriff mehr, man sah es nur noch unbestimmt, wie durch einen Dunst und betrachtete Alles als ein willkommenes Spielzeug für die Phantasie.

In diesem Sinne feierte man ländliche Feste und mischte unter die Schäfer und Schnitter, die Milch- und Blumenmädchen die Figuren ländlicher Gottheiten, sowie Nymphen und Najaden und die allegorischen Gestalten der Tugenden. Man hielt Jahrmärkte ab und trieb selbst mit dem Militär sein Spiel, indem man es zu sogenannten Lustlagern verwendete.

Mit diesem idyllischen Traume endigte das Rococo.

Aus der Schwärmerei für die Idylle erwuchs die Sehnsucht nach der Natur; man strebte herauszukommen aus dieser gekünstelten Welt. Viele Seigneurs warfen Tressen, Stickereien, rothe Schuhabsätze und Degen ab und machten nur noch bei festlichen Gelegenheiten davon Gebrauch. Sie bekleideten sich mit einfachen bequemen Röcken nach englischer Art.

Natürlich war es nun auch vorbei mit der Entstehung jener extravaganten künstlerischen Phantasieen. Die Stimmung war weg, die Mode schrieb Anderes vor, das Können sank rapid. An Stelle der geschwungenen malerischen überreichen Formen traten steife, geradlinige, einfache. Die wenigen leblosen Ornamente, lahme Kränze und Festons und magere Draperien enthalten nicht mehr den mindesten Rest von dem prickelnden Leben des Rococo.

Man heißt diese zierlich steife Art in Frankreich Style Louis XVI, in Deutschland Zopf im engeren Sinn.

Allein die Abgrenzung nach den Regierungszeiten der verschiedenen französischen Könige entspricht nicht durchaus dem Sachverhalt. Geraume Zeit, ehe die schmachvolle Regierung Ludwigs XV. zu Ende ging, trat die Wendung ein. Es hatte neben dem Rococo in der Architectur und in der Decoration immer eine klassicistische Richtung fort bestanden. Ehe aber nicht das Rococo in bacchantischer Lust die äußersten Effecte durchgekostet hatte, halfen die Proteste der Theoretiker Nichts. Dann aber erstand ihnen ein mächtiger Bundesgenosse in der Marquise von Pompadour, welche etwa von 1752 ab das à la grecque als neue Mode anerkannte. Zunächst handelte es sich allerdings nur um eine gewisse Regularisirung und Vereinfachung der Formen.

Das echte Rococo verschwand natürlich nicht sofort, besonders in Deutschland nicht, wo so viele Fürstenhöfe in der Schaffung von Wunderwerken mit einander wetteiferten.

Gerade auf deutschem Boden sind klassische Meisterwerke dieser Stilweise entstanden, aber, indem man bis zu dem Ueppigsten und Tollsten

ausschweifte, was es in Rococo überhaupt giebt, entstand auch viel gräuliches Schnörkelzeug.

Ein großer Antheil an der Gestaltung der Rococodecoration kommt dem bei uns erfundenen Porzellan zu, das eben zur rechten Zeit sich eingestellt hatte, indem jene gewundenen Formen sich ganz besonders gut für dasselbe eigneten.

Sehr ungern natürlich ließ sich die Gesellschaft dem schönen Traum, in den sie sich eingesponnen, entreißen, doch das Signal war gegeben, und der Geist der Zeit entwand sich mehr und mehr jener berauschenden Atmosphäre.

Schon gegen 1750 hatte man in Frankreich angefangen, sich auch in den höheren Kreisen über den Verfall des Ackerbaues und das Elend der Bauern zu beunruhigen und die Mittel zur Abhilfe zu erörtern. Auch in den Sâlons begann man sich mit den neuen Ideen, welche die Schriften eines Montesquieu, Voltaire, Diderot und Rousseau verbreitet hatten, zu beschäftigen, freilich in noch recht akademischer Weise.

Dazu kam, daß die Unsinnigkeit dieses Staatswesens und die Erbärmlichkeit der Regierung die peinlichsten finanziellen Bedrängnisse hervorrief. Ein neuer Staatsbankerott, der 1770 zum Ausbruch gelangte, schwemmte ein Drittel, ja bei Manchen die Hälfte der Renten hinweg. Die Aristokratie begann die Noth empfindlich am eigenen Leibe zu fühlen. Trotz aller Vorrechte, Schenkungen und Vergünstigungen hatte sich ein großer Theil derselben ruinirt und sich mit Schulden belastet. Das war namentlich das Werk des hohen Hazardspieles und der hohen Galanterie gewesen.

Der König konnte hier auch nicht Hilfe bringen, denn er selbst befand sich in nicht geringer Verlegenheit, ungeachtet dessen, daß er über das Staatseinkommen von 3—400 Millionen verfügte. Er mußte seinen Tischlieferanten riesige Summen schuldig bleiben und konnte seine Bedienten mehrere Jahre nicht bezahlen. Schon Anno 1753 kam es vor, daß die letzteren seit drei Jahren keinen Lohn erhalten hatten. Seine Stallknechte gingen damals Abends in den Straßen von Versailles betteln.

Unter diesen Umständen war die fröhliche, unbekümmerte Rococo-Stimmung nicht mehr festzuhalten, wenn auch die Genußsucht, der Leichtsinn, die Verblendung bei einem großen Theile der Gesellschaft fortdauerten, so daß ein Talleyrand später sagen konnte: „Wer nicht vor 1789 gelebt hat, der kennt nicht die Wonne des Lebens.“

Man pflegt das Rococo als einen lächerlichen, verabscheuungswürdigen Auswuchs der Cultur anzusehen und jenes Zeitalter als ein schmähliches Capitel in der Geschichte der Menschheit zu bezeichnen. In der That enthält es auch viel des Empörenden.

Ist doch das ganze Leben und Treiben dieser vornehmen Gesellschaft mit ihrer kolossalen Prachtentfaltung, ihren unendlichen Bedürfnissen und ihrer unsinnigen Verschwendung nur möglich gewesen durch eine unerhörte

Aussaugung des übrigen Volkes. Wenn man in den Abgrund des grauenhaften Elends hinabblickt, in welchem der Bauer schmachtete und als Lastthier frohnte, wird man angeekelt von dem Gebahren dieser gespreizten Müßiggänger in seidenen Gewändern. Man versteht den unermeßlichen Haß, der sich gegen die Privilegirten ansammelte und erkennt die Nothwendigkeit der Revolution.

Wenn man aber behauptet, das Leben der beau monde im Zeitalter des Rococo habe nur aus Künstelei und Unnatur bestanden, so kann man dem nicht zustimmen.

Jene Generation ist bei der Ausbildung der feinen Geselligkeit und Sitte und des feineren Lebensgenusses in's Extrem gegangen, aber daß sie in Beidem etwas Positives geschaffen, dieses Verdienst muß man ihr lassen.

Gewisse Begriffe und Formen dieser feineren Sitte, die sich damals ausbildeten, haben die Stürme der folgenden Zeiten überdauert und sind in unserem heutigen Gesellschaftsleben noch wirksam.

Der feinere Lebensgenuß, den man sich zu verschaffen wußte, ist auch nicht nur als eine freventliche Schwelgerei und Verweichlichung zu brandmarken. Die größere Annehmlichkeit und Bequemlichkeit z. B., durch welche die Paläste des Rococo in ihrer Anlage und Einrichtung gegenüber jenen der älteren Zeit sich auszeichnen, hat auch bei den Wohnungen der Bürger nach und nach Eingang gefunden.

Wer will es heute tadeln, wenn man die niederen Stockwerke erhöhte, die Lichtöffnungen vergrößerte, die Corridore breiter und die Treppen bequemer machte? Das Rococo ist ein Vorarbeiter der Hygiene gewesen.

Ob diese guten Erzeugnisse des Rococo nicht zu theuer erkauft worden sind, das ist freilich sehr die Frage oder vielmehr es ist keine Frage.

Anders als mit den Sitten steht es mit der Kunst des Rococo. Wer diese letztere in Bausch und Bogen verurtheilt und als verschnörkelten Zopf bezeichnet, als den Gipfel der Unnatur, weil sie die weiteste Abirrung von der klassischen Kunst darstellte, der ist arg auf dem Holzwege.

Wenn Jemand erklärt, ich mag das Rococo nicht, dieses parfümirte, kokette Wesen ist mir zuwider, dagegen ist Nichts zu sagen.

Es giebt Menschen genug, welchen auch die Salongesellschaften der Gegenwart, und wären es die gewähltesten, zuwider sind, welche der mit leichter Galanterie vermischten Conversation mit Damen keinen Geschmack abgewinnen können, welche zu jeder Zeit ihr häusliches Behagen oder einen Abend in der Kneipe vorziehen.

Wer wollte aber leugnen, daß es andererseits eine Menge Personen giebt, welche durch ihre natürlichen Anlagen, ihre Neigungen zum Salonleben hingezogen werden oder wenigstens in eine Gesellschaft mit feineren Umgangsformen? Namentlich mag dies von den Frauen gelten.

Wer wollte sodann Jenen, die eine Freude haben an delicat bemalten Porzellanen, an zierlich geblümten Seidenzeugen und den übrigen kunst-

gewerblichen Erzeugnissen des Rococo, dies als einen Mangel an gesundem Geschmack auslegen?

Die Malerei und die Bildhauerei des Rococo können sich als sogenannte hohe Künste freilich nicht mit der Kunst der Renaissance vergleichen, sie haben keine Meister ersten Ranges aufzuweisen, und das Meiste, was sie geschaffen, ist manierirt und leer.

Auch die Architectur kann, was das Aeußere der Gebäude betrifft (von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen), nicht wetteifern mit den gewaltigen, großartigen Schöpfungen der Gotik und der Renaissance, wohl aber hat sie in der Gestaltung des Innern Bedeutsames geleistet.

Was dann vollends die decorative Kunst des Rococo betrifft, so stehe ich nicht an, zu behaupten, daß diese sich neben das Schönste stellen kann, was irgend von der decorativen Kunst jemals geschaffen worden ist.

Die Schöpfungen des Rococo auf diesem Gebiet stehen z. B. hoch über den meisten Hervorbringungen der vorhergehenden Epoche in Frankreich, der Zeit Ludwigs XIV., in der eine steife Gravität den frischen Wuchs der Ornamentik hemmt.

Hier in der Decoration des Rococo bricht es hervor, das zurückgehaltene Leben, in tollstem Uebermuth. Mit derselben Verschwendung, mit der jene Generation das Erbe der Väter vergeudete, verfährt auch diese Stilweise. Die Motive und Effecte, welche die Renaissance gefunden und erfunden, der Barokstil vermehrt und verstärkt hatte, läßt das Rococo in einem prasselnden Feuerwerk aufgehen, um alles bisher Dagewesene zu übertrumpfen.

Ich spreche aber nur von dem Besten, Feinsten, was das Rococo hervorgebracht hat, denn, um in dieser souveränen Art mit den Formen umspringen zu können, dazu bedurfte es hoher künstlerischer Fähigkeiten. Es waren seltene Talente, Deutsche, Franzosen, Italiener, welche diese Stuccaturen, diese Plafondmalereien, diese geschnitzten Rahmen, diese Silber- und Porzellanservice, diese Damastmuster, Lüsters, Uhren, Dosen, Flacons und Nippfigürchen geschaffen haben. Heutzutage würden manche von jenen Künstlern sich kaum dem Kunstgewerbe zur Verfügung stellen.

Deshalb ist auch das Innere der Amalienburg in Nymphenburg, des Schlosses in Würzburg und Bruchsal, um nur Einiges von dem Vorzüglichsten auf deutschem Boden zu nennen, gegenwärtig der Gegenstand der Bewunderung und des eifrigsten Studiums der decorativen Künstler.

Die mittelmäßigen Rococosachen, die können Einem freilich sehr über werden mit ihrer ewigen Wiederholung gewisser Motive und ihren planlos wuchernden Cartouchen.

Schließlich ist auch noch Jenen entgegenzutreten, welche die Kunst des Rococo verurtheilen als Ausgeburt eines sündhaften Luxus, dem man in keiner Weise das Wort reden sollte, garnicht zu gedenken seiner anrüchigen historischen Entstehung.

Es ist ja wahr, ohne jene rasende Verschwendung, die der Erfindung keine Schranken setzte, ohne jene zahllosen Aufträge, ohne jene Anregung durch eine endlose Kette glänzender Feste wären diese köstlichen Dinge nicht entstanden. Aber die Aesthetik fragt nicht darnach, welche Mühe hat es gemacht, was hat es gekostet, wer ist dadurch zu Schaden gekommen?

Wenn wir im Theater von Bayreuth eine Wagner'sche Oper anhören und von der mächtigen Strömung der Musik ergriffen werden, denken wir auch nicht daran, wie viel streichende und blasende Individuen in dem versenkten unsichtbaren Orchester diese Klangwirkungen erzeugen und was ihr Unterhalt kostet, wir geben uns einfach der Wirkung des musikalischen Kunstwerkes hin.

Die Stilweise des Rococo ist eine Errungenschaft, welche sich die decorative Kunst aus der Schatzkammer ihrer Motive nicht mehr wird wegnehmen lassen.

Es soll damit durchaus nicht einer directen Reproduction oder einer ängstlich stilgerechten Fortsetzung des Rococo das Wort geredet werden, solches wäre nicht zu billigen. Aber aus der Betrachtung der Kunstgeschichte gewinnt man die Ueberzeugung, daß es immer wieder Generationen geben wird, welchen die Schöpfungen des Rococo sympathisch sind.





Ein Wendepunkt in der Gährungsphysiologie*).

Von

Eduard Sokal.

— Wien. —

Das Jahr 1898 bedeutet einen Wendepunkt auf dem Gebiete der Gährungsphysiologie. Durch die Mittheilungen Eduard Buchners auf dem III. internationalen Congreß für angewandte Chemie (Wien 1898) ist unsere theoretische Auffassung der Gährungsphänomene wesentlich umgestaltet worden; die experimentellen Untersuchungen von Calmette und Boidin, welche auf ebendemselben Congreß zum ersten Mal vorgeführt wurden, können nicht verfehlen, auf die Praxis der gährungstechnischen Industrien reformirend einzuwirken. Angesichts dessen dürfte es wohl auch für ein weiteres Publicum von Interesse sein, mit dem Gedankengang, welcher diesen epochemachenden Forschungen zu Grunde liegt, vertraut zu werden. —

Vor ungefähr einem halben Jahrhundert that Liebig beim Studium der Hefegährung den prophetischen Ausspruch, daß derjenige, der die Natur der Hefegährung enträthseln sollte, auch das Wesen der Infectionskrankheiten erkannt haben werde. Seine Prophezeiung traf zu, aber nicht er selbst, sondern sein genialer wissenschaftlicher Gegner Pasteur sollte der glückliche Finder sein. Liebig hatte die Theorie aufgestellt, daß die Gährung ein rein chemischer Proceß sei, während Pasteur in directem Gegensatz zu ihm

*) Lafar, Technische Mykologie 1898. A. Jörgensen, Mikroorganismen der Gährungsindustrie. Berlin 1898. E. Buchner, Ueber zellenfreie Gährung. Oest. Chemikerzeitung, 1. August 1898. A. Calmette und A. Boidin, Gegenwärtiger Stand der Verarbeitung von Getreide-Mucidineen. Oest. Chemikerzeitung, 15. August 1898.

der Ansicht war, daß die Alkoholgährung des Zuckers an die Lebensthätigkeit des Hefepilzes gebunden sei. Nach Liebig ist Gährung der Zerfall eines complicirten, spannkraftreichen organischen Moleculs in seine einfacheren Bestandtheile, welcher Zerfall durch eine andere in Zersetzung begriffene organische Substanz, das entsprechende Ferment, gewissermaßen übertragen werden kann. Nach Pasteur sind es kleinste Lebewesen, welche bei der Gährung durch den Zerfall der complicirten Molecüle jene Menge von Spannkraft auslösen, deren sie zur Bestreitung ihres physiologischen Haushaltes bedürfen. In der großen wissenschaftlichen Polemik, welche sich hierüber entspann und zur Grundlage der modernen Bacteriologie führte, blieb Pasteur nach der bis in die jüngste Zeit allgemein geltenden Anschauung Sieger.

Die von Pasteur in dem Werke „Etudes sur la bière“ aufgestellte Gährungstheorie erregte bei der Publication in Gelehrten- und Technikerkreisen durch ihre geistreiche und paradoxe Formulirung das größte Aufsehen. Gegenüber **Brefeld**, welcher behauptete, daß die Hefe sich nicht ohne freien Sauerstoff vermehren könne, und **Traube**, welcher wohl einräumte, daß die Hefe sich ohne freien Sauerstoff zu entwickeln vermag, aber aufrecht hielt, daß sie dann die in der Flüssigkeit gelösten Eiweißstoffe zu ihrer Zellbildung verbrauche, spricht **Pasteur** den Satz aus, daß die Gährungsorganismen eine Gruppe von Lebewesen bilden, deren Function als Fermente gerade „eine nothwendige Folge des Lebens ohne Luft, des Lebens ohne freien Sauerstoff“ ist, und daß ferner eine solche Gährung auch in reinen Zuckerlösungen vor sich gehen kann. Pasteur macht daher eine Sonderung zwischen zwei Arten von Organismen, aërobiotischen, welche ohne Zutritt der freien Luft nicht leben können, und **anaërobiotischen**, welche die Luft entbehren können; diese letzteren sind seiner Auffassung zufolge „Fermente im eigentlichen Sinne des Wortes“. — „Die Gährung ist somit ein sehr allgemeines Phänomen. **Sie ist das Leben ohne Luft, das Leben ohne freien Sauerstoff** oder, noch allgemeiner, sie ist die nothwendige Folge einer mit Hülfe eines gährungsfähigen Stoffes ausgeführten chemischen Arbeit, welcher Stoff dazu fähig ist, durch seinen Zerfall Wärme hervorzubringen. Die Masse von Gährungen im eigentlichen Sinne wird demnach durch die Zahl von Stoffen begrenzt, die sich unter Production von Wärme zu zersetzen vermögen und die als Nahrung für niedere Organismen ohne Zutritt der Luft dienen können“ (Etudes sur la bière S. 261). **Dies ist in kurzen Zügen die berühmte Gährungstheorie Pasteurs.** —

Pasteurs „Etudes sur la bière“ erschienen im Jahre 1876. Die von ihm schon in früheren Schriften angedeutete Lehre, daß jede Gährung und jede Fäulniß durch Mikroorganismen bedingt sind, bildet den Hauptinhalt dieses Werkes. Unter „Fäulniß“ im weiteren Sinne des Wortes lassen sich in diesem Zusammenhange auch die infectiösen Giftwirkungen der Bacterien auf das lebende Eiweiß einreihen.

Mit Recht hat man Pasteurs Namen an diese wichtige Lehre geknüpft, denn es war namentlich durch seine Untersuchungen, daß sie eine Begründung und Anerkennung erhielt.

Die ersten Ideen dazu können wir freilich in der Litteratur weit zurückverfolgen, schon zu den Zeiten Linnés wurde die Auffassung von mehreren Gelehrten, auch von Linné selbst geltend gemacht, daß die Gährungs- und Fäulnißprocesse durch mikroskopische Lebewesen bewirkt werden. Beweise hierfür kamen jedoch erst viel später hervor. Mitscherlich und Cagniard-Latour wiesen im Jahre 1835 nach, daß die Bier- und Weinhefe aus Zellen besteht, welche sich durch Sprossung vermehren und daß diese Zellen die Alkoholgährung hervorrufen. Kurz darnach kam Schwann zu demselben Resultate. Turpin sprach zu dieser Zeit den Satz aus: „Keine Zersetzung des Zuckers, keine Gährung ohne die physiologische Thätigkeit einer Vegetation". Bedeutungsvolle Entdeckungen treten eben niemals wie Pallas Athene in voller Rüstung aus dem Haupte Jupiters in die Welt, sie sind gewöhnlich die Resultate der Arbeiten mehrerer Forschergenerationen, doch ist es im Allgemeinen viel leichter, die Idee irgend einer Wahrheit auszusprechen, als den hinlänglichen Beweis dafür zu führen. Obgleich also die Principien schon gegeben waren, als Pasteur im Jahre 1857 diese Untersuchungen in Angriff nahm, so fehlten doch noch sehr wesentliche Glieder, welches namentlich daraus klar hervorgeht, daß Liebig wieder die Versuche Stahls hervorziehen konnte, um die Gährungsphänomene in rein chemischer Weise zu erklären. Liebig stand damals an der Spitze jener genialen Chemikerschaar, welche das stolze Banner der synthetischen Chemie entfaltet hatte und in der Mikroorganismentheorie Pasteurs einen Rückschritt zu der verpönten Hypothese einer besonderen „Lebenskraft" erblicken mußte. Kurz vorher war Wöhler die erste künstliche Darstellung eines organischen Körpers, die Synthese des Harnstoffs gelungen, die Grenze zwischen lebender und todter Natur schien durchbrochen zu sein, man glaubte im Sturmschritt von dem neuen Gebiete Besitz ergreifen zu können. Die mustergiltigen Untersuchungen E. du Bois-Reymonds über thierische Elektricität führten dieselbe Sprache und schienen die neue methodische Einsicht zu bestätigen, daß die Gesetze der Physik und Chemie auch auf die lebende Natur Anwendung finden und zur Erklärung der Lebensprocesse nothwendig und ausreichend sind. Während man kurz vorher ohne Weiteres eine besondere „Lebenskraft" in das Räderwerk des Organismus eingreifen ließ, erschien es nach dieser Wandlung der Ansichten befremdlich, daß zur Erklärung eines verhältnißmäßig so einfachen chemischen Processes wie der Zerfall des Zuckers in Alkohol und Kohlensäure die Thätigkeit lebender Mikroorganismen herangezogen werden müßte. Man vergaß, daß die Lebenserscheinungen jedenfalls eine eigenthümliche Combination der physikalisch-chemischen Processe darstellen dürften und daß unsere Kenntniß der letzteren immerhin zahlreiche Lücken aufweist; der Weg von unbedingter Skepsis zum blinden Dogma war, wie nur zu häufig

in der Wissenschaft, in kürzester Zeit durchmessen worden. In dem Entwickelungsgang der Wissenschaft haben sich freilich diese einseitig unvollkommenen Anschauungen ausgeglichen, denn, wie Hermann von Helmholtz in seiner unnachahmlichen Weise sagte, „ist es dem menschlichen Geist nicht selten verliehen, aus falschen Prämissen durch falsche Schlußfolgerungen zu richtigen Resultaten zu gelangen". Zur Zeit Eulers war die falsche Ansicht in Geltung, daß es keine achromatischen Linsen geben könne. Euler ging nun von der falschen Annahme aus, daß das menschliche Auge eine vollkommen achromatische Linse sei, und gelangte auf diesem Wege bei fortgesetzten Versuchen zu der thatsächlichen Entdeckung eines achromatischen Linsensystems. In ähnlicher Weise erfolgte auch der historische Ausbau der Gährungstheorie.

In den Etudes sur la bière wird klar und unwidersprechlich bewiesen, daß die Sproßpilze für die Gährung unumgänglich nothwendig sind, und es wird stark betont, daß auch die Spaltpilze (Bacterien) einen durchgreifenden Einfluß auf den Verlauf der Alkoholgährung und auf den Charakter des Bieres ausüben können. Die Sproßpilze werden systematisch abgehandelt; für einzelne nicht genauer beschriebene Pilze dieser Gruppe wird, wie es auch schon früher von Bail und einigen Zymotechnikern geschah, angedeutet, daß sie auf die Beschaffenheit des Gährungsproductes in verschiedener Weise einwirken können. Was Pasteur hier mittheilt, sind aber eben nur Wiederholungen der unklaren Anschauungen seiner Vorgänger, und seine Andeutungen gehen nach zwei einander widerstreitenden Richtungen auseinander. Dies tritt z. B. in seinen Beobachtungen über die sogenannte käseartige und die aërobiotische Hefe stark hervor. Möglicherweise, sagt er, ist hier die Rede von selbstständigen, eigenthümlichen Hefearten, möglicherweise aber auch nur von durch eine gewisse Behandlung der gewöhnlichen Brauereihefe umgebildeten Formen. Es darf aber nicht übersehen werden, daß er selbst betont, worin man die Ursache suchen muß, daß die Frage nicht beantwortet werden konnte, nämlich darin, daß es damals nicht möglich war zu entscheiden, ob man von Anfang an mit einer oder mit mehreren Species arbeitete; eine exacte Methode zur Reincultur der Hefearten war zu dieser Zeit noch nicht aufgefunden. Eine wirkliche Orientirung in dieser Welt der Mikroorganismen findet man folglich in dem genannten Werke nicht; es ist an keinem Punkte der Pasteurschen Darstellung möglich, solche Charaktere für die Sproßpilze zu finden, daß darauf eine Analyse basirt werden könnte. Für Pasteur sind auch alle Sproßpilze mit einigermaßen ausgeprägter Fähigkeit zur Alkoholgährung dasselbe wie Sacharomyceten (Hefepilze in engerem Sinne oder Sproßpilze mit endogener Sporenbildung); man ist sich an keinem Orte klar, ob von echten Sacharomyceten oder von anderen Sproßpilzen die Rede ist. Diese Hefepilze, welche in unserem jetzigen Systeme zu sehr verschiedenen Abtheilungen gehören, werden ferner in diesem Werke als Entwicklungsstufen von gewissen Schimmelpilzen auf-

gestellt, ohne daß doch hierfür die Beweise gegeben werden. Ob es verschiedene Arten solcher Schimmelpilze giebt oder nicht, wird von Pasteur nicht entschieden. Seine Behandlung der hier erwähnten botanischen Probleme muß überhaupt in den wesentlichen Punkten als eine verfehlte bezeichnet werden.

Die Ursache davon, daß dieses Werk die in seiner Vorrede verkündigte Reform im Brauereibetriebe nicht durchführen konnte, ist vor Allem die, daß es, wie nach den vorangehenden Auseinandersetzungen einleuchtet, auf dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft nicht möglich war, Klarheit über die morphologischen Verhältnisse der verschiedenen Alkoholgährungspilze herbeizuführen. Pasteur konnte daher in diesem Punkte nicht über die unbestimmten Vermuthungen und widerstreitenden Anschauungen seiner Vorgänger hinauskommen. Wenn er in dem genannten Werke eine Uebersicht über die Mikroorganismen, welche Krankheiten im Biere verursachen, giebt, dann ist in Uebereinstimmung hiemit auch nur von Bacterien (Spaltpilzen) die Rede, und diese Anschauung wird noch im Jahre 1883 von Duclaux sowie von anderen französischen, deutschen und englischen Schriftstellern wiederholt. Auf der Grundlage dieser Studien empfiehlt Pasteur den Brauern, eine Reinigung der Hefe zu unternehmen, um diese von Bacterien zu befreien, z. B. dadurch, daß man die Hefe in einer Zuckerlösung mit Weinsäure oder in Würze mit ein wenig Carbolsäure cultivirt.

Im Gegensatz hierzu trat Hansen im Jahre 1883 mit seiner Lehre hervor, daß einige der gefährlichsten und gewöhnlichsten Krankheiten im untergährigen Biere nicht von Bacterien, sondern von bestimmten Hefepilzarten herrühren. Auf dieser Grundlage arbeitete Hansen sein System aus, nach welchem eine Anstellhefe, aus einer einzigen Art bestehend, benutzt wird. Dieses System beruht auf der verblüffend einfachen Methode, daß man bei Herstellung der Reincultur von einem einzigen Individuum ausgeht, welches durch entsprechende Verdünnung des Nährsubstrats von den übrigen isolirt wird, und die weitere Entwicklung der Reincultur unter dem Mikroskope beobachtet und controlirt.

Nach einigem Widerstande wurde dieses System in allen bierbrauenden Ländern anerkannt und in die Praxis eingeführt. In den Jahren 1887—89 hat jedoch Pasteurs Mitarbeiter Velten in Marseille dieses System angegriffen, indem er findet, daß es ein Fehler bei Hansens Hefe sei, daß sie nur aus einer einzigen Art oder Rasse besteht. Für Pasteurs gereinigte Hefe hebt er dagegen als einen Vortheil hervor, daß sie nach der oben beschriebenen Reinigung nicht aus einer, sondern aus mehreren Heferassen verschiedener Natur besteht, und diese Zusammensetzung aus verschiedenen Rassen betrachtet er als nothwendig, damit das Bier den erwünschten Geschmack und Bouquet erhalten kann. Wie verfehlt diese Lehre ist, geht aus Hansens weiteren Untersuchungen hervor. Die von ihm unter-

nommene experimentelle Prüfung zeigte, daß man bei der Behandlung der Hefemasse mit Weinsäure nach Pasteurs Methode die Entwickelung der Krankheitshefen in einem solchen Grade fördert, daß diese zuletzt die eigentliche Culturhefe vollständig unterdrücken.

Neuere Untersuchungen Hansens haben sogar gezeigt, daß es Fälle giebt, wo zwei Hefenarten, die jede für sich ein tadelloses Product geben, in Mischungen Krankheitsphänomene im Biere hervorbringen. Pasteur begrüßte daher schließlich selbst Hansens System als einen Fortschritt, indem er schrieb: „Hansen hat zuerst begriffen, daß die Bierhefe rein sein soll, und zwar nicht nur hinsichtlich der Mikroben und Krankheitsfermente im engeren Sinne, sondern daß sie auch von den Zellen wilder Hefen frei sein soll."

Dies ist oder war vielmehr der Stand des theoretischen und technischen Gährungsproblems bis zum dritten internationalen Congreß für angewandte Chemie, der im August 1898 in Wien tagte. Die Mittheilungen von Calmette-Boidin und von Ed. Buchner auf diesem Congresse müssen nach beiden Richtungen hin als bahnbrechend bezeichnet werden.

Man wußte seit jeher, daß gewisse Schimmelpilze, welche seit ältester Zeit von einigen Völkern im Orient zur Herstellung alkoholischer Getränke verwendet werden, die Eigenschaft besitzen, die Stärke in gährungsfähigen Zucker umzuwandeln und unter besonderen Bedingungen gleichzeitig alkoholische Gährung zu erzeugen. Man hat sich auch seit langer Zeit bemüht, diese Schimmelpilze in der Alkoholfabrikation zu verwenden, aber die unternommenen Versuche sind immer an den Hindernissen gescheitert, welche durch ihr sogenanntes „Brennvermögen" verursacht sind. Den Herren Calmette und Boidin ist es zum ersten Male gelungen, zu industriellen Zwecken die Bedingungen zu verwirklichen, welche es gestatten, jegliche Verbrennung der stärkehaltigen Maische zu vermeiden und zur Alkoholbereitung das ganze Rohmaterial zu verwerthen, welches nicht zum Aufbau des Körpers der Muccelineen aufgebraucht wird.

Dieses Verfahren besteht in der Cultivirung des Schimmelpilzes (Amylomyces Rouxii) in einer stärkehaltigen sterilen Maische, in welcher die Verzuckerung und alkoholische Gährung gleichzeitig stattfindet. Die Menge des angewendeten Schimmelpilzes ist äußerst gering. Sie übersteigt nicht einige Decigramm zur Umwandlung von 18000 kg Getreide in einem Gährbottich, und zur vollständigen Vergährung bedarf es höchstens 90 bis 96 Stunden. Die Ausbeute an reinem Alkohol, welche auf diese Weise erreicht wird, ist ungefähr 98% der theoretischen Ausbeute, also weit höher als die, welche bis jetzt erzielt werden konnte. Ein einziger Arbeiter reicht aus, um den Betrieb von mehreren Gährbottichen in Stand zu halten und die Vergährung von vielen Tausenden kg Getreide zu erzielen. Wenn sich diese Ziffern, welche einem mehrmonatlichen Betriebe in der Fabrik des Herrn Collette in Seclin (Nord-Departement, Frankreich) entnommen sind,

bestätigen sollten, so steht der modernen Gährungstechnik eine neuerliche Reformirung ihrer Arbeitsmethoden bevor. Durch die bisherigen Versuche von Calmette und Boidin ist jedenfalls schon der Beweis erbracht worden, daß das streng aseptische Arbeiten des Laboratoriums auch auf die Verhältnisse der Großindustrie übertragen werden kann, da bei dem Verfahren sowohl die Maische als auch die Gährpilze während der ganzen Dauer des Processes nur mit steriler Luft in Berührung kommen dürfen. Hierin liegt eine methodische Errungenschaft von größter Bedeutung.

In einem anderen Punkte setzen die Untersuchungen Buchners ein. Buchner ist es gelungen, durch ein eigenartiges Verfahren, welches im Wesentlichen auf der Zerreibung der Hefepilze mit Quarzsand und einer Compression von über 500 Atmosphären beruht, aus den Hefezellen ein hochmoleculares Product, die von ihm sogenannte Zymase zu gewinnen, welche an und für sich die Fähigkeit besitzt, Zucker in Alkohol und Kohlensäure überzuführen. Der alte Streit zwischen Liebig und Pasteur, der mit dem endgültigen Siege der Pasteur'schen Anschauung beendet zu sein schien, ist demnach wieder aufgerollt. In seinem Vortrage betonte jedoch Buchner, daß seine Arbeiten nicht zwischen Liebig und Pasteur entscheiden, sondern Beiden in einem höheren Sinne Recht geben. Da die Zymase nur in den Hefezellen erzeugt und gefunden wird, so behält die Pasteur'sche Theorie Recht, wenn sie behauptet, daß es keine Gährung ohne Mikroorganismen giebt. Andererseits bleibt doch die Liebig'sche Anschauung insoferne in Geltung, als ja die Organismen nicht das bei der Gährung unmittelbar wirksame Princip darstellen, sondern nur durch die Vermittlung eines in ihnen erzeugten Fermentes den Gährungsproceß auslösen. Es hat sich ferner ein lebhafter Streit darüber entsponnen, ob man das Recht hat, die von Buchner beobachtete Gährung einem unbelebten Ferment zuzuschreiben oder ob nicht vielmehr dieselbe auf sogenannte „überlebende" Substanz, welche durch das Buchner'sche Verfahren aus den Hefezellen hinausgepreßt worden ist, zurückzuführen sei.

So unwahrscheinlich es auch dem Laien erscheinen mag, daß eine Substanz, welche mit Quarzsand zerrieben und einem Druck von 500 Atmosphären unterworfen worden ist, noch lebend sein soll, so ist doch diese Annahme vom streng wissenschaftlichen Standpunkt nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen. Wie Versuche von Abeles beweisen, zeigen die Hefezellen eine geradezu erstaunliche Resistenz gegen schädliche Einflüsse, physikalischer und chemischer Natur, bei —110° hat Abeles noch ihre Lebensfähigkeit constatirt; so wäre es denn auch möglich, daß das Plasma der Hefezellen selbst bei so weitgehenden mechanischen Insulten, wie sie beim Buchner'schen Verfahren vorgenommen werden, am Leben bleibt. Auf diesen Einwand findet Buchner mit Recht zu ent-

gegnen, daß die Grenze zwischen hochmolecularem Ferment und Elementarorganismus nur schwer, wenn überhaupt zu ziehen ist. Das klassische Kriterium der Giftwirkung, welche nur die Thätigkeit lebender Substanz suspendiren soll, versagt hier oder läßt vielmehr nur einen allmählichen Uebergang erkennen. Gerade in der Feststellung dieses allmählichen Ueberganges, welcher die schroffe Scheidewand zwischen lebender und nicht lebender Substanz durchbricht und auch auf diesem dunklen Gebiete den Postulaten der Entwickelungslehre gerecht wird, scheint uns die bleibende und größte Bedeutung der Buchner'schen Versuche zu liegen.





Zur Geschichte des Censurwesens.

Von

J. Mähly.

— Basel. —

Eine Geschichte des Censurwesens, d. h. der Beschränkung der freien Meinungsäußerung, der Bevormundung und Verfolgung des geschriebenen oder gedruckten Wortes, existirt einstweilen noch nicht. Warum wohl? Es kann Zufall sein, wie ja noch manches andere Wünschens- und Wissenswerthe seines Geschichtsschreibers harrt. Der Grund kann aber auch in der Schwierigkeit des Gegenstandes liegen: Denn daß im Censurwesen kein System und keine Entwickelung, sondern nur ein Chaos von Unverstand und Willkür zu erblicken und dadurch eine systematische und methodische Geschichte desselben unmöglich gemacht sei, ist kein Grund: Auch die Weltgeschichte verläuft nicht immer logisch und nach den Gesetzen Hegel'scher Geschichtsphilosophie — und gleichwohl wird sie geschrieben. Bei einer wissenschaftlichen Geschichtschreibung kommt es mehr auf den Geist des Verfassers als auf die Natur und die Gliederung des Stoffes an. Uebrigens ist mit Recht gesagt worden, daß eine Geschichte des Censurwesens so viel wäre als ein Ausschnitt aus der Geschichte des menschlichen Geistes.

Eines solchen Unternehmens will sich natürlich der Schreiber dieser Zeilen nicht von fern vermessen; er bezweckt blos einen Einblick in einzelne interessantere Erscheinungsformen dieses Censurwesens, wie solche am Faden der Zeitfolge sich am bequemsten aufreihen.

Solche Einblicke dürften auch für die unmittelbare Gegenwart interessant und belehrend und die sich daraus ergebenden Empfindungen nicht ganz unzeitgemäß sein; denn leben wir auch nicht mehr direct unter der Constellation der Censur, so spiegelt sich ihr Widerschein von Zeit zu Zeit doch immer noch kräftig genug am staatlichen Himmel.

Eine Aufzählung der Schriften, die bis zum Anfang dieses Jahrhunderts mehr oder weniger einläßlich unseren Gegenstand behandelt haben, findet sich in Freiherrn v. Aretins „Beiträgen zur Geschichte und Litteratur 1803, Bd. I., 3. Stück p. 49 ff.“ Was seither in extenso hinzugekommen ist und ob noch ähnliche Schriften, wie die von F. W. A. Schmidt „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im I. Jahrhundert. 1847“ erschienen sind, entzieht sich der Kenntniß des Verfassers dieses Aufsatzes.

Um mit dem Volke, dem wir die Grundlagen unserer Cultur verdanken, den Griechen, zu beginnen, so ist durchaus wahr, was ein alter, ehrenwerther Römer, Cremutius Cordus, dem sein Freimuth zum Verderben gereichte, in seiner Selbstvertheidigung über sie urtheilte, daß bei ihnen nicht nur die Redefreiheit, sondern selbst die Zügellosigkeit in diesem Punkte ungestraft ausging und daß, wer dagegen einschreiten wollte, Gleiches mit Gleichem vergalt, d. h. Worte mit Worten strafte. Nur sehr ausnahmsweise ließ sich der Staat herbei, sein Machtwort in dieser Sache zur Geltung zu bringen. So befahl der athenische oberste Gerichtshof, der Areopag, die ihm religions- und sittengefährlich scheinenden Bücher des Sophisten Protagoras, eines Zeitgenossen des Sokrates, öffentlich zu verbrennen, zu welchem Zweck die Exemplare bei den Inhabern confiscirt worden waren. Also Confiscation und Autodafé, noch verschärft durch die Verbannung des Verfassers aus Athen. Zwar ist dieses immer noch nicht der höchste Gipfel, zu dem die Censur sich versteigt; sie greift auch zur Todesstrafe und hat dieses, bei den Griechen, durch die Inquisition an Sokrates bewiesen. Hätte Sokrates sein Glaubensbekenntniß über Gott und Welt in einer Schrift niedergelegt, so wäre ihr wahrscheinlich dasselbe Loos, wie denen des Protagoras geworden. — — Es wäre höchst interessant, den Inhalt jener Schrift, welche die nächste und hauptsächlichste Veranlassung zu den Gewaltsmaßregeln gegen Protagoras gab — sie führte den Titel „Ueber die Götter“ — zu kennen. Aus dem einzigen, uns erhalten gebliebenen Satz: „ob Götter seien oder nicht seien, wisse er nicht“, dürfen wir schließen, daß er offen und muthig zu Werke ging, den Vorwurf des Atheismus aber, der damals für ein Verbrechen galt, nicht verdiente.

Dem gleichen Schicksal aus gleichem Grunde verfiel der Philosoph Diagoras, dem man kurzweg den Beinamen „der Götterleugner“ — auch dieses, wie es scheint, mit Unrecht — gegeben hatte. Der durch traurige Erfahrungen verbitterte Mann hatte es gewagt, sich über das Mysterienwesen spöttisch und abfällig zu äußern — dies genügte den frommen Athenern, einen hohen Preis auf seinen Kopf zu setzen und die Stadt zu verfluchen, die ihn nicht auslieferte. Ob die Schriften des Diagoras verbrannt wurden, wissen wir nicht.

Wenn man von der Censur bei den Griechen spricht, so darf Plato nicht vergessen werden. Es ist bekannt, wie sich dieser Philosoph, einer der tiefsten Denker und scharfsinnigsten Geister, zugleich einer der besten

Schriftsteller, die Griechenland hervorgebracht hat, zu der Freiheit des Wortes verhielt. Wäre es nach seinem unzweideutig und wiederholt ausgesprochenen Wunsche gegangen, so wären alle Dichter, insbesondere aber die Dramatiker, unter staatliche Censur gestellt worden. Selbst an Homer fand er Manches auszusetzen, was ihm mit der guten Sitte nicht vereinbar schien. Er verlangte von der Poesie nicht nur eine ästhetische, sondern auch eine ethische Wirkung auf das Volksgemüth, und dieser Forderung schienen ihm die Dichter, vorab die Komiker, nicht immer zu entsprechen. Um ihm gerecht zu werden, muß man bedenken, daß die Dichter bei den Griechen die einzigen und eigentlichen Lehrer des Volkes waren und daß damals weder Schule noch Kirche in unserem Sinne vorhanden waren, welche an den Ausschreitungen der Dichter hätten eine Correctur üben und veredelnd auf das Volksgemüth wirken können. Ein Gesetz sollte also nach seiner Ansicht die Dichter in Schranken halten und ihrer Zügellosigkeit steuern. Wenn man an das Schicksal denkt, das seinem Freund und Lehrer Sokrates bereitet ward, ein Schicksal, zu welchem die Komödiendichter, vorab Aristophanes, durch Verspottung und Verunglimpfung von Sokrates' Person und Lehre das ihrige beigetragen hatten, so kann man Plato seinen Unmuth und seine Strenge um so weniger verdenken. Es sollte also, nach Platos Vorschlag, in dem von ihm geplanten Staate nicht nur eine Censur für alle Poesie eingesetzt, sondern speciell dem Komödiendichter bei strenger Strafe (Verbannung oder schwerer Geldbuße) verboten sein, einen Bürger auf der Bühne zu verspotten. Er kann mit Letzterem nur den Fall meinen, wenn der Verspottete mit seinem wirklichen Namen aufgeführt wird, (wie z. B. Sokrates in den „Wolken") nicht aber, wenn dafür irgend ein fremder Name gewählt wird, oder neben dem echten ein falscher Beiname, — wie für Cleon in den „Rittern" — mochte auch durch die Hülle hindurch die wirkliche Person noch so augenfällig und unverkennbar erscheinen. Ein solches Gesetz, wahrscheinlich von der religiösen Reaction ausgehend, welche vielleicht auch die Verfolgung des Philosophen Anaxagoras und jene Maßregeln gegen Protagoras und Diagoras auf dem Gewissen hat, war übrigens schon früher einmal noch vor dem peloponnesischen Krieg gegeben, freilich aber nach kurzem Bestand wieder aufgehoben worden. Ueber die Tragweite dieses Gesetzes kann man verschiedener Meinung sein: Sollte damit jeder beiläufige Spott gegen jeden beliebigen Pfahlbürger verpönt sein, oder ist der Spott gegen mächtige einflußreiche Männer in einer Tendenzkomödie gemeint? Hier ist nicht der Ort, darüber zu entscheiden, wahrscheinlich ist aber während der peloponnesischen Kriege, zur Zeit des sogenannten Hermokopidenprocesses und Mysterienfrevels eine fernere, wenn auch nur eine partielle, eben auf jenen dunklen Proceß sich beziehende, Beschränkung der Komödienfreiheit erfolgt. Noch etwas später, als die Oligarchen in Athen die Macht in Händen hatten und durch heimlichen Mord und andere Gewalt-

mittel Alles, was sich ihnen entgegenstellte, aus dem Wege räumten, brauchte es keiner Gesetze, welche jener Freiheit Zügel anlegten. Die Angst vor den Dolchen der Verschworenen machte die Komödie von selbst verstummen.

Aus der späteren, nachchristlichen Zeit (1. Jahrhundert) mag hier erwähnt werden, was in der Apostelgeschichte von den Ephesiern erzählt wird: Es hätten solche, die „unnütze Künste getrieben hatten“, diese Bücher (im Werth von 50000 Silbermünzen?) öffentlich verbrannt. Waren dies Griechen oder waren es Juden? Und welcher Art waren die verpönten Bücher? Zauberbücher oder Religionsbücher? Eines oder das Andere, denn die Veranstalter des Brandes waren ohne Zweifel Bekehrte und Anhänger des Paulus.

Die Römer, das zweite in Betracht kommende Culturvolk, waren während der Republik von den Plackereien staatlicher Censur wenig angefochten, um so empfindlicher dagegen während der Kaiserherrschaft, und zwar arteten die „Plackereien“ in die härtesten Strafen, sogar die Todesstrafe aus. Doch kannte schon die Republik in Sachen der Religion keine Toleranz, und es ist sicher, daß das Gesetz, das wir im Corpus juris gegen das Halten von Büchern „magischer Kunst“ (Zaubersprüche, Aberglauben und Aehnliches), wonach die Besitzer solcher mit Confiscation des Vermögens, gewöhnliche Leute (humiliores) dagegen mit dem Tode bestraft und die Bücher natürlich verbrannt wurden, noch in die Zeit der Republik hinaufreicht. Augustus ließ einmal nicht weniger als 2000 solcher auf einem Scheiterhaufen verbrennen, aber schon vorher wurde dieselbe Execution mehr als einmal vom Senate den competenten Behörden anempfohlen. Das älteste und bekannteste Beispiel dieser Art ist das Autodafé, das ungefähr 200 Jahre vor Chr. mit den angeblichen Büchern des Königs Numa Pompilius vorgenommen wurde. Diese wurden nämlich von einem Landmann beim Pflügen seines Ackers ausgegraben und dem Senate vorgewiesen. Sie enthielten theils in griechischer Sprache pythagoräische Religionsphilosophie, welche in das dogmatische System der Römer durchaus nicht hineinpaßte, wurden zudem sofort als untergeschoben erkannt und, da der Senat vor allem Ketzerischen eine heilige Scheu hatte, kurzweg verbrannt. Und diesmal half das Verbrennen radical (weil nur ein einziges Exemplar vorhanden war), während sonst das Verbrennen und Verbieten gefährlicher oder gefährlichscheinender Bücher gerade das Gegentheil dessen bewirkt, was man bezweckt. Das wußte schon Tacitus und hat es mehr als einmal offen ausgesprochen; hätte man seine Stimme nur immer gehört oder hören wollen! Schon das Zwölftafelgesetz hat nicht blos auf Zauber, sondern auch auf Spottlieder, die man auf einen Mitbürger verfaßte oder ihm vor der Thüre absang, schwere Criminalstrafen gesetzt. Es läßt sich daher denken, daß die Polizei ein ganz besonders wachsames Auge für das (aus Griechenland importirte) Lustspiel hatte, oder

vielmehr, daß die Dichter desselben vor polizeiwidrigen Ausschreitungen in genanntem Punkte sich sorgfältig hüteten. Eine merkwürdige Ausnahme machte allein der älteste namhafte Dichter Nävius, übrigens kein Römer von Geburt, dessen Grabstein die Verse zierten: Wenn Götterwesen dürften ‖ Sterbliche beweinen, ‖ so weinten um den Dichter ‖ Nävius die Musen. Seine Lustspiele waren voll von Beziehungen auf römische Zustände und Personen, unter letzteren waren es besonders Mitglieder aus dem erlauchten Geschlecht der Meteller und der Scipionen, denen er zusetzte. Den großen Scipio, den Sieger von Zama, trafen die Verse:

Selbst ihn, der sich mit Ruhm gekrönt durch viele Heldenthaten,
Die Allen in Erinn'rung sind, der einz'ge Allverehrte,
Ihn zog im bloßen Mantel einst vom Liebchen weg sein Vater.

Die nach seiner Meinung ihrer hohen Stellung unwürdigen Meteller reizte er durch den Vers:

Das Schicksal macht in Rom zu Consuln die Meteller.

Worauf die Antwort erfolgte:

Schlimm werden's die Meteller Nävius vergelten.

Und sie hielten Wort: Nävius mußte öffentlich Abbitte thun und wurde obendrein mit Gefängniß und Verbannung bestraft. Das Beispiel wirkte; die ganze spätere Komödie zu Rom gab zu keiner Injurienklage mehr Anlaß. Eher noch der Mimus, welche, uns freilich nicht genau bekannte, Abart des Lustspiels trotz des eben angegebenen Verbotes die Kühnheit politischer Anspielungen und persönlicher Angriffe, und zwar mit Nennung des Namens, sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint. Auch Dichter werden darin nicht geschont. Wir wissen, daß zwei derselben, Accius und Lucilius, wegen persönlicher Beleidigung klagbar wurden und ersterer mit seiner Klage Erfolg hatte.[1]

In der Kaiserzeit braucht man die Fälle angewandter Censur nicht lange zu suchen: sie mehren sich natürlich mit dem Auswachsen der Alleinherrschaft und deren Willkür und nehmen je nach dem Charakter des Regenten mildere oder strengere Formen an. Augustus, der die Gewalt, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach in den Händen hatte und sie zeitweise, wenn er sich persönlich verletzt fühlte, mit der rücksichtslosesten Strenge und gleichwohl unangefochten zur Geltung brachte — zum Beispiel gegen den armen Ovid — Augustus war klug aus Politik, was ein eingefleischter Despot nach dem Zuschnitt eines Caligula oder Nero nie ist und nie sein kann. Es ist die Frage, ob, wenn ein hochgeborener Römer das gleiche Verbrechen wie Ovid — und es war ja nicht einmal ein eigentliches Verbrechen — begangen hätte, der Kaiser sich derselben Strenge würde vermessen haben. Aber was war ihm Ovid, der Liebes- und Verständler? Seine Klagelieder an den trostlosen Ufern des Schwarzen Meeres fanden bei der eleganten römischen Welt kein Echo! Und doch wagte selbst der

hochangesehene Asinius Pollio, den der Kaiser in einer Posse lächerlich gemacht hatte, nicht, ihm mit gleicher Münze heimzuzahlen. Es sei nicht rathsam, meinte er mit einem Wortspiel, gegen den die Redefreiheit zu gebrauchen, der Einen mit der Vogelfreiheit bestrafen könne (non est enim facile in eum scribere qui potest proscribere).

Auch war Augustus der Erste, der unter Hinweis auf das oben angeführte alte Gesetz über ehrenrührige Schriften die Untersuchung (und Aburtheilung) von Schmähschriften und Spottgedichten auf irgend Jemand, die unter falschem Namen erschienen, befahl; er legte auch „als Tribun“ sein Veto ein gegen die in Testamenten vorkommende Insolenz, über verhaßte Gegner, denen man zu Lebzeiten nicht hatte beikommen oder schaden können, in Schmähworten die Schale seines Hasses und Ingrimms auszugießen.

Eine Art Theatercensur bestand in Rom schon zur Zeit der Republik. Die Aedilen nämlich waren gehalten, die ihnen von den Dichtern eingereichten Stücke noch einer bestimmten Magistratur zur Prüfung auf ihre correcte Haltung, d. h. zunächst Enthaltung von Spott gegen Personen und öffentliche Zustände zu unterbreiten. Dieses Gesetz war mit der Zeit außer Anwendung gekommen; Augustus aber fand für gut, ihm wieder Nachachtung und Anwendung zu verschaffen. Diese und ähnliche Maßregeln fallen aber erst in die spätere Zeit seiner Regierung, und einzelne flagrante Fälle von rednerischer und schriftstellerischer Licenz scheinen ihn dazu veranlaßt zu haben, so der Fall mit Cassius Severus und dessen Freund Labienus. Beide — Letzterer der Sohn jenes Unterfeldherrn Julius Cäsars und späteren politischen Apostaten — hatten sich durch scharfe, höchst ehrenrührige Pamphlete gegen hochstehende Männer und Frauen, Labienus auch durch Memoiren sehr politischer Färbung über die Zeitgeschichte bekannt und verhaßt gemacht. Cassius war deswegen mit Verbannung nach Kreta bestraft und seine Schriften waren verbrannt worden. Letzteres Schicksal hatten auch die Schriften des Labienus, was einen etwas später lebenden Schriftsteller zu der Aeußerung veranlaßte, es sei dies etwas Neues und bisher nicht Dagewesenes, daß man an litterarischen Producten die Todesstrafe vollziehe. Derselbe Schriftsteller berichtet auch, dem Antragsteller dieser verwerflichen Maßregel sei dasselbe Schicksal zu Theil geworden, denn auch seine Schriften seien, noch während er lebte, verbrannt worden. Cassius übrigens scheint sein Loos nicht so tragisch genommen zu haben wie Labienus. Er äußerte: man hätte eigentlich auch ihn zugleich mit den Schriften des Labienus verbrennen sollen, da er deren Inhalt auswendig wisse! Labienus hingegen fand das Leben unter einem solchen Regiment der Willkür nicht mehr lebenswerth; als echter unbeugsamer Römer ließ er sich in das Grabmahl seiner Ahnen tragen, um dort eingeschlossen zu sterben.

An Augustus' Nachfolger hat man bekanntlich in neuerer Zeit mehr oder weniger schüchterne „Rettungsversuche“ machen wollen und ihn ein „Ver-

waltungsgenie" genannt. Die Anfänge seiner Regierung mag man ja, wie auch bei Caligula und Nero, noch als erträglich, vielleicht sogar löblich gelten lassen — nachdem aber die Bestie in ihm erwacht war, hat er sich durchaus als „Zerstörungsgenie" an Menschen und Schriften erwiesen. Unter ihm und auf seinen Antrieb hin hat das furchtbare Denuncianten- und Delatorensystem nicht blos Wurzel gefaßt, sondern gleich seine üppigsten Blüthen getrieben. Schon das Beispiel, das dieses „himmlisch schöne Gebilde der Vorsehung", wie den Tiberius ein schweifwedelnder schriftstellernder Zeitgenosse nannte, an dem edlen Cremutius Cordus statuirte, weil dieser gewagt hatte, den Cäsarmörder Brutus zu loben und den Mitverschworenen Cassius den letzten Römer zu nennen, zeigt uns, wie dieser „Diener des Staates" — so nannte sich Tiberius selber — „die Tugend belohnte" und die Freiheit des Wortes verstand. Die Vertheidigungsrede des Beklagten ist uns noch erhalten; er vertheidigte sich, obschon er zum Voraus wissen mußte, was ihm bevorstand, denn, wie ein Schriftsteller sagt: „man brauchte nicht mehr auf den Ausgang des Processes zu warten, es gab nur einen, nämlich Verurtheilung, d. h. Tod." Cremutius Cordus' Bücher wurden verbrannt, und er starb den Hungertod. Ein römischer Ritter, Lucius Priscus, hatte ein Trauergedicht auf den Tod des Germanicus verfaßt, dann aber auch während der Krankheit von Tiberius' Sohn Drusus ein solches auf diesen, für welches er, im Fall, daß Drusus sterbe, einen noch größeren Lohn erwartete, als den ihm der Kaiser für jenes erste Gedicht bezahlt hatte. Er hatte die Unvorsichtigkeit, das Trauerlied auf Drusus in einer Privatgesellschaft vorzulesen — und dies genügte, um ihn zum Tode zu verurtheilen! — Einer aus dem berühmten Geschlecht der Aemilier, Mamercus Scaurus, ein guter Dichter und Sachwalter, hatte eine Tragödie „Atreus" geschrieben, in welcher Tiberius Anspielungen auf sich zu entdecken glaubte. Es lagen allerdings auch noch andere hochwichtige Klagepunkte vor, aber jenes „Verbrechen" gab den Ausschlag. Scaurus kam indessen dem Todesurtheil durch selbstgewählten Tod zuvor. Diese Beispiele müssen um so eher genügen, als, wie uns berichtet wird, die Geschichtsschreiber dieser Zeit eine Masse von Namen Angeschuldigter und also auch Verurtheilter gar nicht erwähnen, theils weil die übergroße Zahl der Opfer sie ermüdete, theils, weil sie fürchteten, ihren Lesern damit beschwerlich zu fallen. Wie viele unter diesen Todtgeschwiegenen mögen ihrer Zunge oder ihrer Feder das Todesloos zu verdanken haben! Glimpflich, d. h. nur mit Gefängniß oder Verbannung lief die Sache bei dem Fabeldichter Phädrus ab, wo allerdings nicht der Kaiser-Wütherich selber, sondern nur dessen Günstling Sejanus betheiligt war, der sich durch einige Verse des Dichters getroffen fühlte. Dies konnte übrigens mancher Andere auch, wenn er nur wollte, denn es ist Nichts leichter als in einer Gallerie von Persönlichkeiten, welche der Fabeldichter, auch der unschuldigste, wenn er überhaupt

wirken will, vorführen muß, eine zu finden, die dem Beschauer ähnlich sieht. So ist die Abfertigung des zudringlichen Strebers durch Tiberius (II, 5) in dessen Villa bei Misenum schon früh auf den Günstling bezogen worden. Man darf übrigens vermuthen, daß die bedenklichsten Stücke durch die Censur ausgemärzt worden sind.

Die Anklagen auf Majestätsverbrechen, die zu Zeiten der Republik denen auf „Hochverrath" am Römervolk ziemlich gleichkamen, wucherten zum ersten Mal unter Tiberius, und jetzt war nicht mehr das Römervolk, sondern die Person des Kaisers gemeint; sie gaben jedem Neider und Hasser die bequemste Waffe in die Hand, einen Gegner tödtlich zu treffen, und waren unter allen schlechten Kaisern an der Tagesordnung — also auch unter Caligula und Nero, so vielversprechend sich auch bei Beiden, ehe der Kaiserwahnsinn in ihrem Hirn zu gähren begann, die Anfänge ihres Regiments angelassen hatten, bei Ersterem so mild und tolerant, daß er sogar die gegen die Schriften eines Cremutius Cordus, Cassius, Severus und Labienus verhängten Maßregeln cassirte und deren Schriften wieder zu lesen/erlaubte, und von Nero, der ja anfänglich mit dem Plane umging, im großen römischen Reiche die Zollfreiheit einzuführen, war man berechtigt, zu erwarten, daß er dem Volke auch die Gedankenfreiheit zurückgeben werde. Wie bald schlugen diese Erwartungen in's Gegentheil um! Der tollwüthige Caligula witterte sogar in Homer staatsgefährliche Ideen und wollte ihn mitsammt den Schriften des Livius und des Virgil vertilgen. Nero verstieg sich zu einem öffentlichen Gebot, daß Niemand in Rom philosophiren solle, und dies geschah erst, nachdem er mit einer Anzahl Philosophen aufgeräumt hatte; man kann schon daraus schließen, wie es damals mit der Denk- und Schreibfreiheit beschaffen war. Eine besonders grelle Illustration dazu liefert das Loos des Stoikers Pätus Trasea, eines der edelsten, charakterfestesten Römer, in welchem der Geschichtsschreiber Tacitus die „Tugend selber" verkörpert sah. Dieser hatte es durch seine männliche Vertheidigungsrede durchgesetzt, daß die dem Prätor Antistius wegen einiger in Privatgesellschaft vorgelesener Schmähgedichte auf den Kaiser zugedachte Todesstrafe zum Exil herabgemindert wurde, sich selber aber vermochte er nicht zu retten, versuchte es auch kaum; die Anklage ging auf Hochverrath, das Urtheil lautete auf Tod. Von seinen Schriften verlautet Nichts, dagegen wurden unter Domitian, der, wo möglich, noch ärger als Nero gegen das freie Denken wüthete, die Schriften des Arulenus Rusticus, der sich erkühnt hatte, den Pätus Trasea zu loben, wegen dieses Wagnisses verbrannt und er selbst mit dem Tode bestraft; dasselbe Loos traf den Herennius Senecio, ebenfalls unter Domitian, weil er den unter Nero aus Italien verbannten und von Vespasian mit dem Tode bestraften Priscus Helvidius, den Schwiegersohn des Pätus Trasea gelobt hatte! Vespasians That ist um so weniger zu begreifen, als er mit dem Schwiegervater befreundet gewesen war und im Ganzen für einen gerechten Regenten galt.

Wirkte das böse Beispiel seiner Vorgänger ansteckend? Oder war es der Ingrimm des ungebildeten Soldaten, der zeitlebens in ihm kochte und sich hier einmal in einem schlimmen Ausbruch entlud?

Nach dem Wüthen eines Domitian mußten milde Herrscher wie Nerva und ganz besonders Trajan den Gebildeten im Volk wie wahre Segensspender erscheinen, und Tacitus setzt das „seltene Glück dieser Zeiten" vor allem Anderen darein, daß man jetzt wieder durfte denken, was man wollte, und sagen, was man dachte, während er von der Schreckenszeit jenes letzten Flaviers sagt: „Wir hätten zugleich mit der Stimme sogar das Gedächtniß verloren, wenn es ebenso sehr in unserer Macht läge zu vergessen als zu schweigen!"

In der bunten Reihe der guten und schlechten Imperatoren wäre vielleicht noch der Eine oder der Andere, wenn auch nur mit Mühe herauszufinden, der es einmal für gut erachtet hat, auf das litterarische Gebiet einen Blick zu werfen. Für gewöhnlich aber wandten die Kaiser ihre Aufmerksamkeit anderen Dingen zu, und es gab deren genug im römischen Reiche. Zudem verstummte nach und nach die Opposition, und persönliche Hiebe gegen die Imperatoren, wie sie noch Nero zu fühlen bekam, hörten mit der Zeit auf, waren auch in der That nicht mehr „zeitgemäß", nachdem man sich in das Unvermeidliche fügen gelernt hatte. Das politische „Klima" wurde allmählich ein anderes, republikanische Luft athmete kein Römer mehr. Immerhin blieb es merkwürdig, daß selbst unter den schlimmsten Regenten die Schulen sich in voller Freiheit bewegen durften, und die Rhetoren mit Vorliebe über solche Gegenstände declamirten, welche den Despotismus gerade in's Gesicht schlugen — über Freiheitshelden, Tyrannenmörder ꝛc. Diocletian konnte ohne Bedenken die politische Spionage abschaffen, und nur, wenn die Kirche sich etwa zu breit machte, wurde jene Art von Censur wieder lebendig, die mit Feuer und Schwert sich das Mißfällige vom Leibe schaffte; so ließ der genannte Kaiser die Anführer der Manichäersecte samt ihren Büchern verbrennen und die übrigen Theilnehmer theils tödten, theils in die Bergwerke stecken, so ließ der große Constantin an sämmtliche Kirchen den Befehl ergehen, die Schriften des Ketzers Arius zu verbrennen, und drohte den Hehlern mit dem Tode.

Ueber die Censur, wie das Mittelalter und die neue Zeit sie verstanden und übten, müssen wir uns kurz fassen, obgleich für eine eingehende erschöpfende Untersuchung Stoff in Hülle und Fülle, ja leider mehr als genug und wünschbar vorhanden wäre. Diese Masse schwillt natürlich mehr und mehr an seit der Erfindung des Buchdrucks, und es läßt sich erwarten, daß jetzt die geistlichen Mächte, der Papst und sein Generalstab als Anordner und Vollstrecker der Censur den weltlichen den Rang ablaufen werden, um so mehr, als es ja eine große religiöse Bewegung — die Reformation — war, welche mit weithin hallendem Glockenklang den Beginn der Neuzeit einläutete. Es galt hier, die „heiligsten Güter der Menschheit"

oder, concreter gesprochen, den Klerus gegen Anklagen und Angriffe und die Gläubigen gegen das Gift der Ketzerei zu schützen. Irrlehrer (im kirchlichen Sinn) erstanden schon im Mittelalter, und wenn sie ihre Lehren durch Wort oder Schrift verbreiteten, so ist die Kirche schon damals mit passenden Mitteln eingeschritten, und „passend“ mochte es ihr öfter, als wir wissen, geschienen haben, mit dem geschriebenen Worte auch den Schreiber dieses Wortes durch die Flammen verzehren zu lassen. Was aber den Druck einer Schrift betrifft, so verstand es sich während des Mittelalters bis tief in die Neuzeit hinein nicht nur von selbst, sondern es war Befehl und Gesetz, daß die Erlaubniß zum Druck bei der kirchlichen Behörde eingeholt und erst dann ertheilt wurde, wenn das Buch die geistliche Censur passirt hatte und ihm von dieser zu Händen des Druckherrn das Certificat ausgestellt war, daß nichts Unkirchliches oder Religionswidriges darin enthalten war.

Papst Alexander VI., ruchlosen Angedenkens, drohte sämmtlichen Druckern der Christenheit, welche dieses Gesetz heimlich oder öffentlich übertreten würden, schwere Strafe (Excommunication) an, und das lateranische Concil (1525) erklärte dieses Gesetz von Neuem in Kraft und dehnte es insofern auch auf die Schriftsteller aus, als es über diese Widerruf oder eine schwere Geldstrafe oder Verbannung verhängte.

Bekanntlich hatte Boccaccio in seinem berühmten Decameron den Geistlichen übel mitgespielt und die bedenklichsten Situationen mit Vorliebe *ihnen* zugedacht. Das konnte die Kirche nicht dulden, und das Werk mußte das Reinigungsfeuer der geistlichen Censur passiren, das heißt, alle Novellen, welche mit der Geistlichkeit unsauber umsprangen, wurden entweder cassirt oder corrigirt (der Stand der geistlichen, handelnden oder leidenden Personen in einen weltlichen umgetauft) oder beschnitten, die krassesten Obscönitäten aber, sobald sie nur dem gemeinbürgerlichen, nicht dem geistlichen Moralcodex Hohn sprachen, wurden unangetastet gelassen! Bei der Vorliebe des Menschengeschlechts für die verbotene Frucht läßt sich erwarten, daß das heute vorhandene Inventar des Decameron wohl das echte und ursprüngliche des Schriftstellers sein werde; ob es noch Spuren der mit ihm vorgenommenen Castration aufweise, bleibe dahingestellt.

Uebrigens wird die erste *weltliche* Censur dem König Philipp III. (dem „Kühnen“) von Frankreich zugeschrieben, sie fällt noch vor Boccaccio (in's Jahr 1275) und richtete sich gegen die Buchhändler, galt indessen weniger dem *Inhalt* der Bücher als der *Form*: „sie wollte durch Androhung von Strafen die Copien der Manuscripte gegen Verderbnisse schützen und Reinheit der Texte erzwingen.“

Im Jahre 1486 soll der Erzbischof von Mainz (Berthold) die erste Censurbehörde in Deutschland aufgestellt haben.

Auch Kaiser Karl V. war ein heftiger Gegner der *Preßfreiheit* und hat auf dem Reichstage von Augsburg (1530) eine strenge Censurordnung durchgesetzt, welche bestimmte, daß „hinfürder nichts Neues und sonderlich

Schmähschriften, Gemälde (d. h. Caricaturen) weder öffentlich oder heimlich gedichtet, gedruckt oder feilgehabt werden, es sei denn zuvor durch dieselbige geistliche oder weltliche Obrigkeit dazu verordnete verständige Personen besichtigt worden — — — und wo der Drucker, Dichter und Verleger solche Ordnung überfahren, soll er durch die Obrigkeit . . . nach Gelegenheit an Leib oder Gut gestraft werden und wo einige Obrigkeit . . . hierin lässig erfunden würde, alsdann soll und mag unser Kaiserlicher Fiscal gegen dieselbe Obrigkeit um die Strafe procediren und fürfahren.“ —

Die geistliche, wie die weltliche Censur, ob nun repressiv oder nur präventiv, ist immer, wenn gegen die Freiheit des gesprochenen oder geschriebenen Wortes gerichtet, ein Act der Intoleranz. Unsere Aufgabe ist es nicht, hier Begriff und Maß dieser „Freiheit“ zu bestimmen und die Grenzen zu bezeichnen, die ihr gezogen sind, aber gesagt muß werden, daß die Intoleranz nicht nur im katholischen Lager zu finden ist. Auch unter der jungfräulichen protestantischen Elisabeth von England sind katholische Ketzer kurzweg verbrannt worden, wenn auch nicht in dem Maße, wie dies unter dem Regiment des „groß“ genannten, aber in Wahrheit fluchwürdigen roi Soleil und seines Nachfolgers der Fall war.

Jener allmächtige Despot und „Schirmherr“ der Litteratur ließ merkwürdige Dinge geschehen. Hätte er aus Bigotterie Menschen wie Bücher verbrennen lassen, so könnte man doch wenigstens von einem falschen Princip sprechen — aber es war ja bei ihm nur Gleichgiltigkeit und Erhabenheitsdünkel, die ihn jene entsetzlichen Greuel gegen Lebende — das Verbrennen war noch ein minderer Grad — befehlen oder zugeben ließen. Im Verbrennen und Verbieten der Bücher hat allerdings sein erbärmlicher Nachfolger Ludwig XV. noch mehr geleistet, wenn auch nicht aus Princip, so doch aus Unverstand.

Rousseaus sämmtliche Werke, ohne Unterschied, sind öffentlich und von Staatswegen verbrannt worden, die „philosophischen Briefe“ Voltaires, die philosophischen Schriften des Helvetius nnd anderer Zeitgenossen hatten dasselbe Schicksal, ebenso die „Mémoires“ Beaumarchais’ und Einzelner von Marmontel und Diderot; Racines Dramen „Esther“ und „Athalie“ und einige der besten Voltaires, ja sogar Molières waren lange verboten, sodaß jener sich veranlaßt sah, für die nachfolgenden zum Pseudonym zu greifen. Selbst das Riesenwerk, in welchem der Ruhm französischer Gelehrsamkeit gipfelt, die „Encyclopédie“ traf das Loos des Verbotes! Und sieht man sich nach den Gründen um, welche diese Entscheidung sollten veranlaßt haben, so sind sie von einer wahrhaft unglaublichen Futilität! Wer von den Verfassern der gebrandmarkten Bücher nicht noch in die Bastille geworfen wurde — wie dies berühmten Männern, wie Voltaire, Fréret und Anderen geschah — durfte von Glück reden. Schade, daß der Name jenes pflichteifrigen Regierungsbeamten nicht auf die Nachwelt gekommen ist, der unterthänigst vorschlug, den sämmtlichen Buchdruckern für einige Jahre das Handwerk zu legen, mit einziger Ausnahme, natürlich, des königlichen Buchdruckers! Doch

kam diese Maßregel sogar einem selbstherrlichen Verstande etwas allzu drakonisch vor. Es war schon drakonisch genug, daß eine Zeit lang ein Gesetz bestand, wonach über die Verfasser von Schriften, welche sich vermaßen, abfällig sich über das Finanzwesen auszulassen oder den öffentlichen Geist durch Besprechung religiöser Fragen aufzuregen, die Todesstrafe verhängt wurde.

Daß die französische Revolution mit solchen Bestimmungen und Beschränkungen gründlichst aufräumte, versteht sich von selbst, immerhin war sie gegenüber Kundgebungen in Rede und Schrift, die nicht in ihrem Programme standen, bekanntlich nicht weniger unduldsam, ja noch unduldsamer als je ein gekrönter Despot gegenüber solchen, die seinem Programme zuwiderhandelten, und Jeder, der in jenem Sinne sprach oder schrieb, wußte zum Voraus, welch' schauerliches Gerüst und „schneidiges" Instrument sein Wagniß zu belohnen bereit stand.

Der „Sohn der Revolution" Kaiser Napoleon I. hat, wie in seinen Anschauungen von bürgerlicher Freiheit überhaupt, so insbesondere in denen von freier demokratischer Meinungsäußerung die seiner „Mutter" ganz und gar verleugnet und ihre Pfade nicht nur verlassen, sondern die direct entgegengesetzten eingeschlagen. Wie er diese Freiheit verstand, zeigt, um von dem an dem deutschen Buchhändler Palm statuirten Beispiel zu schweigen, sein Verfahren gegen die Französin Frau von Staël, deren bedeutendste Schrift (De l'Allemagne) er kurzweg confisciren ließ, nachdem er die Verfasserin schon vorher wegen ihrer Schriftstellerei aus Paris verbannt hatte. Und doch hatten schon aufgeklärte Monarchen wie Friedrich der Große und Joseph II. die häßlichste Krebsscheere der Censur tüchtig abgestumpft, Letzterer sogar sie ganz bei Seite geworfen.

In unserem Jahrhundert ist die Censur wieder in ganzer Schärfe aufgetreten, man denke an die Zeiten des „jungen Deutschland", an die Schicksale Gutzkows und einiger seiner Schriften, an die Denunciationen W. Menzels! Und wenn auch heute Gewaltacte, wie die vom Herzog Karl von Württemberg an Schubart begangenen, unmöglich geworden sind, so darf man doch auch nicht allzu optimistisch behaupten, daß die Censur völlig außer Curs gekommen sei. Im Ganzen und Großen — außer in Rußland — wohl, aber hie und da erscheint sie doch wieder auf dem alten Geleise und zeigt besonders in der Tagespresse ihr drohendes Gesicht.

Auch heut zu Tage, und gar nicht so selten, lesen wir noch von der Sistirung und zeitweisen Unterdrückung einer Zeitung: wir erinnern beispielsweise nur an das Verfahren Ludwigs II. von Bayern, der einer ihm genehmen Persönlichkeit — R. Wagner — zu Liebe durch Machtbefehl von einem Tag auf den anderen den Bestand der „Bayrischen Zeitung" aufhob, ohne sich um die auf's Schwerste verletzten Privatinteressen der Redacteure und des Verlegers im Geringsten zu kümmern! Dieses Beispiel könnte vielleicht durch spätere, wenn auch in etwas blässeren Farben gehaltene Fälle illustrirt werden!

Auch Melpomene und Thalia haben hin und wieder unter dem bösen Blick der Censur zu leiden! Heute darf Schillers „Wilhelm Tell“ ziemlich unverstümmelt auch über die „österreichische Bühne“ wandeln, aber die Erlaubniß datirt von nicht so lange her, und es ist fraglich, ob er auch jetzt noch völlig unangetastet an Leib und Seele durchkommt. Die österreichische Reichscensur könnte sich für ihr Vorgehen auf das im Princip ähnliche des ersten französischen Kaiserreiches berufen, wo „Wilhelm Tell“ in möglichst antifreiheitlichem Sinn zugestutzt und in seinem Wanderbuch mit dem Nebentitel „ou les Sansculottes Suisses“ versehen, den Gang über die Bühne machte.

Erinnert man sich, welchen Sturm die erste Aufführung der „Stummen von Portici“ seiner Zeit in Brüssel hervorrief und welche schicksalsschweren Folgen dieser Sturm herbeiführte, so kann man solche Maßregeln politischer Vorsicht einigermaßen begreifen, unbegreiflich aber und lächerlich ist es, wenn noch in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts in Oesterreich laut Verordnung des Unterrichtsministeriums sämmtliche antike Klassiker, die auf den Gymnasien gebraucht wurden, „ausgebeint und castrirt“ d. h. von allen republikanischen Stellen purificirt wurden, „damit die Jugend nicht rebellisch gesinnt würde“. Dem gegenüber war die „in usum Delphini“ prakticirte Büchercensur dem Princip nach denn doch berechtigter, lächerlich war dabei blos die übertriebene Prüderie.

Wo die Censur dem Umsichgreifen einer unsittlichen, von Schmutz und Unflätherei lebenden Presse steuern will und dieses Amtes mit Vorsicht und ohne Zelotismus waltet, wird man sie als zu Recht bestehend ansehen müssen — es wird kaum nöthig sein, zu bemerken, daß auch Brand- und Mordpredigten unter dem Begriff „unsittlich“ rangiren — sonst aber ist jede Beschränkung des freien Wortes in Rede und Schrift immer ein Zeichen des Mißtrauens in die eigene Kraft von Seiten der Staatslenker, und nicht mit Unrecht wird man nach dem Maße der Freiheit, dessen Rede und Schrift genießen, die Stärke des Staates selbst beurtheilen.





Tödte das Fleisch!

Erzählung.

Von

Edward Stilgebauer.

— Lausanne-Ouchy. —

I.

Ostern ist vorbei. Heuer ist es spät gefallen, Ende April. Immer länger weilt die Sonne am Himmel, immer milder und lauer säuselt die klare Luft. Ihren mächtigsten Boten, den Frühling, hat die Sonne auf die Erde gesandt, und der kann gar nicht müde werden. In glühender Liebe umfängt er das harte Land, preßt es an sein stürmisch pochendes Herz und küßt mit nimmer müden heißen Lippen Leben in die Erde. Und wie er merkt, daß es sich regt da drinnen, daß es wieder anfängt, leise zu pochen, das wintererstarrte Herz, da erfaßt ihn leidenschaftliche Gluth, da drückt er die Erde fester und fester, und Liebessehnsucht zittert durch ihren Leib. Und er kehrt zurück zu seinem Sonnensitze und schickt glühende Blicke der Liebe hinab auf das Land. Und da regt sich's wie Feuer in dem schwarzen Schooße der Erde, und Alles, was sie in sich trägt, ringt sich dem mütterlichen Boden los, der Sonne, dem Frühling entgegen. —

Auch in dem Garten des Dorfpfarrhauses an der Lahn ist es Frühling geworden. Aber da senden keine Veilchen als zierliche Beeteinfassung ihren berauschenden Duft zu dem Lichte des Himmels, da prangen keine von sorgsamer Hand gepflegten Petunien in hundertfacher Farbenpracht, und keine Feuerlilie wiegt dort die volle Krone im milden Säuseln der weichen Luft. Keine Rosenknospe auf zierlichem Stämmchen harrt hier der Junisonne entgegen, auf daß sie sich ihr in vollem Glanze entfalten kann. Weder Crocus, noch Hyacinthe, noch Tulpe, die ersten Boten des nahenden Frühlings, haben hier geblüht. Und doch hat die Natur ihren unermeßlichen

Reichthum auch über diesen Garten ausgegossen. An den Aesten der Bäume wiegen sich die ersten eben den Knospenhüllen entflohenen Blättchen im Abendlüftchen, dort liegt ein morscher Stamm, den der Wintersturm gefällt hat, und tausend Keime entsprangen dem faulen Holze. Er ruht in einem grünen Lager. Das Gras, welches die Wege bedeckt, schmiegt sich an seine Rinde und nickt und gaukelt im Frühlingswehen. Und da entfaltet sich die Knospe des Löwenzahns zur gelben Blume, da öffnen sich die kleinen weißen Blüthen der Hirtentasche dem Lichte der Sonne. —

Allein in das alte, verwitterte Haus, das inmitten des verwahrlosten Gartens steht, scheint der Strahl des erstandenen Frühlings nicht dringen zu können. Dichte, graue, schmutzige Vorhänge verhüllen die halb blinden Fenster, kaum, daß der wilde Wein, der eben seine zarten, jungen Blätter entfaltet, die Ritzen des wetterergrauten Gemäuers bedecken kann. Die scheidende Sonne wirft eben ihre letzten, schrägen Strahlen auf das Haus, sie spiegeln sich wieder in den trüben Fensterscheiben und können die dichten Vorhänge nicht durchdringen, hinter denen der Alte sitzt.

Es ist ein langes, schmales, dreifenstriges Zimmer, das er vor jedem Strahl der niedergehenden Frühlingssonne, vor jedem Hauch der mild bewegten Luft abgeschlossen hat. Eine braune, rauchige Tapete reicht hinauf bis zu der schmutzigen Decke, die Jahre lang des Weißbinderpinsels entbehrte. An den Wänden stehen hohe Bücherregale, deren Inhalt durch dunkelgrüne, alte Vorhänge verdeckt und vor dem hier überhand nehmenden Staube geschützt ist. Denn Niemand darf es wagen, die Bücher des Alten anzutasten. Ein vielgestopfter, seine Farbe nicht mehr verrathender Teppich breitet sich durch das ganze Zimmer und dämpft jeden Schritt. Eine erdrückend heiße, ungesunde, dumpfe Luft erfüllt den Raum, da man jetzt die Fenster nicht öffnen darf, weil der Alte das Gesumme und das Gezwitscher da draußen in der Natur nicht hören will. Am Eckfenster steht der Schreibtisch, ein fester Eichentisch ohne Zierrath, unpolirt wie der Anrichtetisch einer Küche. Auf diesem aufgeschlagen eine alte, in Schweinsleder gebundene, auf Pergament gedruckte Bibel und das Gesangbuch. Vor dem Schreibtisch ein gelbgestrichener, hölzerner Stuhl ohne Lehne, ohne Polster. — Die Wände des Zimmers sind durch die Regale fast ganz verdeckt, so daß für Bilderschmuck kaum ein Raum übrig bleibt. Nur an der einen Wand, gegenüber dem Schreibtisch, fehlt das Büchergestell.

An dieser steht ein zweites Exemplar von Tisch aus Tannenholz, ungestrichen, auf diesem ein schwarzes Kreuz, daran hängt aus Nickel schwarz angelaufen die Gestalt des gekreuzigten Heilandes. Darüber an der Wand das einzige Bild im ganzen Raum, ein scheußliches Machwerk. Es ist die schlechte Copie eines mittelalterlichen Gemäldes und stellt einen Bettelmönch dar. Der Stand dieser Figur läßt sich nur an der Tonsur erkennen, denn der Oberkörper ist völlig nackt. Sie wendet dem Beschauer den mit Striemen bedeckten Rücken zu, von dem das helle Blut in großen Tropfen

zur Erde herabrinnt. Die Rechte des Mönches ist hocherhoben und schwingt unbarmherzig die Geißel, während das Gesicht sich dem Beschauer zukehrt. Ein triumphirender Siegerblick strahlt aus den unheimlich glimmenden schwarzen Augen. Die bartlosen Lippen sind schmerzlich zu einem trüben Lächeln verzogen, und die Backenknochen treten deutlich hervor. Hunger, Schmerz, Verzückung und Wahnsinn sprechen aus dem schreckenerregenden Gesichte, und die knöchernen Beine, die aus dem Untergewande scharf hervortreten, scheinen die wahrlich nicht schwere Last des Körpers kaum mehr tragen zu können. Unter dem Bilde stehen mit flammendrothen Buchstaben die Worte: „Tödte das Fleisch!" —

Unverwandten Blickes starrt der Alte, der auf dem Holzstuhl vor dem Schreibtisch sitzt, auf das Bild. Sein Gesicht scheint eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Zügen des Bettelmönches angenommen zu haben, er sieht älter aus, als er ist. Hunger spricht aus dem knöchernen, faltigen Antlitz, Wahnsinn aus seinen schwarzen, lohenden Augen. Den mit weißen, buschigen Haaren bedeckten, von einer hohen Stirn geschmückten Kopf hat er in die magere Hand gestützt, und langsam bewegt er die schmalen, blutleeren Lippen, als rede er mit sich selber.

Und er redet auch mit sich selber. Ganz leise lösen sich von seinen Lippen die Worte:

„Also heute muß er wiederkommen." —

Ja, er muß. Wenn er auch jahrelang in der Fremde weilte, allein er hat ja ein Recht dazu, wiederzukommen, denn das Haus seines Vaters ist ja das seine. Bei dem Gedanken, daß er der Vater dieses Sohnes ist, zuckt es wie Bitterkeit um seine feinen Lippen. Ja, das war die große Sünde, die schwache Stunde seines Lebens, in der er sich von Gott abgewandt, in der das Weib in seinen Armen ihm mehr gewesen als Gott, die Stunde, für deren Sühne er ein ganzes Dasein fortdauernder Buße auf sich nehmen mußte. Und bei diesem Gedanken steigen die Bilder der Vergangenheit in seinem Geiste empor, da denkt er an die entbehrungsreiche Kindheit, da ihm schon als Schüler die Noth des Lebens so nahe trat. Er mußte schon büßen für die Sünden seines Vaters, er war der Aelteste von einer Schaar von vierzehn Kindern, die der arme Schreiber kaum zu ernähren vermochte. Allzu kärgliche Wohlthäter ermöglichten ihm den Besuch des Gymnasiums, dessen Abschluß er in Hunger und Entbehren herbeisehnte. Aber schon frühe war ein Strahl der göttlichen Gnade in sein Kinderherz gefallen, als er gesundete nach schwerer Krankheit, die den Fünfzehnjährigen dem Tode hatte in's Antlitz schauen lassen, da empfing er von seinem himmlischen Vater die Offenbarung: „Arbeite in meinem Weinberge!"

Und gern hatte er alle Entbehrungen, alle Prüfungen seines Stolzes, alle Demüthigungen, die ihm seine den Verhältnissen nicht entsprechende Lage zufügte, im Vertrauen auf seine Sendung ertragen.

Oft ging er hungernd zu Bette, wenn er am Tage stundenlang im zerrissenen Kittelchen in den dumpfen Hörsälen gesessen hatte. Aber gut war's noch gewesen, wenn er zu Bette gehen und schlafen konnte, wie oft mußte er Nachts durch Abschreiben ein paar Groschen verdienen, um seinem hohen Ziele nachstreben zu können, denn sein Vater konnte ihm fast Nichts mehr geben. Aber die Professoren bewunderten seinen Eifer und erließen ihm das Honorar, die Universität gewährte Freitische, seine Vaterstadt Stipendien, und endlich waren die drei Jahre um, hatte er das Ziel erreicht, wurde er Vicar, und nachdem er die zweite Prüfung bestanden, Pfarrer auf dem Dorfe, da der alte glücklicherweise starb.

Und damals lernte er sie kennen, die sein ganzes Sein gefangen nahm, die ihn von seinem Berufe ablenkte, die ihn seinem Gotte untreu machte. Damals trat der Versucher ihm in den Weg, der Teufel in Gestalt eines Weibes, und er unterlag.

Ja, damals blühten die schönsten Rosen im Dorfe im Pfarrgarten, nickten sich Lilien und Goldlack Abends zauberhaft duftend ihr Gute Nacht zu, denn Alles, was sie anfaßte, gerieth, unter ihrer Hand blühten Blumen, nisteten sich die Vögel ein in den sprossenden Bäumen, ward der Garten zum Paradies, unter der Hand des Versuchers. Und ob er glücklich war! Liebeberauscht lag er an ihrem Herzen, und die Welt dieses Herzens erfüllte dieses Weib. Neues Leben athmete ihm die Natur entgegen. Damals standen die Fenster des Hauses, die am hellsten blinkten von allen im Dorfe, weit auf, um die balsamischen Düfte des Frühlings, um den Hauch des Glückes in's Haus zu lassen. Goldner strahlte ihm mit jedem Tage die Sonne, so hatte er sie noch nie auf-, noch niedergehen sehen, milder leuchtete ihm der Strahl des Mondes, süßer duftete ihm des Frühlings Blüthe, sanfter rauschte der Fluß, lieblicher fächelte ihm der Abendwind die Stirne, wenn er an ihrer Seite durch den Garten ging. Ein ewiger Maientag schien das Leben an ihrer Seite, aus jedem Schlage ihres Herzens, den er fühlte, quoll ihm neue Kraft, junges Leben, aus jedem Hauche ihrer Lippen sog er neue Hoffnung. —

Und dann kam jene Nacht, jene wilde, sturmvolle Nacht, da das Haus erbebte unter dem Sausen des Windes, da der Herr mit Donnerstimme zu ihm sprach:

„Auf welchem Grunde hast Du Dein Haus gebaut?“ Da es ihm auf einmal schrecklich einfiel, da die flammende Röthe der Scham ihm in die Wangen schlug, da er auf seinen Knieen lag, da er betete mit der ganzen Inbrunst seiner Seele: „Herr, nur diesen Kelch nicht!“

Aber er mußte ihn trinken, damit das Wort der Offenbarung an sein Ohr dringen konnte. —

Junges Leben entwand sich ihrem Schooße und tödtete sie. Und es blieb am Leben, dieses Wesen, als Anklage, als Erinnerung an seine Schuld, an jene Zeit, da er seinen Beruf vergessen, da er sein Herz an

sein Weib gehängt hatte, das Herz, das Gott allein gehörte. Und als er damals von dem Bette der Todten hinausstürzte in die furchtbare Nacht, als er sich winselnd am Boden wand, als er, bittere Worte der Empörung auf seinen Lippen, mit dem Himmel rechten wollte, da erbarmte sich Gott seiner. Damals öffnete sich ihm der Himmel, damals drang das Wort der Offenbarung auf's Neue an sein Ohr. Und in jener Nacht, da er Alles, was irdisch an ihm war, auf Gottes Altar legte, da hatte er sie am Himmel gelesen in flammenden Sternenbuchstaben, die fürchterliche Offenbarung: „Tödte das Fleisch."

Und da ist es grabesstill geworden in seinem Innern, kein Wünschen, kein Hoffen, keine Leidenschaft mehr in dem Herzen, als die eine, Gott zu dienen. Und an dem Tage, da man das Weib zu Grabe trug, hing er das Bild des Mönches in seinem Zimmer auf.

Und das Kind sollte im Hause bleiben als Warnung für den, der durch ein Dasein voll Entbehrung und Buße die Gnade Gottes zu suchen hatte.

Er ist ganz in sich zusammengesunken, sein Blick haftet nicht mehr auf dem Bilde, er hat die Augen geschlossen, den Kopf auf die auf den Tisch gestützten Arme gelegt. Er wühlt in den Bildern der Vergangenheit und reißt die alten Wunden seines Herzens auf.

Er hört nicht, wie sich leise die Thür öffnet, wie ein leichter Schritt über den Teppich dahinhuscht. Erst als sich eine weiche Hand auf seine Schulter legt, wacht er auf. „Er läßt zu lange auf sich warten," bringt eine sanfte Stimme an sein Ohr, „Deine Essensstunde ist da, ich habe Dir die Suppe gebracht!"

„Ja, die Suppe, gieb sie her."

Und theilnahmlos löffelte er die Hafersuppe hinunter, die er jeden Abend um dieselbe Stunde ißt, um seinen Körper zu erhalten und das Fleisch zu tödten.

Langsam streift sein müder Blick das blühende Weib, das an seiner Seite steht. Sie ist nicht sein. Nur vor der Welt und dem Gesetz, eine neue Zuchtruthe, die ihm Gott auf dem Pfade der Buße und der Entbehrung vom Himmel geschickt. Immer der Versuchung nahe und doch nicht straucheln! Sie ist nicht sein. Nur um die bösen Zungen zum Schweigen zu bringen, mußte er sie heirathen. Als er ihre Mutter in's Haus genommen, war das vaterlose Kind siebzehn, und er nahm es mit der Alten aus Mitleid, um es zu schützen vor der Sünde der Welt. Aber schon damals hörte er es munkeln im Dorfe. Da ließ er es so, bis die Alte starb, aber als sie ihn auf dem Todbette anflehte, ihr Kind nicht in die schlechte Welt hinauszujagen — das war damals gerade zwanzig — da erkannte er wieder die Stimme Gottes, der beschlossen hatte, ihm eine unerhörte Prüfung aufzulegen, da behielt er sie in seinem Hause vor der Welt und dem Gesetz als sein Weib. Und das Mädchen, das hier ein

Heim gefunden, verehrte in ihm einen Vater und fügte sich willenlos in seine Bedingung. Ein bitteres Lächeln schwebt um seine Lippen, wie sie sagt:

„Wie wird Wilhelm wohl aussehen? In den sechs Jahren, die er von hier fort war, wird er sich wohl sehr verändert haben? Ob er einen Bart bekommen hat oder nicht?“

„Er wird sich wohl verändert haben.“

Da öffnet man rasch die Thür, und herein kommt mit kurzen, elastischen Schritten ein stämmiger Junge von einundzwanzig Jahren. Ein zarter blonder Flaum umgiebt Lippen und Kinn, und jugendliches Feuer strahlt aus den blitzenden, blauen Augen.

„Guten Abend, Vater!“

„Grüß Gott, mein Sohn!“

Langsam erhebt sich der Alte, giebt dem Sohne die Hand, wehrt den Kuß, den der ihm auf die Stirne drücken will, leise ab.

Dann wendet sich dieser zu dem jungen Weibe:

„Guten Abend, nun, wie soll ich sagen?“

„Nenn' mich Dorettchen, wie früher.“

Der Alte legte die Hand auf die Schulter des Sohnes und spricht mit ernster, klarer Stimme: „Nenne sie Mutter! — Geht hinüber in's Zimmer, Du wirst Hunger haben, mein Sohn, in Deinem Alter nach dem langen Wege. — Du hast ihm Etwas gerichtet, Dora, ich habe diesen Abend noch Manches zu denken und zu thun.“

II.

Weihevolle Nacht! Kräftelösend sinkst Du hernieder auf das Gebirge, steigst herab auf die Erde. In weißem Zauberlichte badest Du die Gefilde, sanfter rauscht der vorübergleitende Fluß. Leise erhebst Du die Lüfte zu mildem Säuseln, flüsterst mit den zarten Blättern im Buschwerk, wiegst die zitternden Gräser in Schlummer, schwängerst mit Blüthendüften den Raum. An Deinem stahlblauen Gewande glitzert Stern an Stern in silberner Klarheit, wandelt des Mondes leuchtende Scheibe geräuschlosen Trittes. Weckst des Heimchens Zirpen im Grase, küssest des Teiches Rose wach, lässest des friedlichen Tages Stimmen verstummen, lockest der Nachtigall schluchzenden Gesang. — Leise raunend kosest Du mit den Blüthendolden des Flieders, und berauschende Düfte haucht der Baum in Deinen Schooß, die nimmst Du auf, trägst sie mit sanftem Lächeln hinauf zu dem Fenster, wo das einsame Menschenkind wacht.

Aus Doras Fenster schimmert noch Licht in die Nacht. Die Flügel sind weit geöffnet, mit der zierlich geschwungenen Hüfte lehnt Dora wider die Fensterbank. Mit ihrem dünnen Nachtgewande, mit den blonden aufgelösten Haaren buhlt der tändelnde Wind. Träumend verliert sich das

große, graue Auge in endloser Ferne, starrt es hinaus in des Frühlings Pracht. Langsam, dem tiefem Zuge der Lungen folgend, hebt und senkt sich der knospende Busen. Zärtlich streichelt das Mondlicht die liebliche Gestalt, gleitet hinab an den Wellenlinien der Büste, bis wo im Schatten des Fensters der Körper sich im Dunkel verliert.

Ihre vollen Lippen sind halbgeöffnet, sie saugen die milde Luft der Frühlingsnacht ein. Doch da schimmert's im Mondschein auf einmal so hell aus dem träumenden Auge, und langsam löst sich ein klarer Tropfen los und rinnt leise die jugendfrischen Wangen hinunter. Sie weiß gar nicht, was ihr heute Abend fehlt, die Brust ist ihr so voll und dabei so weh, so zum Zerspringen weh. Und je mehr sie hinausblickt in das keimende, werdende Leben der Erde, je sanfter die Luft ihre Stirn umfächelt, desto höher steigt in ihrem Herzen das Gefühl der Beengung hinauf, desto ungestümer rollt das junge Blut in ihren Adern. Was war es nur? Heitere Ruhe lagerte die ganze Zeit auf ihrer Seele wie ein sonniger Sommertag. Und jetzt wühlt's mit einem Male in diesem Busen, so unvermittelt, so unbegründet, so unbekannt. Ja, wenn's ihr früher einmal so gewesen wäre, aber früher war ihr niemals so, dann hätte sie sich weinend geborgen an der Brust der Mutter, dann hätte sie dieser Alles gesagt, was sie fühlte, dann hätte sie sich ausgeweint in ihren Armen. Aber die Mutter ruht jetzt schon seit Jahren in der kühlen Erde, und sie hat Niemand. Ja, ja, er war ihr immer ein väterlicher Freund gewesen, aber mit dem Tage ihrer Hochzeit hat sich Angst vor ihm ihrer Seele bemächtigt, damals in jenem Augenblicke, als er sie vor das fürchterliche Bild in seinem Zimmer stellte, das sie nie anders, als mit Entsetzen anschauen kann. Sie hat nicht verstanden, was er ihr damit sagen wollte, einsam oft ist sie in ihr Kämmerlein gekrochen, hat sich schlafsuchend die ganze Nacht in den Kissen herumgewälzt, nur das Eine war ihr klar, daß sie ihm Nichts war, als ein Gegenstand seines Mitleides, und daß sie sich fürchtete vor dem durchdringenden Blick seiner schwarzen Augen.

Und heute zitterte sie in dem Gedanken an ihn. Sie weiß nicht, warum, aber sie möchte sich vor ihm verbergen, ihn nie mehr wiedersehen, denn in ihrer Seele regt sich ein Etwas, das sie von ihm trennt. Und es ist ihr, als könne gerade er dieses Etwas aus ihrem Herzen lesen, als wäre es mit flammenden Buchstaben nur für sein Auge lesbar ihr auf die Stirne geschrieben.

Plötzlich schüttelt der Frost ihre Glieder. Sie schließt das Fenster. Sie wirft sich auf's Lager und hüllt sich fest in die schwarze Wolldecke ein. Sie friert. Dann streckt sie sich aus, liegt mit großen weitgeöffneten Augen da und starrt in den Mond. Da fällt ihr ein, daß das Licht ja noch brennt. Sie hüpft aus dem Bette und bläst es aus. In dem Zimmer ist es tageshell. Der Mond steht gerade vor dem Fenster. Sie kriecht wieder in's Bett, starrt wieder in den Mond und denkt. Was es nur ist, daß

das Herz sich so zusammenkrampft? Warum sieht sie immer die schwarzen, stechenden Augen, die sie so fragend anschauen!

Und Bild auf Bild entsteigt dem Gedächtniß und drängt sich vor das gepeinigte Bewußtsein. Da sieht sie sich spielen in dem damals von der Hand der Mutter wohlgepflegten Garten, da schaukelt sich ein starker Junge auf dem Ast des Baumes und wirft ihr die reifen Aepfel zu. Und da leuchtet's aus dem Buschwerk des Gartens, das ist wieder das schwarze, stechende Auge, und dort liegt die Mutter todt. Und da grinst sie an das fleischlose Antlitz des Mönches, und da klingt's in ihren Ohren: „Tödte das Fleisch!" — Da hüllt sie sich fester in die Decken und lauscht, ob sie die Worte wieder hört. Doch da tanzen die flammenden Buchstaben im Mondenscheine, und die Sterne am Himmel setzen sich so zusammen, daß sie lesen muß: „Tödte das Fleisch." Und leise klingt es jetzt in ihrem Ohre, sie vernimmt ihre eigene Stimme: „Nenn mich Dorettchen, wie früher! Und da lacht's so glockenhell wie Jünglingslachen.

Und da sitzt sie ihm gegenüber am Tische. Und da plaudert er von den Tagen der Kindheit, die sie zusammen im Garten verlebten. Und er erzählt von dem Leben draußen, von dem lustigen Leben, von dem sie Nichts gewußt, von den schönen Liedern, die sie gesungen und von den Mädchen, die sie geküßt haben. Sie hat noch Niemand außer der Mutter geküßt. Und da sieht sie deutlich, wie er den Eierkuchen verzehrt, den sie ihm zu Abend gebacken, wie er die grünen Salatblätter zum Munde führt. Doch da schaudert sie wieder zusammen. Hinter ihrem Stuhle steht ja der Alte, sie fühlt den stechenden Blick seiner Augen, sie hört seine raunende Stimme: „Vor der Welt und dem Gesetz bist Du mein Weib." Der Mond rückt weiter auf seinem Gange. Vom nahen Kirchthurme hört sie die Uhr schlagen, es ist schon tief in der Nacht. Sie legt sich auf die Seite und schließt die Augen, sie will Nichts hören, Nichts sehen, sie will schlafen.

Sie ist nicht sein, sie ist Niemandes, sie ist allein.

Immer dumpfer wird die Luft in der Stube, immer schwerer geht ihr Athem, bisweilen schwebt ein Seufzer durch die nächtliche Stille, dann klingt's wie ein unterdrücktes Schluchzen. Ein Strahl des scheidenden Mondes fällt schräg durch das Fenster. Er spiegelt sich wieder in dem Glase eines vergilbten Bildes, das drüben über der Commode an der Wand hängt. Dora öffnet die großen, grauen Augen und blinzelt hinüber nach der von dem Monde beleuchteten Stelle der Wand. Und wie sie das Bild fester in's Auge faßt, wird's auf einmal ruhiger in ihrem Herzen. O, wenn das Bild der Mutter sprechen könnte, sie hätte ihr gewiß den rechten Weg gezeigt. Sie setzt sich auf in dem Bette und faltet die Hände. Und den Blick fest auf das Bild geheftet, öffnet sie die Lippen und betet: „Bleibe bei mir, Geist meiner Mutter, schütze mich, tröste mich!" — Dann steht sie langsam auf, sie muß das Fenster wieder öffnen, die Stubenluft preßt ihr die Brust zusammen. Leise, als ob es Niemand hören dürfte,

schiebt sie die Fensterriegel auf und öffnet die Flügel. Draußen ist es kühler geworden, die Nacht naht ihrem Ende. Aber noch immer steigt der berückende Duft des Flieders zu ihr zum Fenster empor. Mit langen, vollen Zügen trinkt sie die Luft. Und wie der kühle Hauch des Windes um ihr heißes Gesicht, um ihren bloßen Hals fächelt, wird es allmählich freier in ihrer Brust. Immer tiefer holt sie Athem, immer weiter dehnt sich der junge Busen. Sie setzt sich nieder auf den Stuhl, der am Fenster steht, nimmt träumend den alabasterweißen Fuß in die zarte Hand und guckt hinaus in die Frühlingslandschaft.

In der Schlehdornhecke ist der schluchzende Gesang der Nachtigall verstummt, am Himmel erbleichen die Sterne. Es graut da draußen, das ist nicht mehr des Mondes blasses Licht. Und da zwitschert's im Fliederbusche, noch wie im Traum, aber es zwitschert doch. Und dort in der Ferne hinten am Himmel wird's heller und heller, dort zeigt sich ein mattgelber Streifen, und auf einmal durchschauert die Luft ihren Körper. Das ist der Morgenwind. Und sie blickt tief hinein in das erste Grauen des Morgens, als erwarte sie mit ungestümem Verlangen den jungen Tag. Sie kann sich nicht sattsehen an dem Schauspiel des erwachenden Frühlingsmorgens, zu ihren Füßen zittern die Blumen im kühlen Thau.

Endlich schleicht sie in's Bett zurück. Sie friert. Fester hüllt sie sich in die Wolldecke und zieht das Federbett über ihre Beine. Dann legt sie den blonden Kopf auf die Seite und athmet tief und lange die balsamische Luft ein, die zum Fenster hereinkommt. — Draußen wird's Tag, schon kreisen jubelnd die Schwalben durch die Luft — da schläft sie; regelmäßig und langsam gehen ihre Athemzüge, die Lippen hat sie halb geöffnet, als könne sie sich nicht satt trinken am Duft des Frühlings, um diese schwebt ein ruhiges Lächeln, die Arme hat sie fest an die Brust gezogen, als hielte sie einen geliebten Gegenstand in ihnen fest. — Was träumte sie?

Wie sie aufwacht, steht die Sonne schon hoch am Himmel und blickt neugierig zu ihrem Fenster herein.

Sie starrt empor, als müßte sie sich besinnen, wo sie eigentlich ist. Da pfeift Einer unten im Garten ein lustiges Liedlein vor sich hin. Da fällt ihr Alles ein, und mit einem Sprung ist sie aus den Kissen. —

III.

Es ist sieben Uhr Morgens. Schon zwei volle Stunden steht die Sonne am wolkenlosen Himmel und kost und küßt die Blüthen aus den Knospen. Drunten im Garten an den verfaulten Stäben der Laube ranken sich wilde Rosen empor, aus den geschwollenen Knospen lugt schon ein rothes Spitzchen, und hie und da entfaltet sich schon ein rosa Blüthenblatt. Auf der morschen, wackeligen Holzbank in der Rosenlaube sitzt Wilhelm und starrt mit großen blauen Augen hinaus in den Garten. Kleine graue Wolken bläst er langsam aus halb geöffneten Lippen nach der

spinnwebüberzogenen Decke der Laube, und nachdenklich wirft er hie und da einen Blick auf die vor einer Minute angezündete Cigarre.

Es ist nicht heiß. Eine erquickende Morgenluft weht ihm die blonden Haare in die hohe Stirn. Und doch ist's ihm so schwül. Eine dumpfe, erdrückende Beklemmung hat sich seit gestern Abend beim Betreten des Vaterhauses auf seine Brust gelegt, und die ist er bis heut Morgen noch nicht los geworden. Gestern Abend hat er sich Mühe gegeben, Dorette gegenüber heiter zu erscheinen, um wenigstens die immer wieder stockende Unterhaltung in Fluß zu bringen, aber schwer ist's ihm geworden. Tausend Fragen hatte er auf den Lippen, die er alle wieder in's Herz zurückbannte, er wußte nicht, was hielt ihn vom Fragen ab. Und so scherzte und lachte er gestern, freilich waren die Scherze alle so gemacht und das Lachen so gezwungen. Es schien, als könne in diesem Hause keine gesunde Fröhlichkeit aufkommen, als walte darinnen ein beängstigender, niederdrückender Geist, als müsse seinen Bewohnern das Lächeln auf den Lippen ersterben. Den Vater hat er nicht wieder gesehen, der hat sich den ganzen Abend nicht blicken lassen. Das sei immer seine Gewohnheit, hatte Dorette gesagt. Und tausend Erinnerungen an eine freie, ungebundene, sorgenlose Kindheit hatten sich ihm aufgedrängt beim Betreten dieses Hauses. — Er hätte so gern mit Jemand davon geplaudert, aber wie Grabesluft wehte es ihm bei seinem Eintritt entgegen. Deshalb hatte er lieber von draußen Etwas erzählt, von der bunten Welt, die Dorette ganz fremd schien. Mit so großen seltsamen Augen hatte ihn noch Niemand angesehen, wenn er erzählte, mit so gespannter, gieriger Aufmerksamkeit ihm noch Niemand zugehört.

Ja, als er sich dem Dorfe, in dem das Vaterhaus liegt, genähert, da hatte er seine Schritte beflügelt, und als er durch das alte, wohlbekannte Thor in den Hofraum getreten, da war ein wonniges, sonniges Heimatsgefühl in seine Seele gezogen. Und noch auf dem Vorplatz, trotzdem ihn Niemand an der Hausthür begrüßte, hatte es sein Herz so wohlig warm erfüllt. Da stand sie ja, die alte Uhr mit dem langen Pendel, mit den arabischen Ziffern, an der er gelernt hatte, wie viel Uhr es war, so daß es ihm lange schwer gefallen, die römischen Zahlen zu lesen, da führte die Thür in die Küche, wo er der Tante, so hatte er des Vaters Haushälterin immer genannt, die Rosinen und den Zucker stibitzte, da ging die Treppe hinauf, wo er mit Dorette vier, fünf, sechs Stufen auf einmal heruntergesprungen war. Aber als er in des Vaters Zimmer getreten, da war Alles fort mit einem Male. Von diesem Manne zog von jeher ein erkältendes, lähmendes Etwas zu ihm hinüber, das ihn seine Gegenwart meiden ließ. Der sah ihn immer so sonderbar vorwurfsvoll aus den schwarzen Augen an, aus den Augen, die fast immer in einem überirdischen Glanz leuchteten, als seien die Gedanken dieses Kopfes der Sinnenwelt entrückt!

Die ganze Nacht beinahe, obwohl er müde war, hat er kein Auge zugethan, aus jedem Winkel des alten Zimmers hatten ihm die schwarzen

Augen entgegengeleuchtet. Und so rauh und abstoßend hatte die alte Stimme geklungen in den Worten: „Nenne sie Mutter!" — Und auch hier im Freien dasselbe beängstigende, bedrückende Gefühl in seinem Herzen, über das der Frühlingsmorgen ihn nicht hinwegtäuschen kann. Es ist, als läge ein Bann über dem Ganzen, als blicke die Sonne durch einen Schleier, als verkröchen sich die Blumen vor einem Etwas, das sie schreckt. — Kopfschüttelnd steht er auf, verläßt die Rosenlaube und schreitet durch den Garten. Wie ein verwunschenes Schloß, über das ein böser Geist seinen Zauberbann gesprochen hat! Alles verwachsen, entartet, überrankt, überwuchert! — Da steht ein Birnbaum, er weiß, der hat früher köstliche Früchte getragen. Wenn die Tante die eingemacht, dann mußte sie immer die vollen Körbe vor ihm in Sicherheit bringen. Wie oft hat er in seinen Aesten gesessen, und aus dem grünen Versteck hinausgeschaut in die weite Welt. Die Aeste des Birnbaums sind verdorrt, nur an einem einzigen starren saftlose Blätter und kraftlose Blüthen, so hoffnungsarm, der Saft steigt nicht mehr in dem Baume, das Leben pulsirt nicht mehr. Und die Rosenbäume sind ausgeartet, lange, wilde Schößlinge wie Weidengerten schaukeln sich in den Lüften, und das Edelreis ist verdorrt. Wo er früher so gern von den gelben Rüben naschte, wuchert das Unkraut, nur die Stachel- und Johannisbeerstauden grünen noch lustig fort. Es zuckt ihm im Arm, als müsse er den Spaten nehmen und Alles umgraben, als müsse er dem Garten neue Kraft zu neuem Leben geben. Aber der Zauberbann will nicht von ihm weichen, wie sehr er sich auch zu anderen Gedanken zwingt, und wenn er jetzt pfeift, so sind seine Gedanken nicht bei dem Lied, das seinen Lippen entschlüpft. — Etwas Räthselhaftes liegt für ihn in dem Ganzen, Etwas, von dem den Schleier wegzuziehen er sich scheut. — Da leuchtet's weiß an der Gartenthür! — das ist Dorette, durchblitzt's ihm den Kopf, er hat sie nicht gesehen, aber es kann nur Dorette sein. Ihr ganzes Bild steht vor seinem Geist, er weiß genau, daß sie es ist, die auf ihn zukommt, obwohl die Sträucher ihm ihren Anblick noch entziehen.

In einem hellen Morgenkleidchen biegt sie um die Ecke des Weges, kommt auf ihn zu.

„Guten Morgen, hast Du gut geschlafen?"

„Ja, sehr gut."

„Ich auch."

Beide senken den Blick, Jeder fühlt, daß das Andere es angelogen.

„Hast Du schon Kaffee getrunken?" fragt Dorette.

„Ich habe mir in der Küche von dem Mädchen eine Tasse geben lassen, Brödchen fand ich im alten Körbchen an der Hausthür."

„Wie viel Uhr ist es," fragt sie, anscheinend blos, um Etwas zu fragen.

„Es hat vor einer Weile sieben geschlagen."

„Dann muß ich in die Küche, ihm die Suppe zu kochen, er nimmt sie pünktlich um halb acht —"

Dann wieder die peinliche Stille von gestern Abend. — Sie will gehen, aber sie bleibt, als hätte er ihr noch Etwas zu sagen, er zupft zerstreut an den Blättern des Hollunderstrauches, der am Wege steht —

„Wie das hier aussieht!“ —

„Was?“

„Der Garten.“

„Wie?“

„So verwahrlost.“

Sie bückt sich und reißt in Verlegenheit ein paar Grasbüschel aus der Erde, als sähe sie eben zum ersten Mal, daß die Wege ja ganz verwachsen sind. Dann wendet sie sich eilig um, als fliehe sie und verläßt ihn.

Immer nachdenklicher wird er auf seiner Wanderung durch den Garten. Was das nur ist, eine Angst, wie er sie nie gefühlt, strömt aus dieser Umgebung in sein Herz. So räthselhaft liegt Alles vor ihm, so undurchdringlich und doch so heimlich lockend, das muß anders werden. Er will Klarheit, er will dieses Gefühl hinausbannen aus seiner Brust. Und unwillkürlich, als müsse er hier beginnen, den Zauberbann zu brechen, nimmt er den Spaten, der dort an der Gartenmauer lehnt, und sticht in die Erde. Aber jahrelanger Rostfraß hat das Eisen zerstört. Der Spaten bricht unter seinem Stoß, den Stumpf behält er in seiner Hand. Und es ist ihm, als neige sich ein klapperdürres Gespenst über seine Schultern, und als starrten ihn aus dem fleischlosen Schädel zwei große, schwarze Augen an, und als bewegten sich die lippenberaubten Kiefern, als höre er die Worte: „Ich bin die Verwesung, ich tödte das Fleisch.“ Da läßt er den Spaten fallen, denn das Angstgefühl wird stärker in seinem Herzen. Vor seinem geistigen Auge erhebt sich der Bettelmönch aus dem Zimmer des Vaters. — Heut noch zittert er vor dem Bild, das dem Knaben schon Schrecken eingeflößt. — Auf einmal lacht er, er will einen neuen Spaten kaufen. Er will den Garten umgraben und die Geister bannen, denn Jugendkraft pulsirt ja in seinen Adern, und um ihn her regt sich ja das Leben, das Leben des Frühlings. — Aber räthselhaft bleibt doch Alles, was ihn umgiebt, Alles, was er fühlt. — Von allen Jugenderinnerungen, die seinen Geist bestürmen, hat nur eine feste aus Blut und Fleisch gestaltete Form angenommen, das ist die Gespielin seiner Kindheit, das Weib seines Vaters. Irgendwo glimmt ein verborgenes Feuer, das fühlt er, wo, das weiß er nicht, darum hat er Angst.

IV.

Mit dem ersten Spatenstich scheint der Bann gelöst, der Schleier zieht sich weg von dem blauen Himmel, und die Blumen heben ihre Köpfe. — Wilhelm ist eine von den Naturen, die nicht lange säumen, die den Gedanken gleich in That umsetzen. Noch ist keine Stunde verflossen, und schon steht er im Garten in Hemdsärmeln, den Spaten in der Hand, den

er sich im Nachbarhause geliehen, bis der Schmied ihm einen neuen angefertigt hat, und gräbt das Land um. Er bemerkt nicht, wie die Sonne am Himmel höher und höher steigt, er achtet nicht auf die Schweißtropfen, die von seiner Stirn zur Erde fallen, er hat einen gesunden, starken Körper, und die ungewohnte Arbeit in der freien Luft weitet seine Brust. Und da kommt auch wieder das Lied von den Lippen, das er vorhin gedankenlos vor sich hingesummt hat, aber jetzt denkt er dabei. Es ist ein Lied von Lenzesahnen und Liebesglück. Scholle um Scholle wendet er um, und das Unkraut schwindet in der schwarzen Erde. Es soll faulen und den Pflanzen zur Nahrung dienen, die er hier ziehen will, Nutzpflanzen und Blumen, Frühlingsblumen! Unermüdlich arbeitet er weiter, er traut auf seine Kraft, und sein Wille, den Bann zu lösen, verdoppelt seine Stärke. Noch diesen Morgen will er versuchen, das eine Beet zu Ende zu bringen, um schon heut den segenversprechenden Samen in den Schooß der Erde zu senken, um hoffen zu können auf Blüthe und Frucht. Da blickt er auf. Einen Augenblick ruht sein Arm. Er stützt sich auf den Spaten und holt tief Athem. An ihrem Fenster erscheint Dorette. —

„Was machst Du denn?" klingt erstaunt ihre helle Stimme zu ihm vom Fenster durch den Garten.

„Ich grabe das Land um. Wo Pflanzen und Blumen gedeihen können, soll das Unkraut nicht wuchern. Wenn ich fertig bin, sollst Du mir helfen, den Samen in die Erde zu streuen und die jungen Stecklinge zu setzen."

Sie träumt am Fenster vor sich hin und giebt ihm keine Antwort.

Sie fühlt, daß etwas Neues, Unbekanntes mit ihm in das Haus gekommen, in seinem Wesen liegt für sie etwas Unergründliches, Unverstandenes. Das zieht sie an, sie will wissen, was er denkt, aber sie scheut sich, sie weiß nicht warum, ihn zu fragen.

„Ich werde Dir helfen," sagt sie langsam nach einer Weile. Dann verschwindet sie wieder vom Fenster. Er gräbt weiter.

„Garstiges Thier, das von der Verwesung lebt," kommt es auf einmal von seinen Lippen, und mit dem Spaten spaltet er den Wurm, den er aufgeworfen.

„Ich will die Geister bannen."

Immer kräftiger stößt er den Spaten in die Erde, schon ein ganzes Stück Land ist schwarz, da sieht man kein Unkraut mehr. —

Mit Befriedigung blickt er eben hin auf das vollbrachte Stück Arbeit und reibt sich die Hände, da bemerkte er Dorette auf dem mit Unkraut verwachsenen Pfade knieen und sieht, wie sie Gras und Kräuter aus dem harten Boden des Weges zaust.

„Was machst Du?" ruft er ihr zu.

„Ich jäte das Unkraut aus; wo Menschen wandeln können, soll kein Unkraut wuchern."

Bei diesen Worten lacht sie ihn schelmisch an, dann springt sie auf und geht raschen Schrittes zu der Stelle, wo er arbeitet. Erstaunt schlägt sie die Hände zusammen.

„Das Alles hast Du schon in der kurzen Zeit gemacht?“

„Man kann viel machen, Dorette, wenn man thätig ist, wenn man das Leben nur ausnützt.“

„Was ist das, das Leben ausnützen?“ fragt sie halb vor sich hin.

„Arbeit ist der Inhalt des Lebens,“ kommt es in festem Ton aus seinem Munde, „Arbeit zum Nutzen der Menschheit.“

„Willst Du mir helfen, Dorette?“ fragt er dann treuherzig und reicht ihr die Hand.

Sie faßt sie stürmisch, leidenschaftlich.

„Ja, ich will.“

„Dann geh hinüber zum Krämer und hole Blumen- und Grassamen, damit wir säen, daß es hier schön wird, daß man wieder seine Freude daran haben kann. Und hier, siehst Du, stecken wir Bohnen, und dort legen wir Erbsen, und Veilchen und Stiefmütterchen pflanzen wir an die Ränder der Beete. Und dort am Ende des Weges stecken wir Sonnenblumenkerne, daß sie im Herbst ihre großen, gelben Strahlenkronen entfalten. Und das sollst Du einmal sehen, wie herrlich schön das wird. In der Laube zimmere ich eine neue Bank, damit man wieder da sitzen kann, wenn die Rosen blühen, ich will die Bäumchen beschneiden, hoffentlich ist noch nicht Alles verdorrt.“

Sie klatscht in die Hände.

„Ja, das will ich, es soll wieder schön werden, wenn die Rosen blühen.“ —

„So schön wie früher, Wilhelm, als wir zusammen im Garten spielten.“

„Ja, Dorette.“

Und flugs ist sie fort.

Rüstig arbeitet er weiter. „Ja, schön soll es werden, wenn die Rosen blühen.“

Bei diesem Gedanken schwindet der letzte Rest des bedrückenden Alpes von seiner Brust.

Das ist der Zweck des Lebens, daß es schön ist, daß sich die Menschen daran freuen können, wie das Kind sich freut an den ersten Frühlingsblumen. Fluch denen, die die Freude an der Schönheit des Lebens vernichten wollen mit dem Gedanken an den Tod. Da schrickt er zusammen, er hat seinem eignen Vater geflucht. Aber seine urkräftige Natur behält den Sieg. Schön soll es doch werden, wenn die Rosen blühen, herrlich schön!

V.

„Reich mir die Pflänzchen herüber,“ sagt Wilhelm zu Dorette, indem er am Boden knieend mit seiner Hand die schwarze Erde aufwühlt. — Sie

giebt ihm eine Hand voll Stiefmütterchen und arbeitet dann eifrig weiter, die letzten Reste des Unkrautes aus dem Boden zu ziehen. Der Garten ist umgegraben, die Beete sind gesäubert und besät. Jetzt ist Wilhelm noch damit beschäftigt, die Einfassung der Länder mit blühenden Blumen zu Ende zu bringen. Am Himmel loht die ganze flammende Pracht der Abendröthe. —

„So, das waren die letzten! Nun können wir durch den Garten wandern und uns der gethanen Arbeit freuen. Hast Du schon gesehen, die Bohnen, die wir vorige Woche zusammen steckten, fangen schon an zu keimen!"

„Zeige sie mir!"

Sie stehen auf und gehen neben einander nach dem Bohnenbeet.

„Ach, ist das schön, wenn das Leben sich so zu regen beginnt," meint Dorette.

Wie sie so dastehen, die beiden hohen, jugendlichen, kräftigen Gestalten in dem Glanze des scheidenden Frühlingstages! Wilhelm athmet in tiefen Zügen die erquickende Abendluft. Dorette sieht an ihm empor leuchtenden Blickes.

„Wie Du das Alles in der kurzen Zeit so schön fertig gebracht hast!"

„Mit Deiner Hilfe, Dorette!"

„O, die Arbeit geht flugs und mühelos unter Deiner Leitung."

„Jetzt will ich Dir die Holzbank zeigen, die ich diesen Morgen für die Laube gezimmert habe. Sie steht schon drin."

Schweigend schreiten sie der Laube zu.

„Wie herrlich der Flieder duftet," meint sie auf einmal.

„Und wie schön die Vögel zwitschern, Dorette, die sind glücklich!"

In der Laube angekommen setzte er sich auf die neue Holzbank.

„Setz Dich zu mir, Dorette, sie hat Platz für uns Beide!"

Zögernd folgt sie seiner Aufforderung. — Träumend blickt sie aus großen Augen hinaus in die Abendlandschaft, nach dem fernen Horizonte, wo die Sonne untergegangen ist.

„Ach, wie weit und wie schön ist doch die Welt. Wie's wohl hinter diesen Bergen aussieht, ich bin noch nicht über sie hinausgekommen. Erzähle mir doch noch mehr von der Welt da draußen und von den Menschen, die da drinnen leben."

Eine Sehnsucht ergreift ihr Herz, eine Sehnsucht hinaus, Etwas zu suchen da draußen in der Welt, wie sie das Herz des Menschen, ergreift, wenn die Knospen an den Bäumen schwellen und das Gezwitscher der Vögel wieder beginnt.

Wilhelm blickt stumm vor sich hin. Etwas Räthselhaftes liegt für ihn in ihrem Wesen, Etwas, das unwiderstehlich anzieht, indem es gebieterisch seine Lösung fordert.

„Du sagst Nichts?"

„Ich weiß nicht, was Du wissen willst, Dorette!"

„Als ich noch ein Kind war, Wilhelm, da sagte die Mutter immer, hinter den Bergen wohne das Glück. Und ich habe immer ausgeschaut nach diesen Bergen und mich hinübergewünscht über diese Berge, hinter denen das Glück wohnt. Und schließlich habe ich mir eingebildet, daß das Glück sich eines Tages aufmachen müßte, um hinüber zu steigen über die Berge und zu mir zu kommen, weil ich nicht über die Berge kann."

Er sieht sie erstaunt und fragend an. „Was nennst Du denn Glück?"

„Das weiß ich nicht, Wilhelm, es ist das unbestimmte Etwas meiner Sehnsucht, über das ich mir keine Rechenschaft geben kann. — Und das wohnt hinter diesen Bergen und kommt einmal, einmal wird es kommen."

Mit einem festen, die Gewißheit ihrer Ueberzeugung ausdrückenden Blicke sieht sie ihn durchbohrend an. Er schrickt leise zurück, was meinte sie nur? War er nicht über die Berge gestiegen, war er das Glück? Bei diesem Gedanken geht ein leiser Schauer durch seinen Körper. Sie fährt ruhig fort:

„In welcher Gestalt es zu mir kommt, weiß ich nicht. Aber dieses Etwas fehlt mir in meinem Leben, sonst würde ich es nicht herbeisehnen. Aber manchmal, wie sehr ich es wünsche, zittere ich davor. Und Du," fragte sie rasch, „was nennst Du denn den Inhalt des Glückes?"

„Glück nenne ich das Bewußtsein, etwas Gutes gethan zu haben, Glück nenne ich, einem Anderen anzugehören mit Leib nnd mit Seele."

Flammenden Auges sieht sie ihn an, so daß er den Blick senken muß und sie nicht anzuschauen wagt. — Ihr Auge verliert sich in der endlosen Ferne, wo sich die letzten röthlichen Streifen über den Bergen in Nebel auflösen. Und leise halb abwesend spricht sie die Worte: „Ich glaube, das Glück ist über die Berge gestiegen, jetzt kenne ich das Glück."

Sie hat sich von der Bank erhoben. Ihre ganze Gestalt scheint ihm im Dämmern der werdenden Nacht verklärt, sie leuchtet aus dem Schatten. Leise schleicht er sich von dannen, als hätte er nichts Gutes auf dem Gewissen, und leuchtenden Blickes sieht sie ihm lange nach.

VI.

Die Rosen blühen. An der Laube, für die Wilhelm die neue Bank gezimmert, haben sie sich in vollem Flore entfaltet, und auch einige Stämmchen tragen, wenn auch vereinzelt und geschwächt durch das Treiben der wilden Schößlinge, eine edle Blüthe. Auf den Beeten ist Alles aufgegangen, schon ringeln sich die zarten hellgrünen Ranken der Bohnen an den Stangen empor, schon zeigt sich da und dort eine rothe, ja schon eine weiße Blüthe, und die zarten Blätter der Erbse heben sich auf zu den Reisern, die sie stützen sollen. Wilhelms Mühe ist reichlich belohnt worden. Leben und Ordnung haben mit ihm ihren Einzug in den ver-

wunschenen Garten gehalten, aber der Zauberbann ist nicht gelöst. All das Räthselhafte, Unheimliche, das von seiner Umgebung auf ihn ausging, hat sich jetzt für ihn in einem einzigen Wesen vereinigt. Vor Dorettens Seele steht er wie vor einem Abgrund, in den er hineinzublicken sich scheut, da er fürchtet, der Schwindel möge ihn fassen, und der ihn anzieht mit unwiderstehlicher Gewalt, als etwas Gefahrvolles, das ihn reizt, als etwas Furchtbares, das vernichten kann. Die einschmeichelnde Wärme der Juninacht, deren balsamische Luft durch sein offenes Fenster hereinweht, läßt ihm keine Ruhe im Zimmer. Er weiß, sie ist in dem Garten. Woher? Er hat sie nur leise katzengleich die Treppen hinunterschleichen hören. Aber da war er an's Fenster getreten, und da hatte er es weiß schimmern sehen durch die blüthenübersäten Ziersträucher. In den letzten Tagen haben sich die Beiden gemieden. Es lag etwas so Aengstliches, Unsicheres in ihrem gegenseitigen Verkehr. Er war ihr aus dem Wege gegangen, hatte bei Tisch nicht aufgesehen vom Teller, wenn sie ihm gegenüber saß, aber gefühlt hat er, daß ihr graues Auge versengend, brennend auf ihn gerichtet war. Und auf einmal hatte er sich ein Herz gefaßt, einen scheuen Blick hat er auf sie gerichtet, da waren sich ihre Augen begegnet, so glühend fieberheiß, so verlangend, ihr Blick war gierig und feucht. Da hatte er schnell die Augen gesenkt und nicht wieder aufgesehen, und als das Essen fertig war, ist er eilends davon gestürzt, aber der Blick hat ihn nicht verlassen in den letzten drei Tagen und Nächten, und wie ängstlich er auch gemieden, längere Zeit mit ihr allein zu sein, er war immer bei ihr, immer sah ihn das große, graue Auge an mit dem langen, verlangenden Blicke. Und eine geheimnißvolle, unwiderstehliche Gewalt zog ihn hin zu dem Abgrund, dem schwindligen Abgrund, aus dem ihr großes, graues Auge strahlte wie ein ferner Stern.

Draußen breitet der Vollmond sein magisches, silberhelles Licht über den Garten aus. Lange und breite Schatten werfen die Bäume und Sträucher über die Wege. Leises Geflüster der Blüthen und Blätter dringt von unten an sein Ohr, von Ferne hört er das leise friedliche Rauschen des Flusses, das sich in der Weite verliert. Und da beginnt's zu schluchzen in der Schlehdornhecke, erst ganz leise, wie traumverloren rollen die sanften Töne durch die weiche Luft. Dann voller, inbrünstig bittend, flehend, bestürmend, aus den tiefsten Abgründen der Seele hervorgeholt. Da hält's ihn nicht länger. Er stürzt die Treppen hinab in den Garten. — Die Gartenthür ist angelehnt. Er drückt sie nicht in's Schloß hinter sich, er scheut jedes Geräusch. Langsam setzt er einen Fuß vor den anderen, als ging er auf schlüpfrigem Boden, und mit jedem Schritte durchschauert's ihn leise. Aber dämonisch treibt's ihn vorwärts in das räthselhafte Halbdunkel des Gartens. Da glänzt Alles hell, gebadet im Mondenscheine, so daß man jeden einzelnen Stein auf der Erde wahrnehmen kann, aber dorthin werfen Bäume und Sträucher ihre langen, schwarzen Schatten.

Dort nimmt das geheimnißvolle Dunkel der Nacht die Gegenstände in seinen Schooß. Aengstlich spähend schreitet er weiter und weiter, hinter jedem Busche ahnte er eine weiße Gestalt, aus jedem Blätterdickicht leuchtet ihm ein graues Augenpaar entgegen. Ein leises Rieseln geht über seinen Rücken. Ihn gruselt's angenehm, er muß weiter. Da stockt der Athem in seiner Brust, eine Blutwelle steigt empor zu seinem Kopfe, das Herz scheint eine Secunde stille zu stehen, um dann desto heftiger zu pochen. Ja, da ist sie, sie kauert auf der Erde im Mondenschein. Dort glänzt's so weiß. Er bleibt stehen und heftet seinen Blick fest auf den Gegenstand, der ihm aus der Ferne so weiß entgegenblinkt. Aber der regt sich nicht. Vorsichtig geht er näher, da muß er lächeln, das ist ja der große Stein, den er selbst unter den Birnbaum gewälzt hat, weil er ihm ein schönes Stück Land unnütz verdeckte.

Bis zur Laube ist er glücklich gekommen, dort auf der Holzbank, da sitzt sie wirklich, jetzt ist's keine Täuschung der überreizten Phantasie. Und wie er sie so in Fleisch und Blut wahrhaftig dasitzen sieht, in ihrem weißen Kleide, da schrickt er gar nicht zusammen, sondern geht ruhig auf sie zu. Ihre großen Augen sehen ihn tief und lange an.

„Bist Du endlich gekommen?“ kommt es so selbstverständlich aus ihrem Munde, daß er wieder erschrickt. „Schon drei Tage wartete ich hier vergebens auf Dich, und doch mußtest Du kommen.“

Er sieht sie verwirrt an. Er macht eine Bewegung, als wolle er sich zum Gehen wenden, da springt sie auf.

„Jetzt bleibst Du.“

Er kommt zu keinem Wort der Entgegnung. Wie ein Kind steht er vor ihr, willenlos. In diesem Augenblicke sprüht wieder jener seltsame Blick aus ihrem Auge, er sieht Nichts mehr, als diesen, der Garten, die Bäume und Sträucher verschwimmen in diesem Blicke, er sieht Nichts, als ein großes graues Auge, in dessen Tiefe er zu versinken meint. Und da fühlt er, wie es sich weich und heiß um seinen Hals legt, zum Ersticken heiß, wie es ihm den Athem benimmt, und wie zwei fieberglühende, trockene Lippen an seinem Munde saugen. Und in sein Ohr dringen die mit heiserer, leiser Stimme gelallten Worte: „Wilhelm, ich hab' Dich lieb.“

Vor seinen Blicken dehnt sich der Abgrund. Es ist ihm, als sei er von den weichen Armen in die Höhe gehoben, als stemme er sich noch mit einem Fuße auf die Erde und dann, als ob er vorwärts taumle und falle und falle. Sie hat ihn zu sich auf die Bank gezogen, sie saugt gierig, wahnsinnig an seinen Lippen. Er fühlt ihre kleinen scharfen Zähne, er merkt, daß sie sein Blut trinkt. — Immer wilder schmiegt sie sich an ihn. Sie trinkt mit hastigen, nimmersatten Zügen die Wollust des Fleisches. Ihre zurückgebannte Leidenschaft bricht sich Bahn mit elementarer Gewalt. — Er schaudert, ihm wird eiskalt unter ihren Umarmungen, das ist kein Weib mehr. Das ist ein Dämon.

„Wilhelm," stößt sie mit einem Male hervor, und ein triumphirendes Lächeln gleitet über ihre Züge. „Das Glück ist über die Berge gestiegen; hast Du nicht so gesagt, einem Anderen anzugehören mit Leib und mit Seele, das ist das Glück."

Immer noch hängt sie an seinem Halse. Endlich kommt er zu sich selbst. Mit einem leisen Drucke löst er ihre kleinen Hände und ist frei. Sie blickt ihn an verwirrt, erstaunt, fragend. Da fällt ihm der Vater ein, und flammend steigt ihm das Blut in seine Schläfen. „Fliehe," raunt ihm da Jemand in's Ohr. Und wie von Furien gepeitscht stürzt er von dannen. Gleichgiltig bleibt sie stehen. Ihr ist noch Nichts klar. Nur der eine Gedanke entsteigt ihrem Gehirne mit der Kraft des Wahnsinns, sie klatscht in die Hände und ruft: „Das ist das Glück."

Da sinkt sie nieder auf die Bank, sie blickt den Pfad entlang, auf dem er entschwunden. Auf einmal durchschauert es sie. Da preßt es ihre Brust zusammen wie mit eisernen Krallen, und ein lautes, langes Schluchzen durchdringt den Garten.

VII.

Am folgenden Morgen sind Doras Augen geröthet von einer durchweinten Nacht. Es ist ihr, als stocke das Blut in ihrem Herzen, ein Gefühl namenloser Angst und Bangigkeit erfüllt die schwerfällig athmende Brust. Schon viermal ist sie an Wilhelms Stubenthür vorbeigeschlichen, sie hat das Ohr an's Holz gelegt, Nichts regte sich drinnen, sie versuchte durch's Schlüsselloch zu gucken, rergebens, der Schlüssel steckt von innen. Was das nur war? Sonst ist er immer der Erste am Frühstückstische, immer hat er sie geneckt, daß sie eine Langschläferin sei, und heute, Nichts, gar Nichts regte sich. Sie kann keinen Bissen herunterbringen, selbst den Kaffee kann sie nur mit Anstrengung schlucken. Endlich ist es halb acht. Zitternd nimmt sie den bis an den Rand gefüllten Teller mit Hafersuppe und geht langsam, schleppenden Ganges nach dem Zimmer des Alten. Ihr ist, als müsse heute etwas Außergewöhnliches, etwas Entsetzliches sich ereignen. Klopfenden Herzens hält sie die Klinke einige Secunden in der Hand, dann öffnet sie die Thür, sie schlägt die Augen nieder, sie kann, sie will den Alten nicht sehen. Mehr dem Gefühle, als dem Gesichte folgend, geht sie auf den Tisch zu. Der Teller schwankt in ihrer Hand. Endlich hat sie den Tisch erreicht, auf den sie ihn hinsetzt. Sie fühlt, daß das schwarze, durchbohrende Auge fest, fragend auf sie gerichtet ist. Als müßten die Wände des Zimmers über sie zusammenstürzen, so ist ihr, sie schaut beharrlich zu Boden.

„Dora," bringt eine harte, mitleidslose Stimme an ihr Ohr. „Lies diesen Brief."

Langsam, ohne aufzublicken, streckt sie die Hand aus nach dem Papier, das ihr der Alte reicht.

Eine Minute verrinnt, ehe sie lesen kann, die Buchstaben tanzen vor ihren verweinten Augen, es flimmert Alles vor ihrem Blicke. Endlich hat sie begriffen.

„Also ist er fort.“

Wie ein Angstschrei löst sich dieses Wort von ihren Lippen. Vernichtender Schmerz, wahnsinnige Verzweiflung tönen aus diesem Satze.

„Um den Frieden unseres Hauses nicht zu stören,“ schreibt er. „Was soll das heißen?“

Wie ein ertappter Sünder steht sie da bei dieser Frage, kein Wort kann über ihre Lippen, die Kehle ist zugepreßt.

Und immer noch fühlt sie den verzehrenden Blick dieser lieblosen schwarzen Augen.

Flammende Röthe bedeckt ihre Wangen, sie zittert leise. Er mißt mit dem kühlen, forschenden Auge des Inquisitors die in sich versinkende Gestalt.

Da auf einmal schlägt sie das große, graue Auge auf. Mit einem nichtssagenden, traumverlorenen Blick starrt sie den Alten an. Der regt sich nicht, immer der kalte, herzlose Blick in den unerträglichen Augen.

Erst jetzt vermag ihr Auge wieder feste Bilder und Gestalten zu fassen, den ganzen Morgen lag es wie ein Schleier vor ihrem Gesichte. Sie sieht die dürre greisenhafte Gestalt des vor ihr stehenden Mannes, von dem ein Freude und Leben tödtender Hauch auf seine Umgebung ausgeht. Da blitzt es momentan durch ihr Gehirn, wie eine überirdische Erleuchtung fährt's durch ihre Sinne, da löst sich der Druck, der auf ihrem Herzen gelastet, da drängt's aus der Seele auf die Lippen, und tödtliche Verachtung umfliegt mit einem Male den schönen Mund.

Er steht ihr fragend, wartend gegenüber.

Da ballt sich ihre kleine, schlanke Hand zur Faust, das Blut weicht aus ihren Wangen, sie ist blaß wie der Tod, und ihre Lippen beben. Ein Schrei der Wuth, der beleidigten, in den Staub getretenen Natur ringt sich los aus ihrer Kehle mit den Worten: „Du hast mir Alles gestohlen, Du Dieb Du!“

Und laut weinend stürzt sie hinaus.

Unendliche Verzweiflung erfüllt ihren Busen. Fliegenden Schrittes jagt sie die Treppe hinunter und eilt in's Freie. Durch den Garten klingt ihr gellender Ruf wie der einer Wahnsinnigen:

„Wilhelm, Wilhelm, wo bist Du?“

Sie sieht, sie hört Nichts mehr. Querfeldein geht es über die Beete bis zu der Grenze des Gartens. Das Hinterthor steht offen, sie gelangt hinaus auf die Wiese. Als werde sie aus diesem Hause gepeitscht, jagt sie weiter, sie weiß nicht wohin, nur fort, eilig fort. —

Sie kommt an den Fluß. Auf einem Steine am Ufer, wo das Schilfgras üppig wuchert, setzt sie sich nieder. Fiebernd rasch löst sich

fliegender Athem aus ihrer Brust. Eine Weile starrt sie abwesend vor sich hin. Ihr großes Auge blickt thränenlos, hoffnungsleer. Sie fühlt nur ein schmerzhaftes Brennen in ihrem Kopfe, das Gehirn scheint für eine Weile die Denkthätigkeit zu verweigern; sie brütet vor sich hin.

Da steigt's wieder auf in dem Auge, und glühend heiß rinnt's über die brennenden Wangen hinunter und macht sich Luft in dem Verzweiflungsschrei:

„Mutter, Mutter, warum hast Du mir das gethan?"

Die Angst, die sie aus dem Hause fortgetrieben, macht jetzt wieder der Wuth Platz. Sie war verrathen, verkauft, verschachert, verkuppelt einem Elenden, ein giftiger Wurm hatte die Blüthe ihres Lebens zerfressen, noch ehe sie sich ganz entfaltet hatte. Flammenden Auges blickt sie jetzt hinauf nach dem frühlingsblauen Himmel, als wolle sie die Frage nach dem Schicksal an ihn richten. —

Da durchschauert sie ein Gedanke.

Und Wilhelm! Gott, ach Gott! Sind denn die Männer so feig, so elend feig, daß sie ein armes, hilfloses Weib so im Stiche lassen können? Er war entflohen, elend und feig, vor wem, vor was? Und nun beginnen sie zu wanken vor ihren Augen, die Fundamente, auf denen sie die Begriffe von Gut und Böse in ihrem kindlichen Gemüth einst aufgebaut haben. Und mit einem Male fühlt sie es mit vernichtender Wahrheit, tiefer und klarer als jemals: Sie ist allein auf der Welt, so allein wie kein anderer Mensch in diesem Augenblicke.

Was soll sie thun? Am liebsten möchte sie wandern und wandern, wandern, bis sie ihre Beine nicht mehr tragen können, um dann hinzusinken und unterzutauchen in die Wohlthat der Bewußtlosigkeit. Wandern, ja wandern, aber wohin? — Der den Inhalt ihres Geistes seit Wochen gebildet, war vor ihr geflohen, so elend feige sind also die Männer, ihm will, ihm kann sie nicht nach. Und doch, das hatte sie klar erkannt, einem Anderen ganz anzugehören mit Leib und mit Seele, das war das Glück, das Glück, das man ihr freventlich gezeigt und wieder entrissen hatte. War nicht ihre ganze Vergangenheit ein unbewußtes Wandern nach dem Glück gewesen, nach dem Glück, das nun von ihr geflohen war? Und jetzt, wo liegt jetzt das Ziel, nach dem sie ihre Wandersehnsucht treibt? —

In diesen Gedanken bohrt sie sich hinein, ungestüm Antwort heischend tost diese Frage durch ihren Kopf. So sitzt sie und starrt vor sich hin. Planlos irrt ihr Auge über die Gegend, an keinem Dinge haftend, sich in die Ferne verlierend. Doch da hemmt ein grüner Hügel den Blick. Auf seiner Spitze steht ein altes, verfallenes Kapellchen, und seinen Abhang hinab zieht sich ein Garten mit Strauch und Baum. Drüben blüht Alles, zwischen den Blättern und Blumen glänzt es hier und da so weiß zu ihr herab, und wie sie näher hinsieht, erkennt sie lange regelmäßige Reihen, in denen von Abstand zu Abstand sich der weiße Glanz in der Sonne wiederholt.

Nun sieht sie's deutlich: Stein an Stein, Kreuz an Kreuz steigt's den Hügel hinan. — Mit erhabener Majestät steigt sie nun auf vor ihrem geistigen Auge, die kalte Gewalt des Todes. Todesruhe, das ist ein Ziel! Und wie sie so über den Fluß hinüber blickt nach dem Hügel, da wird's so wunschlos still in ihrem Herzen. Ruhe, ein beseligender Zauber, eine wohlthuende Wärme gleitet aus diesem einzigen Gedanken in ihre Brust. — Ausruhen! Das müde Haupt betten an dem Herzen der Mutter Erde, und zu Häupten wiegen Blumen die Köpfe und singen Vögel in den Bäumen, wenn die Sonne auf- und untergeht. Ruhe, das ist das Ziel, nach dem sie wandert. — In diesem Gedanken vergißt sie Alles, sie denkt nicht mehr an Wilhelm, nicht mehr an den Alten, nicht mehr an die Mutter. Ihre Geistes- und Körperkräfte sind dahin. Ruhe, das ist das Glück. Leuchtend steht die Sonne am Himmel und ergießt ihr ganzes Licht über das menschenleere Wiesentheil, durch das leise murmelnd der Fluß sich schlängelt. Blendend glänzen seine kleinen Wellen in dem Golde der Sonne, und muntere Fische schießen mit der Fluth. — Da erhebt sie den Blick. Und vor ihrem Auge steigt es auf über die Berge wie eine riesenhafte Gestalt, die die Erde in ihre Arme zu nehmen gewillt scheint, und einschlummernd ruht auch jetzt das Land in ihren Armen, das ist die Mittagsruhe, das ist das Glück. Langsamer scheint der Fluß zu gleiten, leiser scheint er zu rauschen. Kein Vogel regt sich mehr in den Lüften, kein Windhauch bewegt auch nur ein einziges Blatt. — Eine berückende Mattigkeit kommt über Dora. Wie im Schlafe lösen sich ihre Glieder, sie läßt sich gleiten und sie fällt. —

Ueber ihrem Haupte schlägt die Fluth zusammen. Ein leiser Schrei stört die Ruhe des Mittags, noch zwei Mal; drei Mal zeigt sich ein Theil ihres Körpers an der Oberfläche des Wassers, dann gleitet der Fluß wieder ruhig auf seiner Bahn dahin. — Und die Mittagsruhe in ihrer ganzen erschlaffenden Schwere liegt wieder über dem Wiesenthal! — —

VIII.

Erst am Abend fragt der Alte nach Dora. Wie man ihm zur Antwort giebt, daß sie am Morgen das Haus verlassen und bis dahin noch nicht zurückgekehrt sei, da fliegt ein bitteres Lächeln um seine vertrockneten Lippen. „Also abgekartet," murmelt er vor sich hin, „Komödie, fort mit ihm!" —

Er verriegelt die Thür seines Zimmers, um allein zu sein mit sich und seinen Gedanken. Die Sünde geht durch die Welt, schließe Dein Haus vor ihr zu. In Sünde ward er empfangen und geboren, in Sünde wird er enden, dieser Sohn, er hat kein Theil mehr an ihm. Vor dem Bilde des Mönches steht der Alte und faltet andächtig die knöchernen Hände. „Du verlangst das letzte Opfer, mein Vater, ich geb' es hin." —

Er zündet ein Licht an und entnimmt einer Schublade seines Pultes zwei alte Photographien, die Bilder Dorettens und seines Sohnes. Noch einen letzten Blick wirft er auf das Mönchsbild an der Wand. „Tödte das Fleisch,“ kommt es leise aus seinem Munde. — Und langsam läßt er in den Flammen des Lichtes die beiden Bilder zu Asche verkohlen. Damit ist die letzte Erinnerung an die beiden Personen, die sie darstellten, vernichtet, damit sind sie ausgelöscht aus seinem Herzen für immer. — Mit einem Papier schöpft er die am Boden liegende Asche auf, öffnet das Fenster und läßt sie langsam hinabschweben in den vom Frühlingshauche durchschwängerten Garten. Die Asche der Bilder zerstreut sich in alle Winde. — Dann riegelt er die Thür wieder auf. Er ruft dem Mädchen: „Bringen Sie jetzt die Hafersuppe, Grethchen!“ — Auf dem Sessel sitzend wie immer, erwartet er die Abendmahlzeit. — — — — — — — — —

Die Zeit verrinnt. Es will wieder Frühling werden. An Doras Stelle waltet jetzt in dem Hause eine sechzigjährige Wirthschafterin, deren Fleisch schon seit Jahren abgetödtet ist, ehe sie zu dem Alten kam. Von Wilhelm und Dorette ist bis jetzt keine Kunde in's Pfarrhaus gedrungen, sie sind draußen in der sündhaften Welt wohl verdorben und haben ihren Lohn dahin. —

Da, eines Tages tritt Hochfluth ein. Und das reißende Wasser entwurzelt einen Weidenbaum und wirft ihn an's Ufer. An dessen Wurzeln hängt eine unförmliche Masse, die gleicht einem Menschenleibe. Und wirklich, da zeigt sich ein Arm, eine Hand, an dieser sind noch Finger, und da an dem einen Finger funkelt es golden, das ist ein Ring, Dorettens Trauring, an dem hat man sie erkannt. — —

Ueber ihrer Leiche hat der Alte keinen Segen gesprochen. In einem Loch an der Kirchhofsmauer hat man den widerlichen Fund verscharrt.







Aus: Lübke-Semrau: „Grundriß der Kunstgeschichte." I. Die Kunst des Alterthums. Stuttgart, Paul Neff.

Illustrirte Bibliographie.

Lübke-Semrau. **Grundriß der Kunstgeschichte.** I. Die Kunst des Alterthums. Stuttgart, 1899. Paul Neff.

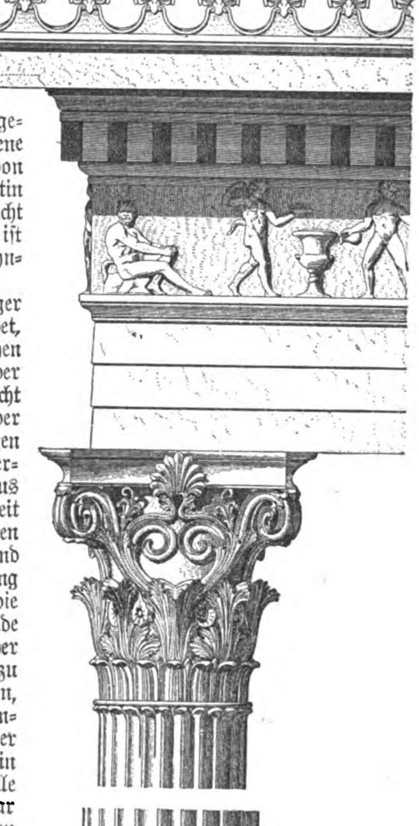
Die elfte Auflage des berühmten Grundrisses der Kunstgeschichte von Wilhelm Lübke war die letzterschienene zu Lebzeiten des Meisters gewesen. Dann hatte Carl von Lützow und nun, da auch ihm der Tod die Weiterarbeit versagte, hat Max Semrau die Herausgabe des Werkes übernommen. So liegt jetzt in der völlig neu bearbeiteten zwölften Auflage des Lübke'schen Buches nicht nur eine ordnungsgemäße Fortsetzung der Veröffentlichungen, sondern eigentlich der Beginn einer neuen Aera, Lübke-Semrau, uns vor Augen.

Der erschienene erste Band läßt in seinem Umfange und in der Anzahl der Illustrationen eine sehr starke Vermehrung gegenüber dem alten Lübke'schen Buche erkennen. Professor Semrau hat es sich zur Aufgabe gemacht, das liebgewonnene Werk durch selbstlosen Fleiß dem Zahn der Zeit zu entreißen, es als wissenschaftliche Leistung im würdigen Einklang mit den besten Leistungen der vorgeschrittenen Wissenschaft zu erhalten. Das muß keine sehr heitere und selbstgefällige Arbeit für den gestaltenden Schriftsteller sein, es ist aber sicherlich eine dankenswerthe Mühe, und wem die Aenderungen hier und da zu gewaltsam erscheinen, der möge sich nur erst einmal die innere Schwierigkeit und äußere Undankbarkeit des Unternehmens vorstellen. Er möge bedenken, daß, wie Semrau selber bemerkt hat, „es leichter ist, ein vollkommen neues Buch über einen Gegenstand zu schreiben als ein vorhandenes umzuarbeiten." — Leichter wohl, aber nicht besser. Denn warum sollen nicht Lübkes Worte da ihren Platz behaupten, wo sie es dürfen, und da weiterhin, wie zuvor, die Be-

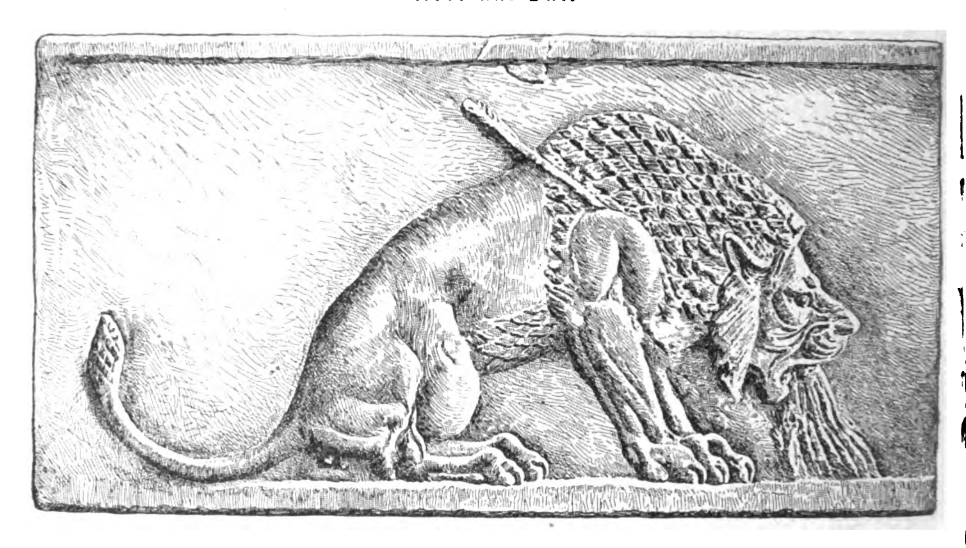
dürfnisse der Leser angenehm befriedigen? Du sollst den partiellen Umbau nicht verschmähen, ist ja eine Bismarck'sche Klugheitsregel.

Durchblättern wir den Band, dessen prächtige Ausstattung das Auge von vornherein erfreut, so fällt uns der große Reichthum von guten Abbildungen trotz sonstiger Verwöhntheit in dergleichen Dingen dennoch auf. Das so viel gepriesene Zeitalter der Antike erschließt sich uns in zahlreichen Zügen, wo immer der Blick über die großen Seiten gleitet, und selbst legen wir, zur Träumerei angeregt von den genossenen Gütern der Kunst, das schöne Buch für einen Augenblick geschlossen nieder, so erscheint auch noch das goldene Bild der Königin in jener Welt, der Venus von Milo, auf dem Deckel, als sei es dieser Göttin eigenstes Anliegen, daß wir ihres Anblicks nicht entbehren mögen. — Für die Anschauung ist also, wie immer, reichlich, ja mehr als gewöhnlich, geradezu musterhaft reichlich gesorgt.

Allein auch in das Gebiet des weniger sichtbaren Gottes, der das Licht in uns anzündet, Apollo, müssen wir steigen. Mit dem einfachen Durchblättern des Werkes, dem Bewundern der Illustrationen ist es im Allgemeinen ja nicht gethan. Es fordert viel Kenntniß, sich bei der bloßen Anschauung ohne Aufklärung beruhigen zu dürfen, viel Kenntniß, sage ich, oder überaus wenig Wissenslust, muß ich hinzufügen. Aus dem Vernehmen des in schlichter Vornehmheit gleichmäßig dahinfluthenden Vortrages erfahren wir Aufschlüsse über den unsichtbar „in, mit und unter" der Anschauung gegebenen Zusammenhang der Gebilde, wir bekommen unvermerkt die Schlüssel in die Hände gespielt, um am Ende selbst uns wohnlich einzurichten inmitten solcher Fülle der Gesichte, um allmählich selbst zu merken, wohin wir das Gesehene zu thun haben, die erblickten Stücke gewinnen nun Zusammenschluß zu einem großartigen Gesammtbilde der Vergangenheit. Und dies Wunder geschieht in aller Stille und heißt, wenig bewundert wie alle echten Wunder, Gewohnheit, Uebung oder gar Gelehrtheit. Freilich, die vielen Buchstaben müssen doch auch etwas Erkleckliches zu Tage fördern. Aus dem Texte erfahren wir z. B., daß der hier (S. 270) abgebildete verwundete Löwe, dem zugleich mit seinem Blute das Leben dahinströmt, — ein Relief aus Kujundschik ist? Das würde uns wenig lehren — „daß man vielleicht mit Recht in dieser und ähnlichen Darstellungen bereits eine Rückwirkung griechischen Geistes auf die spätere assyrische Kunst als wirksam angenommen hat." Uns geht so ein Licht auf über den wunderbaren Realismus des Ausdruckes; und wird uns auch nur eine Vermuthung auf den Weg gegeben, so wandern doch die freien Gedanken, also angeregt, ganz munter eine Strecke weiter. Dies ist ja aber gerade die Absicht des Schriftstellers gewesen. — Oder betrachten wir



Aus: Lübke-Semrau: „Grundriß der Kunstgeschichte." I. Die Kunst des Alterthums. Stuttgart, Paul Neff.



die ebenfalls hier abgebildete Aphrodite auf dem Schwan, das Innenbild einer attischen Trinkschale. Was lehrt uns der Text? Daß sich das Original im Britischen Museum befindet? Was wäre daraus zu entnehmen? Wir müssen die Anschauung ganz verlassen, um sie am Ende mit besseren Augen zu verstehen. Im zusammenhängenden Vortrage wird uns klar gemacht, daß es einen **strengen** rothfigurigen Vasenstil gegeben, und daß sich aus dessen Herbheit eine anmuthsvollere Meisterschaft durchgerungen, daß in dem vorliegenden Stücke sich die Spur eines solchen Uebergangs zum schönen Stil — etwa um die Mitte d. fünften Jahrhunderts — ausgedrückt habe. Lesen wir das im Text zur korinthischen Ordnung Bemerkte, so wird uns auch hier nachdrücklich, was wir sehen sollen, wenn wir es sonst noch nicht wissen, vor Augen gehalten. Die Göttin der Schönheit bedarf in solcher Weise des klärenden Apollo; und haben wir schließlich genug des lieben Unterrichts, so kehren wir immer frischer, immer neugeborener durch alle die antike Bereicherung zum Gewahrwerden des Schönen in der Natur allenthalben zurück; das ist aber Ziel und Ende jeder wahrhaften Kunstgeschichte. H. L.

Aus: Lübke-Semrau: „Grundriß der Kunstgeschichte." I. Die Kunst des Alterthums. Stuttgart, Paul Neff.

Philosophische Litteratur.

Moderne Philosophen. Porträts und Charakteristiken von Dr. M. Kronenberg. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. (Oskar Beck.)

Die philosophische Litteratur unserer Zeit sondert sich ihrer Form nach sehr scharf in zwei Richtungen, eine gelehrte und eine populäre. Es giebt verhältnißmäßig nur wenige Werke, die in der Darstellungsweise wirklich populär und in ihrem Inhalt wirklich wissenschaftlich sind. Ganz kann man das vorliegende Buch nicht zu dieser Klasse rechnen: es ist mehr populär als wissenschaftlich. Hierin soll kein Vorwurf ausgesprochen sein; wir brauchen gerade in unserer im Allgemeinen philosophiefeindlichen Zeit Werke, die zu einer möglichst großen Zahl von Gebildeten zu reden verstehen. Die Fachgelehrten werden schon dafür sorgen, daß auch die wissenschaftliche Litteratur daneben in Blüthe bleibt. Fünf Essays bietet der Verfasser; er behandelt die Philosophen Hermann Lotze, Friedrich Albert Lange, Victor Cousin, Ludwig Feuerbach und Max Stirner. Von jedem giebt er einen kurzen Lebensabriß, woran sich in gedrängter Form eine Uebersicht über Systeme und Weltanschauung schließt. Allen, die eine anregende wissenschaftliche Lectüre lieben und Interesse für philosophische Probleme haben, sei das Buch bestens empfohlen.

Systeme des moralischen Bewußtseins mit besonderer Darlegung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darwinismus und Socialismus. Von Ludwig Woltmann, Dr. med. et phil. Düsseldorf, Hermann Michels Verlag. 1898.

Woltmann steht ganz auf dem Boden der Moralphilosophie Kants. Er hält an der formalen Ethik mit ihren allgemein gültigen apriorischen Principien durchaus fest und sondert sich scharf von den empiristischen Moralphilosophen. Trotzdem sucht er den Kant'schen Kriticismus mit dem Evolutionismus, wie er sich besonders in der Darwin'schen Entwickelungslehre darstellt, zu vereinigen; beiden Standpunkten gegenüber fordert er „gleichwerthige Anerkennung". Ob dem Verfasser diese Verknüpfung von Kriticismus und Evolutionismus wirklich gelungen ist, erscheint zweifelhaft. Wenn der letztere lehrt, daß die Sittlichkeit das Product der Geschichte und Vorgeschichte der Menschheit ist, so läßt sich damit Kants absolut gültiges, zeit- und geschichtsloses Moralgesetz nicht so leicht vereinigen, wie uns der Verfasser zu überreden sucht. Abgesehen von diesem principiellen Einwand, zeichnet sich das Werk durch den Ernst der Darstellung und durch Gewandtheit in der Begriffsentwickelung aus. Es behandelt in drei gesonderten, an gehaltvollen Ausführungen reichen Abschnitten die formale Begründung des Moralgesetzes, die Genesis des moralischen Bewußtseins und den „praktischen" Inhalt des sittlichen Lebens. Ein feinsinniger Denker spricht aus dem Werke zu uns, aber die Fesseln des strengen Kantianismus umschließen ihn allzu eng.

Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge von Theodor Lipps. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1899.

Es handelt sich in diesem vortrefflichen Buche nicht um ein vollständig begründetes und ausgebautes System der Ethik, sondern um einzelne Vorträge aus ihrem Gebiet. In stetigem Zusammenhang erörtern diese die hauptsächlichsten ethischen Probleme. Der Standpunkt des Verfassers ist, kurz gesagt, der des Altruismus. Indem Lipps mit vollem Recht das moralisch Werthvolle nicht in der Handlung, sondern in der Gesinnung erblickt, corrigirt er die Forderung des socialen Eudämonismus. Sie lautet: Handle so, daß das Glück der Menschheit gefördert werde; statt dessen muß es heißen: Fördere, wie in dir, so auch in Anderen die Basis alles sittlich werthvollen Glückes, das Gute oder den Werth der Persönlichkeit. Kants Einfluß macht sich in dem Buch vielfach geltend, aber der Verfasser bewahrt sich seine volle Selbstständigkeit und weiß dem Rigorismus und Absolutismus der Kantischen Ethik zu entgehen.

Die hier gesammelten Vorträge sind theilweise im Volksschulverein zu München gehalten worden. Lipps versteht es, in meisterhafter Weise tief philosophischen Gedanken allgemein verständlichen Ausdruck zu geben. Er erläutert die abstracten Erörterungen durch geschickt gewählte praktische Beispiele; vor Allem aber ist die ganze Entwicklung seiner Begriffe und Anschauungen so übersichtlich und klar, daß das Buch weit über die engen Kreise der Fachgelehrten hinaus gelesen zu werden verdiente.

Psychologie der Veränderungsauffassung. Von L. William Stern, Privatdocent der Philosophie an der Universität Breslau. Breslau, Verlag von Preuß und Jünger. 1898.

Das in diesem Buche behandelte Problem lautet, ganz allgemein ausgedrückt: Wie kommt die Auffassung von Veränderungen zu Stande? In erster Linie ist dies Problem ein psychologisches, zugleich aber steht es in enger Beziehung zu allgemein philosophischen Fragen. Die Veränderung ist das grundlegende Moment des Causalproblems und bildet, wie der Verfasser richtig bemerkt, den Centralbegriff in der gesammten theoretisch-wissenschaftlichen Arbeit unseres Jahrhunderts. Die allgemeine Frage nach der Veränderungsauffassung zerlegt sich in zwei Unterfragen. Welches sind die psychischen Quellen, aus denen die Auffassungskategorie „Veränderung" fließt? — und: In welcher Weise, welchem Grade und Umfange ist die Psyche auf verschiedenen Sinnesgebieten durch Veränderungsreize erregbar? Der Beantwortung jener Frage ist der erste Theil der Arbeit gewidmet, in dem Stern mehrere gleichberechtigte Quellen der Veränderungsauffassung nachzuweisen und den Antheil, den die unmittelbare Wahrnehmung einerseits, der vergleichende Verstand andererseits am Zustandekommen dieser Auffassung hat, festzustellen sucht. Der zweite Abschnitt des Buches, der sich mit der Frage beschäftigt, in wie weit wir auf den einzelnen Sinnesgebieten für Veränderungsreize empfänglich sind, führt den Titel „Die Freiheit der Veränderungsauffassung." Die Technik und Methodik der in Betracht kommenden experimentellen Untersuchungen wird eingehend besprochen. Im Schlußcapitel beschäftigt sich der Verfasser mit den Ergebnissen, welche die quantitative Behandlung der Veränderungsauffassung bisher zu Tage gefördert hat.

Das Buch beruht auf genauen experimentellen Untersuchungen, auch ist die vorhandene Litteratur gewissenhaft benutzt. Die Darstellung ist gewandt und anschaulich. Man darf das Werk als eine sehr dankwerthe Bereicherung für die moderne Wissenschaft der Psychologie bezeichnen.

Kant und Helmholtz. Populärwissenschaftliche Studie von Dr. phil. Ludwig Goldschmidt. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1898.

Die Frage, ob die geometrischen Axiome empirischer oder apriorischer Natur sind, wird von dem Verfasser dieser Schrift entschieden in letzterem Sinne beantwortet. Er stellt sich damit durchaus auf den Standpunkt Kants, der für ihn „unumstößliche Wahrheit" ist. Helmholtz, der große Physiker, vertrat energisch die Ansicht, daß den Axiomen empirische Natur zukomme. So stellt sich das vorliegende Werk im Wesentlichen als eine Widerlegung der Lehren von Helmholtz dar, bei der übrigens nie die dem Gelehrten schuldige Ehrerbietung außer Acht gelassen ist. Auch den Versuch, Räume von mehr als drei Dimensionen zu erweisen, der sich hauptsächlich an den Namen Riemanns knüpft, weist Goldschmidt scharf und klar zurück. Ob der Verfasser mit der Polemik gegen Helmholtz völlig Recht hat, mag hier dahingestellt bleiben; Unrecht dürfte er haben, insofern er Kants Lehre von der Zeit als ebenso unumstößlich wie die vom Raume vertheidigt. Es muß anerkannt werden, daß Goldschmidts Buch durch Gründlichkeit und gewandte Darstellung ausgezeichnet ist; indessen erscheint es an Inhalt, wie Form doch nicht so allgemein verständlich, daß es als „populärwissenschaftlich" gelten könnte.

H. B.

Bibliographische Notizen.

Ahasver. Ein Drama von Johanna und Gustav Wolff. Berlin, Verlag des Dramaturgischen Instituts. 1899.

Daß sich gleich Zwei an den schwierigen Stoff gewagt haben, allem Anschein nach ein Ehepaar, hat sein Gutes und sein Nützliches. Gleich der Prolog hebt mit den Worten an: „Wem sing' ich dieses Lied?" Wer ist nun der Sänger? Johanna oder Gustav? Und wie diese Frage des Lesers ohne Antwort bleibt, so bleibt es auch manches Andere in dem Werke. Ahasver wird als Vertreter der Freude am Dasein dem entsagenden Christus gegenüber gestellt. Das geht doch nicht ohne innere Motivirung. Der faustische Drang, der ihm hier zugeschrieben wird, rechtfertigt diesen Wesenszug Ahasvers durchaus nicht, und der Gesinnung der damaligen Juden entspricht er erst recht nicht.

Wie bei so manchen Ahasverdichtungen hat auch bei dieser Goethes Faust Pathe gestanden. Vom Prologe an, der zwar nicht im Himmel, aber in der Hölle spielt und ähnlich wie bei Meister Wolfgang verläuft, bis zum Ende, da Ahasver auch durch das Ewig-Weibliche gerettet wird. Wie der Heinrich in Hauptmanns Dichtung eine weithin tönende Glocke schaffen will, die der Menschheit neues Leben künden soll, so will Ahasver einen Tempel bauen. Es glückt ihm aber erst mit Hilfe des Weibes, der Atta, deren Werth er erst dann erkennt. „Von gleicher Lust und gleicher Erkenntniß beseelt und getrieben von gleicher Sehnsucht werden sie Beide schaffen an dem Tempel des Lebens, und ihre Kinder werden die Menschheit rechtfertigen!" so heißt es in der Vorrede! — Das Merkwürdigste an der Dichtung ist, daß der Fluch des Ahasver, des ewigen Lebens und des ewigen Wanderns nur gestreift wird. Zwar wird der bekannte Auftritt zwischen Christus und Ahasver vorgeführt, die bekannten Worte fallen, aber daß diese einen unendlich schweren Fluch bedeuten, kommt nirgends zum Ausdruck. Mir will scheinen, daß die dichterische Idee des Ganzen besser und klarer herausgekommen wäre, wenn sie nicht mit dem Ahasvermotive verknüpft worden wäre.

Es wäre ungerecht, dem kritischen Allgemeinbedenken nicht auch wohlverdientes Lob entgegenzustellen. Da ist vor Allem der Reichthum an edlen und tiefen Gedanken hervorzuheben, der fast immer in schöne Form gekleidet ist. Neben manchen weniger gelungenen finden sich zahlreiche prächtige lyrische Stellen, die von feinem dichterischen Empfinden Zeugniß ablegen. Aber als Ganzes — mag es als ein interessanter Beitrag zur Ahasverfrage gelten — eine endgültige Lösung derselben ist es nicht.

L. S.

Sterben. Novellen von Arthur Schnitzler. Berlin, S. Fischer.

Arthur Schnitzler, der Dichter des Dramas „Liebelei", dessen Umfang so gering und dessen Tragik so groß ist, und von „Anatole", einer Reihe moderner Sittenbilder in dramatischer Form, die übersprudeln von Laune und Witz und eigentlich recht ernsthaft zu nehmen sind, hat uns in „Sterben" eine dichterische Schöpfung von hohem litterarischen Werthe bescheert — nur lesen soll man sie nicht müssen! Die Geschichte von dem Sterben eines Schwindsüchtigen, dem auf sein Anbringen der berühmte Arzt mitgetheilt, daß er nur ein Jahr noch zu leben habe, ist psychologisch meisterhaft berichtet, aber sie ist furchtbar! Nicht eine psychologische oder physische Phase, die der Sterbende bis zum Verzweiflungsstadium, bis zu der körperlichen Auflösung durchkämpft, hat der Autor zu schildern vergessen — es ist ein Sterben, wie es, Gott sei Dank, Wenigen auferlegt ist! Und zu diesem Non plus ultra gesellt sich, den Fall wesentlich verschärfend, ein schönes, blühend-gesundes Weib, das dem Sterbenden in rührendster Hingabe zu Eigen ist. Als Marie das Todesurtheil des Geliebten vernommen, da versichert sie ihm in einer hochdramatischen Scene: „Ich habe mit Dir gelebt, ich werde mit Dir sterben! Wir Beide haben dasselbe Schicksal; ich kann nicht leben ohne Dich! Ich schwöre Dir" — „Schwöre nicht!" fällt ihr Felix feierlich in's Wort, „Du könntest falsch schwören!" — Und es kamen die Monate des langsamen unaufhaltsamen Dahinsiechens, in denen jede Hoffnung versiegt, und die Müdigkeit als Wohlthat empfunden wird, weil sie doch verhindert, den ungeheuren Schmerz des Abschieds im Voraus zu fühlen. Und dann kam endlich auch der Tag, an dem Marie, auf das Aeußerste zerquält von der tausendfältigen Marter, diesen geliebten Kranken eine Woche nach der anderen pflegen zu müssen, ohne auf etwas Anderes als auf ein Wunder hoffen zu können, das erste Mal dachte: „Wenn es nur vorüber wäre!" — Und sie schrak fortan nicht mehr vor dem Gedanken zurück; sie täuschte den fürchterlichsten der Wünsche sich selbst hinweg mit jenem opportunen Mitleid: „Dann wäre er doch erlöst!" — — Und eines Tages ist er erlöst, und — sie auch!

A. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Achelis, Prof. Dr. Thomas, Grundzüge der Lyrik Goethes. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Aus fremden Zungen. Zeitschrift für die moderne Erzählungslitteratur des Auslands. IX. Jahrgang Heft 14, 15, 16, 17. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bärwinkel, Gustav und Oskar Webel, Die Praxis des Zeitschriften-Verlegers. 2. Aufl. Laubegast-Dresden, O. Wolf.

— Der Zeitungs-Verleger. 2. Aufl. Laubegast-Dresden, O. Wolf.

Bern, Maximilian, Aus einem Leben. Gedichte. Fremdländische Sinnsprüche. Romanfragmente. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Budapest, Illustrirter Wegweiser durch Budapest und Umgebungen. Dritte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit 49 Illustrationen und zwei Plänen. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Camera obscura, revue internationale pour la photographie paraissant tous les mois en 4 langues. I[re] année. No. 1, 2. Düsseldorf, Ed. Liesegangs Verlag.

Cuccoli Ercole, M. Antonio Flaminio. Studio. Bologna, Ditta Nicola Zanichelli.

Eberstein, Alfred Freiherr von, Ueber die Revolution in Preussen und Deutschland 1848/49. Historische Studie. Leipzig, J. Werner.

Europa. Sammlung von Romanen und Erzählungen aus den Litteraturen aller Völker Europas. Herausgegeben von Wilhelm Lange. Band I. Heft I. Graf Leo Tolstoi: Auferstehung. Aus dem Russischen von Wilhelm Lange. Vollständige unverkürzte Ausgabe. Berlin, Hugo Bermühler.

Flachs, A., Ein gebeizter Schurke. Uebermüthige Geschichten. Berlin, G. Minuth.

Furcht, Walther, Richard Dehmel. Seine Bedeutung, sein Verhältniss zu Goethe, Lenau und zur Moderne. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Gnade, Elisabeth, Im Recht? Roman. Dresden, Carl Reissner.

Goethe. Eine Biographie in Bildnissen. Zu Goethes 150. Geburtstage. Sonderdruck aus der zweiten Auflage von Könneckes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 165 Abbildungen, 1 Photogravüre nach dem Oelbilde von J. K. Stieler aus dem Jahre 1828 und 1 Beilage. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Gramzow, Dr. phil. Otto, Auf welche höhere Schule soll ein Vater seinen Sohn schicken? (Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von Wilhelm Meyer-Markau. XII. Band. Heft 6.) Bonn, F. Soenneckens Verlag.

Gyp, Eine Leidenschaft. Roman. Einzig berechtigte Uebersetzung von Franz von Laroche. Fünfte Auflage. Dresden, Heinrich Minden.

Henkel, Dr. Wilhelm, Sidney Whitman und seine Verdienste um Deutschland. Mit Whitmans Bildniss von Franz von Lenbach. Marburg, N. G. Elwert'sche Universitätsbuchh.

Hessen, Robert, Das Glück in der Liebe. Eine technische Studie. Stuttgart, J. Schmitt Verlag.

Hoeber, Karl, Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Dichtungen. Mit einem Porträt und Facsimile. Zweite, erweiterte Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werkmeister. Lfg. 34, 35, 36. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Jensen, Wilhelm, Um die Wende des Jahrhunderts (1789—1806). Roman. Erster Band. Dresden, Carl Reissner.

Karte der Donau von ihrem Ursprunge bis an die Mündung. Im Massstabe 1:300000. Zweite Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Knauer, Dr., Die Vision im Lichte der Culturgeschichte und der Dämon des Sokrates. Eine culturgeschichtlich-psychiatrische Studie. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Kohut, Dr. Adolph, Geschichte der deutschen Juden. Illustrirt von Th. Kutschmann. Voll-Lfg. V.—VIII. Berlin, Deutscher Verlag, Ges. m. b. H.

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von H. Knackfuss. XL. M. von Munkacsy. Mit 121 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

— XLI. Klinger. Mit 104 Abbildungen nach Gemälden, Radirungen, Zeichnungen und Bildhauerwerken. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Larsen, Erich, Entehrende Arbeit. Drama in vier Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Lassar-Cohn, Prof. Dr., Einführung in die Chemie in leichtfasslicher Form. Mit 58 Abbildungen im Text. Hamburg, Leopold Voss.

Leanders, Richard, sämmtliche Werke. Liefg. 1—5. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Leben des Professors Catharinus Dulcis von ihm selbst beschrieben. Mit Anmerkungen von Prof. Dr. Ferdinand Justi. Mit Dulcis' Bildniss. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Lehmann, Bodo, Die deutsche Reichsangehörigkeit vom nationalen und internationalen Standpunkt. Eine Studie. Sonder-Abdruck aus den „Annalen des deutschen Reiches". 1899. München, G. Hirths Verlag.

Lessing, Theodor, Maria Bashkirtseff. Eine Studie. Oppeln, Georg Maske.

Levy, Louis-Germain, L'Inquisition. Paris, Librairie Durlacher.

Liebenow, W., Special-Karte von Mittel Europa. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Frankfurt a. M., Ludwig Ravenstein.

Löwenstimm, Aug., Der Fanatismus als Quelle der Verbrechen. Berlin, Johannes Räde (Stuhr'sche Buchh.).

Martens, Kurt, Aus dem Tagebuch einer Baronesse von Treuth und andere Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.

Monod, Adolf, Das Weib. Die Bestimmung und der Beruf der Frauen. Nach dem Französischen bearbeitet und mit Zusätzen aus anderen Schriftstellern versehen von Dr. Ferdinand Seinecke. 9. Auflage. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Müller, Leonhard, Badische Landtagsgeschichte. Erster Theil: Der Anfang des landständischen Lebens im Jahre 1819. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Münchner Kalender 1900. Sechzehnter Jahrgang. München-Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, Buch- und Kunstdruckerei, Actien-Gesellschaft.

Muret-Sanders encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe. Lfg. 13. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

Nalecz, Irene de, Das Benehmen bei Tisch. Regensburg, E. Stahl'sche Buchhandlung.

Neubürger, Emil, Goethes Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger. Frankfurt a. M., Reinhold Mahlau, Fa. Mahlau & Waldschmidt.

Perfall, Anton Freiherr von, Das Goldherz, Roman. Berlin, Richard Taendler.

Plan von Budapest. Fünfte Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Programm-Buch (Musikl. Analysen.) Saison 1898/99. Redigirt von Prof. Jos. Sittard. Hamburg, Joh. Aug. Böhme.

Reimar, F. L., Schwere Bürde. Novelle. Der rechte Bräutigam. Erzählung v. Helene Stöckl. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 82.) Berlin, Albert Goldschmidt.

Revue franco-allemande. I. Jahrg. II. Bd. No. 15, 16. München, Carl Haushalter.
Schnauss, Hermann, W. K. Burtons Abc der modernen Photographie. Deutsche Ausgabe. Achte Auflage. 14. und 15. Tausend. Mit 16 Abbildungen. Düsseldorf, Ed. Liesegangs Verlag.
Schreibershofen, H. v., Antonie. Roman. Berlin, Richard Taendler.
Stier-Somlo, Fritz, Aus der Tiefe. Gedichte. Berlin, Joh. Sassenbach.
Stryienski, Casimir, Die Memoiren der Gräfin Potocka 1791—1820. Nach der sechsten französischen Auflage bearbeitet von Oscar Marschall v. Bieberstein. Mit prachtvollen Illustrationen und dem Porträt der Verfasserin von Angelica Kauffmann. Leipzig, Heinrich Schmidt & Karl Günther.
Tienes, Dr. Georg A., Nietzsches Stellung zu den Grundfragen der Ethik genetisch dargestellt. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Band XVII. Herausgegeben von Dr. Ludwig Stein.) Bern, C. Sturzenegger.
Tolstojs, Leo N., gesammelte Werke. Bd. IV: Der Tod des Iwan Iljitsch. Wandelt, dieweil ihr das Licht habt! Die Kreutzer-Sonate nebst Nachwort. Uebersetzt von Wilhelm Henckel. Leipzig, Arwed Strauch.
Waffen nieder! Die. Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. VIII. Jahrgang. 1899. No. 7/8. Dresden, E. Piersons Verlag.
Walter, Dr. Friedrich, Archiv und Bibliothek des Grossh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim 1779—1839. Im Auftrage der Stadtgemeinde herausgegeben. Band I. Das Theater-Archiv. Band II. Die Theater-Bibliothek. Leipzig, S. Hirzel.
Websky, D. Julius, Protestantische Monatshefte. Neue Folge der Protestantischen Kirchenzeitung. 3. Jahrg. Heft 8. Berlin, Georg Reimer.
Welter, Nicolaus, Frederi Mistral, der Dichter der Provence. Mit Mistrals Bildniss. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
Wenn Geedhe un Schiller gemiethlich sin. Ä klassischer Lorbeerkranz dargebracht von ännen alden Leibz'ger. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.
Wiegand, F., Der Chalif. Ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht. Schauspiel in fünf Aufzügen. Wiesbaden, J. F. Bergmann.
Wilsdorf, Oscar, Gräfin Cosel. Ein Lebensbild aus der Zeit des Absolutismus. Nach historischen Quellen bearbeitet. Zweite, neu durchgesehene Aufl. Dresden, Heinrich Minden.
Zapp, Arthur, Miss Nellies Freier. Roman. Berlin, Richard Taendler.
Zöllner, Dr. Friedrich, Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft vornehmlich unter dem Fürsten Ludwig zu Anhalt-Cöthen. Berlin, Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (F. Berggold).
Zur hygienischen Bilanz des 19. Jahrhunderts. 1ter Folge 1tes Heft. Neisse, J. Graveur'sche Buchh. (Gust. Neumann).

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **D. W.** = Deutsches Wochenblatt. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde.

Albert, Michael. Von H. Wolff. Z. 1899. 49.
Alexandrinismus. Von J. Schlaf. W. Ru. III. 22.
Amerikanische Skizzen. Von A. Ritter. D. W. 1899. 36.
Anthropogeographie. Von H. T. Helmolt. Z. 1899. 53.
Bancroft, G., Aus seinen ungedruckten Briefen. Von J. G. Wilson. D. Re. 1899. 10.
Bayreuth. Von A. Kolb. W. Ru. III 21.
Bayreuth 1875 bis 1876. Von C. E. Doepler d. Ae. D. Re. 1899. 10.
Bayreuther Bühnenfestspiele im Jahre 1899. Die. II. Von Ed. Reuss. B. u. W. I. 24.
Bessere Mensch, Der. V. Snobbismus. Von einem Optimisten. (Schluss.) N. u. S. 1899. Nov.
Bevölkerungsfrage in Frankreich, Die. Von J. Goldstein. Z. 1899. 52.
Böhlau, Helene. Von E. von Wolzogen L. E. II. 1.
Browning, Robert, und Elizabeth Barrett. Von U. Michaelson-Jessen. Z. 1899. 52.
Buddhistische Lehren und Bekenner. Von M. Kronenberg. N. 1899. 53.
Byron und seine letzte Liebe. Von H. Conrad. T. 1900. 1.
Censur. Zur Geschichte des Censurwesens. Von J. Mähly. N. u. S. 1899. Nov.
Cirillo, Domenico. Von R. Kossmann. N. u. S. 1899. Nov.
Conrad M. G. als Romancier. Von H. H. Houben. G. 1899. Oct. I.
Corradini, Enrico. Von A. Cippico. W. Ru. III. 21.
Deutschen Oesterreichs, Die. Von Dinkelberg. D. W. 1899. 36.
Deutschland und die Vereinigten Staaten. Von J. T. Morgan. D. Re. 10.
Diagnose der gegenwärtigen Wirthschaftslage, Eine. Von R. Calwer. N. D. Ru. 1899. 9.
Drama, Das moderne spanische. Von E. Pardo-Bazan. I. L. 1899. 19. 20.
Dreyfus. Z. 1899. 51.
— Von C. Busse. D. W. 1899. 37.
Dreyfus-Lärm, Der. Z. 1899. 52.
Ethik, Ueber. Von A. Forel. Z. 1899. 53.
Fontanes Hamlet. Von H. Conrad. L. E. II. 1.
Französische Zeitromane. Von H. Albert. L. E. I. 24.
Frauendrama. Neunhundert Jahre F. Von A. von Ende. B. u. W. I. 24.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

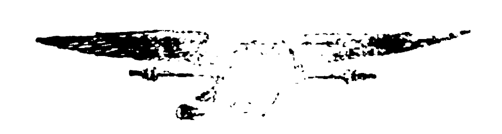
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCI. Band. — [illegible] 18[illegible] — [illegible] 27[illegible].

(Mit einem [illegible])



Breslau

[illegible]sche Buchdruck[illegible]

v. S. Schottlaender.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCI. Band. — December 1899. — Heft 273.
(Mit einem Portrait in Radirung: Jonas Lie.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Lindelin*).

Eine Märchennovelle**).

Von

Jonas Lie.

— Paris. —

Es war einmal ein Schiffer, der fuhr unermüdlich, früh und spät, bis die Yacht und auch die Ladung sein Eigenthum war.

Einmal aber, als er im Norden in den Fischwehren war, hatte er sich ein Weib genommen, das Lindelin hieß.

Er war rein vernarrt in sie, und Alle fanden auch, sie wäre die Schönste, die es geben könnte. Sie hatte ständig bewegliche Augen und lachte mit den weißen Zähnen, so daß Alles, was sie sagte, sich so hübsch und lustig anhörte.

Und er meinte, sie würde mit jedem Tage noch hinreißend schöner. Er war stolzer auf sie, als auf seine Yacht, und prahlte mit ihr, sodaß es auf keine Bärenhaut ging, wenn er mit anderen Schiffern zusammensaß.

Sie wäre sanft und um den Finger zu wickeln, niemals hörte man von ihr ein unfreundliches Wort.

---

*) Einzig autorisirte Uebersetzung von E. Brausewetter.

**) Wenn Jonas Lie die Lindelin zu einer „Trollin" (Trolle sind eigentlich koboldartige Naturgeister) gemacht hat, so hat das nur eine symbolische Bedeutung. Das „Trollhafte" findet Lie fast überall in der Natur und in den Menschen, es ist das Mystische, das Unbegreifliche, das bald als Laune und Tollheit, als Lockendes und Foppendes, bald als unbezwingbarer Untergangs- und Selbstvernichtungstrieb, auch als Grausiges und Schreckhaftes auftreten kann. Es ist hier ein ganz äußerliches Symbol für das gleißnerisch Verführerische, kokett Sinnliche und brutal Selbstsüchtige, das im Weibe ruhen kann. Von diesem Symbol abgesehen, ist die Novelle daher auch durchaus psychologisch und realistisch im modernen Sinne in der Darstellung. Anmerkung des Uebersetzers.

Aber so oft er sie auf Deck haben wollte, widersetzte sie sich und bat und bettelte, daß er es ihr erlassen möchte. Sie wollte nur, nur für ihn da sein, sagte sie.

Halbe Tage stand sie unten in der Kajüte vor dem Truhenspiegel und putzte sich bald so und bald so aus. Und dann mußte er sagen, ob sie so oder so am hübschesten wäre.

Wenn er sie dabei warten ließ, weinte sie bitterlich und erklärte, er liebe sie nicht mehr.

Denn sie thäte es nur um seinetwillen, sagte sie.

Das Beste, was Einem eine Frau geben kann, ist ihre Liebe, dachte er, und wie sie ihn liebte, danach konnte man lange auf der Welt suchen.

So mußte er denn von der Wacht und den Wanten hinunterlaufen und ihr antworten, ob sie so oder so am schönsten wäre, auf diese oder auf jene Art, wenn auch gerade die salzigen Wogen über Deck brachen und sie damit beschäftigt waren, die Segel zu bergen.

So ging es während der ganzen Fahrt südwärts. Noch niemals war der Schiffer die Kajütentreppe auch nur ein zehntel so viel Mal hinauf und hinunter gelaufen.

Aber kaum hatten sie das Ankertau am Bollwerk in Bergen befestigt, so wollte sie wieder nicht vom Deck hinunter. Sie saß da den ganzen Tag in ihrem feinsten Putz.

Da standen die jungen Kaufmannssöhne und prüften die Wage, während sie die Stockfischladung löschten. Und dann vergaßen sie, auf das Gewicht aufzupassen, nur um nach ihr hinzusehen.

Und einer von ihnen glotzte und glotzte, bis er ganz wirr im Kopf wurde vor Verliebtheit. Denn noch niemals hatte er eine solche Schönheit gesehen.

Als aber der Schiffer darüber zu brummen begann und meinte: so, so, hm, hm, — erklärte sie, daß sie wohl zum Besten ihres Mannes ein Auge darauf haben dürfte, wie sie auf Deck wogen und was sie da anstellten.

An den Abenden, wenn die Arbeit beendigt war und der Speicher geschlossen, blieb der Kaufmannssohn erst noch da und konnte vor lauter Lachen und Kichern mit ihr über all' das, was er ihr an Gewicht nachgegeben hatte, gar nicht fortkommen.

Und das setzten sie so lange fort, bis sie ihm mit Handschlag gelobte, daß sie früh am nächsten Morgen auf Deck sein werde.

Aber dem Schiffer war es, als säße ihm eine Klammer auf der Brust, und er ging umher und spuckte und pfuite.

An dem Abend, da sie dann abrechneten und in die Kajüte geladen wurden, um tractirt zu werden, brachte der Kaufmannssohn fast kein Wort hervor.

Und sie sah ihn mit langen, schwermüthigen Blicken an und seufzte und lächelte dazwischen mit ihren weiß schimmernden Zähnen.

Das Abschiednehmen und Händedrücken wollte gar kein Ende nehmen, bis es ganz dunkel wurde.

Nun könnte es aber mit dem Flüstern und Zischeln genug sein, meinte der Schiffer und zog hinter ihm die Fallreepstreppe in voller Wuth empor.

Aber auf der Rückfahrt nordwärts war sie zärtlicher und lieblicher, als je.

Der Schiffer war keine halbe Stunde auf Deck gewesen, so begann sie die Kajütentreppe nach ihm hinaufzugucken und lachte und blinzelte ihm zu und schnitt Gesichter, ob er nicht bald wieder hinunterkäme. Sie könnte ihn keine Stunde entbehren.

Aus Scham vor seinen Leuten mußte er sich zu ihr hinabschleichen, bald nach einem Sprachrohr, bald um einen Schnaps heraufzuholen, oder was er sonst für Vorwände gegenüber der Mannschaft ausfindig zu machen wußte.

Wieder und immer wieder wollte sie wissen, ob er sie auch lieb hätte. Und sie lachte und schnitt ihm Gesichter zu, so reizend schön, und sagte mit funkelnden Augen, daß sie, nam — nam, ihren ganzen Schiffer gern auffressen möchte.

Eines Tages, als sie auf seinem Schooß saß, rief sie plötzlich „Au" und sprang auf. Und sie jammerte, sein abscheulicher Bart stäche sie wie Borsten.

Und wenn er recht, recht lieb wäre, würde er ihn abschneiden.

Ihr zu Liebe, sagte der Schiffer, könnte er Vieles thun, aber seinen Bart müßte er behalten. Er wäre sehr nützlich, wenn man sein Gesicht den Meeresstürmen aussetzen sollte, und auch gut gegen Halsleiden.

Und wie sehr sie auch bat und ihn liebkoste und die Augen gebrauchte, um ihn dahin zu bringen, daß er es ihr versprechen möchte, er behandelte es nur als Scherz.

Aber beim Mittagstisch wandte sie sich plötzlich ab. Huh, sie verlöre ganz den Appetit, wenn sie den Bart ansähe.

Und als er später wieder in die Kajüte hinunterkam, lag sie in der Koje mit der Hand unter der Wange und folgte ihm mit den Augen, wohin er ging oder sich setzte, bis es ihm ganz unheimlich wurde. —

Draußen auf der hohen See schlingerte die Yacht in einem Höllenwetter, so daß die Leute kaum auf Deck stehen konnten.

Als er da in einem schwierigen Augenblick in die Kajüte hinabstürzte nach dem Fernglas, schrie sie ihm entgegen, länger vermöchte sie ihn nicht mit seinem Schifferbart zu sehen. Er sähe nun wie ein Schrubber aus, und ihr würde ganz schlecht davon.

Und dann warf sie sich plötzlich nach der Wand herum und rief, daß er sie um's Leben brächte, wenn er noch länger mit dem abscheulichen Ding um den Hals umherginge.

Er griff mitten im furchtbarsten Wetter zur Scheere.

Der Bart war mit einem Ruck abgeschnitten.

Als sie dann aber die Stoppeln betastete, wollte sie sich doch nicht umkehren.

Und wie viel er auch schnitt und schnitt, wurde es doch nicht glatt genug, nur immer schlimmer, jammerte sie, so daß sie schließlich in Zuckungen dalag, wie von Krämpfen gekrümmt.

Also hervor mit dem Barbiermesser.

Und der Seifenschaum spritzte nur so umher, dort, wo er stand und sich blutig rasirte, bald mit dem Kopf oberhalb, bald unterhalb des Kajüteneinganges, je nachdem die Wellen kamen, und er den Leuten und dem Steuermann über das Segeln Commandos zurufen mußte.

Aber Lindelin wäre nicht froher gewesen, wenn sie aus Seenoth geborgen gewesen wären, als sie es war, da sie sein glattrasirtes, feines Kinn sah und mit den Fingern darüber hinfuhr. Sie bog sich weit aus der Koje, umfaßte seinen Hals und küßte und saugte das Blut aus den Messerschnitten, so daß ihn dünkte, ihre Zunge wäre ordentlich scharf, und sie weinte und lachte und rief, niemals hätte sie gedacht, daß er so schön wäre.

Nein, wie er sich hinter so einem häßlichen Bart hatte verstecken können.

Und immer wieder mußte sie zu seinem Gesicht hinauf und es streicheln und betasten, und ihre Augen leuchteten und strahlten und hingen an dem Geringsten, was er sagte und that.

Nun gab es nur Sonnenschein und Güte und Zärtlichkeit.

Sie hätte noch Niemand so lustig mit den Fingern auf dem Tisch trommeln gehört oder den Mund spitzen und das Kinn so drollig in die Höhe strecken gesehen, wie wenn er pfeifend am Steuerrade Auslug hielt.

Und sie fanden wohl Muße zum Liebkosen, während sie vor Gegenwind kreuzten, bald auf dem Vorder- und bald auf dem Hinterdeck.

Sie sorgte und schaffte für ihn und war ihm den ganzen Tag behilflich, sowohl in der Kajüte als auch oben auf Deck, so daß er kaum noch sich selbst anziehen durfte.

Aber er schaute sich ängstlich um und fürchtete, daß der Steuermann und die Leute es sehen könnten, als sie durchaus wollte, er sollte sich so hinlegen, daß sie das große Lederflick auf die Rückseite seiner Hosen nähen konnte.

So kamen sie denn gut und wohlbehalten nach Norden hinauf, und luden wieder Fische, um sie nach Bergen zu fahren.

Da war sie am Lande gewesen und hatte eine Waldkatze gekauft, die gerade Junge bekommen hatte, und sie brachte sie im Kompaßhause unter.

In dieser Katze hatte sie sich etwas Amüsantes beschafft, womit sie während der Fahrt spielen und herumwirthschaften konnte.

Und den ganzen Tag saß sie am Kompaßhause und gab sich mit den Wildkatzen ab.

Das wäre das Lustigste, was sie kannte, sagte sie, so zu sitzen und der Katzenmutter in die Augensterne hineinzuschauen, wie gelb und wild sie wären, und wie sie sich schlossen und öffneten und leuchteten.

Und sie sollten lernen heiße Suppe lecken.

Und sie kniff sie hinter den Ohren, bis sie das Mäulchen öffneten, und goß ihnen die brühende Suppe hinein, so daß sie schrieen.

Am dritten Morgen, als sie den Curs in's Meer hinausrichten sollten, wurde der Kompaß gebraucht.

Sie müßte das Katzennest anderwärts hinschaffen, sagte der Schiffer, er hätte das alte Hühnerhaus dafür in Stand setzen lassen.

Aber so etwas Unvernünftiges hatte sie noch niemals gehört.

Er müßte doch begreifen, daß die Jungen durch die Sprossen sogleich hindurch und hinauskrabbeln würden und nach allen Seiten auseinanderkriechen. Und da sie noch blind waren, würden sie in den Laderaum hinabstürzen oder durch die Speigatten in's Meer hinausgespült werden.

Als der Schiffer dann kurzen Proceß machen wollte, schrie sie, die Katzen dürften aus dem Kompaßhause nicht herausgenommen werden, es sei denn, daß er sie mit Gewalt davon fortriß. Sie hätte nicht gedacht, daß ihm das, was ihr lieb wäre, so gleichgiltig sei.

Der Schiffer war schon lange geneigt, sich seiner Frau zu fügen, da er sah, wie thöricht verliebt sie in das Katzennest war.

So steuerte er denn den ganzen Tag auf gut Glück nach der Sonne.

Aber am Abend meldete der Ausluger plötzlich Klippen und Brandung.

Nun galt es das Leben, in drei Sätzen war er beim Kompaßhause, um die Katzen vom Kompaß wegzuschaffen.

Als er die große im Genick packte, drohte und schluchzte Lindelin: sollten sie hinaus, dann spränge sie auch gleich in die See.

Und mit Katzenbehendigkeit stand sie bereits draußen in den Wanten, so daß ihre Röcke flogen, und starrte ihn mit grünen Augen an, die gleichsam Funken sprühten.

Ehe er seine Frau über Bord springen ließ, mochte lieber Alles bleiben, wie es war. Mehr als umkommen konnte man ja nicht; sterben mußte man doch einmal!

Das wurde eine Fahrt, nur um's Leben.

Aber es lief so glücklich ab, daß sie diesmal durchkamen.

Aber hinterher umschlich ihn Lindelin demüthig und unterthänig und wußte nicht, wie weich und gefügig sie sein sollte. Ihre schönen Augen baten und flehten mit Feuergluth, daß er ihr verzeihen möchte, und sie hing an seinem Halse, so süß und mild, wie ein junges Hündchen.

Als er aber hernach allein auf Deck hin- und herging, trat er zufällig die Wildkatze, die ihn mit ihren grünen Augen anfunkelte und wohl daran dachte, daß er sie im Genick gepackt hatte.

Da wallte es in ihm auf, daß Lindelin in jenem Augenblick zehn Mal lieber ihn in die See geschleudert gesehen hätte, als diese Unthiere.

Eines Tages hatte sie es wieder dahin gebracht, daß er rein vergafft und vernarrt in sie war, indem sie ihn ihre langen Haare, die sie kämmte, flechten und aufwinden ließ.

Wie sie da gerade so lachten und scherzten, rief ihn der Steuermann auf Deck. Man müßte reffen und brassen.

Er müßte nur erst ihr Haar aufwickeln, rief sie.

Als sie aber sah, daß er doch die Oeljacke anzog, warf sie sich in seine Arme, um ihn zurückzuhalten.

Es half Nichts, ihr Vernunft zu predigen.

Dann stand er mit brennenden Fußsohlen und suchte seiner Hand einen leichten Schwung zu geben und flocht Zöpfe und legte sie in Ringen auf die Scheitel, und bei dem Allen guckte sie zu ihm auf und lachte zärtlich: aber ihre Augen leuchteten gelbgrün und neckend, tief von innen, wie die der Wildkatze.

Ausgelassener und ausgelassener warf sie den Kopf zurück, jedes Mal, wenn er den Zopf feststecken wollte, damit er nicht fertig werden sollte. Aber wie sie einmal schnell ihren Nacken einzog, glitt ihr großer, schöner Ohrring aus dem Ohrläppchen, und er sah, daß das Gold einen häßlichen, behaarten Schnitt im Ohre überdeckt hatte.

Er schauderte und wäre beinahe zurückgetaumelt.

Kein Zweifel, das war das Trollzeichen!*)

Sie aber gerieth in solche Verwirrung und solch zitternden Eifer, den Ohrring aufzuheben, daß sie ihm Nichts anmerkte.

Und während sie verwirrt den Ohrring vor ihrem Commodenspiegel hineinsteckte und bohrte, versuchte sie zu scherzen und meinte, er sollte ihr Ohrringe kaufen mit noch strahlenderen grünen Steinen darin, wenn er nach Bergen käme.

Aber diese ganze Nacht blieb er auf Deck und ging dort auf und ab.

Als die Wache wechselte, rief er Lindelin in der Kajüte zu, er müßte oben bleiben, bis sie am nächsten Morgen in der Bergener Bucht Anker geworfen hätten.

Und dann stand er und blickte in das schwarze Meer hinaus und pfiff und summte immer dasselbe Liedstückchen vor sich hin.

Er strich sich um das Kinn und dachte an seinen Bart und an so manches Andere.

Es war Alles gleich drollig.

---

*) Die Trolle haben thierisch-behaarte Stellen am Körper, in den meisten Sagen auch einen Schweif. Lindelin hat offenbar nur einen kleinen behaarten Einschnitt im Ohre. Ihr Trollschaft ist, wie schon hervorgehoben, fast nur symbolisch zu verstehen, darum auch nur ein kleines äußeres Zeichen für ihre Wesensart.

Er wußte selbst nicht recht zu sagen, wie es zugegangen war, daß er sie in solcher Hast dort oben in den nördlichen Klippen zur Frau bekommen hatte. Er war so bezaubert von ihrer Schönheit, daß er zur Kirche ging, ehe er recht zur Besinnung kam.

Aber nun begriff er wohl, wie es kam, daß sie vor dem Pfarrer „nein", statt „ja" antwortete, worüber sie sich damals so amüsirt und belustigt hatten.

Er hatte fast Furcht, durch das Oberlichtfenster hinabzublicken; er wußte nicht, was er da alles Furchtbares zu sehen bekommen konnte. Es wäre nicht schlimmer gewesen, meinte er, wenn dort unten in der Koje ein Haifisch gelegen hätte.

Aber nun galt es, die Zunge im Zaum zu halten und sich Nichts anmerken zu lassen.

Sobald sie in Bergen verankert waren und der Klippfisch ausgeladen werden sollte, sah er den Kaufmannssohn am Bollwerk bei der Wage stehen und nachgucken, ob sie wieder mit an Bord wäre.

Da lief der Schiffer schnell und mit viel Lärm und Gepolter zur Kajütenthüre und rief und schrie, diesmal würde er seinen schönen Schatz besser zu hüten wissen, als das letzte Mal.

Dann schloß er zu und sperrte sie ein, damit sie nicht auf Deck kommen könnte und allerhand Geschwätz und Gerede mit ihm führen.

Dem Kaufmannssohn, der das Wiegen beaufsichtigte, warf er einen Blick zu und zeigte, daß der Schlüssel der Kajütenthüre nun wohl verwahrt läge in seiner Jackettasche. Und er ging fortwährend spähend zum Oberlichtfenster und sah hinab, so daß der Stutzer begreifen mußte, wie eifersüchtig und besorgt er wäre.

Am Abend aber, als die Arbeit ruhte und die Speicher geschlossen waren, ging er an's Land und setzte sich in einem Schifferhaus zu den anderen Seeleuten.

Um dieselbe Zeit steckte Lindelin den Kopf durch das Oberlichtfenster hinauf, und der Kaufmannssohn kam zu ihr zum Stelldichein.

Sie jammerte und beweinte ihr Schicksal, an einen Mann gebunden zu sein, der sie so hinter Schloß und Riegel und von allem Vergnügen und aller Freude fernhielt, und sie bat und beschwor ihn, indem sie seinen Hals umfaßte, er müßte sie befreien.

Auf diese Weise ging es Abend für Abend.

Aber am letzten Abend, als die Yacht segelfertig lag, putzte und stutzte sich der Schiffer, ehe er an's Land ging, und hing sein Arbeitsjacket, in dem der Schlüssel sich befand, an einem Haken auf.

Dann kam der Kaufmannssohn liebesheiß und voll Verzweiflung, weil sie sich nicht mehr sehen sollten.

Da winkte sie schon von weit her aus dem Oberlichtfenster und zeigte ihm, wo er oben den Kajütenschlüssel finden könnte.

Unten stand sie und erwartete ihn in all' ihrer Schönheit und feinstem Staat, und ihre Augen funkelten um die Wette mit den seltsamen grünen Steinen in den Ohrringen.

Sie schmiegte den schlanken Leib geschmeidig an ihn, damit er ihn umfangen sollte und sie die Kajütentreppe hinaufheben.

Und sie brauchten nicht lange, sich an's Land zu flüchten und sich ein sicheres und zuverlässiges Plätzchen zu suchen.

Aber der Schiffer hatte oben in der Gasse gestanden und wohl aufgepaßt.

Sobald er nur sah, daß sie um die Ecke bogen, eilte er an Bord und zog in größter Eile die Fallreepstreppe hinter sich ein an Bord.

Das Landtau wurde hineingeworfen und die Segel gehißt, so weit es auch in der Nacht war und trotz der Dunkelheit.

Er selbst blieb am Steuer und verließ es nicht, bis sie weit draußen auf dem Meere waren.

Dann stieg er in die Kajüte hinab.

Und gleich darauf stieß er einen Ruf aus und brüllte und schrie über die ganze Yacht, seine Frau wäre mit ihrem Schmuckkasten entflohen, und Niemand anders, als der Kaufmannssohn, hätte sie entführt.

Den ganzen Tag stieß er oben auf Deck gräßliche Flüche und Verwünschungen über das falsche Weib aus, das ihn betrogen hätte.

Und als der Schiffshund zu bellen begann, stieß er ihm die Wildkatze hin, und es gab Jagd und Halloh mit Gebell und Gekrächz über das ganze Fahrzeug, bis alle Katzen über Bord waren.

Als aber der Schiffer dann allein in seiner Kajüte saß und sie aufgeräumt und geleert und gründlich ausgekehrt hatte von Allem, was Lindelinisch und Lindelins war, holte er sich aus dem Schrank einen ordentlichen, starken Genever und lachte einmal um's andere, als wäre er besessen.

Von dem Kaufmannssohn und der Schifferfrau ist zu berichten, daß sie, nachdem sie zusammen zwei bis drei Stunden im Mondschein spazieren gegangen waren und in die Sterne geguckt hatten, meinten, es wäre nun an der Zeit, daß sie wieder an Bord käme, damit der Schiffer Nichts merken sollte.

Und sie wanderten zurück unter vielem liebevollen Geplauder und Weinen, daß sie scheiden sollten, und sie gelobten sich bestimmt, sich im nächsten Jahre wieder zu treffen.

Als sie aber auf dem Bollwerk standen, war das Schiff fort. Sie sahen nur die Segelspitze, die weit draußen vor einer streichenden Bö davonzog.

Da begriffen sie, daß der Schiffer den guten Wind benutzt hatte und abgefahren war, ohne zu vermuthen, daß seine Frau an Land sei.

Und sie warf sich an seine Brust und klagte unter heißen Thränen über ihr Unglück, in das sie allein durch ihre große Liebe zu ihm gerathen wäre.

Freilich machte der Kaufmannssohn ein etwas langes Gesicht.

Er hatte die Sache durchaus nicht so ernst genommen oder gemeint, schon so schnell in den Stand der Ehe hineinprakticirt zu werden.

Aber als sie nun da auf dem Bollwerk gleichsam an's Land gesetzt saß und so schön aussah und solche Liebe zu ihm verrieth, und er selbst so entflammt war, führte er sie heim in seiner Eltern Haus und erklärte, sie wäre das Weib, das seine Gattin werden sollte.

Und da sie zu den achtbarsten Bürgern der Stadt gehörten, wurde Lindelin und der Kaufmannssohn nach Einholung des Dispenses und der freundlichen Zustimmung der Verwandten getraut, nachdem die gesetzliche Frist verstrichen war.

Die Braut mußte man wohl glücklich preisen. Denn um diese Zeit war der Vater des Bräutigams aus dem Leben geschieden und der Sohn zu großem Reichthum gekommen.

Und da der junge Kaufmann solch' heiße Liebe zu ihr hegte und gar nicht wußte, was er Alles für sie thun sollte, überhäufte er sie mit dem feinsten und theuersten Putz und Schmuck, den er ausfindig machen konnte.

Sie lebten wie ein paar Turteltauben.

Sie gaben Gesellschaften und fuhren auf Gesellschaften, damit auch Andere ihr Glück sehen und daran theilnehmen konnten.

So verging ein ganzes Jahr in Lust und Freude.

Im Sommer kamen, wie gewöhnlich, die Schiffe mit Stockfisch und Rundfisch.

Da gab es ein eifriges Treiben mit all' den Wippbäumen an den Verladeplätzen, sie gingen den ganzen Tag auf und nieder und schwenkten die Fische zur Wage hinein.

Der Kaufmann mußte dann seine Augen überall haben, seinen Vortheil wahrnehmen und mit den Kunden schwatzen.

Und während dieser großen Geschäftigkeit schickte er bald diesen, bald jenen Schiffer und Steuermann zu seiner Frau nach Hause, damit sie dort, wie es Brauch war, tractirt wurden.

Aber wenn er sie dann hinterher traf, waren sie sehr stumm und einsilbig und schienen ihm wenig Dank zu wissen.

Zu Hause erfuhr er dann die Ursache.

Seine Frau hatte sie Alle in die Gesindestube weisen und von der Dienerschaft bewirthen lassen, was ihr gut genug für sie erschien.

Er fand sie in so großer Erregung, daß sie kaum sprechen konnte und sich fortwährend Thränen aus den Augen wischte.

Als sie sich endlich überwand, ihm zu antworten, zog sie dabei die Nase kraus, wie bei einem unerträglich schlechten Geruch, dem sie entgehen wollte:

Sie hätte nicht unter Gefährdung und Opferung ihres Renommées bei ihm Zuflucht gesucht, um intimen Verkehr mit stinkenden Schiffern zu halten!

Da sagte er ihr alles Schönste und Beste, was er von dem, was zum Geschäft eines Kaufmanns gehörte, zu sagen wußte.

Aber sie erklärte in großer Erregung, das Haus würde für sie nicht mehr dasselbe sein, wenn die Zimmer und ihre feinen Böden wie eine Kajüte von jedem Schiffer, der mit Fischen und Thran fuhr, besudelt werden sollten.

Nun wäre plötzlich Alles so abscheulich, so abscheulich geworden, schluchzte sie.

Anderes war aus ihr nicht herauszubringen.

Als er sie so von Betrübniß erfüllt sah, daß sie vor Schluchzen und Krämpfen zitterte, und die Thränen unaufhörlich flossen, wurde ihm weich um's Herz, so daß er es für das Beste hielt, sie vorläufig zu schonen.

Er mußte den Ausweg wählen, die Kunden in's Schifferhaus einzuladen und sie dort zu tractiren.

In der Nacht darauf hatte er einen seltsamen Traum.

Ihn dünkte, eine alte Frau mit Klauen statt der Nägel läge lastend auf seiner Brust, sodaß ihm fast der Athem verging. Sie starrte tief in seinen Kopf hinein mit grüngelben Augen und wollte ihn zu Etwas zwingen, was er um sein Leben nicht thun wollte.

Er erwachte mit einem Schrei, und da saß Lindelin erregt und mit leuchtenden Augen im Bett auf ihm.

Er brauchte sich nicht zu wundern, daß er Alpdrücken bekäme, klagte sie; denn sie hätte selbst die ganze Nacht kein Auge zugethan wegen des garstigen Fischgeruches, der von ihm ausging und seinen Athem verpestete und so widerlich stank.

Aber der Kaufmann drehte sich nach der Wand herum und schlief wieder ein; er hatte einen mühevollen Tag gehabt und sollte früh wieder auf und zum Hafen hinunter.

Als er dann am Morgen schnell in seine Kleider fahren wollte, sprang seine Frau im bloßen Hemde aus dem Bett und stellte sich vor die Thüre, daß er nicht hinauskommen sollte.

Da stand sie und starrte ihn an mit steifem Blick und weiß wie ein Laken.

Schüchtern und mild näherte er sich ihr auf das Liebevollste, streifte mit einem Blick das Hemde und schaute dann auf ihre Wange.

Aber da brach es aus ihr mit einem Schrei hervor, nie, nie könnte sie es ertragen, daß er mit so gemeinen Leuten Verkehr hätte.

Sie wäre so unglücklich, so unglücklich! Denn, das fühlte sie, ginge er nun durch diese Thür zu all' dem Gestank hinunter, so schwand im selben Augenblick all' ihre Liebe aus ihrer Brust. Niemals könnte sie einen Mann lieben, dem Fischgeruch anhaftete.

Denn sie stünde hier, um die Liebe ihres Lebens zu retten, rief sie.

Noch heute Morgen müßte er wählen zwischen ihr und den Fischen.

Da blieb er lange auf dem Bettrande sitzen mit seinen Strümpfen in der Hand und starrte zu Boden und seufzte und stöhnte.

Ab und zu wurde er wüthend und wollte aufspringen und sie von der Thüre fortreißen, um zu seinem Geschäft und seiner Berufsarbeit hinabzueilen, wo nun Alle auf ihn warteten.

Aber sie stand da und bewachte die Thüre, bald mit Bitten, bald mit Augen, die drohend sprühten, bald wieder, indem sie demüthig und traurig den Kopf und den Nacken hängen ließ.

Und da er sie niemals so schön gesehen hatte, wie gerade in diesem Augenblick, ließ er sich in die Bettdaunen zurücksinken.

Da lag er und rang die Hände, sodaß sie knackten, und wiederholte nur immer dieselben Worte:

„Ich armer Mann, ich armer Mann!“

Als sie dann begriff, daß er nicht mehr daran dachte, ihr Widerstand zu leisten, lief sie in stürmischer Freude zu ihm hin.

Und dann umschmeichelte und liebkoste sie ihn und schlang die Arme um seinen Hals und nannte ihn ihren Herrn, der über ihr Leben zu gebieten hätte.

Nun würde sie ihn erst recht lieben.

Und sie umgarnte ihn so, daß ihm kein Ausweg und keine Kraft blieb, etwas Anderes zu thun, als sich ihr zu fügen.

Während der ganzen Zeit, da die Fisch-Yachten im Hafen lagen, hütete er nun das Bett, theils um die Kunden zu täuschen, theils weil er zu seinem großen Kummer und Schmerz das Geschäft aufgeben mußte, durch das sein Vater und Großvater vor ihm zu Wohlstand und Reichthum gekommen waren.

In den Nächten träumte ihm unaufhörlich, er wäre im Begriff, eine Katze zu erwürgen, die ständig wuchs und immer größer wurde, sodaß er ihrer nicht Herr zu werden vermochte.

Und eines Nachts, da ihn dünkte, er wickelte ihren Schwanz um seine Hand und warf sie auf den Boden hinaus, erwachte er darüber, daß seine Frau im Dunkeln jammerte, weil er sie aus dem Bette gestoßen hätte.

Na, schließlich kam es denn soweit, daß der Kaufmann seinen Speicher und seine Waaren verkaufte und allen Handel aufgab.

Und damit sie recht weit fortkämen vom Fischgeruch, sowie all' dem Treiben derer, die am Hafen ihren Erwerb suchten, ließ er sich in dem Steinhause mit der hohen Treppe und dem Messinggeländer oben am Markt der Stadt nieder, da dieses seiner Frau so besonders gefiel.

Denn da konnten sie sowohl die Musik, als die Parade mit dem stolzen Hauptmann an der Spitze genießen, sowie auch all' die vornehme Welt am Sonntag nach der Kirchzeit vorbeikommen sehen.

Niemals hätte sie solche Freude am Leben empfunden, sagte sie, als seitdem sie dort hinaufgezogen wären in diese reine und leichte Luft, in der Alles Feinheit und Vornehmheit athmete.

Und Nichts erfreute sie mehr, als wenn das Militär aufzog und spielte.

Aber vor der Front wetterte und paradirte der hübsche Hauptmann mit dem pechschwarzen Schnurrbart und seinem blanken Säbel, so daß sie sich den Hals ausreckte, um zu sehen, wie er ging.

Und dann zwang sie ihren Mann mit hinaus auf die Parade.

So oft der Hauptmann eine Schwenkung machte und präsentirte, starrte sie ihn mit erschreckten Augen an und drückte sich mit einem leisen Aufschrei an ihren Mann. Ach, wie schade, daß er nicht Soldat war!

Aber nun wußte sie, was sie wollte. Er sollte in die Bürgergarde sich einkaufen, dann konnte sie ihn immer in Uniform sehen.

Er mußte, mußte es thun! Das Höchste, was sie auf der Welt wüßte, wäre, eine Offiziersfrau zu werden.

Aber der Mann stand währenddessen und bohrte mit der Zunge in einem hohlen Zahn herum und wechselte die Füße und dachte an die Stockfische. Welchen Preis sie dies Jahr wohl haben mochten und wer wohl diesen oder jenen seiner alten Kunden erwischt haben mochte und all' den großen Verdienst einheimste, der früher in seine Tasche wanderte.

Und wenn die Musik spielte, war es ihm, als würden die Fische an's Land geschafft, und der Wippbaum bewegte sich im Tact dazu, ohne daß er mit dabei war.

Darum sagte er ja, sowohl, als sie davon sprach, daß er in die Bürgergarde eintreten sollte, als auch, da sie meinte, sie sollten die Militärs zu sich einladen, die während des Sommers dort zur Uebung lagen.

Aber so oft der schöne Hauptmann an ihren Fenstern vorbeizog, blickte er hinein, und sie wandte ihre Augen schnell ab und erröthete ehrbar in ihren Schooß hinein und lächelte mit ihren hübschen Zähnen.

Er starrte immer muthiger und fester hin, drehte seinen Schnurrbart, als wollte er drohen, das Haus zu stürmen. Und dann fuhr sie auf und flüchtete erschreckt mit den Händen vor den Augen in's Zimmer hinein.

Ach Gott, ach Gott, wenn ihr Mann doch sehen wollte, wie der Hauptmann den Kopf und die Schultern hielt und welche Taille er hatte und in wie festem Tact er mit den klirrenden Sporen marschirte.

Und sie seufzte und rang die Hände darüber, daß er mit den Füßen einwärts ging und den Bauch vorstreckte, statt der Brust.

Wie sollte sie das ertragen, wenn er nun Bürgeroffizier würde und wie ein Fischhändler daherschlich, der Fische auf dem Rücken trug und mit ihnen davon trottete.

Sie wurde ganz untröstlich, wenn sie daran dachte, daß seine Taille noch dicker erscheinen würde, wenn er erst eine rothe Schärpe um den Leib trug.

Sie hörte gar nicht mehr auf, ihn zu ermahnen und zu exerciren.

Nachdem der feine Hauptmann aber in ihrem Hause zu einer Gesellschaft eingeladen gewesen war, fand er sich täglich dort ein und wurde bald ihr Hausfreund. Nichts wurde gespart, es ihm gemüthlich und behaglich zu machen, so daß er immer wiederkam.

Als dann der Kaufmann als wohlbestallter Bürgeroffizier in seiner neuen grünen Uniform mit rother Schärpe erschien, begannen seine Frau und der Hauptmann hinter seinem Rücken Blicke zu wechseln und sich zu räuspern. Wenn der martialische Hauptmann blinzelte und mit den Augen lachte, konnte sie es nicht hindern, daß bei ihr ein leichtes Lächeln oder ein Zucken und Verziehen der Lippen entstand.

Und mehr und mehr errieth er aus ihren niedergeschlagenen Augen und ihrem Wesen, daß sie von Scham und Verlegenheit über ihren Mann erfüllt war, und daß ihr das Weinen aus dem Herzen emporquoll und im Halse steckte über ihr Unglück und das Leid, daß sie an einen solchen unbeholfenen und wenig wohlgestalteten Mann gebunden sein mußte.

Er hörte aber keine Klage aus ihrem Munde, außer die in ihren bittenden Augen, die in den seinigen ruhten, als könnten sie von ihm ihr Leben erflehen.

Es lag eine so bescheidene, verborgene Anmuth in der stummen Art, in der sie das Unglück ihrer Ehe trug, und dazu hatte sie ein so angenehmes, munteres Wesen, daß der Hauptmann sich immer mehr in sie verliebte und bald nichts Wichtigeres kannte, als in ihrer Nähe zu weilen.

Gegen den Herbst, als der Abmarsch bevorstand, begann zwischen ihnen ein tiefes Seufzen und schweres Jammern, und er konnte kaum einen Augenblick fern von ihrem Hause bleiben.

Eines Tages aber, als sie zusammen in der Stube saßen, und der Kaufmann im Raume auf- und abging, voll Melancholie über seinen verlorenen Fischhandel, mit verkehrt zusammengelegten Händen im Rücken, sah er, bei einer plötzlichen Drehung, daß der Hauptmann und seine Frau auseinanderfuhren und ihre Augen vor Vergnügen funkelten.

Da bekam er an Anderes zu denken, als an seinen Fischhandel.

Es war, als sänke der Boden unter ihm in die Tiefe, denn er hatte so fest an seine Gattin geglaubt, daß sie ihn doch über Alles auf der Welt liebte.

Die ganze Nacht lag er voll Verzweiflung wach und grübelte und überlegte, bis er rein den Verstand verlor.

Daß sie, die so ruhig an seiner Seite schlief, die so fein und hold war, aus deren warmen, spielenden Augen solche Aufrichtigkeit strahlte, und die ständig heiße Versicherungen ihrer Liebe auf den Lippen hatte — daß sie ihn betrügen sollte, das war doch weder denkbar noch glaubhaft.

Dann setzte er sich aufrecht im Bett hin und zündete Licht an.

Wenn er so recht in ihr unschuldiges Gesicht hineinsah, würden ihm alle Zweifel vergehen, meinte er.

Sie lag auf dem Kissen, die Wange nach oben. Und als er sie beleuchtete, traf sie der Schein in die Augen. Sie fuhr verwirrt in die Höhe und zischte wie eine Katze.

Er hatte aber bereits den haarigen Schnitt und das Trollzeichen gesehen.

Als sie jedoch merkte, daß sein Blick starr auf ihrem Ohr ruhte, griff sie mit sprühenden, grünen Augen schnell nach den großen Ohrringen, die auf dem Nachttisch lagen.

Da begriff der Kaufmann, daß es für ihn das Leben galt.

Und er blieb still wie ein Licht liegen und that, als wenn er schliefe und Nichts entdeckt hätte, bis es am Morgen Zeit war aufzustehen.

Ein kalter Schauer lief jedes Mal seinen Rücken hinab, wenn er versuchte, nach ihr hinzuschielen, und er mußte die Zähne fest zusammenbeißen, damit sie nicht knirschten oder klapperten.

Aber seine Gedanken eilten indessen schnell umher.

Er überschaute sein trauriges Schicksal. Um ihretwillen hatte er sein Geschäft aufgegeben, und durch ihre neumodische Lebensweise nahm sein Vermögen derart ab, daß bald nicht mehr weit bis zum Kassenboden war.

Er begriff nun ganz klar, warum der Yachtschiffer so schnell und Hals über Kopf in jener Nacht davongesegelt war, und daß er ihm nur eine Falle gelegt hatte.

Schon früh am Morgen, als Lindelin noch mit ihren grünen Steinen in den Ohren schlief, war er aus dem Bett.

Dann schrieb er an sie einen fürchterlichen Brief, daß seine Creditoren am nächsten Tage kommen würden und alle Habseligkeiten bis auf's Letzte aus dem Hause ausräumen und fortschaffen, so daß ihnen nicht einmal Etwas bliebe, worauf sie sitzen oder liegen könnten. Und da er einer Verhaftung entgehen wolle, flüchtete er thränenden Auges aus dem Lande und bäte sie, seiner zu gedenken und ihm ihre Treue zu bewahren.

In der Speisekammer packte er allerhand gute und delikate Eßwaaren zusammen und holte dann Tabak und seine Meerschaumspitze. All' dies nahm er mit sich und warf die Hausthüre laut zu, so daß es Alle im Hause hörten.

Als er sich aber vergewissert hatte, daß Niemand auf ihn Acht gab, schlich er sich in den Weinkeller hinunter und richtete sich dort auf das Gemüthlichste ein.

Als seine Frau aber seinen Brief gelesen hatte und wenig Lust verspürte, in die Armuth herabzusteigen, hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als eine Kruke Blaubeersaft in ihre Stube zu nehmen. Damit schmirete und rieb sie sich an einigen Stellen ein, so daß sie überall roth und blau wurde.

Dann legte sie ihre feinsten Kleider und theuersten, kostbarsten Schmucksachen an, so daß sie schön wie eine Braut erschien. Das Haar hatte sie aber aufgelöst, als wenn es Jemand mit Gewalt aufgerissen hätte.

Dann nahm sie ihren Mantel um und den Shawl über den Kopf, damit Niemand auf der Straße sie erkennen sollte.

Und so lief sie in der frühen Morgenstunde zur Wohnung des Hauptmanns hin. Dort klopfte sie an und wehklagte laut.

Als der Hauptmann öffnete, stürzte sie ihm mit emporgestreckten Händen entgegen und rief, ihr Mann hätte ihre Liebe entdeckt und sie so geschlagen, daß sie ganz blutig wäre, wie er wohl sähe.

Diesen Hohn und diese Schande könnte sie nicht ertragen. Sie wollte sich das Leben nehmen.

Und sie hätte sich nur darum so ausgeputzt, daß man sie anständig und ehrbar gekleidet finden sollte, wie es für ihren Stand paßte.

Doch erst wollte sie dem Mann, den sie über Alles auf der Welt liebte, das letzte Lebewohl sagen, damit er sähe, daß sie um seinetwillen stürbe.

Da erbebte der Hauptmann sowohl vor Wuth darüber, daß sie so ganz blau geschlagen war, als auch in Folge seiner glühenden Liebe.

Und wohl mußte er Manches hinunterschlingen und niederwürgen, daß er so plötzlich und unerwartet zum Brautstuhl marschiren sollte. Aber da sie nun so schön aussah und so glühende Liebe zu ihm hegte und nur darum, also um seinetwillen, in solch schweres Unglück gerathen war, umschlang er sie mit seinen Armen und schwur bei seinem Ehrenwort, so laut, daß die Fenster dröhnten, sie sollte seine Ehegattin werden, die er sofort mit sich nehmen wollte.

Indessen saß der Kaufmann bequem auf seiner Kellertreppe und stopfte sich Pfeife um Pfeife und schmauchte und hörte, wie sie dort oben in der Stube Lindelins Koffer packten, bis sie gegen Abend fortzogen.

Als dann aber der Wagen mit großem Lärm und Geratter über die Pflastersteine hindonnerte, steckte er den Kopf aus der Kellerluke hervor und sah sich vorsichtig um.

Und dann stolzirte er mit Wohlbehagen durch alle seine Zimmer.

Noch am selben Abend eilte er zum Schifferclub, um sich wieder anzumelden und seine alten Kunden aufzusuchen.

Der Erste, den er traf, war der Yachtschiffer.

Sie sprachen Nichts miteinander, während sie da den Abend über im Schifferhaus beisammen saßen, sondern tranken nur sehr schnell Glas um Glas und lächelten pfiffig vor sich hin. — — — —

In einer anderen Stadt lebte der Hauptmann in Rausch und Freude, so daß das ganze Jahr zu lauter Flitterwochen wurde. Er konnte sein Glück gar nicht genug preisen, das ihm eine solche Frau geschenkt hatte.

Und sie ward nie müde, seinen Schnurrbart zu streicheln und ihn ihren tapferen Löwen zu nennen. Wenn er nur seinen Säbel zog, schrie sie vor Angst auf und fiel ihm stürmisch um den Hals; sie war ja sein kleines Kätzchen, das niemals etwas Anderes, als er, wollte.

Endlich war der heißeste Wunsch ihres Lebens erfüllt, daß sie nur noch mit Militärs verkehrte. Denn ihr Herz hüpfte schon, wenn sie nur Sporen klirren hörte und sie all' seine stolze Männlichkeit und seinen Mannesmuth sah.

An allen Orten, wo die vornehme Welt prangte, strahlten auch diese Beiden Seite an Seite, so daß Alle sich umwenden mußten und ihnen nachsahen. Da gab es auch nicht einen Offizier, der nicht grüßte, so daß der Federbusch die Gasse fegte, und Frau Lindelin die artigsten Complimente sagte.

Der Hauptmann war auf sie gerade so stolz, wie darauf, vor der Front unter voller Musik zu paradiren.

Jeden Morgen kam der Aufwärter, den der Hauptmann nun schon an fünfzehn Jahre hatte, klopfte an die Thür und schob seine Stiefel hinein, indem er allerhand Nachrichten und Mittheilungen machte, sowohl vom Regiment als vom Offiziersclub.

Aber Lindelin drehte sich jedes Mal nach der Wand herum, wenn er kam. Sie konnte sein Gesicht nicht ertragen: es wäre ein „Diebsgesicht“, behauptete sie. Und der Hauptmann wäre blind, daß er nicht bemerkte, daß der Aufwärter ihn betrog und bestahl und es schon all' die Zeit gethan hatte, während der er ihm aufwartete.

Der Hauptmann lachte aber, denn daß er ehrlich und treu wäre, wüßte er wohl, und er hätte keinen Grund, sich von seinem alten, erprobten Diener zu trennen.

Aber eines Morgens erklärte sie mit großer Erregtheit, sie sähe den Augen des Kerls ganz deutlich an, daß er sie ausspionirte, um Geschichten über sie den anderen Offizieren zuzutragen, so daß sie zum Spott und Gelächter werden würden, um dieses Taugenichts willen.

Und sie begann unaufhaltsam zu weinen, daß „ihr Herr und Gemahl“ sie nicht mehr liebte, als einen gewöhnlichen, niedrigen Diener.

Als sie am nächsten Morgen sah, daß der Hauptmann ihm noch nicht seinen Abschied gegeben hatte, obwohl er wußte, wie sehr der Kerl ihr zuwider war, bekam sie fast einen Weinkrampf.

Da gerieth der Hauptmann in größte Bestürzung und kaute und zerrte an seinem Schnurrbart.

Und sie umschlang seinen Hals mit ihren Armen und bat und bettelte, als gälte es ihr Leben, daß er sich ihr fügen möchte und den Schurken aus dem Hause jagen.

Aber der Hauptmann räusperte sich und streichelte sie und hielt sich standhaft in Bezug auf seinen alten Diener.

Doch da wurde sie kalt wie Eis und zitterte und trat von ihm zurück und blickte ihn mit seltsamen Augen an. Es war, als fühlte sie in seiner Nähe Haß und sann darauf, ob sie all' ihre Liebe zu ihm ersticken sollte.

Da bat und beschwor der Hauptmann sie in tiefgerührtem Ton, sie möchte um solch einer Laune willen ihm nicht ihre Liebe entziehen.

Aber so oft er sie bittend an sich zog, entglitt sie ihm gleich einer Nachtwandlerin, die Nichts sah und hörte.

Und gegen Abend legte sie sich steif hin und gab keine Antwort.

Als er sich dann die Haare raufte und vor ihr niederkniete, redete sie wie im Fieber, entweder sollte er sich von ihr oder von dem Kerl scheiden lassen. Er dürfte auch keine ehrenvolle Entlassung bekommen, sondern sollte vor Aller Augen als ungetreuer Diener aus dem Dienst gejagt und aus dem Hause gewiesen werden.

Den Hauptmann dünkte, seine schöne Lindelin käme ihm theuer zu stehen, da er genöthigt wurde, gegen seine eigene Ehre zu handeln, so daß er vor dem geringen Diener nicht mehr die Augen aufzuschlagen wagte, wenn er ihm begegnete.

Darnach war sie wieder sein liebes Kätzchen und bei strahlendster Laune.

Sie wußte nicht, was sie ihm Alles zu Liebe thun sollte.

Die Epaulettes rieb sie mit Kreide, bis sie strahlten, und die Stiefel putzte sie ihm so blank, daß sich das ganze Regiment darin spiegeln konnte.

Während die Musik spielte und die Trommeln wirbelten und die Soldaten marschirten, eins zwei, eins zwei, tipp tapp, ward sie niemals müde, ihren Hauptmann zu sehen, wenn er commandirte und den Säbel in der Sonne schwang als Vorderster.

Und der Hauptmann drehte zufrieden seinen Schnurrbart, wenn die anderen Offiziere hinschielten und nach der Seite blickten, wo sie sich befand, und sich um die Wette beeilten, ihr die prächtigsten Bouquets zu überreichen.

Aber einmal, als er gerade am tollsten donnerte: „Gewehr an!" geschah es, daß alle Zuschauer die Köpfe nach einem jungen Geistlichen herumdrehten, der im Talar und mit Priesterkragen die Straße entlang kam.

Und am nächsten Sonntag blieb der ganze Platz leer von Zuschauern, weil Alle in die Kirche mußten und den neuen Pfarrer hören, der zur Stadt gekommen war. Die feinsten und vornehmsten Herren und Damen eilten dorthin und drängten sich, im Eifer und in der Hitze, zuerst zu kommen.

Da wurde auch Lindelin sehr begierig darauf, ihn zu sehen und zu hören, dem Alle zuliefen. Sie war so versessen darauf, daß sie kaum den nächsten Sonntag erwarten konnte.

Kaum dämmerte der Sonntagmorgen, so weckte der Hauptmann sie, damit sie bei Zeiten dort sein könnten.

Und da sie so früh an der Kirchenthür waren, daß sie noch nicht geöffnet war, und dort, dicht an sie gedrängt, warteten, bekamen sie in der ersten Reihe Plätze.

Da saß sie die ganze Zeit gerade, wie ein Licht, und starrte nach dem Pfarrer hin.

Noch nie hatte sie ein so schönes Gesicht gesehen.

Und in der nächsten Nacht lag sie da und warf sich hin und her und weinte und schluchzte über all' das sündige Leben, das sie hier im Hause

führten mit Kartenspiel und Gastmählern und allerhand Leichtsinn, so daß der Hauptmann vor dem Seufzen und Jammern kein Auge schließen konnte.

In den nächsten Tagen sprach sie wenig und ging wehmüthig und ergeben in ihr Schicksal, daß sie an so viel Weltlichkeit gebunden sein sollte, umher. Und wenn der Hauptmann sie ermuntern wollte und scherzte und lachte, sah sie ihn mit betrübten Augen an, die ihm stumme Vorwürfe machten, daß er sich solch' gedankenloser Freude hingeben konnte.

Um des lieben Friedens willen, damit sie nicht verzweifeln und das Haus die ganzen Tage mit Seufzern erfüllen sollte, mußte er sie nun an den Sonntagen, sowohl zur Morgenandacht, als zur Hochmesse, wie zum Abendgesang begleiten, und außerdem zu all' den erbaulichen Zusammenkünften in der Woche.

Da der Pfarrer schnell sehr in Mode gekommen war, wurde das Gedränge größer und größer.

Und dieser wunderte sich sehr, so daß er fast sich in seiner Rede verwirrte über die schöne, junge Frau, die stets, ohne sich zu rühren, ganz still dicht vor der Kanzel saß und ihn mit funkelnden Augen, die noch mehr von ihren Thränen glänzten, anstarrte, so daß sie fast wie eine Heilige aussah.

Aber ab und zu quälte den Hauptmann die Langeweile bei der langen Predigt, so daß er sich mächtig räusperte und mit den Hacken auf den Boden schlug und seinen Schnurrbart weit auszog.

Dann sprühten ihre Augen ihn so grün an, wie es ihm wohl bekannt war, und worauf er sich von früher her besann. Und er neigte den Kopf und wurde sogleich zahm.

Zu Hause gefiel ihr nun fast Nichts von dem, was er sagte, und sie spottete seinen Kriegergewohnheiten und Bräuchen nach.

Warum sprach er so laut und trat so fest und dröhnend auf, obgleich er doch wußte, daß er über dem Grausen des Abgrundes dahinschritte.

Und sein ewiges Schnurrbartdrehen wäre ihr von Herzen zuwider, besonders da er ihn so trotzig in die Höhe drehte, statt ihn in Demuth zu glätten, so daß er hinabhing.

Und wenn des Hauptmanns Stiefel nun blitzend hineinkamen, schüttelte sie den Kopf; denn mit ihnen sollte er gemäß seines entsetzlichen Berufes „im Blut waten", und seine Sporen klirrten „voll Hochmuth und abscheulicher Grausamkeit".

So oft sie aus den Versammlungen kam, war sie unerschütterlich darin, nicht mit dem Hauptmann zu reden. Sie rang ihre Hände und stöhnte, sie wäre eine unglückliche Frau, die hier in baren Weltfreuden, wie in einem Bauer, gefangen säße.

Eines Tages aber zog sie sich ein sehr kleidsames, enges, schwarzseidenes Kleid an mit feinen Spitzen am Halse und an den Aermeln und paßte die Zeit ab, da, wie sie wußte, der Pfarrer vom Abendgesang heimkäme.

Da klopfte sie leise bei ihm an.

Als er aber „herein“ sagte, öffnete sie doch nicht die Thüre.

Und abermals klopfte sie furchtsam an, so daß er schließlich selbst öffnen gehen mußte.

Sie blieb zitternd im Zimmer stehen und schlug nur hin und wieder die thränenfeuchten Augen zu ihm auf.

Da bat er sie, sich zu setzen.

Das junge, schöne Weib, das so von Trauer erfüllt war, that ihm unsäglich leid. Und er legte seine Hand freundlich auf die ihrige und bat sie innig, sie möchte ihm ihr Herz öffnen und ihm anvertrauen, was ihr so schwer die Seele bedrückte.

Aber sie schüttelte nur den Kopf und seufzte, sie wäre eine große Sünderin.

Als er sie dann aber sehr nöthigte, offenbarte sie ihm unter schweren Seufzern ihre Gewissensqualen und tiefe Verzweiflung darüber, an einen Ehegemahl gefesselt und gebunden zu sein, dessen Beruf Mord und Blutvergießen wäre.

Erst durch die Stimme des Herrn Pfarrers, die ihr wie Himmels-Glocken erschien, wäre sie erweckt, und ihre Augen richtig aufgethan, um das Schicksal des Verderbens zu erkennen, in das sie in ihrer Unschuld hineingelockt war.

Und sie weinte bitterlich, so daß ihre Thränen seine Hand benetzten.

Als er aber vernahm, daß sie in Seelennoth wäre, sprach er lange und eindringlich mit ihr, so daß ihre Betrübniß sehr gemildert wurde. Und sie bat ihn demüthig mit leiser Stimme, ihr zu vergönnen, daß sie ihn wieder einmal so besuchen könnte, wenn ihre Bedrängniß unerträglich würde.

Und nachdem er ihr dies gestattet hatte, ging sie fast voll Freude fort. —

Aber der junge Pfarrer träumte darnach die ganze Nacht von dem dankbaren Lächeln, das sie ihm beim Abschied zusandte.

Für den Hauptmann jedoch brach nun eine schwere und qualvolle Zeit an; denn sie ließ ihn ziemlich deutlich verstehen, wie widerwärtig ihr Alles war, was mit seiner Profession zusammenhing.

Er konnte sich dem nicht entziehen, bisweilen, wenn die Reihe an ihn kam, die Offiziere zu einem L'hombre oder Whist oder Boston einzuladen, wobei sie Tabak rauchten und starke Getränke genossen und während des ganzen Abends sich Geschichten erzählten und darüber lachten, so daß es dröhnte. Da galt es für den Hauptmann, Haltung zu bewahren, wenn er mit schwitzender Stirn dasaß und sich lustig anstellte, obgleich er wußte, daß seine Frau im Schlafzimmer in schwüler Stimmung umherging.

Und so lief es denn auch nicht anders ab, als daß er sie eines Abends, da die Offiziere unter Gesang und lustigen Reden endlich gegangen waren, im Reiseanzug und bereit, das Haus zu verlassen, antraf.

Unter tiefem Stöhnen seufzte sie, länger könnte sie dies sündige Leben nicht ansehen. Sie müßte den Staub von ihren Füßen schütteln und dieses Haus der Weltfreude und des Leichtsinns verlassen und irgendwo hingehen und Buße thun.

Aber der Hauptmann, der nach dem Gelage froh und aufgeräumt war, stellte sich mit weit offenen Armen in die Thür und rief, sie käme nicht in Nacht und Dunkel hinaus.

Sie blickte ihn jedoch feierlich an und knüpfte ihren Hut unter dem Kinn zu.

Da erschrak er und stürzte auf sie zu und packte sie beim Kleide. Unter vielen Liebkosungen bat und bettelte er, sie möchte ihn doch nicht verlassen und ihn so unglücklich machen. Sie möchte sich wünschen, was sie wollte, er würde ihr nichts versagen. Ja, um ihre schönen Augen ohne Thränen zu sehen, würde es ihm sogar die größte Freude bereiten, wenn sie in Zukunft lauter stille, geistliche Personen zu sich einlüde.

Aber sie schüttelte nur betrübt den Kopf und klagte und jammerte leise, um ihres Gewissens willen könnte sie in keinem Hause bleiben, wo der Tabak ständig die Luft verpestete, und man bei Tag und Nacht rauchte, wie ein Rauchopfer für den Bösen.

Da starrte der Hauptmann eine Weile zu Boden.

Wie sie aber ihr Kleid an sich riß, um von ihm loszukommen, rief er kläglich, niemals sollte mehr Tabak aus seinem Munde verdampft oder gar darin gekaut werden, wenn sie sich nur wieder trösten und versöhnen lassen wollte.

Da gab sie schließlich ihren Vorsatz auf.

Allein der Hauptmann schielte seitdem früh und spät nach der Wand hin, von der seine Frau die Pfeifen herabgenommen hatte, und er fluchte schrecklich draußen beim Regiment seine schlechte Laune aus.

Bei jeder Gelegenheit nahm Lindelin nun ihre Zuflucht zu dem jungen Pfarrer hin.

Und immer mehr gewann er ihr Vertrauen, so daß ihre Gespräche sich immer länger hinzogen, und es ihnen oft schwer fiel, zu scheiden.

Aus aufrichtigem Herzen vertraute sie ihm dabei auch Alles an, was sie von der Gemeinde wußte, besonders von den andern Frauen und jungen Mädchen, wie sie hinter ihren Taschentüchern flüsterten, selbst in der Kirche, und wie sie, nachdem sie eben Thränen vergossen hatten, so daß es wie die echteste Reue aussah, wie toll zu Putz und Staat und in Gesellschaften, eilten, ja sogar mit den schlimmsten Spöttern tanzten.

Wenn diese Unterredungen zu Ende waren, und sie wieder fortgegangen, saß der Pfarrer lange und seufzte und sehnte sich schmerzlich danach, daß sie bald wiederkommen möchte.

An den Sonntagen beobachtete der Hauptmann mit gerunzelten Brauen, wie der Pfarrer die ganze Zeit seine Rede nur an seine Frau richtete, und ihre Augen wiederum nur an seinen Lippen hingen.

Immer frömmer und andächtiger neigte sie ihr Haupt. Und wie der Hauptmann eines Tages so saß und auch den Kopf hängen ließ und sie von der Seite ansah, fuhr er plötzlich auf und wurde ganz weiß im Gesicht.

Denn dort, wo der Goldring im Ohrläppchen saß, lief gleichsam ein Rand aus dunklem Haar und war deutlich ein Einschnitt voll grober, dichter Haarborsten wie bei einem Thiere zu sehen und wie man es bei Menschen nicht finden kann.

Da begriff er ihr Troll=Wesen und verstand ihren jähzornigen und halsstarrigen Willen, sowie auch ihre trollhafte Verliebtheit.

Solange der Gottesdienst dauerte, saß er so steif wie eine Bildsäule da und hielt die Hand auf seinem Degenknauf. Es war seine Absicht, ihr sofort den Kopf abzuschlagen, sobald sie nur zur Kirchenthüre hinaus waren.

Dann fiel ihm aber ein, daß die Obrigkeit und Andere vielleicht nicht so wie er verstehen und anerkennen würden, daß sie eine Trollnatur hatte, und seine Hand glitt allmählich vom Degenknauf herab.

Er sah ein, daß er in diesem schwierigen Fall lieber mit List verfahren mußte.

Als er nach Hause kam, ging er im Zimmer mit sehr nachdenklicher Miene auf und ab und warf Blicke auf seine Frau, so daß sie sich darüber verwunderte.

Ab und zu blieb er vor der Wandkarte mit den beiden großen Halbkugeln der Erde stehen und machte Messungen mit den Fingern.

Und für jede Spanne zwischen Zeigefinger und Daumen rechnete er laut tausend Meilen und wieder eintausend Meilen und dann eine halbe Spanne, das waren fünfhundert.

Dann schüttelte er unter tiefen Seufzern den Kopf und starrte sie an.

Ein Weilchen später stand er grübelnd und sehr nachdenklich bei seinen Pistolen.

Und als dann die Zeit zum Abendgesang herannahte, entschuldigte er sich mit vielen freundlichen Worten, daß er sie nicht begleiten könnte, da er an eine so ernste Sache zu denken hätte.

Was es aber wäre, könnte er ihr erst am Abend mittheilen.

Als sie, von Neugier getrieben, in der Dämmerstunde sehr eilig zurückkehrte, hörte sie den Hauptmann drinnen in seinem Arbeitszimmer laute Worte mit Jemand wechseln und stellte sich an die Thüre, um zu lauschen.

Es wurde drinnen von vielen wunderlichen und schrecklichen Dingen gesprochen, von reißenden Löwen und Tigern, die getödtet werden müßten, von gefährlichen Schlangen und gräßlichen Orang=Utangs in den Urwäldern, und von den Eingeborenen, die mit giftigen Pfeilen schössen und die Kriegsgefangenen brieten und auffräßen, die weißen Weiber aber als ihre

Sklavinnen behielten, wenn sie hübsch wären und ihr langes Haar sie nicht zu sehr verlockte, sie zu scalpiren und ihnen die Kopfhaut abzuziehen.

Dazwischen stöhnte und seufzte der Hauptmann:

„Meine arme Lindelin, meine arme Lindelin! Ich weiß, sie folgt mir bis an's Ende der Welt!"

Voll Entsetzen öffnete sie die Thür und sah, daß der alte Aufwärter, den sie so grimmig haßte, auf dem Boden lag und allerhand Reiseutensilien und Waffen einpackte, sodaß das Zimmer in völliger Unordnung war.

Der Hauptmann aber kam ganz verwirrt heraus, als wenn er sie noch nicht erwartet hätte.

Im anderen Zimmer warf er sich auf einen Stuhl, schlug seine Hände vor die Stirn und sah sie traurig an:

So wäre denn der Augenblick gekommen, rief er, da es biegen oder brechen müßte und ihre Liebe ihre Probe bestehen!

Denn noch heute Nacht, wenn das Schiff abging, müßte sie ihm in ein fernes abgelegenes Land folgen, das man Afrika nannte. Er hätte es übernommen, dort ein Regiment gegen die Wilden anzuführen.

Sie brauchte aber nicht zu erschrecken oder sich zu fürchten; denn so lange ein Tropfen Blut in seinen Adern flösse, würde sie vor den Kannibalen geschützt und sicher sein. Und erforderte der Kampf vielleicht einige Jahre, würde die Belohnung dafür auch in unsterblichem Ruhm und Ehre bestehen.

Kein Anderer sollte ihn begleiten, als sie und sein alter treuer Diener, dem er, wie er nun einsah, größtes Unrecht angethan hätte.

Und dann rief er in sein Zimmer hinein und fragte, ob die Tigerbüchse in das Lederfutteral gelegt und die Sprenggranaten gut verwahrt wären.

Da lächelte Lindelin zärtlich und fragte nur bereitwillig, wann das Schiff abginge.

Aber der Hauptmann fühlte, wie ihre grünlich-leuchtenden Augen ihn stechend trafen.

Als sie erfuhr, daß nur noch wenige Stunden bis zur Abreise wären, meinte sie, dann wäre es hohe Zeit, in die Stadt zu fahren und die nothwendigen Einkäufe zu machen, wozu sie Geld haben müßte.

Und schnell war sie bei seiner Brieftasche und nahm, was darin steckte.

Gleich darauf eilte sie in's Schlafzimmer und raffte aus den Schubläden und Behältern alle ihre Schmucksachen und Kostbarkeiten zusammen und packte sie in einen Handkoffer.

Dann fiel die Hausthür krachend hinter ihr in's Schloß.

Seitdem ließ sie sich nicht mehr im Hause sehen.

Der Hauptmann aber, der am Nachmittag beim Höchstcommandirenden gewesen war und Urlaub bekommen hatte zu einer militärischen Studienreise in's Ausland, packte in der That seine Reiseeffecten ein und eilte um

die bestimmte Abgangszeit mit seinem alten Aufwärter im Sturmmarsch an Bord.

In derselben Nacht wurde der junge Pfarrer dadurch aufgeweckt, daß es an seiner Hausthür klingelte.

Draußen im Mondschein lag ein Weib zusammengekauert auf der Treppe.

Als er näher zusah, war es die junge Hauptmannsfrau.

Sie rang ihre Hände und wimmerte; sagte aber Nichts und hörte auch nicht, was er sagte.

Als er sie dann aufhob, wurde sie todtenbleich und sank ihm ohnmächtig in die Arme, sodaß er sie hineintragen mußte.

Während er sie so hineintrug, schlang sie wie in Verzweiflung ihre Hände um seinen Hals, wie ein Kind, das sich seines Thuns nicht bewußt ist, sondern sich in Untröstlichkeit anschmiegt.

Da spritzte er ihr Wasser in's Gesicht und ließ sie einen starken Essig riechen.

Als sie aber eine Weile still gelegen hatte, sprang sie plötzlich voll Entsetzen auf und stieß ihn von sich und rief:

„Herr Pfarrer, wie komm' ich hierher? Oder träume ich nur, daß Sie bei mir sind?"

Und dann fragte sie schluchzend: „Warum thaten Sie das, daß Sie die Frau eines anderen Mannes in Ihr Haus hineinnahmen und uns Beiden Schande bereiteten.

Und unter fließenden Thränen erzählte sie, daß sie in dieser Nacht ihren Mann verlassen hätte, weil er sie in ein Sündenleben voll Mord und Todtschlag und allerhand Greuel hinausführen wollte, sodaß ihr das Blut in den Adern vor Grausen erstarrte und stillstand.

Um ihres Gewissens willen zu leiden, wäre doch nun ihre Freude geworden. Sie wollte nur noch dafür leben, Buße zu thun und vor der Gemeinde ihre Sünde zu bekennen.

Und mit niedergeschlagenen Augen und tiefer Scham beichtete sie ihm, daß sie eine große irdische Sünde zu büßen hätte, nämlich diese Sünde, daß ihr sich Alles in lauter Finsterniß verwandelte, wenn die Person, an der ihr Herz hing, nicht in ihrer Nähe weilte.

Da ward der Pfarrer sehr verwirrt und von vielen Gedanken bewegt. Dies schöne Weib begriff nicht in seiner Einfalt, daß das Urtheil der Welt giftige Pfeile sind.

Aber freilich, er hatte noch auf viele Jahre nicht daran gedacht, in den heiligen Stand der Ehe zu treten.

Da sie ihn aber durch ihre Schönheit und Frömmigkeit so unsäglich anzog, da sie fast wie ein unerfahrenes Kind war in den Dingen dieser Welt und doch gleich einer Heiligen an Tiefe und Reinheit des Herzens, stieg in seiner Seele ein Beschluß empor.

Und er bohrte seine Augen mit gewaltiger Kraft in die ihrigen und fragte, ob sie nach der gesetzlichen Scheidungszeit vor Gott sein Eheweib werden wollte.

Bewegt und bebend gab sie ihr Gelübde mit einem leichten Kusse, der kaum seine Stirn berührte, den er aber wie Feuer spürte.

Lindelin wanderte während der Zeit der Scheidung und der Wartefrist einsam und demüthig und immer mit einem grauen Kopftuch verhüllt umher.

Und sie wurde wie eine Heilige verehrt.

So verlief die gesetzliche Scheidungsfrist.

Als der Pfarrer sie dann an ihr Versprechen gemahnte, senkte sie das Haupt und gelobte, seinem Hause eine treue Gattin zu werden.

Da entstand große Freude in der Gemeinde.

Und Jeder brachte seine Gaben in's Brauthaus, sodaß es von Silber und Gold erstrahlte.

Da kamen Leuchter und Tafelaufsätze, Nähtische und Schreibtische, Tisch- und Bettwäsche mit feinen Spitzen, große Brüsseler Teppiche bis in die Küche hinaus. Alles in den gedämpften Mustern und Farben, die in ein solch stilles geistliches Haus paßten.

Auch die Hochzeit wurde in bescheidener Stille gefeiert, sodaß die Braut und die Brautmädchen, wie auch das Gefolge nur in dunkeln Kleidern wie am Sonntag in der Kirche erschienen.

Dann brachen süße Flitterwochen im Pfarrhause an, sodaß er in seiner schönen und frommen Gattin beinahe glaubte, den Himmel auf Erden zu besitzen.

Und ihr Eifer und ihre Ermahnungen und Anspornungen, daß er in seinem Beruf nicht nachlassen sollte, wurden nicht matter, wie es bei so vielen Pfarrersfrauen der Fall ist, sondern immer kräftiger.

Trotz Regen und Schnee und Schlagwetter oder Dunkelheit schickte sie ihn hinaus, auf daß er in seinem Amt wirken sollte.

Sie selbst versammelte die frömmsten Frauen und junge Mädchen an ihrem Kaffeetisch zu erbaulichen Gesprächen.

Und sie erforschten dann in Ernst und in Liebe das Leben und den Herzenszustand derer, die die Frömmigkeit nur als Mantel trugen, in dem sie ihren Hochmuth verbargen oder gar das eitle Verlangen, sich in der Gemeinde Ansehen zu verschaffen.

Man seufzte dort über die Erbärmlichkeit Vieler, und mit gesenkten Augenlidern kam Vieles an den Tag, was ein frommes Herze tief betrüben mußte.

Alle ließen sie aus ihrem Benehmen und ihren Reden wohl entnehmen, daß Lindelin das stille Licht wäre, an dem der Pfarrer seine Fackel entzündete, und daß seine Kraft ihr zuzuschreiben wäre.

Aber hinterher gab die Pfarrersfrau ihrem Hausherrn allen nöthigen Bescheid, sodaß er wußte, wohin er seinen Eifer zur Züchtigung und wohin er ihn zum Trost und zur Ermunterung wenden sollte.

Wenn kaum der Morgen anbrach, mahnte sie ihn schon, daß der Tag da wäre und daß es immer eine Seele zu erlösen gäbe, wenn er sie auch auf der Gasse suchen sollte.

Wenn sie dann ihre Pflicht als seine Gehilfin erfüllt hatte, schlief sie getrost und süß wieder ein, sodaß sie auf ihrem Kopfkissen fast schnurrte und grunzte in ihrem guten, ruhigen Bewußtsein.

Als er eines Nachts spät und matt heimkam, erwachte sie, streckte sich und sagte, er hätte sie aus einem so schönen Traum erweckt. Sie hätte gesehen, wie er als Märtyrer gefangen und gepeinigt wäre, und sie hätten gerade begonnen, ihm die Haut abzuschinden und herunterzureißen.

Da starrte er sie fest an, und der Schweiß brach auf seiner Stirn hervor.

Sie aber rief, indem ihre Augen mit solch' wunderbarem Schimmer auf ihn hinstrahlten, wie er es noch niemals bei einem Menschen gesehen hatte, sie wünsche Nichts sehnlicher, als daß er am Sonntag mitten im Gottesdienst vor der ganzen Gemeinde ohnmächtig niedersinken möge, auf daß Alle ihren Glaubenseifer sehen könnten, daß sie ihn nicht von Etwas zurückhielte.

Da prüfte sich der Pfarrer im innersten Herzen, und er dachte, er wäre vielleicht hochmüthig gewesen, daß er in seiner Jämmerlichkeit ein Weib begehrt hatte, das so hoch über ihm stände und fast vollkommen wäre. — —

An Lindelins Kaffeetisch gab es in dieser Zeit viel Gerede und Aergerniß.

Jeder wußte von Männern und Frauen zu erzählen, sogar aus den angesehensten Familien, die den Circus besuchten, um die neue Kunstreitergesellschaft zu sehen, die zur Stadt gekommen war und in ihrem Circus unter großem Lärm, Tumult und Musik ihre Vorstellungen gab.

Man seufzte viel über die Versuchung, die hier wie eine Falle gelegt war.

Halbnackte Männer, nur mit Tricot bekleidet, stellten ihre Leiber frech zur Schau, und Weiber flogen in den unanständigsten Kleidern von den Pferderücken durch Tonnenbänder und machten einen Kopfsprung in der Luft, sodaß jeder Mensch darüber erröthen mußte.

Große, rothe Placate lockten wie mit Höllenschrift an allen Ecken das Volk durch allerhand bestrickende Verheißungen hinein, während vom Circusdach herab Trompeten schmetterten.

Und sie erzählten und beschrieben, der eine immer betrübter als der andere, die Art und Natur der Verlockungen und malten sie bis auf die genauesten Einzelheiten aus.

Und nun verlautete, daß es wieder ein ganz neues Programm gäbe.

Da sagte Frau Lindelin mit großer Energie zum Pfarrer, nun wäre keine Zeit mehr, schwach und lau zu sein.

Es galt, die Festungen des Bösen auszukundschaften, wenn man sie besiegen und erobern wollte.

Darum müßte er an demselben Abend, da das neue Programm zum ersten Mal gegeben würde, sie in den Circus führen, damit sie Beide selbst sehen und urtheilen könnten.

Der Pfarrer schüttelte den Kopf zu ihrem glühenden Eifer, der keine weltlichen Rücksichten in Betracht zog.

Und er sagte ihr, daß dergleichen sich für Leute in ihrer Stellung nicht schickte.

Da höhnte sie ihn gerade in's Gesicht und schnitt verächtliche Gesichter wegen seiner widerlichen Furchtsamkeit.

Und als der Pfarrer mit warmen Worten ihr bezeugte, daß seine Gedanken rein wären, antwortete sie darauf und erklärte, sie hätte sich nur einem Heuchler hingegeben, wenn er ihr nicht das Gegentheil durch die That bewiese.

Da gelobte er ihr mit seiner tiefsten Grabesstimme, er wolle ihr folgen, und ginge es geraden Wegs in den Tod.

Und an demselben Abend waren sie auf dem Platz im Circus, wo sie am besten die Kunstreiter sahen und wo die ganze vornehme Welt saß.

Der Pfarrer saß die ganze Zeit wie eine bleiche Bildsäule da, bereit, seine Stimme zu erheben.

Aber sie hielt ihn am Arm fest und flüsterte und warnte ihn, seine Stunde wäre noch nicht gekommen.

Wenn aber der gewandte Kunstreiter auf seinem Pferde vorbeisauste, sodaß der Sand umherspritzte, funkelten Lindelins Augen ihn über den Fächer an, sodaß er sie bald nicht mehr aus den Augen ließ.

So oft er sich elastisch auf dem Rücken des Pferdes wippte, um den Sprung über die Leine zu wagen, lächelte er ihr zu.

Und wenn er glücklich und wohlbehalten wieder hinunterkam, stieß sie einen kleinen Angstschrei um ihn aus.

Am nächsten Morgen hatte sie kaum ausgeschlafen, so rief sie schon mit großem Eifer, nun gelte es, nicht zu wanken und zu weichen, auf daß die Leute sehen und verstehen könnten, daß nur der Glaubenseifer sie antriebe.

Und da das Amt des Pfarrers ihn auch nach auswärts rief, bald hierhin, bald dorthin, wollte sie für ihre Person allein jeder falschen Auslegung trotzen und denselben Platz bei den Kunstreitern jeden einzigen Abend in dieser wie in der nächsten Woche einnehmen.

Sie hatte ganz bestimmt gehört, daß wieder ein neues Programm kommen sollte, das noch verlockender und bestechender sein würde, als das vorige.

Da der Pfarrer ein sehr geübter und erfahrener Seelenkenner war, stieg einen Augenblick gleichsam ein Zweifel in seiner Seele auf, ob auch in ihr eine Spur von Nachgabe und Verlockung sein könnte.

Doch als er sah, wie ihre Augen vor Begeisterung leuchteten, verwarf er sogleich den Gedanken.

Jeden Abend, sobald die Musik ertönte und die Pauken im Circus erdröhnten, fand sie sich ein und nahm ihren Platz so nahe der Barrière ein, daß der Sand von den Pferden bis zu ihr hinaufspritzte.

So oft der hübsche Kunstreiter aufrecht stehend auf dem Pferderücken vorbeiritt, neigte er den Kopf mit dem schwarzen, lockigen Haar, das von Pomade glänzte, und sah sie lange und feurig mit seiner schlauen Miene an. Und sie lächelte ihm, hinter dem Fächer verborgen, zu.

Er machte mit dem Pferde immer dort Halt, wo sie saß, bis es sich gegen das Geländer drückte und scheuerte.

Wenn das Haus dann vom Applaus und den Tusch-Fanfaren erdröhnte und er ihr ganz nahe kam, wußte sie eine einzelne Rosenknospe so geschickt zu werfen, daß sie an seiner Brust oder seinem Sattel hängen blieb.

Und der Kunstreiter drückte mit bedeutungsvollen Blicken die Blume an seine Lippen, und dann sprachen und flüsterten sie heimlich zusammen, indem ihre Augen unter den Lidern versteckt spielten.

Der Pfarrer widmete sich indessen getreulich seinem Beruf.

Als er jedoch eines Abends früher als sonst nach Hause kam und gerade dastand und seinen Pfarrrock ablegte, wurde er sehr nachdenklich.

Denn statt der frommen Töne, die er von den Lippen seiner Frau zu hören gewohnt war, vernahm er, daß sie in ihrem Schlafzimmer auf und abging und Stücke von leichtsinnigen Melodien summte, auf die er sich von jenem Abend her zu besinnen meinte, da er in dem Lärm und Pferdegetümmel saß.

Als er zu ihr hineinsah, stand sie da und zog sich gerade auch für diesen Abend zum Besuch des Circus an.

Sie stand gerade und drehte ihre Haare um einen Lockenstock, damit sie sich in allerhand Löckchen kräuseln sollten.

Und er mußte sich wohl wundern, da sie es ja sonst züchtig glattgestrichen trug.

Während sie das Licht vor dem Spiegel emporhielt, um besser sehen zu können, näherte er sich ihr bebenden Fußes.

Aber er blieb wie vom Blitz getroffen stehen.

Gerade an jener Stelle, wo ihr Ohrring mit dem grünen Stein zu sitzen pflegte, traf der Lichtschein einen häßlichen, behaarten Einschnitt, der ihm als offenbares Trollzeichen entgegengähnte.

Während er noch wie angewurzelt in den Spiegel starrte, wurde sie ihn gewahr. Da schossen zwei grüne Schimmer in ihren Augen auf, und sie blies plötzlich das Licht aus.

Als es wieder angezündet war, hatte sie in der Eile den Ohrring wieder einzusetzen gewußt.

Und sie begann zu seufzen und bewegliche Worte darüber zu reden, daß sie ihren täglichen Bußgang zur Sündenhöhle gehen müsse.

Während sie ihn so umschlich und umschmeichelte und sich liebenswürdig zu zeigen suchte und ihn nach seiner Thätigkeit fragte, ließ sie der Pfarrer nicht aus den Augen.

Er starrte sie fest an, hielt sie mit dem Blick von sich und ging rückwärts in sein Studirzimmer hinein.

Dort ergriff er das schwarze Buch von Wittenberg.

Und nun begann er den Troll zu beschwören.

Während er die Beschwörungen las, schlug sie scheu die Augen zu ihm auf und that unschuldig, als wenn sie nicht verstand, daß es etwas Anderes wäre, als das Abendgebet des Pfarrers.

Aber sie wich weiter und weiter vor ihm zurück.

Und schneller und schneller schlich und huschte sie umher in den Zimmern und an den Schubladen und raffte zusammen und nahm, was sie fassen konnte.

Mit jeder Kostbarkeit, die sie ergriff und in ihrer Reisetasche verbarg, ging es schneller und schneller, als wenn ihre Finger brannten.

Gold und Silber verschwand. Sie scharrte an sich, wie die Katze glühende Kohlen mit der Pfote aus dem Feuer herausholt.

Dann glitt sie lautlos zur Thür hinaus.

Aber im Circus strahlte und lärmte es.

Die Musik spielte, und die Pferde wurden mit hep, hep herumgejagt und stießen und bullerten an die Barrière, während die Peitschen knallten und das Publikum schrie und trampelte.

Als aber der Kunstreiter, nach dem sie riefen und klatschten, so daß das Gebäude erbebte, aus der Arena hinausritt, stand Lindelin plötzlich bei seinem Pferd und strich es und lachte zu ihm hinauf mit funkelnden Augen.

Und jedes Mal, wenn er wieder aus der Arena herausgesprengt kam, stand sie da in derselben Weise und schmiegte und streckte sich zu ihm hinauf.

Und sie flüsterten und sprachen lange zusammen.

Dann fragte sie mit heißen Blicken, welches seine zwei raschesten Renner wären.

Und als er auf ein schwarzes und ein weißes Pferd hinwies, gebot sie dem Stallmeister, beiden Sättel aufzulegen, sobald der letzte Ritt beendet wäre.

Noch in derselben Nacht entfloh sie mit dem schönen Kunstreiter.

Und es vergingen nicht viele Wochen, so hielt die Truppe mit stattlichen Pferden ihren Einzug in einer weit von dort entfernt liegenden Stadt.

Die Musik und die Pauken schmetterten und erdröhnten, und große blaue und gelbe und rothe Plakate leuchteten an allen Straßenecken mit dem Bilde der Primadonna, der unvergleichlich schönen und bisher unübertroffenen Schulreiterin Lindelin.

In der Arena ritt sie in langem Plüschkleide mit Herrenhut und einer strahlenden Agraffe auf der Brust.

Ab und zu berührte sie das Pferd leicht mit der feinen Reitpeitsche, die sie in ihrer elegant behandschuhten Hand hielt, und aus dem vornehmen Schrittgang ging es dann in einen niedlichen, tanzenden Galopp über, auf den das Thier eingeübt war.

So oft der Tritt sich änderte, lächelte sie nach den eleganten Logen hinauf und gab zu erkennen, daß man nur dort dies recht zu würdigen verstände.

Aber dem gewöhnlichen Publikum, das klatschte, nickte sie leicht zu, als wenn sie von ihm am liebsten die rechte Aufmerksamkeit wünschte und Nichts für ihre Person.

Und wenn sie ihre festgesetzten Male um die Arena geritten war, schlug sie das Pferd mit der Reitpeitsche auf beide Bugseiten, um es zum Abschied niederknieen zu lassen.

Dann brachen die Zuschauer, die bei all' der Vornehmheit ihrer Begeisterung nicht recht hatten Luft verschaffen können, in ohrenbetäubende Rufe aus und klatschten und trampelten wie besessen.

Aber die anstandsvolle Schulreiterin behielt ihr feines, wehmüthiges Lächeln, das zeigte, wie wenig ihr Beifall sie bewegte.

Und Abend für Abend ward das Publikum immer begeisterter für die schöne Lindelin.

Wenn sie aber, von Beifallsrufen und Blumen überschüttet, aus der Arena hinausritt und der schöne Kunstreiter sie erwartete, um sie zu empfangen und vom Pferde zu heben, stieß sie ihn nun öfter und öfter heftig zurück.

Ihre Augen sprühten immer wilder, und sie hohnlachte und schrie ihm zu, er stinke nach dem Stall und wäre in seinem ganzen Benehmen und seinem wohlgefälligen Grinsen so plump, wie ein Stallknecht.

Der Kunstreiter wußte aber von den Pferden her, wie man Launen austrieb und sie dressirte.

Eines Abends verging ihm die Geduld, und er nahm seine größte Peitsche mit in die Schlafstube hinein. Und als sie dann rief, hier wäre nicht die Stallremise, schwieg er wie eine Mauer, bis zu dem rechten Augenblick, da sie im Nachthemde war.

Im selben Nu sauste die Peitsche durch die Luft.

Da fuhr sie auf ihn los und wollte ihm mit den Nägeln das Gesicht zerkratzen.

Aber die Schläge fielen schneidend, und wie sie sich auch krümmte und wand und drehte und schrie und tanzte und heulte und wimmerte, sauste

die Peitsche nur desto unbarmherziger herab, und wand die lange, gedrehte Peitschenschnur sich mit rothen Striemen um ihren Körper, so daß sie zuletzt wie ein Brummkreisel herumschnellte.

Plötzlich warf sie sich nieder und kroch auf Knieen am Boden hin zu ihm und küßte mit dem Ausdruck der größten Liebe und tiefsten Reue die Peitschenschnur.

Und der Kunstreiter hatte nie gedacht, daß es ein so liebevolles, süßes, demüthiges und reuevolles Weibchen auf der Welt geben könnte, wie seine Lindelin.

An den nächsten Abenden zeigte sie vor den Zuschauern ein stilles und anmuthiges Wesen. Sie ritt gesenkten Hauptes und mit niedergeschlagenen Blicken, so daß die dunklen Plüsch-Augenfransen die Wangen beschatteten; aber wenn sie den Kunstreiter anschaute, sprühten die Augen Flammen.

Unter denen, die sich im Circus einfanden, um die Schulreiterin zu sehen, befand sich auch ein hoher Staatsmann, der erst kürzlich zur Stadt gekommen war. Er hatte gerade seine Frau verloren und war ganz untröstlich und hatte diese Reise nur unternommen, um sich in seinem tiefen Leid ein wenig zu zerstreuen.

Lindelin hatte freilich schon früher den kleinen Herrn mit kreideweißem Haar und der hohen, schmalen Kahlkopf-Stirn auf einem der Plüschsessel auf dem feinsten Platze sitzen sehen.

Aber nun, da er mit seinen vielen Orden unter dem Ueberzieher von einer Gesellschaft herkam, die ihm zu Ehren gegeben war, schlug sie plötzlich mitten im Ritt die Augen funkelnd gerade zu ihm auf, so daß er stutzte.

Seitdem blickte sie jeden Abend kurz und scheu zu ihm auf, wie ein neugieriges, schwärmerisches junges Mädchen, das von seinem Anblick gar nicht genug bekommen kann.

Wenn er sich verneigte und ihr zuklatschte, entdeckte er, daß ihre Hand, die die Zügel hielt, zitterte, und daß sie sich in unsäglicher Verwirrung über den Hals des Pferdes neigte.

Er merkte ganz deutlich, daß jede einzige ihrer Vorführungen nur allein für ihn berechnet war.

Da liebkoste er seine Schnupftabakdose und nahm bedächtig eine Priese nach der anderen.

Und als er einmal unter kleinen angenehmen Betrachtungen sich vorbeugte, um nach ihr zu sehen, verlor er sein Taschentuch.

Aber Lindelin wandte ihr Pferd mit Capriolen herum und ließ es niederknieen. Sie hob das Taschentuch mit ihrer Reitpeitsche auf und reichte es ihm mit freudestrahlenden und spielenden Augen und einem so entzückenden kindlichen Lächeln mit frischen, weißen Zähnen, daß der alte, leidtragende Herr ganz heiter gestimmt wurde.

Und während der ganzen Nacht bereitete es ihm Freude und Trost, sich der stolzen, eleganten Schulreiterin zu erinnern, die den Einfall bekommen hatte, ihn so anzuschwärmen.

Bei den folgenden Vorstellungen gab es immer gleichsam das froheste Wiedersehen zwischen ihnen, und warf sie ihm, so bald sie ihn nur gewahr wurde, ein Lächeln der Ueberraschung zu, so daß sein Herz zu klopfen begann.

Und wenn ihre Augen gegen den Schluß des Abends vor dem Scheiden lange auf ihm ruhten, ward es mehr und mehr zu einem traurigen Abschied.

Als endlich der Tag der Abreise des alten Herrn bestimmt war, meinte er, am Abend vorher sich noch zum letzten Mal den Anblick der bezaubernden und interessanten Schulreiterin gönnen zu können, die ihn in so hohem Grade beschäftigt hatte.

Warm und begeistert, ihren herrlichen Ritt und ihr Auftreten in der ersten Abtheilung des Programmes genossen zu haben, begab er sich während der Pause in die Ställe, um sich die schönen Pferde anzusehen.

Und die Schulreiterin kam ihm freudestrahlend und verschämt entgegen und erbot sich, ihm selbst die edelsten Thiere zu zeigen.

Bald blieb sie bei diesem, bald bei jenem stehen und klopfte und streichelte sie und ließ die Mähnen durch ihre Finger gleiten, indem sie ihm über ihren Nacken zulächelte, und ihre Augen funkelten und spielten.

Dann mußte auch er seine Finger durch die Mähnen gleiten lassen, damit er die edle Feinheit des Thieres fühlen könnte.

Und da traf es sich dann, daß ihre Hände sich öfter und öfter berührten und immer länger an einander hängen blieben.

Wie sie einmal so da standen, warf sie sich plötzlich, von einer tiefen Bewegung überwältigt, an seine Brust und brach in einen Thränenstrom aus und schluchzte, er wäre der erste Freund, den sie in ihrer großen Verlassenheit auf der Welt gefunden hätte, und sie würde fast zu Tode gepeinigt von der simpeln und gemeinen Umgebung, in der sie lebte.

Wie sie da hingerathen wäre, seufzte sie, das könne sie selbst nicht sagen.

Das Einzige, worauf sie sich seit ihrer frühesten Kindheit besänne, wäre eine Wiege mit Seidendecke und kleinen vergoldeten Kronen. Wer ihre Eltern wären, wüßte Niemand! Niemals, niemals hätte sie dieselben gekannt.

Als dann die Musik wieder begann, und der Augenblick des Abschiedes da war, vermochte sie ihn fast nicht loszulassen.

Sie küßte ihn und lächelte ihm zu und weinte untröstlich an seiner Brust.

Aber der große Staatsmann ging bis tief in die Nacht schlaflos in seinem Salon im Hôtel auf und ab und drehte und drehte an seiner Schnupftabakdose.

Ihm schien, in diesem zugleich stolzen und treuherzigen Weibe könnte er eine neue Jugend finden und sein verlorenes Glück wiedergewinnen.

Aber es galt hier, das Glück durch einen seines festen Charakters würdigen Beschluß zu ergreifen.

Und so kam es, daß die gefeierte Schulreiterin durch seinen mächtigen Einfluß von der Kunstreitertruppe freigemacht wurde.

Im folgenden Jahre berichteten die Zeitungen zum allgemeinen Erstaunen, daß die schöne Lindelin die Gattin eines berühmten Staatsmanns geworden wäre.

* * *

Aber in derselben Stadt, in der jener Kaufmann wohnte, der seiner Zeit einmal Lindelin zur Ehefrau gehabt hatte, exercirte nun wieder jedes Jahr der Hauptmann, der endlich von seinen weiten Auslandsreisen heimgekehrt war. Ferner wurde die Stadt auch im Frühling und Sommer regelmäßig von dem Yachtschiffer besucht, der inzwischen ein sehr reicher Mann geworden war.

Und es machte sich so, daß diese Männer in Folge einer Art geistigen Magnetismus oder Attraction sehr häufig an dem blankgescheuerten Holztisch des feinsten Wirthshauses der Stadt zusammentrafen. Und dann entstand immer ein großer, freundschaftlicher Streit, wer von ihnen die Zeche bezahlen sollte, während sie ihren Skat oder ein anderes interessantes Spiel machten, um sich die Zeit zu vertreiben.

Sie tranken dann Glas um Glas und blinzelten sich listig zu, sprachen aber höchstens hie und da von einer Stadtneuigkeit.

Da begab es sich, daß auch der Pfarrer zum Seelenhirten nach dieser Stadt berufen wurde und in dem Wirthshaus einkehrte, bis er sich in der Stadt eine Wohnung miethen konnte.

Und da er seine Mahlzeiten an derselben blankgescheuerten Tafel einnehmen mußte, an der der Kaufmann, der Schiffer und der Hauptmann zu sitzen pflegten, ließ er sich an dem anderen Tischende nieder.

Aber einige Anwesende discutirten mit großem Eifer und Hitze die neueste Tagesneuigkeit, daß die schöne Lindelin, von der man vor einigen Jahren erzählte, daß sie mit einem Kunstreiter durchgegangen und später die Gattin eines großen Staatsmanns geworden wäre, nun mit einem Negerfürsten verheirathet sei, der schwarz wäre wie Ebenholz.

Da setzten die drei, die an dem Tischende saßen, ihre Gläser hin und schmunzelten.

Der Pfarrer aber hob seine Augen zur Decke empor.





Jonas Lie.

Ein norwegischer Dichter.

Charakterskizze

von

E. Brausewetter.

— Berlin. —

In einer kurzen Uebersicht über die neueste norwegische Litteratur*) habe ich darauf hingewiesen, daß sich drei Haupt-Eigenschaften fast in der ganzen neueren norwegischen Dichtung nachweisen lassen, die auf die Grund-Charakter-Eigenthümlichkeiten des norwegischen Volksstammes zurückzuführen sind. Die Norweger sind ein Bauernvolk, es steckt daher in ihnen etwas von der Rechthabrigkeit der Bauern, und diese Eigenschaft tritt in der Litteratur als Neigung zur eifrigen Polemik zu Tage. Aber dieses Bauernvolk wohnt zum Theil in einer Natur von ebenso großer Schönheit, wie Düsterkeit, in einem Lande, das schier endlose Nächte, aber auch im Sommer ebenso lange Tage hat, es ist allen Schrecken nordischer Witterung ausgesetzt und mit den Gefahren wilder Meere vertraut. Da mußte sich auch eine Neigung zu düstrem Grübeln und stillem Träumen entwickeln. Und diesem Triebe verdankt die norwegische Dichtung ihren düsteren, grüblerischen Zug, dieses Versenken in die Räthsel des Seelenlebens, dieses Nachspüren nach den verborgensten Handlungsimpulsen und dieses stimmungsvolle Zusammenklingen von Naturleben und menschlichem Empfinden. Aber das Volk müßte unter diesen Verhältnissen in Melancholie oder Schwermuth versinken, wenn es nicht eine starke Widerstandskraft in der Seele hätte, die Fähigkeit, sich lächelnd über die Verhältnisse zu stellen. Es besitzt die schöne Gabe eines echten, gemüthstiefen Humors, der in der Dichtung sowohl zur Charakterschilderung, als auch zur Polemik, hier oft mit einem scharf satirischen Anflug, benutzt wird.

---

*) Meyers Conversationslexikon, Bd. XIX, Jahressupplement 1898/99.

Und noch eine weitere Eigenthümlichkeit kann man in Bezug auf die ersten beiden Eigenschaften bei den meisten norwegischen Dichtern nachweisen. Besonders die größten beginnen mit Werken, in denen der Einfluß der Natur-Mystik auf sie nachhallt, mit einer Neigung zur Romantik oder zur mystischen Verschleierung; dann erwacht in ihnen der Polemiker, der scharf in's Leben hineinblickende Beobachter. Sie schaffen Gegenwartsdichtungen, Werke, die an die Tendenz streifen, da sie zu Tagesfragen Stellung nehmen, sie leisten Großartiges in der Wiedergabe des realen Lebens. Aber sie bohren sich von Mal zu Mal tiefer in die Probleme hinein, sie verseelen sie immer mehr, und nun kommt plötzlich die Erkenntniß von der riesenhaften Macht des Unerklärlichen im Menschen-Leben, -Fühlen und Handeln, und sie wollen nur noch dies Mystische deuten, anschaulich machen, wirken lassen mit seiner ganzen Zauberkraft.

Mit Leichtigkeit ist bei fast allen größten neueren Dichtern diese zweifache Wandlung nachzuweisen. Die einzelnen Richtungen treten natürlich nicht immer ganz in Reincultur auf, sie sind durcheinandergemischt; aber zu den verschiedenen Zeiten herrscht bald diese, bald jene vor. Ibsen begann mit historischen und sagenhaften Dramen, in denen stark jene äußerliche Mystik, ein geheimnißvoll leitendes Schicksal zu Tage tritt. Schon in den ersten Dramen, so im „Hünengrab", zeigte sich dieser Zug, aber besonders davon erfüllt ist: „Die Herrin von Oestrot" und „Die Kronprätendenten", während in „Brand", „Peer Gynt" und „Kaiser und Galiläer" schon eine tiefere, verinnerlichtere Mystik sich bemerkbar macht. Dann folgt die polemische Periode, der Theorienkämpfer schleudert seine zermalmenden Wurfgeschosse: die modernen Gesellschaftsdramen. Aber bald ermüdet das Kämpfen, er versenkt sich wieder in's Zergrübeln der inneren Ursachen der Menschen-Handlungen, er folgt den geheimnißvollen Spuren dessen, was man Schicksal nennt. Schon in den „Gespenstern" taucht diese Geisterhand auf; in „Rosmersholm" steht sie als düsteres Gespenst in den Menschenseelen da; in „Baumeister Solneß", in „Frau vom Meere" und in „Gabriel Borkmann" sind die Ibsen'schen Gestalten oft Drahtpuppen in der Hand der mystischen Seelenmächte.

Die Entwickelung, die ich hier in Kürze bei Henrik Ibsen nachgewiesen habe, ließe sich ebenfalls bei Björnson, Knut Hamsun, theilweise auch bei Arne Garborg, dessen letzte Dichtung „Haugtussa" voll von Natur- und Seelenmystik ist, zeigen; aber das würde mich zu weit führen. Natürlich sind die Gründe dieser Wandlungen nicht allein in dem norwegischen Volkscharakter zu suchen: in die Polemik wurde sie durch die Georg Brandes'schen Litteraturvorträge, der hierin damals die höchste Aufgabe der Dichtung sah, hineingetrieben; und später hat der Einfluß der psychologischen Romane von Bourget viel auf den Beginn der psychologischen Richtung hingewirkt; aber in Norwegen haben sich beide Strömungen so stark bethätigt, weil beide im norwegischen Volkscharakter kräftigen Nährboden fanden.

Besonders sind diese Wandlungen bei Jonas Lie zu constatiren; er ist sogar einer der Vorausgänger darin, einer von denen, die unter den ersten den Hauch der neuen Litteraturströmungen der letzten Jahrzehnte verspürten, wenn auch auf ihn weniger der Einfluß einzelner Männer, als die ganze Zeitströmung eingewirkt haben mag.

Jonas Lie ist freilich weniger Polemiker im gewöhnlichen Sinne, als die anderen großen norwegischen Dichter. Die Tiefe seiner Lebensauffassung macht es ihm unmöglich, für einseitige Theorien auf die Schanze zu treten, bestimmte Ideen aufzustellen und zu verfechten. Aber auch in ihm findet sich die Mischung von nüchterner Lebensbetrachtung und phantastischer Phantasieentfaltung, und gerade Jonas Lie glaubt eine Erklärung für diese seltsame Vereinignng von Gegensätzen im norwegischen Volkscharakter und seiner eigenen Wesenheit gefunden zu haben. Im nördlichen Norwegen hat eine starke Vermischung zweier Stämme stattgefunden: des norwegischen Bauernvolkes und der eingewanderten lappischen Nomaden, die die Norweger meist „Finnen" nennen. Dieser Volksstamm, der noch heute viel im nördlichen Norwegen, namentlich in den Landschaften Norrland und Finnmarken, wenig ansässig, anzutreffen ist, ist erheblich anders geartet, als die Norweger, und die Lappen erschienen ihnen daher in einem ebenso unheimlichen Lichte, wie es in unserer Volksvorstellung mit den Zigeunern geht. Man hielt sie für Zauberer, für Leute mit geheimen, übernatürlichen Kräften. Dazu kam ihr völlig anderes Aussehen, ihre schwarzen Haare und Augen und kleinen Gestalten, ferner daß die Lappen bis in die neuesten Zeiten dem Heidenthum angehörten und theils wohl aus Wichtigthuerei, theils aus kluger Berechnung mit der Schlauheit der Besitzlosen oft mit mystischen Künsten und Fertigkeiten geprahlt haben, die nicht selten nur Taschenspielereien waren; aber schließlich stehen die Lappen selbst unter dem mystischen Zauber der großartigen Naturbeschaffenheit ihres Heimatlandes, von der Björnson in den Scenen mit dem Finnenmädchen in „König Sigurd" so herrliche, berückende Schilderungen gegeben hat. Diese „Finnen" spielen überall in den Sagen und Erzählungen Nordlands und Finnmarkens eine unheimliche Rolle. Jonas Lie meint nun, daß die eigenartige Zwiespältigkeit im Geistes- und Phantasieleben vieler Norweger sich von dieser Rassenvermischung herschreibt, für sich selbst glaubt er es mit Bestimmtheit nachweisen zu können. Sein Vater entstammte einer norwegischen Bauernfamilie, deren letzte drei Glieder sich dem Juristenstande gewidmet hatten. In dieser Abstammung wäre dann der Grund für seine gewissermassen nüchterne, rationalistische Lebensbetrachtung, seine überaus scharfe Wirklichkeitsbeobachtung und getreue Wirklichkeitsschilderung, seine lebensvolle Gestaltung erschütternder Conflicte aus dem Alltagsleben zu suchen. Aber die Mutter Jonas Lies war von halbfinnischer Abstammung, eine Frau mit allen „Seltsamkeiten" dieses Volksstammes. Er selbst hat von ihr gesagt: „Eine seltsame Frau, ganz verschieden von allen

anderen, schon im Aeußerlichen. Sie kleidete sich sonderbar, schwärmte im Ganzen genommen für starke Farben, Gold, Glanz und Pracht. Es war Etwas von einer Seherin an ihr, Etwas, was an Wahrsagerinnen erinnert und dergleichen." Dabei eine geistig hochbedeutende Frau mit ganz ungewöhnlichen Kenntnissen. Von ihr hätte Jonas Lie dann den Phantasiereichthum, die Fabulirungslust, die Neigung für das Spukhafte im Leben, für das Geheimnißvolle im Menschen, seine Gabe, die Nordlandsnatur in ihrer ganzen mystischen Gewalt darstellen zu können, seine Begeisterung für die Kraft- und Energie-Menschen, die bei ihm fast an die Helden der alten Sagas erinnern.

Auch in Lies persönlicher Entwickelung macht sich diese Zwiespältigkeit bemerkbar. Schon als Kind hat er Neigung für Praktisches, alle Mechanik und Technik lockte ihn. Er wollte Buchbinder, auch Büchsenschmied werden, und als er schließlich zu einer Berufswahl genöthigt war, wurde er nicht, wie es seine Eltern wünschten, Pfarrer, sondern Jurist. Aber andererseits zeigte sich auch in der Kindheit schon das Phantasiereiche in ihm. Arne Garborg hat in seinem hochinteressanten Buch „Jonas Lie, Eine Entwickelungsgeschichte", aus dem ich die meisten biographischen und persönlichen Angaben entnommen habe, erzählt, daß Jonas oft zu spät in die Schule kam, obschon sein Schulweg nur 10 Minuten weit war, und obwohl er keine „Umwege" machte; aber „er hatte unterwegs so viel zu schauen und zu gaffen und in Nachdenken zu versinken über das, was er sah; die Welt schien ihn in hohem Grade in Verwunderung zu versetzen". In jener Zeit wollte er, nach Aufgabe der praktischen Berufe, Seemann werden, natürlich aus Abenteuerlust, und versuchte sich auch als „Erfinder". Von seinen Schulkameraden wurde er „Lügner" genannt, weil er ihnen Geschichten erzählte, die es mit der Wahrheit nicht sehr genau nahmen und denen er mit seiner lebhaften Phantasie allerhand Ausschmückungen gab. Aber er sah und erlebte auch viel mehr und viel Merkwürdigeres, als die anderen Knaben, weil Alles seine Neugier, sein lebhaftes Interesse, seinen Forschertrieb erweckte. So steckte er als Junge einmal einem jungen Bären, der zahm auf einem „Russen-Schiffe" war, den Fuß in den Mund, nur um zu sehen, wie es sein würde, wenn das Thier zubiß. Ueberall tummelte er sich herum, weilte im Hafen, bei den Fischern, sah und staunte und erfüllte seinen Geist mit einer Unzahl Eindrücke. Durch Erzählungen wurde seine Phantasie schon früh mächtig angeregt, denn als kleiner Junge saß er in der Gesindestube „mit hinaufgezogenen Füßen und lauschte mit offenem Munde auf die furchtbaren Geschichten vom Finnenzauber, von Draugen*), Schiffbrüchen und der „Hellseherei", bis ihn das Grausen durcheiste."

---

*) Meergeister.

Aber den wichtigsten Einfluß übte auf ihn doch die gewaltige, eigenartige Naturbeschaffenheit seines Heimatlandes, des „Nordlands" aus, das er bereits in seiner Kindheit durch mehrmaligen Wohnungswechsel seines Vaters an verschiedenen Plätzen kennen lernte. Die erste Zeit verlebte er in einem einsamen Waldberghause bei Hougsund, mehrere weitere Jahre in Tromsö. Ueber die Naturbeschaffenheit dieses Landes hat er in seinem ersten Buche: „Der Hellseher" selbst gesagt: „Nordland besitzt überhaupt alle Naturverhältnisse in einem intensiven Grade und in ganz eigenthümlichen, großartigen Gegensätzen. Es herrschen dort Riesenverhältnisse, aber ohne die kleineren Uebergänge zwischen allen Extremen; es sind Verhältnisse mehr für die Phantasie, das Märchen, den Zufall, als für den ruhigen Verstand und die gleichmäßige, sichere Thätigkeit." Und er selbst hat in diesem Buche eine wunderbare Schilderung des Landes gegeben, aus der uns eine machtvolle, rauhe, urzeitlich wilde, öde Felsengebirgsnatur entgegentritt, die sich in der kurzen, lichterfüllten Sommerzeit in ein duft- und farbenreiches Paradies verwandelt. Dem drei Monate währenden Tage mit nordischer Luft- und Licht-Klarheit und Sonnenglanz folgt aber die neun Monate lange Nacht mit allen Schrecken der Finsterniß und dem Grausen des Hochgebirgs- und Nordmeerwinters. Zeitweise wildes Brausen der Meeres- oder Gebirgs-Stürme, donnernde Wogen, tosende Gebirgsbäche, Rollen der Hochlawinen mit dem Bersten von Felsen, dem Krachen des Eises und dann wieder eine lautlose Stille, die bei der Luftdünnheit jeden Ton viele Meilen weit vernehmen läßt.

Aber Jonas Lie wurde sich der Gewalt dieser Eindrücke erst bewußt, als er aus ihnen herauskam, als er mit 33 Jahren vom Nordland fortzog und in das flache, mehr idyllische südliche Norwegen, nach Christiania kam, um sich der Dichtung zu widmen.

Ich hatte oben erwähnt, daß der praktische Sinn in Jonas Lie ihn veranlaßte, dem Beispiel seiner drei Vorfahren zu folgen und sich der juristischen Laufbahn zu widmen. Er wurde nach kurzer Beamten-Carrière Rechtsanwalt in einem kleinen Ort seiner Heimat, hatte aber bald auf Grund seiner vielen Beziehungen und weil er sich als einen ganz ungewöhnlich gewandten, tüchtigen, zuverlässigen und geradezu genialen Anwalt bewies, einen ungeheuren Wirkungskreis. Schon nach einem Jahr konnte er sich mit einer Cousine, der Kaufmannstochter Thomasine Henriette Lie, die er seit der Studentenzeit liebte und mit der er sich seiner Zeit ganz urplötzlich verlobt hatte, verheirathen. Sie war einen Monat älter, als er. Seine Thätigkeit dehnte sich immer weiter aus, er erwarb großen Grundbesitz und wurde durch seine Verbindungen auch in die damals in allen Besitzerkreisen verbreiteten Wald- und Holzspeculationen hineingezogen. Daneben war er litterarisch thätig, namentlich mit politischen Artikeln und Gedichten, von denen die ersten sich durch Klarheit, Größe der Auffassung und schlagende polemische Kraft auszeichneten. Aber dann kam im

Jahre 1866 die Katastrophe, der große Krach der Bredesen'schen Riesen-Holzfirma, die fast alle Waldbesitzer und Holzhändler mit sich zog. Lie hatte das Unheil mit seiner ahnenden Seele lange kommen sehen, konnte aber nicht mehr zurück. Auch er stand mit Riesenverpflichtungen da und hatte dafür nur Besitzungen, die jetzt völlig werthlos waren in der allgemeinen Panik. Garborg erzählt, daß es Lie in seiner Studentenzeit schwere Sorge gemacht habe, daß er in Tromsö einem Menschen zwei Schilling schuldig geblieben war, die er ihm schließlich auch wirklich zukommen ließ. Nun stand er mit einer Schuldenlast von mehr als hunderttausend Kronen da, ohne Aussicht, seine bisherige Thätigkeit weiter ausüben zu können. Da faßte er einen kühnen Entschluß: er wollte Dichter werden — das, wozu seine Neigung ihn oft getrieben, wovon ihn seine kluge Bedächtigkeit aber immer zurückgehalten hatte, das wollte er nun wagen, und er träumte, durch seine Schriften, wie einst Scott, all' seine Schulden abzuzahlen und dann wieder als ehrlicher Mann dazustehen. Und er hat große Summen abgetragen, er hat eine gewaltige Productivität entfaltet, die ja auch bald von großem Erfolg gekrönt war, und Jahre lang in bescheidenster Weise gelebt, aber sein Traum — das sah er bald ein — war in Norwegen unerfüllbar! Alles konnte er nie abtragen. Garborg weiß zu erzählen, daß diese Erkenntniß einer der schwersten und bittersten Momente seines Lebens gewesen sei.

Jonas Lie ging 1868 nach Christiania, um diesen seinen Plan auszuführen; aber zunächst ging es nicht so glänzend. Er warf sich auf die politische Journalistik, in der er allerdings eine bedeutende Befähigung entwickelte, aber bei den kleinlichen Zeitungsverhältnissen im damaligen Christiania waren dabei keine Schätze zu erwerben.

Aber hier in dem idyllischen Flachlande Südnorwegens erwachte plötzlich in ihm das Natur-Bild seiner hochnordischen Heimat in gewaltiger Größe. Jugendeindrücke, die er empfangen hatte, die ganze Kinderangst vor dem Troll-Spuk*) und die Teufelsfurcht jener Zeit sah er plötzlich wieder vor sich. Vor Allem aber erwachte die Erinnerung an Seelenbedrückungen, die ihn im reiferen Alter gepeinigt hatten, an die Schrecken seiner Phantasievorstellungen und die Furcht vor ihrer Uebermacht über den Verstand. So entstand erst eine kleine Naturstimmungsskizze „Am Enarsee", dann ein großes Gemälde von dem mystischen Einfluß dieser Natur auf das Seelenleben in der Erzählung: „Der Hellseher".

„Ich begreife," heißt es dort, „daß das „Hellsehen", das „Voraussehen," wie es in Nordland heißt, eine Seelenkrankheit ist, welche keine Kur, kein Verstand, keine Ueberlegung zu heilen vermag. Man ist mit einem dritten Fenster in dem Hause seiner Seele, außer den beiden gesunden Augen geboren, mit einem Fenster, das nach einer Welt hinausgeht, die

*) Trolle sind die Wald-, Berg- und See-Kobolde Norwegens.

Andere nur ahnen, in die man aber selbst hineingenöthigt wird, wenn die Versuchung kommt, hineinzugehen und hineinzublicken; es läßt sich nicht mit Büchern verstopfen noch durch verständige Reflexionen."

Lie schrieb sich in diesem Buche frei von all' seinen Bedrückungen der Jugend, von den Sorgen der letzten Zeit, darum war es so echt und voll empfunden, darum verrieth es eine so tiefe Seelenerkenntniß. Aber er schrieb darin auch sein eigenes Staunen über die Wunder seines Heimatlandes nieder, und darum wurde die Schilderung fast zu einer märchenhaften.

Das Buch war ein Ereigniß, denn bisher hatte die Björnson'sche Bauernnovelle in ihren schwächlichen Nachahmungen geherrscht. Hier war auch Heimatleben und nordische Landschaft, gemalt mit seltener Farbenglut; aber ein eigenartiger Conflict, Nichts, als ein Seelenleiden, keine romantischen Lebensereignisse. Und hier fand sich auch zum ersten Mal in der norwegischen Litteratur die Behandlung der Vererbungsfrage. Aber Lie mit seinem nie schwindenden Idealismus stellte sich auf die Seite der Liebe gegenüber dem wissenschaftlichen Materialismus.

Für die Beurtheiler war all' das Neue in diesem Buch eine harte Nuß, nur wenige wußten sie völlig zu knacken, aber auch selbst die Nörgler verriethen, daß sie, wider Willen, ergriffen seien.

Die Belohnung blieb nicht aus: Lie erhielt schon 1871 ein Reisestipendium zur Bereisung des Nordlands, um Volksstudien zu machen. Später ging er, ebenfalls mit Stipendien, in's Ausland, nach Italien, Deutschland und Paris, wo er jetzt meist wohnt; im Sommer weilt er in Berchtesgaden, wo er ein Landhaus besitzt. Die Folge seiner Nordlandsreisen waren seine berühmten See- und Küstenromane: „Dreimaster Zukunft", „Der Lootse und sein Weib", und etwas später „Rutland" und „D'rauf los". Die Bedeutung dieser Werke beruht einmal darin, daß Jonas Lie eine ganz neue Landschaft und die Lebensschilderung derselben in die Litteratur einführte: das „Nordland"; dann aber auch darin, daß hier zum ersten Mal das See- und Küstenleben, die Fischer und Seeleute, die Landhändler, Bauern und Seeortsbewohner, die wandernden „Finnen", der Kampf all' dieser Menschen mit der Natur, ihr zähes Ringen um die Existenz und ihr oft gieriges Erwerbsstreben in wahrheitsgetreuer, auf reicher Lebensbeobachtung begründeter Darstellung geboten wurde und doch das Ganze verklärt war durch einen tiefen, großen Blick auf das Menschenleben, durch die Herausarbeitung der Idee von dem siegreichen Emporringen der Jugend, der Culturförderer, gegenüber dem morschen Alten, dem versumpfenden Stillstandsstadium. Aber auch hier tönt in Lies Werken jene andere Saite seines Empfindens und Denkens weiter: die Natur- und Seelen-Mystik. Sie macht sich bemerkbar in den Finnengestalten, in dem Aberglauben, den Gespenstergeschichten der Seeleute und Fischer.

Lange hatte sich Lie den Lehren und Theorien des durch die Vorträge von Brandes plötzlich stark in Blüthe schießenden reinen „Naturalismus"

und „Theoreticismus“ in der Litteratur nicht nur ferngehalten, sondern auch noch 1874 eine Schrift „Vom Idealismus und Materialismus“ verfaßt, die gegen diese Richtung geschrieben war. Aber schon sein Roman „Thomas Roß“, 1878, in dem er Christianiaer Leben schilderte, verrieth Spuren dieses Einflusses. Er versuchte sich auch in einem Künstlerdrama „Grabows Katze“, ohne damals jedoch damit durchzudringen. Lie war seit 1871 viel im Auslande gereist und daher seinen Landsleuten etwas fremd geworden. „Thomas Roß“ wollte man nicht als Christiania-Roman gelten lassen. Aber dann in seinen beiden letzten Seeromanen „Rutland“ und „D'rauf los“ schuf er solch' echte und wahre Lebensbilder, zeigte die Ueberwindung der mystischen Mächte durch das Leben und sprach so deutlich aus, daß man mit dem „Alten“ brechen müsse, daß der enge Ideenhorizont des Volkes einer Ideen-Erneuerung und Erfrischung bedürfe, daß schon hier sein völliger Umschwung zu ahnen war.

Mit dem Jahre 1882 gab er dann auch die Darstellung des See- und Küstenlebens auf und warf sich auf die Behandlung der socialen und gesellschaftlichen Probleme des Großstadtlebens und der Conflicte des Ehe- und Familienlebens. Aber auch hier wird Jonas Lie niemals zum Theoretiker, zum Ideenverfechter, zum schroffen Ankläger. Er sucht das Leben zu begreifen und stellt es darnach dar mit einer milden, verständnißvollen Lebensauffassung, mit einer innigen Sympathie für die Verkommenen, die Stiefkinder des Glücks, selbst für die Verbrecher. Er kann nicht verdammen, nicht einseitige Theorien verfechten, weil er das Alles so tief versteht, auch die schwerste Schuld zu erklären und begreifen vermag und darum verzeihen kann. Er wird auch nicht zum schroffen Gesellschaftsankläger, er malt nicht das Leid und den Untergang der armen Unterdrückten als einseitige Gesellschaftsschuld, er sieht „Recht“ und „Unrecht“ auf allen Seiten, er enthüllt die tragischsten Conflicte, aber er predigt nicht bestimmte Morallehren. Charakteristisch ist in dieser Beziehung seine Erzählung „Ein Lebenssklave“, in der er die „sociale Frage“, die Rechtlosigkeit der Besitzlosen behandelt hat: ein Stiefkind des Lebens ohne Vater und ohne Mutter, weil ihr das Herrschaftskind, dessen Amme sie war, lieber wird, als das eigene, und sie schließlich nur an dem fremden Hause hängt, und ein Mensch, auf dem der schandebrohende Fluch der Armuth von seiner ersten Jugend an ruht, der selbst das Liebesglück durch den reichen Nebenbuhler verliert, aber trotz der Erkenntniß seiner Lage niemals als Ankläger gegen die Gesammtheit und die Gesellschaft auftritt. Der Dichter giebt nur ein düsteres Menschenschicksal, das Mißstände im Gesellschaftszustand zeigt, aber er weist nicht mit Worten und Predigten darauf hin, er verkündet nicht Reformideen.

Und dabei kommt ihm eine Fähigkeit zu statten, die selbst über das Düsterste und Häßlichste Licht und Schönheit verbreitet: er besitzt einen starken, ganz urwüchsigen, aber herzenswarmen Humor, der nach und nach

immer stärker hervortritt. Selbst in der Darstellung des größten Lebenselends weiß er durch eine sich naturgemäß ergebende komische Situation die düstern Schatten zu zerstreuen, so am Schluß der Novelle „Schlächter Tobias", wo der rührende Abzug einer armen, nothleidenden Familie nach Amerika durch einen Jungenstreich eine humoristische Färbung bekommt. Und noch in der größten menschlichen Verkommenheit weiß er durch humorvolle Beleuchtung gewisser Charaktereigenthümlichkeiten auch moralischen Schwächen und Mängeln den Schimmer des Drolligen zu geben. So in der Gestalt des gaunerhaften Johnny in „Malstrom", des Künstlers im „Improvisator", auch des „geriebenen" Tobias im „Schlächter Tobias".

Der entwickelungs- und fortschrittsgläubige Optimist in Lie kommt auch in manchen dieser Werke zum Durchbruch, indem er positive Ziele nachweist und Charaktere schildert, die als Wegweiser auf dem Lebenspfade dienen könnten, freilich Männer, die mitten im alltäglichsten Leben stehen, deren Beruf ein völlig erwerbsstrebender ist; aber seine reiche Phantasie macht aus diesen einfachen Männern des praktischen Lebens Helden, Genies. Es sind Kraftnaturen, meist aus den untersten Schichten des Volkes, herangewachsen im Kampf mit dem Elend des Lebens und den Unbilden des furchtbaren Nordlandsklimas, die sich einen klaren, sicheren Blick für alle Lebenslagen, einen eisernen Willen, der jedem Widerstand trotzt, alle Hindernisse überwindet, vor keiner Gefahr zurückschreckt, und dabei eine Wage- und Unternehmungslust erworben haben, daß sie nicht nur sich selbst emporarbeiten, sondern auch durch ihre Arbeit, ihre Unternehmungen zu Culturförderern in jenen abgelegenen Landestheilen werden. Diese Erfinder- oder Unternehmer-Genies sind Lies „Lieblingshelden", ob sie siegend emporsteigen oder schließlich unterliegen, den Segen ihrer That aber der Nachwelt überlassen. Solche Charaktere sind Morten Jonsen im „Dreimaster", „Jon Sunde" in der Novelle dieses Titels, „Per Skodje in Söndmörs-Seeboot", Jansen Juhl in „D'rauf los" und Hendrik in „Malstrom".! Ueberhaupt ist es ein Lieblingsthema Jonas Lies, zu zeigen, daß die praktische Arbeit, das materielle Emporstreben, zu dessen Vertretern er meist die „Jugend" macht, im Gegensatz zu den versumpften Alten, etwas Culturförderndes haben kann und in ihr die beste persönliche Glücksmöglichkeit liegt.

Auch die „Ehefrage" hat Jonas Lie von jeher lebhaft interessirt und ist von ihm schon in „Der Lootse und sein Weib" und „Rutland", sowie auch in seinen späteren Werken in den verschiedensten Arten und mit der vielseitigsten Betrachtungsweise dargestellt; aber auch bei diesem Thema wollte er nur verstehen, deuten, erklären, niemals theoretisiren. Er ist der eifrigste Lobpreiser der Ehe, schon in „Grabows Katz" hatte er gezeigt, daß die Liebe zu einem Mädchen den Mann zum Künstler machen könne. Erst die Vereinigung von Mann und Weib im gemeinsam-strebenden Zusammenleben ist ihm die Erfüllung wahren Menschenthums. Seine Frauen

sind meist energische, klarfühlende, zielbewußte, aber innig hingebungsvolle Wesen. Sie verlangen vom Manne eine gleiche Hingabefähigkeit, ein völliges Aufgehen im Eheleben. Da liegt nun aber sofort der Conflict vor, daß der Mann seinen „Beruf“ erfüllen will und daß er in der Liebe zu seinem Weibe ihr Glück besonders durch eine gesicherte materielle Grundlage schaffen, ihr ein gemüthliches und schönes Heim bereiten, ihr alles Unangenehme und Niedrige fernhalten möchte. Diese Fürsorglichkeit des Mannes erscheint der Frau bei Lie nicht nur als eine Vernachlässigung, wie es z. B. in Strindbergs „Bengts Gattin“ der Fall ist, sondern auch als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte und Pflichten als Frau auf das Mittragen, Mitwirken, Mitdenken, denn die meisten Lie'schen Frauen sind keine Zierpuppen, sondern ernste, strebende Naturen. („Dreimaster Zukunft“ — „Ein Zusammenleben“.) Darum giebt es für ihn auch nur eine Lösung des Conflicts: die Frau wird die mitwirkende Genossin des Mannes. So heißt es in dem dramatischen Gedicht „Faustina Strozzi“: „Die Frau ist nicht des Mannes voller Freund — theilt sie mit ihm nicht die besten Gedanken — und hilft ihm, dafür auch zu kämpfen!“ und ähnlich im „Hellseher“: „Das Kreuz wird in wahrer Liebe von beiden Liebenden getragen, und wer es ritterlich allein tragen will, betrügt den Anderen nur um einen Theil seines Besitzes.“

Conflicte können im Eheleben nicht nur durch mangelnde Gemeinsamkeit im Streben, sondern auch dadurch entstehen, daß zwei völlig verschiedene Individualitäten zum dauernden Zusammensein aneinander gebunden werden, und nun durch ihre Verschiedenheit Reibungen entstehen. Da tritt für die Frau die Frage ein: ob sie ihre Eigenart aufgeben soll oder ihr Recht der eigenen Persönlichkeit durchsetzen.

In einem Reimbrief von 1871 gab Lie die Antwort darauf: „Wir sollen kämpfen für das schöne Land, — wo s i e Königin ist, und König e r!“

Aber in seinen Romanen behandelt er den Conflict nicht als Frage, sondern sucht ihn durch Lebensbilder, durch Ehegemälde aufzudecken und Ausgleichswege zu zeigen. Schon im „Lootsen und sein Weib“ hat er gezeigt, daß die Aufgabe der weiblichen Individualität in demuthvoller Ergebenheit nicht zum Ziele führt, daß aber noch nach langem Conflict eine glückliche Ehe entstehen kann, wenn die Gatten „sich verstehen lernen“ und sich „in Liebe in einander fügen“. Dagegen zeigte er dort gleichzeitig, daß ein unheilbarer Riß entsteht, wenn die beiden Gatten zur Erkenntniß der Unmöglichkeit der Uebereinstimmung kommen, und die Liebe, die sie hätte verbinden können, erlischt. Selbst der Lebensskeptiker, der „mit dem Leben fertig zu sein glaubt“, kann durch die Liebe noch zu einem guten Ehemann, einem nützlichen Gesellschaftsmitgliede werden (in „Adam Schader“); und in „Familie auf Gilje“, wie in „Töchter des Commandeurs“ zeigte er in Ehebildern, die in ihrer Lebenswirklichkeit er-

staunlich wirken, wohin es führt, wenn nur eine Individualität, die des Mannes oder die der Frau, im Hause herrscht. Jonas Lie kommt immer mehr dahinter, daß diese Conflicte nur auf der Herzlosigkeit beruhen, daß im Herzen alles wahre Leben pulsirt und nach der Kraft desselben der Werth der Persönlichkeit zu bemessen sei. Und diese Herzlosigkeit, die die Ehen vernichtet, wird auch von der Gesellschaft geübt, herrscht in der nächsten Verwandschaft. Darum ist das Mädchen, das aus Liebe sich hingegeben hat, eine Vervehmte, darum „peinigen die Menschen einander, treten sich auf die Herzwurzeln, daß der Blick sich senkt und der Rücken sich beugt — selbst die eigene Schwester kann so mitreden.“ (Martha in „Commandeurs Töchter“.)

Und in ebenso stark ironischer Beleuchtung zeigt er die veralteten Vorurtheile in dieser Sache, wenn er einen alten Herrn von dem „alten Geschlecht“ einem nützlichen Unternehmen seine Hilfe versagen läßt, weil einer der Unternehmer ein uneheliches Kind ist, denn der alte Herr meint in seiner engherzigen Moral: „Wenn uneheliche Kinder nützliche Leute werden, statt Armenhausmitglieder, dann werden noch mehr Mädchen fallen!“ Andererseits kann aber auch Jonas Lie, der so sympathisch mitstrebende und mitschaffende Frauen gezeichnet hat, die ganze Würze seines gepfefferten Humors ausgießen, wenn er die Verfechterinnen der sich zum Manne in bewußten Gegensatz stellenden Frauenrechtlerinnen in lustigen, echt humoristischen Bildern vorführt. So in der Skizze der „Alligator“ und in dem Märchen „Der Hühnerkopf“. Aber auch hierbei ist der Humor des Dichters ein so reiner und naiver, wirkt das Ganze nur allein durch die Komik der Situation, ist so gar keine Allgemeinbeutung darin, sondern werden nur possierliche Einzelfälle vorgeführt, daß auch die fanatischste Vertreterin der Frauenrechte sich nicht verletzt fühlen kann. Andererseits hat er Nichts dagegen, wenn die Frauen sich weiblichen Berufen widmen, wenn sie als Lehrerinnen und Erzieherinnen, dem höchsten Berufe der Frau, wirken oder wenn sie sich im praktischen Leben bethätigen. (Z. B. im Roman „Malstrom“.)

Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, daß Jonas Lie einem gewissen Optimismus zuneigt, daß er wenigstens unbedingt an den Fortschritt und die Entwickelung glaubt, und seine ersten Dichtungen waren nicht ganz davon freizusprechen, daß die „guten Schlüsse“ bisweilen etwas angehängt erschienen — so im „Schlächter Tobias“ im auffälligsten Maße; aber Jonas Lie verschließt darum nicht seine Augen dem Vorhandensein des „Bösen“, er selbst hat darüber gesagt: „Es gab eine Zeit, wo ich nicht an das Böse glaubte, aber nun habe ich es doch gelernt. Nicht böse Menschen giebt es, aber Böses in den Menschen.“

Dieses Böse, das ist das Geheimnißvolle, das Spukhafte, das „Trollhafte“ in ihnen, auch in den Frauen hat es Jonas Lie schon früh gezeichnet, so in „Thomas Roß“, wo eines dieser kalten, koketten Weiber, eine dieser „Dirnennaturen“, den Mann in's Verderben stürzt. Der Erforschung

dieser „bösen Mächte", dieses Mystischen in den Menschen, wandte sich Jonas Lie nun zu, als er in der Behandlung socialer Themen und der Eheschicksale immer tiefer in das Seelenleben hinabgelothet hatte. Schon immer hatte ihn das Spukhafte im Leben interessirt; aber er hatte es früher nur im Aeußeren gesucht, im Gespensterglauben, den Wahnvorstellungen der Menschen, in den unsichtbaren Einflüssen, denen ihr Schicksal unterworfen erscheint. Nun entdeckte er es im Seeleninnern, in dunklen Trieben, die stärker sind, als der Wille. Er selbst hat in der Einleitung seiner Märchensammlung „Trolle" davon gesagt: „Daß Trolle in den Menschen sind, weiß Jeder, der für Derartiges Augen hat. Sie liegen in der Persönlichkeit und fesseln sie als unbewegliche Felsstücke, launenhaftes Meer und unsteuerbares Wetter, große und kleine Ungeheuer, von dem einzelnen mächtigen Berg- oder Meertroll bis zu den Nixen, Elfen, Berggeistern oder Kobolden, die in den Menschen hausen und ihre launenhaften Einfälle, Streiche und Seitensprünge in sie hineinsetzen. — In diesem Stadium lebt das Trollwesen in den Menschen als Temperament, Naturwille, Explosivkraft. — Es ist eigentlich schon einen Schritt weiter und darüber hinaus, wenn es als Angst, Dunkel- und Gespenster-Furcht in ihnen lebt. Die Angst ist die erste Gefühlsarbeit des Menschen, sich von dem Elementaren zu trennen und darüber zu erheben. Und wie weit dieses Trollstadium den Menschen auch in das civilisirte Leben hineinverfolgt, würde ein ganz nützlicher und belehrender, vielleicht auch etwas überraschender Nachweis sein. Die Lebensangst, das ganz Unbekannte um uns, das auch die Grundlage unsers religiösen Gefühls ist, wechselt unaufhörlich den Balg und den Namen, je nach den verschiedenen Aufklärungsstadien. Sie lebt sogar in den mystischen Experimentalisten als Tischrücken, Geisterklopfen und dergleichen, bei den Gelehrten unter hochklingenden wissenschaftlichen Bezeichnungen, wie „vierte Dimension", die zur Zeit fast ein Rumpelkasten geworden ist, in den man Alles hineinwirft, was man nicht erklären kann."

Diese Trollwelt in all' ihren Erscheinungsformen will Jonas Lie theils in seinen Märchendichtungen*), theils in seinen neuen Romanen darstellen, nicht durch Erklärung aus der Welt schaffen; denn sie sind da und können daher nicht „fortgedeutet" werden, sie offenbaren sich im Natur-, wie im Menschenleben, bald als phantastische, märchenhafte Erscheinungen im Bewußtsein des Volkglaubens, bald als geheimnißvolle Triebe in den Menschen selbst. Aber auch die Märchengestalten weiß Jonas Lie zu verinnerlichen, sie stehen im psychologischen Zusammenhange mit den Personen, sie sind fast nur Veräußerlichungen ihrer Wünsche, Träume oder Absichten. Die Märchen werden dadurch zu Symbolen des wirklichen Menschenlebens.

---

*) „Trolle". 2 Bde. Einige davon unter dem Titel „Troll-Sagen", Leipzig 1897, erschienen.

In seinen Romanen: „Böse Mächte", „Niobe", „Wenn die Sonne untergeht" und „Dyre Rein", sowie in dem nach der Troll-Novelle „Lindelin" geschaffenen Drama gleichen Titels steigt immer stärker, immer machtvoller und ergreifender diese furchtbare mystische Kraft in den Seelen auf, die sie zu bösen, grausigen oder erbärmlichen und kleinlichen Thaten hinreißt. In „Böse Mächte" war es der Neid, der einen großen und starken Charakter mit solcher Gewalt packt, daß er ihn bis zur Jämmerlichkeit herabwürdigt, in „Wenn die Sonne untergeht" ist es die wahnsinnige sinnliche Liebe eines Weibes, die ein ganzes Haus zu Grunde richtet und den Gatten bis zum Morde treibt, die Trollmacht in „Lindelin" ist das Sinnenlockende im Weibe, das alle Männer bethört, hier aber die humoristische Schluß-Wendung nimmt, daß Alle das „Trollhafte", den bösen Zauber, erkennen und sich eilend von ihr abwenden. In „Dyre Rein" aber ist es das Berückende der geistesstarken männlichen Natur, was verhängnißvoll in das Leben eines Mädchens eingreift, und zugleich die unerklärliche Lebensangst, der unüberwindliche Zweifel an sich selbst, der den Mann in den Tod scheucht. All' diese Verlockten oder von der mystischen Macht Ergriffenen handeln unter einer unbezwinglichen, ihren Willen unterjochenden Gewalt, aber nur, weil es schwache, willenlose Menschen sind, die nicht beim ersten Schritt, sich besinnend, stehen bleiben, wofür Jonas Lie einmal den Ausdruck fand: „Wer seinem Willen Adieu sagt, sagt sich selbst Adieu."

So ist Lie in seinen letzten Werken zu seinem künstlerischen Ausgangspunkt zurückgekehrt, zur Darstellung der Mystik des Seelenlebens, aber in erweiterter, vertiefter, verinnerlichter Art.

Jonas Lies hohe Meinung vom Weibe, seine Erkenntniß von der Nothwendigkeit eines Zusammenstrebens und liebevollen gegenseitigen Verstehens in der Ehe ist wohl hauptsächlich aus seiner eigenen Ehe gewonnen. Es ist durch ihn selbst wiederholt erklärt, daß seine Gattin auch seine treue Gehilfin beim künstlerischen Schaffen ist. So erzählt Garborg, daß Lie zu sagen pflegt: „Habe ich etwas Gutes geschrieben, so hat meine Frau ebenso viel Verdienst daran, wie ich . . . Ohne sie wäre der reine Unsinn herausgekommen!" Sie selbst stellt das freilich in Abrede, aber vielleicht nur, um ihrem Gatten alle Ehre allein zu lassen.

Lie ist kein großer Künstler in der Composition. „Was Teufel will es heißen, ein Buch zu componiren, einen Charakter zu componiren!" hat er selbst gesagt. Es ist das Eigenartige an seinem Schaffen, daß er fast immer zuerst den Schluß sieht und sich dann die Handlung und die Charaktere rückwärts „erträumt". Er sah einmal einen Seemann mit finsterem Gesicht. Zu diesem Gesicht erfand er sich zusammen mit seiner Thomasine die Geschichte „Der Lootse und sein Weib". Und er selbst hat über seinen Schaffensproceß gesagt: „Ich bin ein Seher. Ich kann mir Nichts erdenken, aber ich sehe die Dinge, wie man im Traume sieht; dann denkt man nicht, sondern sieht nur Gestalten, die kommen. Es ist wie bei den Propheten:

sie sehen das Ende der Welt zuerst und dann die Entwicklungsstufen bis dahin. Darum sitze ich auch immer und fürchte mich vor dem Ausfall; ich weiß niemals, wohin es geht, während die Anderen immer wissen, was sie schreiben."

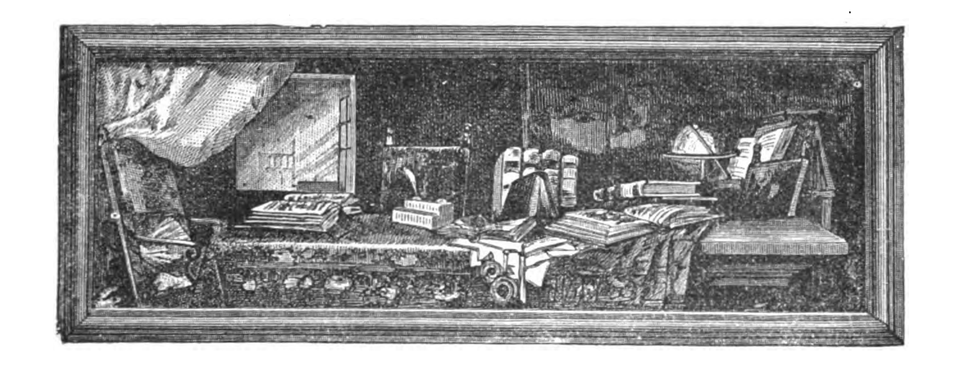
Nun wird man auch verstehen, weshalb die größeren Arbeiten Lies im Anfang einen so seltsamen Eindruck machen: eine Ueberfülle von verschiedenen Gedanken, eine Unmenge Verbindungen und Beziehungen stürzt über Einen her; man glaubt die wirre Bilderjagd eines Traumbildes vor sich zu sehen. Aber dann glättet sich der Strom, er wird klar und fließt langsam in herrlicher Fülle dahin, und man sieht bis in seine Tiefen hinab, wo sich die schönsten Gestalten offenbaren.

Lie ist nie ein „Macher", ein künstlicher Ciseleur seiner Werke gewesen. Er giebt sie, wie sie ihm kommen, er feilt nicht; aber er läßt sie reifen, in ihren eigenen Keimen, ihrer eigenen Fülle.

„Man soll aus sich selbst heraus schaffen, nach dem Gesetz der eigenen Natur," heißt es in „Grabows Katze", „und dann wird es schön, wenn man die Gnadengabe hat." — „Natürlich muß man Genie haben!" sagt Carl Witt.

Lie hat das Genie bewiesen durch eine lange Reihe stets reiferer und tieferer Werke. Er ist nun 66 Jahre alt; aber es ist noch keine Abnahme in seinem künstlerischen Schaffen zu spüren. Die alte Mythe, daß mit dem 60. Jahr die dichterische Schaffenskraft erlahmen soll, hat Lie, wie Ibsen und Andere vor ihnen zerstört, gerade in den letzten Jahren hat er seine gehaltvollsten Dichtungen geschaffen.





Neues vom Lichte.

Von
Dr. Eugen Gottschalk.
Augenarzt.
— Stolp. —

in bekanntes Lehrbuch der Physik (Eisenlohr 1870) leitet die Lehre vom Lichte mit den kurzen Worten ein: Das Licht ist die Ursache der Helle. Daß hiermit die für uns wichtigste Eigenschaft des Lichtes genannt worden, ist nicht zu bezweifeln, — die moderne Wissenschaft aber und speciell die Heilkunde würde dieser kurzen Definition noch viel hinzuzufügen haben. So mannigfach die Farben des Regenbogens sind, in dem sich der Sonnenstrahl auflöst, so mannigfach sind die Wirkungen, die dem Lichte zukommen. — Wenn man demnach von den Wirkungen des Lichtes spricht, müßte man eigentlich immer hinzufügen, welche Art Licht, welche Farbe, welche Stelle des Regenbogens gemeint sei. Viel deutlicher, als für gewöhnlich die Farben des Regenbogens zu erkennen sind, erhält man dieselben, wenn man ein Glasprisma benutzt und durch dieses einen Sonnenstrahl fallen läßt. Der Sonnenstrahl malt dann auf einer weißen Fläche ein farbiges Band, welches man das Farbenspectrum nennt; in diesem sind besonders die folgenden Farben sehr deutlich ausgesprochen, die bei einer gewissen Stellung des Prismas von links nach rechts also lauten: Roth, orange, gelb, grün, blau, dunkelblau, violett. Nach der fast allgemein anerkannten Undulations-Theorie des Lichtes ist der ganze Weltenraum von dem sogenannten Aether erfüllt. Ein leuchtender Punkt ist nun ein solcher, welcher den Aether in Wellenbewegung versetzt; wenn sich diese Bewegung bis zur Netzhaut unseres Auges fortpflanzt, so entsteht für uns das Sehen!

Wie es hohe und tiefe Töne giebt, je nachdem die Schallwellen der Luft größer oder kleiner sind, so giebt es auch große und kleine Aetherwellen. Violettes Licht z. B. macht fast noch einmal so viel Schwingungen in der Secunde als rothes Licht; letzteres hat deshalb fast die doppelte Wellenlänge als ersteres. Jede Stelle im Farbenspectrum läßt sich durch Wellenlänge und Schwingungszahl ausdrücken. Bei genauer Untersuchung findet man ferner, daß die verschiedenen Theile nicht nur an Farbe, sondern auch an Lichtstärke verschieden sind, und daß sie auch hinsichtlich der Wärme und chemischen Wirkung sich von einander unterscheiden. Die Wärme nimmt von violett gegen roth hin allmählich zu und ist über roth hinaus in dem angrenzenden dunklen Theil am intensivsten; die chemische Wirkung nimmt in entgegengesetzter Richtung nach dem Violett hin zu und ist drüber hinaus noch merklich. Hier zeigt sich schon, daß es nicht vollständig richtig ist zu sagen, „das Licht ist die Ursache der Helle," denn diese, an roth und violett angrenzenden Sonnenstrahlen (ultrarothe und ultraviolette) heißen auch die dunklen oder unsichtbaren und haben vor Allem Wärme- resp. chemische Wirkung, sind also durchaus nicht Ursache der Helle. Und gerade um diese unsichtbaren, speciell die ultravioletten Strahlen handelt es sich, wenn wir auf die modernen Errungenschaften in der Optik eingehen wollen. Licht ist nicht nur die Ursache der Helle, Licht im weiteren Sinne des Wortes ist vor Allem Ursache des blühenden Lebens, Ursache der Gesundheit. Wenn Goethe, dessen 150. Geburtstag wir in diesen Tagen voller Begeisterung feiern geholfen, mit den Worten „Mehr Licht" aus der Welt schied, so sind wir seinem bedeutungsvollen Verlangen sicherlich in weiteren Grenzen und schneller nachgekommen, als sich je sein großer Genius hat träumen lassen. Wie das glühende Sonnenlicht der Tropen einen Erdstrich von unbeschreiblicher Farbenpracht hervorgezaubert, und wie die lichtarmen Gegenden des Nordens in blassem, meist grauem oder weißem Gewande schlummern, — diesen Zusammenhang zwischen Licht und Leben hatte freilich schon Goethes Zeit erkannt. Diejenigen Fortschritte aber, welche sich an die Namen Röntgen und Finsen knüpfen und hauptsächlich der medicinischen Wissenschaft zu Gute kommen, sind ganz neuen Datums. Die Eigenthümlichkeiten der sogenannten Röntgenstrahlen sind aller Welt bereits so bekannt, daß ich zunächst über dieselben hinweggehen kann, weniger populär jedoch ist der Name Finsen, und selbst mancher Arzt mag wohl heute noch zweifelnd den Kopf schütteln, wenn er die Titel der drei jüngst im Wiener ärztlichen Central-Anzeiger veröffentlichten Abhandlungen Finsens zu Gesichte bekommt. Die Titel lauten nämlich:

1) Behandlung der Blattern mit Ausschluß der chemischen Strahlen des Sonnenlichtes,
2) das Licht als Incitament.
3) Behandlung von Lupus (d. i. fressende Flechte) mit concentrirten chemischen Strahlen.

Daß das Licht im Stande ist, Bacillen zu tödten, daran darf heutzutage nicht mehr gezweifelt werden, und daß diese bactericide Eigenschaft nicht etwa der Wärme, sondern speciell den kalten chemischen und unsichtbaren Strahlen des Spectrums zukommt, ist ebenfalls erwiesen. Die hier zu erwähnenden Gelehrten und ihre Arbeiten hat Dr. med. Kattenbracker in der Hygieia 1897 zusammengestellt und wären danach die sicher nicht unbekannt klingenden Namen von Koch, Kitasato, Buchner, Pettenkofer, Dieudonné &c. zu nennen.

Dr. Ernst Below, Berlin, der sich durch Einführung von Lichtbädern Verdienste erworben, wies bereits auf dem internationalen und medicinischen Congreß in Berlin 1890 bei der Tuberkulosefrage auf die bacterientödtenden Eigenschaften des Sonnenlichtes hin, sowie auf das Absterben der Pestbacillen Indiens, wenn sie 3—4 Stunden lang dem Sonnenlicht ausgesetzt werden, während eine Kälte von 60—80° Celsius Bacterien zu tödten nicht im Stande ist. Buchner zeigte, daß die bactericide Wirkung beim Durchgang durch Wasser nicht aufhört, daß im Gegentheil sogar die Selbstreinigung der Flüsse zum großen Theil auf das Licht zurückzuführen ist, indem sich durch die chemischen Lichtstrahlen das stark desinficirende Wasserstoff-Hyperoxyd aus dem Wasser abspaltet. Es scheint mir am Platze, aus einem Aufsatz Dr. Kattenbrackers folgende interessante Zusammenstellung hier wiederzugeben:

„Die Abtödtung sämmtlicher pathogenen Bacterien durch Licht ist heute eine wohl nicht mehr bestrittene Thatsache, und zwar unterscheidet sich das elektrische Licht in dieser Beziehung nur quantitativ vom Sonnenlicht. Zahlreiche Versuche liegen bereits hierüber vor, so von Arloing, Dieudonné, Piacentini, Blunt, Downes und Anderen.

Genauer will ich auf Geislers Versuche im Folgenden eingehen.

Er stellte für Typhus-Bacillen in 1 Meter Entfernung von einer elektrischen Bogenlampe von 1000 Normalkerzen Helligkeit nach dreistündlicher Einwirkung eine ausgesprochene Entwickelungshemmung fest, und zwar war diese am stärksten, wenn die Lichtstrahlen von der dunklen Wärme begleitet waren; am kräftigsten erwiesen sich entsprechend dem schon verschiedentlich Gesagten auch wieder die Strahlen beider Spectren (des Sonnen- und elektrischen Lichts) mit den größten Brechungsexponenten bezw. kleinsten Wellenlängen.

Dr. Aufrecht, Berlin, impfte verschiedene Thiere mit Milzbrand, Diphtherie- und Tuberkelbacillen und setzte dann die Thiere beständig dem elektrischen Lichte aus. Während im Dunkeln gehaltene Controlthiere nach 2—3 Tagen eingingen, überstanden die im Lichte gehaltenen die Impfung 14 Tage lang und wurden dann getödtet. Die Section zeigte ein von den im Dunkeln gehaltenen Thieren völlig verschiedenes pathologisch-anatomisches Bild, aus welchem sich ergab, daß die Bacterien in Folge der Lichteinwirkung ihre verderbliche Thätigkeit nicht entfalten konnten.

Diese Versuche sind in dem schon oben citirten Aufsatz in der Hygieia genauer beschrieben worden.

Die physiologischen Thatsachen können wir als Erklärung der nunmehr zu beschreibenden, mit der Lichttherapie erzielten Resultate zu Grunde legen. Die rein locale Anwendung des durch Linsen gesammelten Lichtes zum Aetzen von Lupusknoten, Muttermalen und ähnlichen Hautaffectionen ist von amerikanischen Aerzten schon seit längerer Zeit geübt worden, indessen handelt es sich hier um eine kaustische Wirkung, welche mit der Lichttherapie im heutigen Sinne nichts zu thun hat. Diese kaustische Anwendung hat übrigens manche Vorzüge vor der sonst üblichen, von denen ich nur die genaue Controlirbarkeit der Wirkung auf die tieferen Gewebstheile hervorheben will. Die heutige Anwendung der örtlichen Bestrahlung ist eine wesentlich andere, indem das Licht einer starken Bogenlampe mit Hilfe von parabolischen Spiegeln (Scheinwerfer) in mehr oder weniger concentrirter Form auf die betreffenden Stellen gerichtet wird, und zwar thut man gut, immer nur soviel Wärme zuzulassen, als von den Patienten angenehm befunden wird; die Ausschaltung der Wärmestrahlen erreicht man durch blaue Scheiben, Eiswasserschicht oder vorgeschobene Kupfervitriollösung. Durch weitere Einschaltung einer Sammellinse kann man auf diese Weise ganz concentrirtes „kaltes“ Licht erzielen.

Finsen in Kopenhagen hat durch zahlreiche Fälle von Lupusheilungen gezeigt, daß es sich lediglich um eine heilende Wirkung des Lichtes und nicht der Wärme handle. Nach meinen (Kaltenbrackers) Erfahrungen in etwa 1200 Fällen erweist es sich zweckmäßig, doch eine gewisse Wärmemenge zuzulassen, weil dadurch die Heilung beschleunigt wird, was sich aus dem oben bezüglich der Bacterien Mitgetheilten erklären dürfte. Ich will hier einschalten, daß die chemischen Strahlen bei Pocken den Verlauf der Krankheit äußerst ungünstig beeinflussen. Finsen behandelte viele Pockenkranke im sogenannten rothen Zimmer (in welchem also die chemischen Strahlen durch rothe Scheiben und Vorhänge ausgeschlossen waren) und sah, im Gegensatz zu den dem vollen Tageslichte ausgesetzten Patienten, in keinem Fall Eiterung und Narbenbildung auftreten, diese Beobachtungen werden von russischen und französischen Aerzten bestätigt.

Von ganz besonderem praktischen und wissenschaftlichen Interesse ist der Einfluß des Lichtes auf das Auge. Zum Sehen dienen uns freilich hauptsächlich die sichtbaren Strahlen des Farbenspectrums, aber nichtsdestoweniger ist unser Auge dem Einfluß der unsichtbaren, d. h. ultrarothen und ultravioletten mehr oder weniger häufig ausgesetzt, und ob letztere den wohlthätigen Einfluß, den sie unter Umständen auf den Gesammtorganismus des Menschen ausüben, auch mit Beziehung auf das Auge zur Geltung bringen, dürfte von vornherein mindestens fraglich sein! Aber auch innerhalb des zum Sehen dienenden Farbenspectrums sind die verschiedenen Stellen nicht alle in gleicher Weise dem Auge zuträglich oder angenehm. Bekanntlich wird der

Aufenthalt im Grünen als besonders wohlthätig für die Augen gepriesen, — und doch verordnen die Augenärzte keine grünen Schutzbrillen, sondern blaue oder graue. So ist wohl anzunehmen, daß an dem kranken oder schwachen Auge besondere Umstände vorwalten, welche dies erfordern. Obgleich hier kaum der Ort ist, um eine Theorie des Sehens vorzutragen, umsoweniger, als solche über das Stadium der Vermuthung noch nicht hinaus gelangt sein kann, dürfte es doch für unsere Zwecke lehrreich sein, eine bestimmte theoretische Anschauung zu vertreten*). Wir haben aus dem Vorhergegangenen ersehen, daß das sichtbare Spectrum mit roth anfängt, andererseits mit violett endet, daß es einerseits langwellige Strahlen von geringer Schwingungszahl (roth), andererseits kurzwellige Strahlen von großer Schwingungszahl (violett), daß es einerseits mehr Wärme hervorrufende (roth), andererseits mehr chemisch wirkende Strahlen (violett) aufweist, und daß in der Mitte zwischen diesen Extremen Grün sich befindet. Grün würde demnach weder hervorragend thermisch (d. i. Wärme erzeugend) noch chemisch wirken und deshalb vielleicht besonders angenehm für das gesunde Auge sein. Man könnte nun annehmen, daß die Nervenendelemente in der Netzhaut des Auges, d. h. in der durch die Ausbreitung des Sehnerven im Auge gebildeten Haut, sowohl thermisch als chemisch, als auch gleichzeitig thermisch und chemisch gereizt werden können und dadurch die verschiedenen Farbeneindrücke vermittelt werden. Dementsprechend müßte jedes Nervenelement als solches und außerdem durch seinen chemischen Apparat dem Lichte zugänglich sein. Es würde dann das rothe Licht z. B. hauptsächlich den Nerven selbst direct erregen, während das violette vor Allem den chemischen Apparat des Nerven und erst mittelbar den Nerven erregen würde; das grüne Licht würde in gleicher Weise den Nerven und den chemischen Apparat in Anspruch nehmen, und gerade diese Theilung des Reizes dürfte vielleicht angenehmer empfunden werden, als wenn der Reiz nur hervorragend chemisch oder hervorragend thermisch einwirken würde. Daß man trotzdem blaue oder graue Schutzbrillen im Allgemeinen bevorzugt, hat nach Wolffberg seinen Grund, daß gewisse Augenkrankheiten mehr die Nervenelemente selbst befallen, — dann würden blaue Schutzbrillen wohlthuend sein, weil sie die den Sehnerven direct erregenden rothen und gelben Strahlen am wirksamsten zurückhalten, — und daß andere Augenkrankheiten wieder mehr den chemischen Apparat in Mitleidenschaft ziehen; für solche Fälle müßten blaue Brillen aber eher nachtheilig wirken, da blaue Strahlen ja chemisch wirksamer sind als rothe und gelbe. In der That haben sich neuerdings Augenärzte gefunden, welche für manche Kranke gelbe Schutzbrillen bevorzugen. So schreibt Professor Hermann Cohn in seinem Lehrbuch der Hygiene des Auges:

---

*) Diese Theorie, welche dem subjectiven Charakter der Farben gerecht wird und eine Reihe von Erscheinungen auf's beste erklärt, rührt von Dr. Wolffberg-Breslau her.

Fieuzal, der früher ein solcher Schwärmer für blaue Gläser war, daß er in der hygienischen Gesellschaft in Paris „der Apostel des preußischen Blau“ genannt wurde, ist zur Verordnung gelber Brillen übergegangen, durch die er Alles so warm colorirt sieht wie die Bilder der venetianischen Schule.

Trotzdem dürften die blauen Schutzgläser auch bei Erkrankungen des photochemischen Netzhautapparates nicht von der Hand zu weisen sein, denn die eigentlichen, stark chemisch wirkenden Strahlen sind im reinen Blau doch nur in mäßigem Grade vorhanden; wirklich kräftig wirkend sind sie ja nur in violett und ultraviolett, und je reiner das Blau einer Schutzbrille, um so sicherer sind ja violett und ultraviolett ausgeschlossen. Es kommt aber hinzu, daß außer der thermischen und chemischen Wirksamkeit auch die eigentliche lebendige Kraft, die Intensität des Lichtes, für die kranken Netzhautelemente von Bedeutung sein muß, und da steht es ganz besonders für künstliche Beleuchtung fest, daß rothe und gelbe Gläser viel intensiver, greller wirken als blaue. Der Anschauung, daß man vor Allem dem kranken Auge gedämpftes Licht zuführen müsse, ist wohl auch die Verbreitung der grauen Gläser, auch London smokes oder Rauchgläser genannt, zuzuschreiben. Im Allgemeinen wird man zu dem Schlusse kommen, daß die Wahl des Schutzglases, wenn es sich um kranke Augen handelt, dem Arzte überlassen werden muß und daß für gesunde Augen die Farbe des Glases dem besonderen Zweck zu entsprechen hat. Professor Hermann Cohn sagt in seinem bereits erwähnten Lehrbuch: Bei starken Bogenlampen und bei Sonnenbeobachtungen werden mit Ruß geschwärzte Gläser oder die allerdunkelsten Nummern, bei Schneeflächen und Sonnenschein die mittleren vorzuziehen sein. Schließlich erwähnt er, daß Javal in Paris gegen die Blendung des elektrischen Lichtes nicht blaue, sondern gelbe Brillen verordnete; da das Auge nicht achromatisch sei, will er durch jene Brillen die blauen Strahlen von der Netzhaut ausschließen. Mir scheint, daß mit dem Ausschluß des blauen Lichtes allein nicht viel gewonnen sei, da es durchaus nicht feststeht, ob gelbes Glas auch die eigentlich schädlichen ultravioletten Strahlen ausschließe.

So angenehm nun auch die rein blaue Farbe und angeblich auch die rein gelbe dem gesunden Auge unter gewissen Umständen sein mag, so ist doch im Allgemeinen vor dem übertriebenen Gebrauch reinfarbiger (homogener) Gläser zu warnen. Unser Auge verträgt diese Einseitigkeit der Beleuchtung nur schlecht; es ist auf gemischtes Tageslicht eingerichtet und findet gerade im Wechsel der Farben Anregung und Erholung. Dafür spricht auch folgende Erfahrung, die ein französischer Schriftsteller gemacht haben soll:

Als er, wie es häufig vorkam, einmal eine halbe Nacht durchsitzen mußte, um eine Arbeit am anderen Tage abliefern zu können, drohten seine, schon den ganzen Tag angespannt gewesenen Sehwerkzeuge völlig den Dienst zu versagen. Mit größter Mühe arbeitete er weiter, kaum noch im Stande,

zu sehen, was er schrieb. Da fiel sein müder Blick plötzlich auf ein paar Streifen und Läppchen bunten Seidenzeuges, das seine Frau zur Herstellung einer Mosaikdecke brauchte und auf seinem Schreibtisch liegen gelassen hatte. Unwillkürlich blieben seine Augen einige Secunden an den lebhaft gefärbten Flecken haften, und als sie dann zur Arbeit zurückkehrten, machte er die Wahrnehmung, daß sie bedeutend weniger ermüdet schienen. Jetzt findet man auf dem Pulte des Mannes stets einen mit buntem Papier streifenweise beklebten Ständer, der dicht neben dem Tintenfaß seinen Platz hat, sodaß der Arbeitende bei jedem Eintauchen der Feder seinen Blick auf den leuchtenden Farben ruhen lassen kann. Seitdem will der Schriftsteller keine Ermüdung seiner Augen mehr verspürt haben. Sehr ernsthaft möchten wir nun zwar diese Art der Auffrischung müder Augen für die Praxis nicht nehmen, immerhin giebt die Erfahrung des französischen Autors in gewissem Grade eine Bestätigung für unsere Anschauung, daß auch für das Auge der alte Spruch Gültigkeit behält: Variatio delectat.

Es darf nicht vergessen werden, daß alle die genannten Autoren ihre Versuche mit Schutzbrillen zu einer Zeit machten, als die vollständig weiße Masse, Isometrope genannt, von der wir später sprechen werden, noch nicht bekannt war; dieselbe macht vom therapeutischen Standpunkt aus den meisten bisher gebräuchlichen Schutzgläsern den Rang streitig.

Die reinfarbigen, sogenannten homogenen Strahlen regen das Auge sicher mehr an, als gemischtes Licht; sind sie von mäßiger Intensität, so kann dieser Reiz dem gesunden Auge ein ganz willkommenes Schauspiel gewähren, besonders wenn sie in langsamem Wechsel hinter einander oder harmonisch neben einander auftreten. Bei größerer Intensität oder auch bei schnellem Wechsel, oder disharmonischer Zusammenstellung sind sie dem Auge nachtheilig, und zwar erklärt es sich nach dem Vorausgeschickten leicht, daß einerseits das rothe resp. ultrarothe, andererseits das violette resp. ultraviolette Ende des Spectrums besonders nachtheilig ist. Es ist eine bekannte Thatsache, sagt Oberstabsarzt Dr. Krienes (Wochenschrift für Therapie und Hygiene des Auges 1897, 3) daß durch Ueberblendung bei Einwirkung intensiver Lichtreize (directes Sonnenlicht, elektrisches Bogenlicht, Schnee, Blitz) sämmtliche Augenhäute mehr oder weniger intensiv afficirt werden können und daß die Symptome dieser Affection (Eclipse blinding, Ophthalmia electrica, Schneeblindheit 2c.) mit wenigen Abweichungen, die sich aus der Natur des einwirkenden Lichtes und aus der Dauer der Einwirkung erklären lassen, übereinstimmen. Die Augenhäute sind nicht in gleicher Weise und Stärke zur Erkrankung durch Blendung disponirt.

Durch Widmarks Versuche ist es festgestellt, daß wir die Ursache der Blendung hauptsächlich in den kurzwelligen Strahlen zu erblicken haben. Diese Lichtstrahlen werden von den Augenmedien stark absorbirt, und je stärker die Absorption ist, desto stärker ist der daraus resultirende Schaden. Die Augenmedien besitzen nunmehr gewisse Schutzmittel gegen die Folgen

dieser Absorption. Die lichtbrechenden Medien schützen sich, indem sie die kurzwelligen Strahlen in unschädliche langwellige (fluorescirende) umwandeln, in erster Reihe die Linse, demnächst der Glaskörper, in geringerem Grade die Hornhaut.

Regenbogenhaut und Ciliarkörper (vorderer Uvealapparat) besitzen einen gewissen Schutz in ihrem Blutgefäßnetz, durch den ausgiebigen, schnellwechselnden Blutkreislauf werden die durch den photochemischen Proceß gebildeten Noxen abgeführt, ehe sie ihre volle Schädlichkeit entfalten können (Wildmark). Da den Bindehäuten diese Eigenschaft der Iris 2c. nicht in gleicher Weise zukommt, und da sie auch nicht das Vermögen der Fluorescenz besitzen, so werden sie nicht nur von allen Augenhäuten am stärksten ergriffen, sondern sind auch diejenigen Häute, welche zuerst resp. allein erkranken bei Lichtstärken, denen genüber sich die andern noch intact verhalten.

Eine ganz besondere Stelle nehmen die hinteren Augenhäute (Netzhaut oder Aderhaut) ein; vorausgesetzt, daß es sich um ein gesundes, gut genährtes und pigmentirtes Auge handelt, so sind Netzhaut und Aderhaut eines Theils durch die lichtbrechenden, fluorescirenden Medien und durch das retinale Pigment (gelber Fleck) gegen die kurzwelligen Strahlen geschützt, anderen Theils wird ein etwaiger zu starker photochemischer Verbrauch der Sehstoffe durch gleichwerthige Assimilirung ersetzt. Daher können Netzhaut und Aderhaut functionell und materiell intact bleiben, wenn die übrigen Augenhäute 2c. afficirt sind, und sie werden nur ergriffen bei Einwirkung von Lichtreizen von bestimmter hoher Intensität. Anders ist es beim zur Blendung disponirten Auge (mangelnde Pigmentation der Retina 2c., langsamer ungenügender Assimilirungsproceß der Sehstoffe, Fehler der lichtbrechenden Medien). Hier können z. B. functionelle Störungen (sogenannte epidemische Hemeralopie, Anaesthes. retin. durch Blendungseffecte erzeugt werden, welche noch nicht ausreichen, um an den vorderen Medien (Bindehaut 2c.) eine Affection hervorzubringen. Diese Disposition bedingt — je nach ihrem Herde — die Verschiedenheit der durch Blendung hervorgebrachten Krankheitsbilder. (Hemeralopie, resp. Anästh. retin. allein oder mit conjunctivi t. sol. 2c. oder mit Ergriffensein aller übrigen Augenhäute.) —

Betrachten wir von diesen durch Krienes auseinandergesetzten Gesichtspunkten aus die Bedeutung der Schutzbrillen, so leuchtet wohl ein, daß dieselben sich einerseits zwar als Lichtdämpfungsmittel im Allgemeinen zu bewähren haben, andererseits aber speciell Schutz gegen die violetten und ultravioletten Strahlen bieten sollen. —

Nun dürfen die lichtdämpfenden Schutzbrillen zwar unter besonderen Umständen, als da sind Sonnenbeobachtung oder directe Betrachtung des Bogenlichts, oder für kranke Augen ohne Weiteres acceptirt werden.

Für gesunde Augen indessen sind die dunklen Gläser, ganz gleich ob blau oder grau, durchaus nicht angenehm, und Professor Cohn z. B. warnt direct

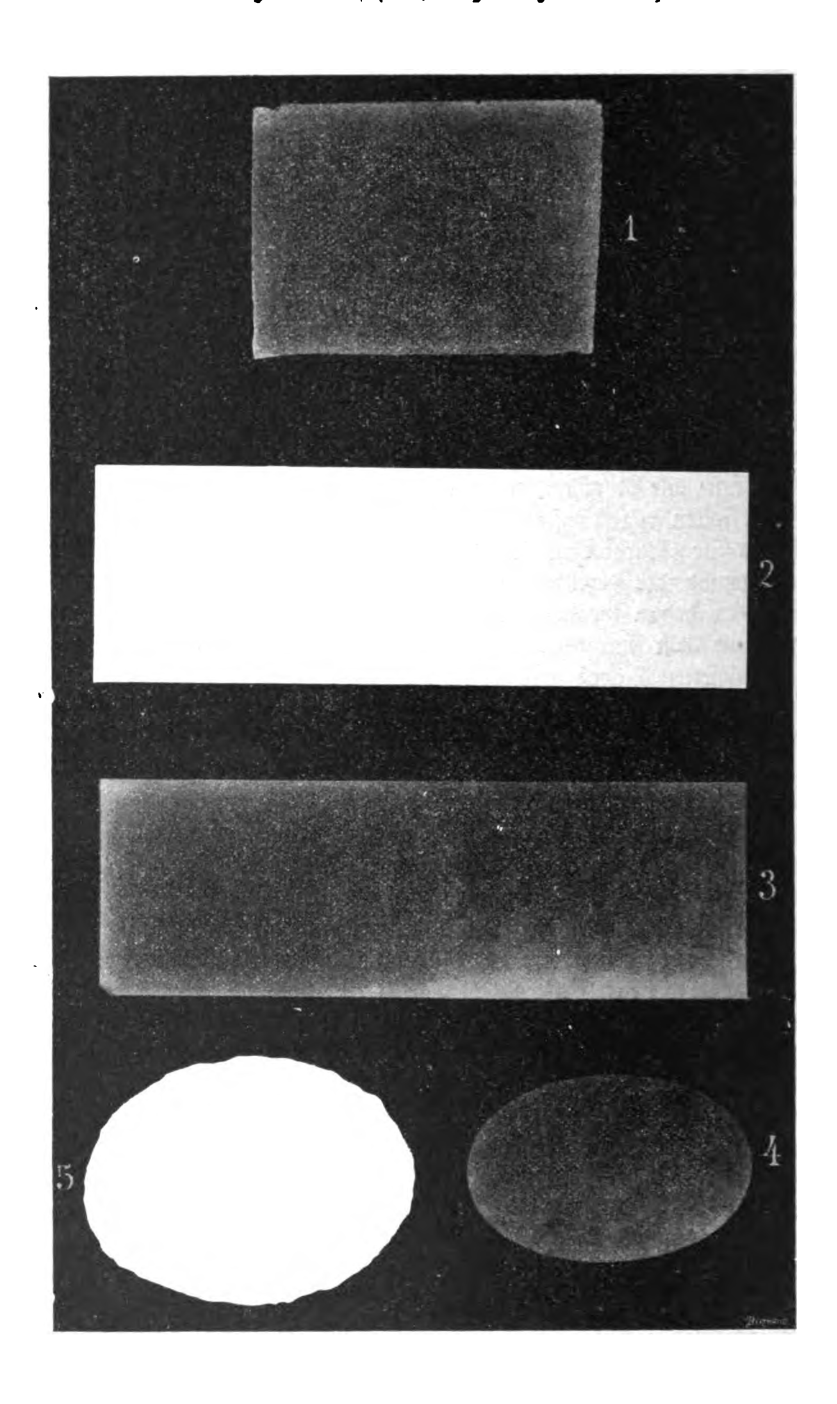
davor, dunkle Gläser bei Gletscherwanderungen zu benutzen, obwohl das chemische Licht der Gletscher einen intensiven Schutz des Auges sicherlich nothwendig macht, weil eben die Sicherheit des Steigens durch den Lichtmangel leidet. —

Die Schutzmittel, über die das gesunde Auge an sich nach Widmarck und Krienes verfügt, reichen für gewöhnlich wohl aus, um das Auge vor Belästigungen durch die chemischen Tageslichtstrahlen zu bewahren, für Schneefeld- und Gletscherwanderungen sind sie aber völlig unzulänglich, und man muß es als einen bedeutenden Fortschritt in der Glasindustrie bezeichnen, daß neuerdings eine Glassorte erfunden worden ist, die, ohne die Intensität des Lichts an sich zu schmälern, absoluten Schutz gegen das ultraviolette Licht bietet. Die Erfindung ist um so wichtiger, als es eine Menge Leute giebt, deren Augen des natürlichen Schutzes gegen das chemische Licht nicht in vollem Maße theilhaftig sind. So sind gegen dasselbe fast alle Kurzsichtigen sehr empfindlich, und zwar nicht nur in excessiven Fällen von Kurzsichtigkeit. Ganz besonders aber ist die Glassorte unersetzlich für Staroperirte, denn mit der Staroperation ist ja bekanntlich die Entfernung der getrübten Linse aus dem Auge verbunden. Da nun die Linse in hohem Grade ultraviolette Strahlen unschädlich macht, so ist die Netzhaut von staroperirten, also linsenlosen Augen, der Einwirkung des ultravioletten Lichtes ganz besonders ausgesetzt.

Die gewöhnlichen Stargläser können diesen Uebelstand nicht beseitigen, und wählt man, um demselben einigermaßen zu begegnen, blau gefärbte Gläser, so setzt man in demselben Maße, in welchen man das Auge schützt, auch die Sehschärfe herab. —

Benutzt man jedoch Starbrillen aus der erwähnten neuen chemischen Glascomposition, welche den Namen Isométrope erhalten hat, so werden die ultravioletten Strahlen vollständig fern gehalten, und wie Dr. Wolffberg in einem Aufsatz (Wochenschrift für Therapie und Hygiene d. Aug. 1899, 14, Eine sehr beachtenswerthe Eigenschaft der Isométrope-Brillen) berichtet, kann die mit diesen Gläsern gewonnene Sehschärfe der Staroperirten doppelt und dreifach so groß sein, als sie mit gewöhnlichen Gläsern sein würde. Diese Verbesserung der Sehschärfe, wenn auch in geringerem Grade, macht sich übrigens auch für Kurzsichtige und Uebersichtige bemerkbar, und zwar umsomehr, je geringer deren Sehschärfe bei Benutzung gewöhnlicher Gläser ist. Das Isométropenglas bietet noch eine Menge anderer Vortheile, auf die einzugehen hier nicht der Ort ist. Das Verhalten den ultravioletten Strahlen gegenüber ist jedoch wichtig und interessant genug, um darauf eingehender zurückzukommen.

Nehmen wir ein Blatt schwarzes, lichtempfindliches Papier, legen darauf der Reihe nach, wie in umstehender Tafel angegeben ist, ein Stück Krystallglas von 2 mm, extraweißes von 1½ mm und Isométrope-Glas von 1½ mm Dicke und setzen das so belegte Papier nun den Wirkungen von Röntgen-


1
2
3
5
4

strahlen aus, so kann man ohne Weiteres sich überzeugen, daß nur die Isométropengläser die Röntgenstrahlen verhindert haben, das chemisch präparirte Papier zu ändern. Alle anderen Glassorten haben denselben mehr oder weniger den Durchtritt gestattet. Dieses Experiment ist von verschiedenen Autoren, unter anderen von Dr. Bourgon-Paris, streng wissenschaftlich controlirt und für richtig befunden worden. Letzterer hat seine Versuche auch auf graue und blaue Gläser dunkelster Nüancen ausgedehnt und stets die Isométropengläser überlegen gefunden. Bourgon hat auch direct Versuche mit den ultravioletten Strahlen des Sonnenspectrums angestellt und dieselben Resultate wie mit Röntgenstrahlen zu verzeichnen gehabt. Daß übrigens hinsichtlich der Wirkung auf's Auge eine hochgradige Aehnlichkeit zwischen ultravioletten und Röntgenstrahlen besteht, ist im Centralblatt für Augenheilk. 1897, 8 von Dr. H. Chalupecky in Prag nachgewiesen worden.

Selbstverständlich hat die Erfindung des Isométropenglases bei den Augenärzten aller Länder großes Aufsehen erregt, und eine große Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten ist darüber erschienen. Für den Laien, besonders wenn er Brillenträger ist, dürfte es nicht uninteressant sein, hier in kurzen Worten das Wichtigste über die Glasfabrication zu erfahren.

Die Hauptausgangsmaterialien bilden die Salze der Alkalien, namentlich Soda, Pottasche und Sulphat (Glaubersalz), ferner Kalk, Bleioxyd und Kieselsäure.

Die Kieselsäure wird in der Regel als Sand angewandt, zu den guten farblosen Gläsern in möglichst reinem Zustande, weiß, oft geschlemmt, namentlich eisenfrei. Quarz und Feuerstein werden gepulvert und vor dem Pulvern durch Glühen und Abschrecken mürbe gemacht.

Die Alkali werden in Form der Carbonate oder Sulfate angewendet. Für feines Spiegelglas verwendet man durchaus eisenfreie Sulfate. Die kohlensauren und schwefelsauren Salze, letztere unter Zuhilfenahme von Kohle, werden von der Kieselsäure zersetzt, und es bildet sich kieselsaures Alkali.

Bei den schwer schmelzbaren Gläsern treten Kalisalze an die Stelle von Natronsalzen, Kali wird meistens noch als Holzasche oder Holzpottasche verwendet. Ein weiterer Bestandtheil des Glases, der Kalk, wird in verschiedenen Arten zu den Glassätzen zugesetzt. Für weiße Gläser nimmt man nur reinen, eisenfreien Marmor, für ordinäre Kalksteine, Kreide, selbst thonhaltigen Kalkmergel, dessen Thonerde zum Theil mit in den Glasfluß geht. Thonerde wird auch stets aus den Glasschmelzhäfen aufgenommen, thonerdereiche Gläser erhält man mit Feldspath, Basalt, Laven, die bei billigsten Gläsern auch die Kieselerde und das Alkali liefern.

Auch Glasscherben, Glasabfälle aller Art werden mit den übrigen Materialien verschmolzen.

Nimmt man reinste Materialien, so entsteht farbloses Glas, namentlich bei der Zusammensetzung Kali-Kieselsäure-Kalk. Natrongläser haben meist einen etwas grünlichen Bruch, während bleienthaltende Gläser sehr stark

lichtbrechend sind. Die grüne Färbung des Glases rührt von Eisen her, und kann daher durch Zusatz von Eisensalzen mehr oder weniger stark grüngefärbtes Glas erhalten werden. Kobaltsalze färben das Glas blau, Uransalze orange, Nickelsalze roth 2c.

Zur Entfärbung des Glasflusses braucht man gleichfalls verschiedene Mittel, wovon das älteste und meist verwandte eisenfreier Braunstein ist, der namentlich durch Eisen grünlich gefärbtes Glas vorzüglich entfärbt. Die gelbe Färbung des Schwefelnatriums wird ebenfalls durch den oxydirenden Braunstein weggeschafft oder durch Salpeter, meist aber durch arsenige Säure, welche allgemein für die besten Gläser verwendet wird.

Sie wird in Stücken vorsichtig in den geschmolzenen Glasfluß eingeführt und wirkt zum Theil oxydirend, zum Theil mischend oder läuternd durch das vergasende Arsen oder die arsenige Säure. Gelbfärbung kann auch durch Kobaltblau verdeckt werden.

Die Glassätze der verschiedenen Fabriken weichen durch ihre Zusammensetzung sehr von einander ab, nicht blos weil die erzeugten Gläser verschiedene Zusammensetzung besitzen, sondern auch weil die Rohstoffe verschieden rein sind und weil sich je nach dem Betrieb bald mehr, bald weniger Alkali verflüchtigt.

Glassätze für weißes Fensterglas sind beispielsweise 100 Theile Sand, 34 Theile Soda, 3 Theile Pottasche, 11,4 Theile dänische Kreide, 2,4 Theile Natriumoxyd und 1,5 Theile Kalk. Die Rohstoffe werden gut zerkleinert und gemischt, in den besten Glashütten auf Grund chemischer Analysen, meistens aber nach empirisch bewährten Recepten.

Was nun die optischen Gläser betrifft, so sind die am häufigsten vorkommenden Benennungen, wie man sie auch den Imitationen von Isométrop-Gläsern giebt, Silicat oder Barium-Silicat, und es scheint uns angebracht, jedes Mißverständniß durch folgende Erklärung zu beseitigen:

Barium-Silicat bezeichnet nicht eine Qualität von Glasmasse, sondern eine Kategorie von Glas-Massen. Es können ebenso viele Sorten von Barium-Silicat bestehen wie z. B. Mischungen von Silber und Gold, denn Barium ist ein weißes Metall, dessen Dichtigkeit 4,97 ist, und kann folglich in einer Glasmasse in Quantitäten von 1 % oder 20 % oder 60 % 2c. enthalten sein. Silicat ist ganz einfach das hauptsächlichste Element, von dem jede Sandart gebildet ist; da nun zu jedem Glase Sand verwendet wird, so kann folglich das Wort Silicat ebenso gut für Flaschenglas wie für Bergkrystall in Anspruch genommen werden.

Es folgt aus Vorstehendem, daß es absolut Nichts sagen heißt, wenn man ein Glas mit dem Namen Special-Silicat oder Barium-Silicat bezeichnet. Man hat vergeblich versucht und wird auch immer vergeblich versuchen, die Isométrope-Gläser nachzuahmen, und zwar aus folgenden Gründen:

Wenn schon die Chemie (wenn es sein müßte, und auch dann nur mit großen Schwierigkeiten) die Producte herausfinden könnte, aus denen das Isométropen-Glas fabricirt ist, so ist es doch vollständig unmöglich, zu bestimmen, ob diese Producte alle zu gleicher Zeit in die Mischung kommen oder in welcher Reihenfolge oder in welchem Augenblicke sie eins nach dem andern zur Verwendung kommen, sowie auch bei welchem Hitzgrade eines oder das andere der genannten Producte der im Kochen begriffenen Masse beigemischt wird.

Es sind dies wahrscheinlich Fabrikations-Geheimnisse, von denen die Qualität des Glases abhängt, und welche natürlich auch die Eigenart der aus der Mischung von mehreren chemischen Producten entstandenen Erzeugnisse charakterisiren.

Das eigenthümliche Verhalten gegenüber den ultravioletten Strahlen bringt es mit sich, daß man die Isométrope-Brillen, ganz gleich, ob sie für kurzsichtige oder weitsichtige geschliffen sind, als Schutzbrillen par excellence bezeichnen kann. Mehr oder weniger sind unsere Augen ja stets den ultravioletten Strahlen beständig ausgesetzt, und die moderne künstliche Beleuchtung, speciell Gasglühlicht, Spiritusglühlicht, elektrisches Bogenlicht, zeichnet sich vor den Oel- und Petroleumlampen unserer Väter zwar durch größere Helligkeit, aber auch durch größeren Ueberfluß an chemisch wirkenden Strahlen aus.





Justus Frey.

Ein Charakterbild.

Von

Adalbert Jeitteles.

— Graz. —

Am 24. November d. J. werden es hundert Jahre, seit in Prag, der damals noch durch und durch deutschgesinnten Hauptstadt Böhmens, ein ungewöhnlich veranlagter, mit reichem Gedankengehalt, schwunghafter Phantasie und ausgeprägtem Formensinn begabter Dichter geboren wurde, der bis vor Kurzem in seiner deutschösterreichischen Heimat wenig, in Deutschland so viel wie gar nicht gekannt war. Ungünstige äußere, zum Theil politische Verhältnisse, vor Allem aber der Umstand, daß er es nicht verstand, die Lärmglocke für sich ertönen zu lassen, haben dieses Schicksal verursacht. Nur in kleineren litterarischen Kreisen erfuhr man überhaupt etwas von einem Dichter Justus Frey, hinter welchem Pseudonym sich der ehemalige Universitätsprofessor Doctor Andreas Ludwig Jeitteles verbirgt. Einige stimmfähige Kritiker, wie Hans Grasberger*), haben allerdings schon im Jahre 1874, als J. Frey zwei Bändchen Gedichte in Graz (bei Paul Cieslar) veröffentlichte, auf die Bedeutung dieses Poeten nachdrücklich hingewiesen. Allein die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wurde erst auf ihn gelenkt, als im vorigen Jahre der Verfasser dieses Aufsatzes, der zu ihm in dem Verhältniß eines Sohnes steht, aller persönlichen Bedenken ungeachtet eine knapp gehaltene Charakteristik des Dichters auf Grund mitgetheilter Proben erscheinen ließ, die den Titel führt „Justus Frey, ein verschollener österreichischer Dichter" (Leipzig, Georg Heinr. Meyer, 1898). Infolge dessen haben sich hervorragende Kritiker und Dichter, wie Prof. August Sauer, Prof. Franz Muncker, Paul Heyse, Jos. Victor Widmann, Ferd. v. Saar u. a.

*) „Local-Anzeiger" des Wiener Journals „Die Presse", Beilage zu Nr. 227, vom 20. August 1874.

theils in brieflichen Mittheilungen an den Verfasser, theils in kritischen Besprechungen in anerkennendster Weise über die dichterische Persönlichkeit Freys geäußert und seine volle Wiedererweckung durch eine Gesammtausgabe seiner Dichtungen warm befürwortet. Ueberdies hat der Wiener Goethe-Verein den Dichter am 4. Februar 1899 einer öffentlichen Ehrung gewürdigt, wobei der geistvolle Kritiker und Essayist Dr. Moritz Necker ein scharfumrissenes Charakterbild von ihm entwarf und die gefeierte Hofschauspielerin Frau Wilbrandt-Baudius über ein Dutzend Gedichte Freys vortrug. Es dürfte darnach wohl auch für die Leser dieser Monatsschrift von einigem Interesse sein, wenn auf den folgenden Blättern die Zeichnung der hervorstechendsten Züge dieses eigenartigen Mannes versucht wird. —

Justus Frey, mit seinem bürgerlichen Namen Andreas Ludwig Jeitteles, stammt aus einer Familie, in welcher sich wissenschaftliches, künstlerisches und humanitäres Streben und Wirken seit anderthalb Jahrhunderten forterbt, aus der Aerzte, Gelehrte, und zwar sowohl der naturwissenschaftlichen als philosophischen und philologischen Richtung, sowie Dichter hervorgingen. (S. Wurzbach, Biograph. Lexikon Bd. 10, S. 116—129.) Um nur zwei andere Glieder dieser Familie besonders namhaft zu machen, so hat sich ein Vetter von Andreas Ludwig als geistreicher Schriftsteller in litterarischen Kreisen der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts auf das Vortheilhafteste hervorgethan; es ist dies der u. A. auch mit Grillparzer befreundete Verfasser eines „Aesthetischen Lexikon" (Wien 1839, 2 Bde.), Dr. Ignaz Jeitteles. Ein anderer Vetter von Andreas Ludwig, Dr. Alois Jeitteles, hat sich als lyrischer und dramatischer Dichter einen geachteten, auch in der Litteraturgeschichte feststehenden Namen gemacht. (S. Wurzbach a. a. O. S. 117—18 und Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 5. Aufl., Bd. V, 417.) Seinem Liedercyclus „An die ferne Geliebte" hat Beethoven durch reizvolle, vollendet schöne Composition gewissermaßen Unsterblichkeit verliehen.

Nach seiner Gymnasiallehrzeit, die er in seiner Vaterstadt verbrachte, bezog Frey die Universitäten Prag und Wien, um sich dem medicinischen Studium zu widmen. 1825 erwarb er in Wien auf Grund einer lateinischen Dissertation („De animi adfectibus." Viennae 1825) den Doctorgrad und ließ sich als praktischer Arzt nieder, indem er zugleich den akademischen Lehrberuf im Auge hielt. 1826 unternahm er als Begleiter eines Mäcens, des Phil. Doctor Philipp Ritter v. Holger, eine Reise nach Deutschland zu wissenschaftlich-litterarischen Zwecken, auf der er mit hervorragenden Schriftstellern jener Zeit, wie Wilibald Alexis, Jul. Eduard Hitzig, Theodor Hell (Karl Theod. Winkler), bekannt und in Weimar des Glückes theilhaftig wurde, dem Altmeister Goethe seine Huldigung darbringen zu dürfen. 1829 erhielt er die Stelle eines Prosectors bei der anatomischen Lehrkanzel in Wien, 1831 die durch den Tod des Ordinarius erledigte Lehrkanzel dieses Faches in provisorischer Eigenschaft, 1836 die ordentliche Professur

der sogenannten theoretischen Medicin an der ehemaligen Universität in Olmütz.

Schon in den frühesten Jahren erwachte in ihm die Neigung für Poesie und poetisches Schaffen. Diese Neigung wurde durch vertrauten Umgang mit Personen der Litteratur und Kunst, wie Karl Egon Ebert, Helmina von Chezy, Josef Führich, Karl Seydelmann, mächtig gefördert. Schon 1819 erschienen von ihm, dem 19jährigen Jüngling, in der Dresdener „Abendzeitung“ einige Gedichte. Ein in der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Litteratur, Theater und Mode“, Jg. 1829, veröffentlichtes Lied mit der Ueberschrift „Jedem das Seine“ wurde wegen seiner Sangbarkeit zweimal in Musik gesetzt, von Ignaz Lachner und Gottfried Preyer, und gehört in der Preyer'schen Composition zu den verbreitetsten und volksthümlichsten deutschen Liedern. S. Franz Magnus Böhme, „Die volksthümlichen Lieder der Deutschen“ (Leipzig. 1895) S. 214, wo es ohne Autornamen als eigentliches Volkslied aufgeführt ist.

Seiner regen Schaffenslust konnte er aber vorerst, da er mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, durchaus kein Genüge thun. Es galt vielmehr für ihn vor Allem dem gewählten Doppelberuf eines Lehrers und Arztes nach bestem Wissen und Gewissen gerecht zu werden. Hingegen brachte ihm diese Bethätigung im praktischen Leben sowie der Betrieb einer Erfahrungswissenschaft allerdings den unschätzbaren Vortheil, daß dadurch seinem Geiste jene Läuterung und durchsichtige Gedankenklarheit zu Theil wurde, die so vielen Berufspoeten zum Schaden ihrer Entwicklung mangelt.

Eine unerwartete Unterbrechung erfuhr seine öffentliche Thätigkeit in dem Sturmjahre 1848. Frey, in dem das Willkürregiment der Metternich'schen Periode schon in jungen Jahren glühenden Haß erzeugte, schloß sich der freiheitlichen Bewegung mit ganzer Seele an, leitete in Olmütz eine politische Zeitung „Die neue Zeit“, betheiligte sich lebhaft als Redner an politischen Versammlungen und gewann durch sein freimüthiges, mannhaftes Auftreten einen solchen Anhang, daß er von dem Olmützer Wahlbezirk mit überwiegender Stimmenmehrheit zum Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. gewählt wurde. In der Paulskirche gehörte er dem linken Centrum an und hielt einige Reden in reichsdeutschem und deutschösterreichischem Sinne. Nachdem die Hoffnungen auf einen gedeihlichen Abschluß der parlamentarischen Verhandlungen gescheitert waren, kehrte er, tiefgebeugt und krank am Körper, um Neujahr 1849 in seinen Heimatsort zurück. Nach längerer unfreiwilliger Pause nahm er im Jahre 1852 seine Lehrthätigkeit wieder auf und verharrte in diesem Berufe mit dem ihm eigenen Pflichteifer bis zu dem Zeitpunkte, als ihm seine Lebensgefährtin durch den Tod entrissen wurde (März 1869). Mit dem österreichischen Franz-Josefs-Orden ausgezeichnet, verbrachte er den Rest seines Lebens an der Seite seines jüngeren Sohnes Adalbert, der damals als Bibliotheksbeamter und Docent der deutschen Philologie an der Universität in Graz wirkte, und starb daselbst am 17. Juni 1878.

Justus Frey ist ein echter Anhänger des Classicismus, mithin ein Vertreter jener idealistischen Richtung, wie sie in Schiller und Goethe, in Rückert und Platen zum Ausdruck kommt. Eine theils durch Studium, theils durch eine reiche Erfahrung erworbene strengsittliche Lebens- und Weltanschauung durchdringt ihn. Nicht auf kirchliche Dogmen und auf äußerliches Formelwesen legt er Gewicht, umsomehr aber auf Reinheit des Gewissens, Adel der Gesinnung, treue Pflichterfüllung, auf den Glauben an die Vorsehung und die Ideale der Menschenbrust.

Der Fortschritt auf allen Gebieten des Geistes und Glaubens gilt ihm als Naturgesetz, die Natur selbst hiefür als Vorbild. Ein Gedicht mit dem Titel „Das Gesetz des Fortschritts" kann gewissermaßen als sein politisches Glaubensbekenntniß angesehen werden; ich glaube es daher, um die Physiognomie des Dichters möglichst zu beleuchten, hier mittheilen zu sollen.

Verstündet ihr die reinen Laute,
Wie sie Natur, die heil'ge, spricht,
Wärt ihr Erfahr'ne, wärt Vertraute,
Begreifend Gottes groß Gedicht:
Unmöglich wär's, daß ihr beharrtet
Auf eurem Sinn, durch nichts bewegt,
Daß ihr, und ihr allein, erstarrtet,
Wenn Alles um euch her sich regt!

Daß einst die Raupe sich entfaltet
Zum Schmetterling, das ist euch klar,
Und wie sich reizend umgestaltet
Die Knospe, seht ihr Jahr für Jahr;
Ihr hörtet von der Schlange sagen,
Sie tausch' ihr Kleid, so bunt gefleckt;
Auch wißt ihr, daß in Lenzestagen
Der Larv' entsteigt das Goldinsect.

Wohin ihr schauen mögt, beständig
Ist nichts, was in der Zeit besteht;
Entwickeln muß sich, was lebendig,
Was rastet, stirbt, was stockt, vergeht;
Das kaum Gebildete, verwandeln
Will sich's im nächsten Augenblick:
Denn endlos Wirken, ruhlos Handeln
Ist Lust, Bedürfniß, Drang, Geschick.

Von Stufe klimmt empor zu Stufe
Geschaffenes aus eigner Macht,
Und so dem edelsten Berufe
Des Fortschritts folgt es treu, doch sacht;
Auf jeder spätern Stufe streift es
Der frühern Hülle siegreich ab,
Und höherer Vollendung reift es
Bedächtig zu bis an das Grab.

Doch ihr? — Ihr tragt die abgestorbnen
Gewänder höchst gemächlich fort;
Dem Welken sprecht ihr, dem Verdorbnen
Das günstige, das große Wort.
Und meint ihr wirklich, es erhalte
Das morsche Werk sich? — Toll Geschwätz!
Das Neue siegt, es stürzt das Alte:
So will es Gott und sein Gesetz!

Ebenso sind seine eigentlich politischen Gedichte lautredende Zeugen seines tiefwurzelnden echten Liberalismus. Mit unerschrockenem Freimuth redet er ebenso gekrönten Häuptern als den Vertretern des Volkes in's Gewissen. Folgendes Sonett „An die Fürsten" möge als Zeuge dafür sprechen.

Ihr mit der Herrschermien' im Angesichte,
Vor allem Volke sitzend auf dem Throne,
Das Scepter in der Hand, um's Haupt die Krone,
Es giebt, das wißt ihr, eine Weltgeschichte!

Nun denn, vergeßt nicht, daß gerecht sie richte,
Vergeßt nicht, daß sie straf' und daß sie lohne,
Daß man umsonst ihr zuruft: „Schweig' und schone!"
Daß auf ihr strenges Amt sie nicht verzichte.

Uns Andern blüht kein Morgen, nur ein Heute;
Gleich windbewegten Veilchen auf dem Anger,
Sind wir nach kurzem Sein des Nichtseins Beute:

Doch eure Gegenwart ist zukunftsschwanger,
Und wie der Ruhm durch Zeiten fliegt und Lande,
So, Fürsten, ist unsterblich auch die Schande!

Nicht wenige seiner Gedichte enthalten scharfe Geißelhiebe auf staatliche Mißstände, ererbte Vorurtheile und sociale Gebrechen. Für die Leiden und Bedürfnisse der Völker, zumal des deutschen Volkes, hat er ein warmfühlendes Herz; er verurtheilt ebenso die nüchterne und despotische Regierungsweise des Habsburgers Franz II. und die Schreckensherrschaft des Zaren Nicolaus I., als er Goethen, für dessen dichterischen Genius er die tiefste Verehrung hegt, mangelnden Mitgefühls für die deutschnationale Sache beschuldigt. Nur eine Strophe des bezüglichen, in Frankfurt 1848 verfaßten Gedichts „Vor der Goethe-Statue" sei hier mitgetheilt.

In diesen Tagen fühl' ich's mehr als jemals: Eins hast du verbrochen;
Du ließest deines Volkes Leid vergebens an die Thüre pochen,
Du wiesest vornehm es zurück,
Die Fessel mochte dir wohl gar als Last nicht, nein als Zier erscheinen,
Zier, welche wund uns rieb; und wo du bitter hättest sollen weinen,
Genügte dir dein eigen Glück! . . .

Durch die Wandelbarkeit alles Irdischen, so schmerzlich sie von ihm empfunden wird, läßt er sich in seinem Streben und Wirken nicht beirren.

Laß fliehen die Zeit,
Laß wechseln die Gestalten
Nach schwerbegreiflichen,
Doch sicher weisesten Fügungen
Einer unsichtbar ordnenden Hand:
Dir blüht im Innern
Ein ewiger Frühling,
Und in der Muse, deiner himmlischen Freundin,
Zauberisch weichem Arm
Vergißest du leicht
Alles Irdischen
Unabwendbaren schmerzlichen Wandel.

Er ist sich nur zu wohl bewußt, daß das Menschenleben ein immerdar fluthender Uebergang ist, lebt aber zugleich der Ueberzeugung, daß in dem großen Haushalt der Natur nichts von gesunden Keimen verloren geht.

Wie des Lebens Brandung tose,
Dulde muthig, bedrängtes Herz!
Nicht nur Dornen hat der Schmerz,
Auch der Schmerz hat seine Rose.

Wessen Brust ein Schmerz durchwühlte,
Wird empfänglicher für die Lust;
Freude fühlt nur jene Brust,
Die zuvor ein Leiden fühlte.

Hörtest du vom Acker sagen,
Daß er nährende Früchte trug,
Wenn ihm nicht zuvor der Pflug
Tiefste Wunden hat geschlagen?

Wechseln Tage nicht mit Nächten,
Regenschauer mit Sonnenglanz?
Uebergieb dich, Herz, nur ganz
Des Geschickes weisen Mächten!

Nichts auf Erden wird verkümmern,
Was in Liebe zum Lichte strebt,
Und ein Blumenhaupt erhebt
Lächelnd sich aus morschen Trümmern.

Die Natur ist ihm die allgütige Mutter, die milde Trösterin im Unglück, die Lehrerin der Bescheidenheit; als ein gleich hoher Genius aber gilt ihm die Kunst und ebenso die Wissenschaft. In der dramatischen Scene, die dem Nachlaß angehört und den Titel führt „Hand in Hand", findet der Gedanke Ausdruck, daß die nach Wahrheit forschende Wissenschaft des belebenden Einflusses der Phantasie nicht entbehren kann und daß hinwider die künstlerische Einbildungskraft nur dann Gesundes zu schaffen vermag, wenn an ihre Gebilde geglaubt werden kann, d. h. wenn dieselben wahr, bezw. wahrscheinlich sind.

Welch' hohe Meinung Justus Frey von der Dichtkunst hegt, bezeugen mehrfache Gedichte. Wir wählen nur eines als Probe, woran zugleich die virtuose Beherrschung von Vers und Reim, die Frey zu Gebote steht, deutlich erkennbar wird.

Der Dichter ein Denker.

So wie der Vogel singt im Wald, so willst du dichten, Freund? — Mit nichten! —
Des Vogels Lied ist lieblich zwar, doch ist ein Singen noch kein Dichten;
Die Tonesperle, die geschickt aus thaubenetzter Kehle rollt,
Fürwahr, für ihren Schöpfer wird sie uns zu stetem Preis verpflichten,
Denn wessen Ohr erfreute nicht der wollustathmende Gesang?
Doch auf Erleuchtung muß der Geist, das Herz auf Läuterung verzichten;
Des Waldes buntbeschwingter Sohn vermag das Räthsel uns der Welt
Zu lösen nicht und nichts von Zeit, von Ewigkeit nichts zu berichten:
Es wirkt in ihm der dunkle Drang, der irdisch unbezähmte Trieb,
Denn von der Erde stammt er nur, nicht von dem Himmelsdom, dem lichten;
Allein der Mensch, in dessen Hand die Wunderharfe ward gelegt,
Verwenden soll er sie dazu, den Streit in unsrer Brust zu schlichten;
Veredeln soll er sein Geschlecht — sonst ist er des Geschenks nicht werth —
Sei's mit Erträumtem, sei es mit bedeutungsvollen Wahrgeschichten;
Er soll versöhnen uns mit Gott, mit uns und mit der ganzen Welt,
Die Wahrheit soll er von dem Trug und soll die Spreu vom Korne sichten;
Daß du vom Denken, Dichter, hast den Namen, das bedenke wohl
Und überlaß den hohlen Klang gedankenlosen hohlen Wichten!

Für Poesie gelten ihm übrigens keineswegs bloß die Schöpfungen der Dichtkunst, vielmehr erscheint ihm Poesie

. . . . allerwärts verbreitet:
Im Blitz, im Schall, im Sturm, im Säuselwind,
Selbst in des Todes Fuß, der über Gräber schreitet.
Das Weltall ist ihr unermeßlich Reich;
Sie lacht uns aus dem Sonnenstrahl entgegen,

Und wenn der Mond herniederschaut so bleich,
Pflegt nicht in unsrer Brust ihr Fittich sich zu regen?
Du findest sie bei Gnomen in dem Schacht,
Am Strand in einer Muschel Heiligthume,
Auf Bergesgipfeln, in der Waldesnacht,
Im Lied der Nachtigall, im Duft der Rosenblume.
Ist nicht dein Auge, Freundin, Poesie,
Worin ich deiner Seele Werth kann lesen?
Und wenn dein Herz mir liebend oft verzieh,
War das nicht Poesie, mein angebetet Wesen? ....

Justus Frey ist vorzugsweise Lyriker, ohne jedoch die epische und dramatische Dichtgattung ungepflegt zu lassen. Von dramatischen Dichtungen sind es außer einem „Capriccio in dramatischer Form" mit dem Titel „Faust und Mephistopheles im Irrenhause" allerdings fast nur einzelne Scenen, darunter die oben erwähnte „Hand in Hand", ferner „Ora et labora", „Tasso im Kerker", Hamilkar und Hannibal", „Servet und Calvin", „Wettstreit der Dichtungsarten" u. a.; sie zeigen aber durch wirksame Dialogisirung, rhetorischen Schwung und nicht minder durch Auffassung der Charaktere, daß es ihm keineswegs an dramatischer Gestaltungskraft mangle.

Während in den Gedichten der Jugendzeit und ersten Mannesperiode die Naturlaute der Empfindung vorwalten, haben die Dichtungen aus dem reiferen Mannesalter zumeist reflectirenden Inhalt; allein der darin enthaltene Gedankenkern ist in keine schwer genießbare Form gekleidet, sondern ebenso durchsichtig als geschmackvoll ausgedrückt. Diese Neigung zur Didaktik liegt in der ernsten Richtung seines Geistes; er ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Dichter vor Allem „ein Lehrer und Weisheitsmehrer" sein solle, und tritt dadurch in principiellen Gegensatz zu der seit 30 Jahren beliebten, manchmal, wie bei Martin Greif, zwar sehr feinsinnigen, nur zu oft aber unendlich nüchternen Stimmungsmalerei und Natursymbolik, die außer dem Hang zu derbsinnlicher Realistik die moderne Lyrik beherrschen.

Nur eine Folge dieser Hinneigung zur Lehrhaftigkeit ist es, daß einerseits das politische Gedicht, andrerseits die Satire und die Spruchdichtung von ihm gepflegt wurde. Trotzdem ist seine Muse nicht etwa einer griesgrämigen Alten vergleichbar, die ihre Stirn in finstere Falten zieht, vielmehr findet Frey bei allem Hang zur Nachdenklichkeit nicht selten Ton und Stimmung für naivhumoristische Auffassung und Darstellung. Um diese seine humoristische Ader wenigstens einigermaßen erkennen zu lassen, sei folgende Probe mitgetheilt:

Kuß, Genuß, Verdruß.

Zwischen Kuß und zwischen Kuß
Unterscheid' ich billig:
Jenen geb' ich, weil ich muß,
Diesen nur gar zu willig.

„Guten Tag, Frau Schwägerin,
Guten Tag, Frau Base!"
Gleich berührt sich Kinn und Kinn,
Nase berührt die Nase.

Ist's doch eine wahre Last,
So sich zu begrüßen;
Wahrlich sie erdrücken fast
Einen vor lauter Küssen.

Ach, wie anders, wenn der Mund
Hängt an süßem Munde!
Gern in Küssen giebt sich kund
Liebe zu jeder Stunde.

Sage mir, wie kannst du, Kuß,
Lust und Leid uns bringen;
Mit Genuß und mit Verdruß
Sonderbar dich verschlingen?

Diese Mischung von tiefsinnigem Ernst und heiterer Lebensanschauung, von düsterer Wehmuth und leichttändelndem Scherz und Frohsinn verleiht seinen Dichtungen einen vielfarbigen Charakter und erzeugt in dem Leser ein gesundes Gefühl des Wohlbehagens. Freys dichterische Schöpfungen sind überhaupt von abwechslungsvoller Mannigfaltigkeit; sie sind nicht weniger reich an frisch vom Herzen weg gesungenen Tönen echter Empfindung und stürmischer Leidenschaft als an gedankentiefen Weisheitsoffenbarungen.

Nahezu in allen poetischen Gattungen und Stilarten hat er sich versucht; er bewegt sich im Sonett und Ghasel, in der Ottave und Glosse und ebenso im freien Rhythmus mit gleicher Leichtigkeit und Gewandtheit. Wenn einigen seiner didaktischen und odenhaften oder elegischen Gedichte ein gewisser Hang zu rednerischer Breite anhaftet, so wird dieser nicht eben störende Zug durch edeln Gedankengehalt und tadellose Reinheit der Form wettgemacht.

Goethe und Schiller waren ihm seit den frühesten Lebensjahren leuchtende Vorbilder. Nicht wenige seiner Gedichte athmen Goethe'schen Geist nach Inhalt und Form, was sich durch ein ungemein feines und lebhaftes Anempfindungsvermögen erklärt, da von Nachahmung schlechterdings nicht die Rede sein kann. Schillern wieder verdankt er den idealen Schwung der Diction, das rhetorische Pathos, das vielen seiner Gedichte innewohnt und wodurch sie sich so gut für Declamation eignen. Auch mancherlei Berührungspunkte mit dem ihm congenialen Rückert finden sich. Proben solcher im Sinne Goethes, Schillers und Rückerts geschaffener Dichtungen wurden in meiner oben erwähnten Schrift „Justus Frey" u. s. w. S. 90 ff. mitgetheilt, auf die ich daher, um den Raum dieser Blätter nicht allzu sehr in Anspruch zu nehmen, verweisen muß. —

Schon aus den oben mitgetheilten wenigen Proben wird man erkannt haben, daß Justus Frey in der That über das Durchschnittsmaß gewöhnlicher Poeten weit emporragt und daß er es werth ist, der unverdienten Vergessenheit entrissen zu werden. Um nun den Dichter zu voller Geltung zu bringen, ist eine Gesammtausgabe seiner Dichtungen in Vorbereitung, die zu Beginn des nächsten Jahres in der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" (Prag, Calve; früher Tempsky) erscheinen soll.





Gedichte.

Von

Friede H. Kraze.

— Husum (Schleswig-Holstein). —

Todtensonntag.

Einmal nur, ein einzig Mal noch
Laß uns wandern, nur wir Beide,
Meine Hand in Deinen Händen,
Unser Ziel — die braune Haide.

Dort, wo fleiß'ge Bienen emsig
Honig sammeln, duftig süßen,
Liegt der Stein, Du läßt Dich nieder,
Und ich schmieg' mich Dir zu Füßen.

Legst die Hand auf meine Haare,
Die verwehten in dem Winde,
Flüsterst scheue Liebesworte
In das Ohr dem müden Kinde.

Und die Augen, die sich schlossen,
Glückberauscht, — Du küßt sie leise,
Traumhaft süß vom Sommerhimmel
Weht herab der Lerchen Weise.

Daß Du wirklich seist gestorben,
Soll Dein eigner Mund mir sagen,
Und dann können mich die Menschen
Hin zu Dir zum Friedhof tragen.

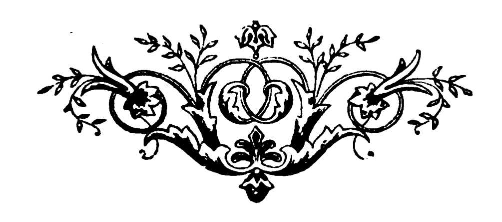


Mir träumte . . .

Mir träumte, der Segen strömt über das Land
Mit Knospen und Veilchen im März.
Und wortlos, so breitest die Arme Du aus
Und ziehst mich an's zitternde Herz.

Mir träumte, — Du legst mir auf Augen und Mund,
Der Küsse berauschendes Glück.
Ich nehme sie schauernd, wie Du sie mir giebst,
Und geb' sie erglühend zurück.

Mir träumte, — wir sind nun in Ewigkeit Eins,
Das nichts mehr zu trennen vermag. —
Der Hahn kräht im Hofe. — Ich fahre empor.
Im Osten graut trübe der Tag.





Der große Spielerproceß der „Harmlosen".

Von

C. Schwindt.

— Berlin. —

In der zweiten Octoberhälfte ist vor dem Berliner Landgericht I. ein Strafproceß zu Ende geführt worden, welcher weite Kreise mit regstem Interesse erfüllt hat. Während 14 anstrengender Verhandlungstage, die sich auf einen Zeitraum von 3 Wochen vertheilten, haben Richter, Staatsanwalt und Vertheidiger sich Mühe gegeben, in die Geheimnisse des Baccarat einzudringen, so weit bei ihnen nicht schon vorher die nöthige Sachkunde dieses allgemein so beliebten und gefährlichen Spieles vorhanden war.

Ganz Berlin hat an dem Proceß vom ersten bis zum letzten Tage mit regem Interesse theilgenommen. Er bildete den Gesprächsstoff in den ersten Wintergesellschaften der Saison, er wurde in den eleganten Restaurants des Centrums und Westens mit nicht geringerer Lebhaftigkeit wie in den Localen zweiter und dritter Ordnung discutirt, ja, man legte sogar hohe Wetten auf das Schicksal der drei Angeklagten und nahm Partei für und gegen sie.

Nun sind die Aufregungen vorüber, die Wogen haben sich geglättet, und es erscheint daher nicht unangemessen, in ruhigem Rückblick noch einmal einzelne Phasen jenes Processes an sich vorüberziehen zu lassen und das, was bleibendes Interesse daran erwecken konnte, hervorzuheben.

In erster Linie waren es wohl die drei Angeklagten selbst, die mit ihrer Persönlichkeit, ihrer Herkunft und ihrer Stellung das allgemeine Mitgefühl in so hohem Maße, wie es geschehen ist, wachriefen. In der That, es gehört zu den Seltenheiten in der Moabiter Chronik, daß auf der Anklagebank des großen Schwurgerichtssaales, in dem wegen Raummangels

der Strafkammersäle die Verhandlung stattfinden mußte, drei junge Leute Platz zu nehmen hatten, die vor ihrem Namen das Adelsprädicat trugen und von denen zwei den Offiziersrang einnahmen. Es bietet sich nicht alle Tage den Moabiter Habitués Gelegenheit, Söhne hoher Militärs auf der Anklagebank zu erblicken, und es gehört nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen der Moabiter Gerichtssäle, unter den Zeugen die Vertreter der bekanntesten Adelsgeschlechter der Monarchie zu erblicken. Auch pflegt man für gewöhnlich nicht so genaue Einblicke in das tägliche oder richtiger gesagt nächtliche Leben der jungen Herren der Gesellschaft thun zu können, wie gerade in diesem Processe, der grelle Streiflichter auf gewisse Lebensgewohnheiten der Angehörigen der Jeunesse dorée warf. Diese Aeußerlichkeiten mögen es wohl in erster Linie bewirkt haben, daß der Zuschauerraum des großen Schwurgerichtssaales täglich mit einer den besseren und besten Kreisen Berlins angehörigen Gesellschaft, unter denen auch das Damenpublicum stark vertreten war, besetzt war, und daß diese auserlesenen männlichen und weiblichen Criminalstudenten vom Beginn bis zum glücklichen Ausgange dieses Processes in athemloser Spannung ausharrten. Für den Juristen selbst und den mit juristischen Dingen sich beschäftigenden Laien sind es allerdings außerdem noch erheblich ernstere Erscheinungen, welche diesen Proceß über die Tage der Verhandlung hinaus als einen Markstein criminalistischer Praxis erscheinen lassen.

Zum Verständniß dieser Betrachtungen wird es für diejenigen unserer Leser, welche den einzelnen Phasen des Processes nur aus Zeitungsberichten folgen konnten, zunächst nothwendig sein, die Ereignisse noch einmal kurz zusammenzufassen.

Im December vorigen Jahres erschien im Berliner Tageblatt ein Artikel, welcher sich über Spielerkreise verbreitete, die in besseren Restaurants und Hotels der Residenz tagen sollten, und in denen Existenzen vernichtet und unglaubliche Summen gewonnen und verloren würden. Ueber die Persönlichkeiten herrschte zunächst völliges Dunkel. Es war von einem „Doctor", einem Prinzen und jungen Offizieren die Rede, deren Namen noch nicht einmal mit dem richtigen Anfangsbuchstaben gekennzeichnet wurden. Ein anderes Berliner Blatt, welches gern in Sportkreisen gelesen wird, brachte eine Entgegnung, und diese reizte das Berliner Tageblatt zu neuen Enthüllungen, die schon deutlicher wurden. Da erfolgte in den ersten Februartagen die sofort in den Zeitungen gemeldete Verhaftung des einen der Angeklagten, des früheren Garde-Artillerie-Lieutenants von Kröcher, fast unmittelbar daran schloß sich die des Regierungs-Referendars von Kayser, und endlich erfolgte, und zwar etwa zehn Tage später, die Ueberführung des dritten Angeklagten von Schachtmeyer in Untersuchungshaft.

Die Voruntersuchung hatte sich mit einem außerordentlich umfangreichen Beweismaterial zu beschäftigen. Fast täglich konnte man auf dem Corridor, an welchem die Zimmer der Untersuchungsrichter liegen, im Moabiter

Criminalgericht Offiziere, theils in Uniform, theils in dem ihnen so charakteristischen Civil erblicken, und stets war es der im Proceß später so viel genannte Criminal-Commissar von Manteuffel, der bei diesen Vernehmungen dem Untersuchungsrichter als Sachverständiger in Spielerangelegenheiten zur Hand ging. Trotz des außerordentlich umfangreichen Materials gelang es dem Untersuchungsrichter schon Anfang April die Voruntersuchung für beendigt zu erklären und die Acten der Staatsanwaltschaft zur Erhebung der Anklage zu überreichen.

Da stellten sich unvorhergesehene Schwierigkeiten heraus. Wichtige Zeugen, auf die die Staatsanwaltschaft ihre Behauptungen in erster Linie aufbauen wollte, zogen es vor, während der Sommermonate bessere Gefilde als Berlin und seine Umgebung aufzusuchen. Andere, nicht minder wichtige Zeugen waren durch die militärischen Sommerübungen von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort fern gehalten, und manche der Zeugen traten Reisen an, die in ihrer Ausdehnung darauf schließen ließen, daß sie von einer mündlichen Vernehmung in der Hauptverhandlung überhaupt Nichts mehr wissen wollten. Am charakteristischsten war es, daß gerade derjenige Mann, welcher den Stein in's Rollen gebracht hatte, der dem Redacteur des Berliner Tageblattes den Stoff zu seinen pikanten Artikeln geliefert und der dem Criminal-Commissar von Manteuffel in zahlreichen Conferenzen alle die angeblichen Schandthaten des Spielerkreises offenbart hatte, sich „unbekannt auf Reisen" abmeldete. Herr Dr. Kornblum sollte bald in Italien, bald in Belgien, bald in London weilen, und alle Nachforschungen polizeilicher und privater Natur waren gegenüber der Tarnkappe, die er sich aufzusetzen für gut befunden hatte, machtlos. Bei solcher Sachlage mußte es die Staatsanwaltschaft aufgeben, diesen ihren Kronzeugen dem Gericht vorzuführen, und endlich nach langen acht Monaten der Untersuchungshaft konnten die Angeklagten Gelegenheit finden, sich Auge in Auge gegenüber den Zeugen in mündlicher Verhandlung zu verantworten.

Wohl selten ist in einem Proceß wie dem vorliegenden der Unterschied zwischen dem geheimen schriftlichen Verfahren der Voruntersuchung und dem offenen und ehrlichen Zwiegespräch der mündlichen Verhandlung so grell an's Tageslicht getreten und so überzeugend zum Bewußtsein aller betheiligten Kreise gekommen, wie in diesem großen Spielerproceß. Es war, als ob den Zeugen ein Alp vom Herzen genommen wäre, als sie in der mündlichen Verhandlung alles das richtig stellen konnten, was in den Protokollen des Untersuchungsrichters als ihre Aussage niedergelegt war. Es schien ihnen eine wahre Gewissenserleichterung zu gewähren, erst jetzt in mündlicher Rede ihren Gefühlen und Auffassungen über ihre Erlebnisse im Spielerkreise den richtigen und sachgemäßen Ausdruck gewähren zu können. Aehnliche Beobachtungen konnte der Eingeweihte in täglicher Praxis ja allerdings schon jahrelang machen. Aber noch nie ist dieser Gegensatz zwischen schriftlicher und mündlicher Aussage so schroff hervorgetreten, noch

nie haben sich die Mängel des schriftlichen Voruntersuchungverfahrens in so gefährlicher Perspective gezeigt wie gerade in dieser Sache.

Die Voruntersuchung soll nach dem Willen des Gesetzgebers einen doppelten Zweck verfolgen: Sie soll einerseits dem Staatsanwalt die nöthige Unterlage für die sachgemäße Erhebung der Anklage gewähren, und sie soll andererseits, und zwar ebenso sehr, dem in einen unberechtigten Verdacht gerathenen Angeklagten die Möglichkeit geben, diesen Verdacht zu beseitigen und seine Unschuld zu beweisen. Der Wille des Gesetzgebers mag der beste gewesen sein, aber leider gilt hier der umgekehrte Satz, daß alle Theorie nur grau, und grün des Lebens goldener Baum sei. In der Praxis sieht sich jene Absicht des Gesetzgebers erheblich anders an. Die Untersuchungsrichter handeln wohl alle nach dem Grundsatz des in diesem Proceß thätig gewesenen Untersuchungsrichters, Landgerichtsrath Herr: „Die Sammlung und Feststellung des Entlastungsmaterials sei ja überflüssig, wenn die Zeugenvernehmungen nicht genügendes Belastungsmaterial ergeben hätten. Ein Vorwurf soll diesem Untersuchungsrichter so wenig wie allen anderen, die nach derselben Regel verfahren, gemacht werden. Wir Alle, ob Richter, ob Laien, sind zu subjectiv veranlagt, als daß wir zwei Seelen in unserer Brust tragen könnten. Wir können in derselben Sache nicht in doppelter Richtung thätig sein, wir können nur lieben oder hassen, aber nicht mit demselben Eifer den Zwecken der Staatsanwaltschaft und denen der Angeschuldigten dienen. Im vorliegenden Falle aber war auch die beste Absicht des Untersuchungsrichters, von der er beseelt gewesen sein mag, eingeschränkt, wenn nicht ganz niedergedrückt, durch die gegen alle Regeln der Praxis sprechende ständige Hinzuziehung des polizeilichen Spielsachverständigen, des schon erwähnten Criminal-Commissars von Manteuffel. Er war es, der alle Zeugen mit verschwindenden Ausnahmen vorher ausforschte, er trat mit ihnen nicht nur in der Eigenschaft als Criminal-Commissar, sondern in der jenen Zeugen geläufigeren und vertrauenerweckenden Eigenschaft des früheren activen Offiziers und Kameraden und jetzigen Hauptmanns der Garde-Landwehr-Artillerie, also den meisten als Vorgesetzter gegenüber, für ihn waren die Mittheilungen des verschwundenen Herrn Doctor Kornblum über unerlaubte Spielertricks, über Gewerbsspiel und Falschspiel ein feststehendes Evangelium. Er, der Sachverständige und frühere Kamerad, vermochte die jungen leichtlebigen, zum großen Theil noch nicht charakterfesten Offiziere und Lebemänner ganz mit dem Gedanken zu erfüllen, daß sie in einem Spielercirkel monate- und jahrelang verkehrt hätten, in dem man es auf ihre Ausplünderung abgesehen und in dem man das Corriger-la-fortune mit schon nicht mehr erlaubter Harmlosigkeit betrieben habe. So vorbereitet traten die Zeugen vor den Untersuchungsrichter.

Aber an der Seite dieses Untersuchungsrichters saß nicht wie sonst nur sein Protokollführer, sondern als Dritter im Bunde hatte sich wieder

der Herr Criminal-Commissar und Kamerad eingefunden, um die Aussagen der Zeugen zu controliren, sie an frühere Mittheilungen belastenden Inhalts zu erinnern und dafür zu sorgen, daß die Protokolle so aufgenommen wurden, wie es seiner Auffassung von der Sache und seiner von dem Denuncianten Dr. Kornblum beeinträchtigten Ueberzeugung entsprach. Bei diesen Vernehmungen vor dem Untersuchungsrichter aber machte sich ein weiteres schwerwiegendes Moment geltend, welches nicht zum Mindesten die freie Action des Untersuchungsrichters bei der Zeugenvernehmung zu beeinträchtigen in der Lage war. Der Untersuchungsrichter Herr mußte in der mündlichen Verhandlung als Zeuge auf Befragen der Vertheidigung zugeben, daß er in dem, die Grundlage des Strafverfahrens bildenden Baccaratspiel vollkommen unerfahren gewesen sei, als er die Zeugenvernehmungen begann. Wie würde wohl eine Voruntersuchung aussehen, die sich gegen einen betrügerischen Bankerotteur richtet, wenn der Untersuchungsrichter nicht auf's Genaueste mit allen thatsächlichen und juristischen Einzelheiten des Verbrechens des betrügerischen Bankerotts vertraut wäre? Wie sollte in der vorliegenden Sache der Untersuchungsrichter seine eigene Selbstständigkeit wahren, wie sollte er in der Lage sein, selbstständig die Untersuchung zu führen, wenn er mit den Spielregeln und Spielgewohnheiten nicht vertraut war, die den Gegenstand jeder einzelnen Zeugen-Vernehmung bildeten? Es wird Niemandem einfallen, zu verlangen, daß nur derjenige Untersuchungsrichter in einem Spielerproceß die Vernehmungen leiten könnte, der Proben eines routinirten Baccaratspielers abgelegt habe. Aber wie eingeschränkt und unselbstständig mußten die Vernehmungen ausfallen, wenn in jeder einem Eingeweihten geläufigen Frage der Untersuchungsrichter erst immer den Criminal-Commissar befragen mußte, ob diese oder jene Spielregel und Spielusance verdächtig oder unverfänglich sei? Es ist eine häufig gemachte Wahrnehmung, daß die Straf- und Civilrichter so wenig mit dem praktischen Leben, mit den Anschauungen und Gepflogenheiten der Kreise vertraut sind, auf die ihre Thätigkeit sich erstrecken soll. Diese Unkenntniß von Verhältnissen, die anderen im Leben stehenden Personen so geläufig sind, daß es nur einer oberflächlichen Belehrung bedarf, um sie zu verstehen und sie nachfühlen zu können, hat sich aber in diesem Processe auch in der mündlichen Verhandlung bei dem erkennenden Richtercollegium in leider auffälliger Weise bemerkbar gemacht. Dies mußte dem Gang der Verhandlung jenen schleppenden Charakter verleihen, der es nicht zum geringsten Theil veranlaßt hat, daß die Vernehmung von reichlich hundert Zeugen und drei Angeklagten eine Zeit in Anspruch nahm, wie sie sonst von den verwickeltsten Strafprocessen nicht beansprucht wird. Der nackte Thatbestand dieses Processes war dabei an sich der denkbar einfachste:

Drei junge Leute hatten im Kreise ihrer Kameraden und Bekannten seit Jahren gespielt; das gaben sie selbst so zu, wie es alle die Zeugen zu-

geben mußten, die ihre Spielgenossen gewesen waren. Sie hatten mit ihren 150—300 Mk. Monatswechsel einen Luxus getrieben und Aufwendungen gemacht, die nicht im Entferntesten im Verhältniß zu ihren Einnahmen standen. Sie hatten die theuersten Schneider bezahlt, schön eingerichtete Wohnungen und leichtsinnige Damen gehalten, sie hatten Reisen unternommen nach allen möglichen Rennplätzen Deutschlands und nach dem Süden und hatten sich dabei keine Sorge gemacht, wie lange das Alles einmal dauern sollte. Das Alles hatten auch jene Zeugen, mit denen sie am Spieltisch das Glück versucht, ebenso gethan, der Eine mehr, der Andere weniger. Sie hatten gleich jenen Zeugen ihren Eltern zur geeigneten Zeit größere Spielverluste beichten müssen und die väterlichen Ermahnungen, sich nicht wieder dem Spielteufel an den Hals zu werfen, in den Wind geschlagen.

Diese drei jugendlichen Angeklagten unterschieden sich von einander und der Mehrzahl der Zeugen höchstens durch die Art ihrer bürgerlichen Beschäftigung.

Herr Regierungs-Referendar von Kayser war ein Mann, der mit hoher Begabung eisernen Fleiß und nachahmenswerthe Ordnungsliebe verband. Jede Einnahme und Ausgabe im Spiel hat er sorgfältig gebucht, kein Postabschnitt, kein Posteinlieferungsschein, den er nicht aufbewahrt hätte, jeder Brief, jede Quittung war auf's Sorgfältigste registrirt und aufbewahrt worden. Die Spielleidenschaft hat ihn nicht abgehalten, zur höchsten Zufriedenheit bei der Regierung seine Arbeiten zu erledigen, sie hat ihn nicht verhindert, fleißig in's Repetitor zu gehen, als er vor dem Assessorexamen stand. Seine unbezähmbare Spielsucht hatte ihm trotz aller durchtobten und am Spieltisch durchwachten Nächte einen so klaren Kopf gelassen, daß der Vorsitzende des Gerichtes erklären konnte, er habe seine Examen-Arbeiten mit Vergnügen und Anerkennung gelesen.

Herr von Schachtmeyer hat bei aller Spielleidenschaft Zeit gefunden, sich mit Erfolg nach einem bürgerlichen Berufe umzusehen und mit seinem Socius, dem Fuhrunternehmer Schatz, auf Pferdemärkte zu fahren, um hier für das Fiaker-Fuhrwerk das richtige Material auszuwählen.

Der jüngste der drei Angeklagten, Herr Hans von Kröcher, hat als Offizier seinen Dienst fleißig und pünktlich gethan, er hat sein Urlaubsjahr zumeist der Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit widmen müssen, und er hat sich nach seiner Verabschiedung, die wegen Krankheit erfolgte, sogleich danach umgethan, sich einen anderen Lebensberuf zu verschaffen. Ein besonders gütiger und hilfsbereiter Vater stand ihm dabei zur Seite. Mit einer Summe, die ein Vermögen repräsentirt, gab er seinem Sohne die Möglichkeit, sich an dem aussichtsvollen Unternehmen eines Sägewerkes im Harz zu betheiligen, und wenn nicht falsche Einflüsterungen von dritter Seite diesen Plan durchkreuzt hätten, so wäre mit Beginn dieses Jahres, nach der Bekundung des Socius dieses Geschäftes, Herr Hans von Kröcher in den Genuß einer jährlichen Rente von 30—40000 Mark getreten.

Bei solcher Sachlage konnte es sich für die Beweisführung nur um die Frage handeln: Was ist gewerbsmäßiges Glückspiel?

Die Lösung dieser Frage war allerdings nach zwei Richtungen hin eine erschwerte. Denn einmal konnte es sich die Staatsanwaltschaft und der Gerichtshof nicht versagen, auch die weitere Frage zu untersuchen, ob jene drei jungen Leute Falschspieler gewesen? Die Veranlassung zu diesem Vorwurf war von Anfang an eine äußerst mangelhafte.

Herr von Kröcher hatte während eines Bade-Aufenthalts in Aachen einen Herrn Hermann Wolff kennen gelernt, dort mit ihm und einigen anderen Kurgästen gespielt, ihn dann noch einmal flüchtig in Wiesbaden gesehen und sollte ihn nun als seinen Schlepper in Berliner Spielerkreise eingeführt haben. In diesem Spielerkreise sollte Herr Wolff öfters die Bank mit einem der drei Angeklagten zusammen gehalten, häufig größere Gewinne gemacht und mit ihnen auch sonst in auffälliger Weise verkehrt haben.

Für alles dieses hatte die Voruntersuchung schon herzlich wenig erbracht, aber Herr Wolff hatte eine dunkle Vergangenheit. Sein Strafregister wies schwere Vorstrafen auf, und wenn auch diese fast alle in seine früheste Jugendzeit fallen, so ist er als gewerbsmäßiger Spieler, unter dem gleichzeitigen Verdacht des Falschspiels in späteren Lebensjahren noch einmal mit dem Gerichte in Berührung gekommen, aber rechtskräftig nur als Gewerbsspieler, nicht aber als Falschspieler verurtheilt worden. Als ob man einem Manne von tadellosem Aeußeren und vorzüglichen Manieren, der fremde Sprachen mit Geläufigkeit beherrscht, der von großen Reisen und vortrefflichen Beziehungen zu angesehenen Familien erzählt, ansehen könnte, daß seine Vergangenheit vor vielen, vielen Jahren keine tadelsfreie gewesen? Als ob man Verdacht hegen könnte gegen einen Mann, der von allen Zeugen einstimmig als das Muster eines Gentleman geschildert wird, mit dem es sogar der junge Prinz von Turn und Taxis nicht verschmäht hatte, in den Corridoren des Centralhotels gemüthlich plaudernd Arm in Arm zu gehen?

Dieser Herr Wolff erschien wie das Gespenst an der Wand immer wieder in jenen Proceß-Verhandlungen. Herr von Kröcher sollte wohl scharfsichtiger gewesen sein, als alle die mit gleich großer oder richtiger, gleich geringer Lebenserfahrung und Menschenkenntniß ausgestatteten jungen Herren, welche die Zeugen bildeten? Und weil er diesen Scharfblick nicht besessen und bei der Persönlichkeit dieses Herrn Wolff auch nicht besitzen konnte, so galt er als verdächtig, seinen Kameraden und Freunden einen Mann vorgestellt und an den Spieltisch gezogen zu haben, der einmal unter dem Verdachte des Falschspiels gestanden, aber von dieser Beschuldigung freigesprochen worden war.

Eine zweite und nicht geringere Schwierigkeit entstand der Verhandlung und Beweisführung durch die Unklarheit des Begriffs des gewerbsmäßigen Glücksspiels.

Wer sich an den Spieltisch setzt, will bekanntlich gewinnen; der ehrsame Handwerker, Kaufmann und kleine Beamte bei Skat und Sechsundsechzig, ebenso gern wie der Millionär des Union- und Turf-Clubs beim Baccarat und Tempeln. Sie alle gehen zum Spiel nicht nur, um in der Gesellschaft gleichgesinnter und befreundeter Alters- oder Standesgenossen einige Stunden angenehm zu verleben, sondern in der Hoffnung, mit einigen Nickeln oder Goldstücken, oder gar einer Anzahl von Banknoten vom Spieltisch nach Hause zurückzukehren. Noch Keiner hat ihnen darum den Vorwurf machen können, sie spielten, um zu „erwerben“.

Das Reichsgericht hat dies auch richtig erkannt und deswegen gesagt, daß derjenige aus dem Glücksspiel ein Gewerbe mache, der mit dem Willen und der Absicht spielt, eine fortgesetzte auf Gewinn gerichtete Thätigkeit auszuüben. Aber bei dieser Definition sind die Grenzen zwischen dem leidenschaftlichen Spieler und dem gewerbsmäßigen so verschwommen und in einander überfließend und vor allen Dingen so sehr auf dem unsicheren Grund und Boden des inneren Willens des Spielers sich bewegende, daß es im einzelnen praktischen Falle unendlich schwierig sein wird, die Grenze richtig zu ziehen.

Wer spielt und Glück hat, braucht mit dem erworbenen Gelde nicht zu knausern. Warum soll der vom Glück begünstigte Spieler, dem Fortuna einige tausend Mark in einer Nacht hat in die Tasche fließen lassen, nicht am nächsten Tage sich einige Luxusausgaben gestatten, zu denen ihm sonst Mittel und Gelegenheit gefehlt hätten? Warum soll ein leichtsinniger junger Offizier, der am Spieltisch ein paar tausend Mark gewonnen, sich in seiner Wohnung nicht schön und behaglich einrichten; warum bei sich wiederholendem Spielglück keine kostspieligen Reisen unternehmen und auf einige Monate Pferd und Wagen halten dürfen? Der Börsenspeculant, der Dank eines glücklichen Treffers mit einem Schlage ein ganzes Vermögen erworben hat und seine ganze Lebensführung und Lebenshaltung danach einrichtet, gründet seine Existenz gewiß nicht auf solideren und beständigeren Grund und Boden.

So sehr es beim Spiel selbst auf die Gunst oder Ungunst des Schicksals ankommt, so sehr Gewinn und Verlust beim Spiele für den Spieler selbst ausschlaggebend sein werden, so wenig berühren diese Momente den juristischen Begriff des gewerbsmäßigen Glücksspiels. Es kommt Alles nur auf die *Absicht* des Spielers an. Er soll keine fortgesetzte auf Gewinn gerichtete Thätigkeit durch das Spiel ausüben. Diese Absicht aber zu ergründen ist Sache des Gerichts, und wohl selten sind Angeklagte so sehr von der subjectiven Meinung und Auffassung eines Richter-Collegiums, ja sogar dem Wohlwollen desselben abhängig gewesen wie gerade in diesem Spielerprocesse, bei welchem gewiß die regulären Einkünfte und der Mangel ausreichenden Vermögens die jungen Leute nicht berechtigte und befähigte, allen Wechselfällen das Spielerglücks ruhig ent-

gegensehen zu können. Je größer aber die Auslegungsfreiheit des Gerichts war, desto mehr muß man anerkennen, daß das Gericht die wahre Absicht der Angeklagten beim Glücksspiel richtig erkannt hat: Gerade der große Aufwand und die Sorglosigkeit, mit der die gewonnenen Summen schon am nächsten Abend wieder gewagt und verloren wurden, gaben den besten Anhalt dafür, daß diese Spieler nicht um des Gewinnes Willen die Nächte am Spieltisch durchwachten, sondern, daß sie unbekümmert um Gewinn oder Verlust nur ganz und gar von ihrer Leidenschaft erfüllt und beherrscht waren.

Immerhin boten diese jungen Leute mit ihrer ungezügelten Spielleidenschaft keinen erfreulichen Anblick. Es mag ja das schöne Recht der Jugend sein, das Leben nur von der heitersten Seite aufzufassen und sich dem Vergnügen manchmal mehr in die Arme werfen zu dürfen, als es mit den ernsten Zwecken des Lebens verträglich erscheint. Aber hier hatte die Spielsucht so ganz und gar durch Monate und Jahre hindurch diese drei Angeklagten erfüllt, daß für andere Interessen fast kaum noch Raum übrig geblieben war. Die einzige Entschuldigung für sie bildete nur der Umstand, daß sie selbst noch nicht einmal am meisten von Allen dieser Spielleidenschaft gefröhnt hatten, sondern daß unter den Zeugen sich Persönlichkeiten befanden, die von dieser unseligen Leidenschaft noch in viel höherem Grade ergriffen worden waren:

Ein ungarischer Gutsbesitzer, der auf allen internationalen Spielplätzen seit Jahren eine bekannte Persönlichkeit ist, hatte sein Gut in Ungarn veräußert, nur um dem Spiel ganz und gar und ungehindert von häuslicher Arbeit und Sorge leben zu können. Mit Recht wird er daher in seinen Kreisen als „der König der Spieler" bezeichnet.

Andere hatten vom Sonnabend Abend an Nacht und Tag und wieder die Nacht hindurch bis zum Montag Mittag dem Spiel Nerven und Gesundheit geopfert und dem sie überwältigenden Schlaf während dieser 36 Stunden im Spiellocal selbst nur für einige Zeit auf einem Diwan hingestreckt den nöthigen Tribut gezollt.

So waren die Angeklagten in ihren Kreisen noch nicht einmal die schlimmsten und leidenschaftlichsten Spieler gewesen.

Einen Lichtblick bei diesem ihrem Leben bildete es, daß die ursprüngliche Annahme der Anklageschrift, die Angeklagten seien sogar vor unreellen Mitteln, ihr Spielglück zu verbessern, nicht zurückgeschreckt, nicht nur in keiner Weise erwiesen, sondern im Gegentheil durch die Beweisaufnahme widerlegt wurde. Kein einziger ihrer Mitspieler hat jemals bemerkt, daß sie falsch oder auch nur, wie es in der Spielersprache heißt, „unfair" gespielt haben. Vor diesem Schritt, der bei dem gewerbsmäßigen Spieler, wenn er in Geldverlegenheit und dauerndes Unglück geräth, so naheliegend ist, waren sie glücklich bewahrt geblieben. Herkommen, Erziehung und die eigene Stellung mögen ihnen bei ihrer Spielleidenschaft doch die nöthige

Festigkeit des Charakters verliehen haben, um vor dem Verbrechen zurückzuscheuen.

Werden sie auch in Zukunft diese Anständigkeit und Charakterfestigkeit sich bewahren? Die Beantwortung dieser Frage hängt davon ab, wie ihr Leben, ihre Beschäftigung, ihr Verkehr sich in Zukunft gestalten werden. Wenn sie durch das Fegefeuer einer achtmonatlichen Untersuchungshaft und einer fast dreiwöchentlichen Verhandlung in ihrem Innern gereinigt aus diesem Proceß hervorgegangen sind, dann besteht allerdings die Hoffnung, daß sie noch einmal brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden können. Wenn die furchtbare Warnung, die ihnen durch diesen Strafproceß zu Theil geworden ist, nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen, wenn die ernsten Worte des Herrn Oberstaatsanwalts Dr. Isenbiel bei ihnen nicht ungehört verhallt sind, dann mögen sie wohl in ernster Selbsterkenntniß sich klar machen, daß das Leben auch an sie, trotz ihrer Jugend, höhere Anforderungen stellt, als nur dem Vergnügen und der Leidenschaft zu leben. Wenn sie bei ihren Eltern und Angehörigen, wie nach dem Ergebniß der Beweisaufnahme zu hoffen steht, die sichere Anlehnung und denjenigen Rückhalt finden, der charakterschwache, aber mit einem guten Kern versehene Naturen nach dem Straucheln wieder aufrichtet und sie wieder in die richtigen Bahnen leitet, dann besteht Hoffnung und Aussicht, daß die wüsten Spielerjahre ihnen in ihrem späteren Leben nur als ein böser Traum in der Erinnerung sind und daß sie, wenn auch nicht in der bisherigen Lebensstellung, so doch in einer anderen achtbaren Beschäftigung Tüchtiges leisten und Gutes erreichen können. Werden sie diese leitende Hand finden und die ihnen dargebotene ergreifen? Werden sie selbst den Muth und die Thatkraft besitzen, ihr Leben von Neuem aufzubauen? . . .





Philosophie und Psychologie.

Von

Carl Schneider.

— München. —

Die Psychologie, diese jetzt so modern gewordene, auf die Jugend unserer Tage anscheinend eine geradezu magische Anziehungskraft ausübende Wissenschaft, ist in ihrem raschen Aufstieg bekanntlich nicht überall mit gleichem Wohlwollen aufgenommen worden. Zwar an materieller Förderung hat es ihr von Anbeginn so wenig gefehlt wie an weitverbreitetem Interesse; Ministerien und Kammern stellten sich der jungen Wissenschaft, die das vielgesuchte Bindeglied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu werden versprach, im Allgemeinen freundlich gegenüber, ja ließen ihr zum Theil eine offenbare Begünstigung zu Theil werden (eine einzigartige Ausnahme dürfte hier freilich der Cultusreferent der bayerischen Kammer, der Centrums-Abgeordnete Daller bilden, der ein geringes Postulat für das psychologische Seminar der Münchener Universität der Kammer mit den klassischen Worten zur Ablehnung empfahl: die Psychologen klärten die jungen Leute über das Wesen der Seele auf, und das könne doch für diese unmöglich gut sein!); psycho-physiologische Laboratorien wurden in großer Zahl errichtet und in oft sehr mannigfacher Weise mit Apparaten und Assistentenstellen ausgestattet, neue Professuren für dieses Fach mehrfach errichtet oder schon vorhandene, zur Erledigung gekommene philosophische Lehrstühle mit jungen Kräften aus den Psychologenschulen besetzt u. s. f. Auch die Naturwissenschaftler, die seit dem Bankbruch der speculativen Systemphilosophie eines Hegel, Schelling und Consorten sich so mißtrauisch, ja geradezu ironisch ablehnend verhielten gegen Alles, was auch nur entfernt einen Zusammenhang mit der mit Unrecht in Bausch und Bogen verdammten

„Philosophie" im alten Sinne erkennen ließ, stellten sich der neuen Schwesterwissenschaft, trotzdem diese einen gewissen Vorrang vor den Einzelwissenschaften beanspruchte, in ihrer Mehrzahl freundlich gegenüber. Denn einmal waren die Psychologen vernünftige Leute, die von aller Speculation sich frei zu halten und hübsch nach empirischer — ja sogar „physiologischer"! — Methode ihre Probleme zu behandeln versprachen; sodann aber war denn doch auch in den empirischen Einzelwissenschaften angesichts der heutigen Zersplitterung des wissenschaftlichen Betriebs das Bedürfniß nach einer zusammenfassenden Principienwissenschaft zu mächtig, als daß man nicht mit Freuden jede Hand ergriffen hätte, die eine solche darzubieten schien. Daß eine solche Principienwissenschaft nur in einer von aller Voraussetzung freien, streng empirischen Erkenntnißtheorie zu finden sein könne, war ebenso klar wie das Andere, daß eine solche Erkenntnißtheorie, um eben der Forderung nach strenger Empirie gerecht werden zu können, sich lediglich auf die thatsächlich auffindbaren Inhalte und Vorgänge des Bewußtseins, also auf eine empirische Psychologie stützen dürfe. So wird das allseitige Verlangen nach dieser „jüngsten" — in Wahrheit aber schon sehr alten und z. B. schon von Aristoteles principiell sehr scharf erfaßten — Wissenschaft aus dem gegenwärtigen Zustand unseres wissenschaftlichen Betriebs ohne Weiteres verständlich; nun man die Theile großen Theils so glücklich in der Hand hat, möchte man auch das „geistige Band" nicht länger fehlen lassen. Eine andere, weiter unten von uns des Näheren zu erörternde Frage ist dabei freilich die, ob die sogenannte „physiologische" Psychologie, an die man vielfach bei dem Worte Psychologie in erster Linie zu denken pflegt, dieser Präsumption, Grundlagen- und Principienwissenschaft für die einzelnen empirischen Wissenschaften zu sein, thatsächlich entsprechen kann oder ob nicht auch bereits sie nothwendig gewisse Voraussetzungen macht und Axiome enthält, über deren Ursprung und Tragweite uns erst eine andere Wissenschaft — die „reine" Psychologie und Erkenntnißtheorie — Aufschluß zu geben im Stande ist.

Dagegen hat die Psychologie vielfach Angriffe von einer Seite erfahren, bei der man eigentlich gerade am meisten Verständniß und Wohlwollen für sie voraussetzen sollte. Einige Vertreter der Philosophie im alten Sinne und unter ihnen Namen wie Zeller und Dilthey, sprachen der Psychologie, zum mindesten aber der Wissenschaft, die jetzt als Psychologie κατ᾽ ἐξοχήν gilt — der „physiologischen" Psychologie — in theilweise sehr scharfer Polemik die Fähigkeit ab, eine grundlegende Principienwissenschaft im obigen Sinne zu sein. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als spräche hier ein gewisser Concurrenzneid mit; denn da bisher die Philosophie den Anspruch erhoben hatte, der von den Einzelwissenschaften gestellten Aufgabe nach Zusammenfassung zu genügen, und die Psychologie herkömmlicherweise bisher neben Ethik, Logik, Aesthetik u. s. f. als ein Theil der philosophischen Disciplinen gegolten hatte, so könnte es in der That den Anschein gewinnen, als wolle in der

Psychologie ein Theil ungebührlich die Herrschaft über das Ganze an sich reißen. Doch hätte man ohne Zweifel Unrecht, diesen Angriffen solche Motive zu unterschieben. Der Grund des Streites dürfte vielmehr auf beiden Seiten in einem Mißverständniß zu finden sein; auf der Seite der Philosophen insofern, als man Einwände, die gegen eine gewisse, äußerlich ungebührlich hervortretende Richtung in der Psychologie berechtigt waren, mit Unrecht auf jede Psychologie, auch auf die „reine“ im obigen Sinne ausdehnte; auf der anderen Seite insofern, als man sich thatsächlich vielfach im Unklaren befand — und zum großen Theil noch befindet — über die Ausgangspunkte und Wege, welche die Psychologie, um jenen Charakter als Principienwissenschaft beanspruchen zu können, einnehmen und einschlagen muß. —

Wie stellt sich nun aber frei von jenen Mißverständnissen das Verhältniß zwischen Philosophie und dieser „reinen“ Psychologie einerseits, zwischen dieser und jeder anderen psychologischen Richtung andererseits dar?

Man kann es oft als die Aufgabe der Philosophie bezeichnen hören, daß sie die „allgemeinsten Fragen der Erkenntniß“ zu beantworten habe. Fragt man dann weiter, was denn unter diesen „allgemeinsten Fragen“ des Genaueren zu verstehen sei, so werden in der Regel als solche Fragen die nach einer „Erklärung der Welt“, nach der Unsterblichkeit der Seele u. s. f. angegeben. Von diesen und ähnlichen Problemstellungen — wie etwa noch der nach der Erweisbarkeit des Daseins Gottes — geht in der That ein nicht unbeträchtlicher Theil der geschichtlich vorliegenden Systeme der Philosophie aus. Sie setzen die Existenz der Außenwelt, das Dasein der Seele als unabhängig von einem wahrnehmenden Bewußtsein existirend voraus und suchen nun, ohne erkenntnißtheoretisch-psychologische Untersuchung über den Ursprung und die Berechtigung dieser Begriffe, dieselben aus einem nach irgendwelchen Gesichtspunkten gewählten metaphysischen Princip zu deduciren. So erscheinen Außenwelt und Seele bald als Schattenbild einer höheren „Idee“ (Plato), bald als Emanationen eines göttlichen Wesens (Scholastiker), bald als In-die-Erscheinung-treten eines Absoluten (Hegel, Schelling), bald als Objectivationen eines allem Seienden zu Grunde liegenden Willens (Schopenhauer). Es ist klar, daß all diese Philosophien, die wir kurz als metaphysisch-dogmatische bezeichnen können, sich von vornherein als Ergebnisse einer Speculation zu erkennen geben, an die man glauben oder nicht glauben, über deren Berechtigung und gegenseitigen Werth man aber mit empirischen Argumenten und mittels objectiver Kriterien nicht die geringste Entscheidung fällen kann; denn da das Erklärungsprincip jedes Mal im Metaphysischen liegt und, nach dem Geständniß der Urheber selbst, nicht auf dem Wege empirischer Induction, sondern durch eine Art intuitiver Erleuchtung gewonnen worden ist, so ist es damit selbstverständlich ein für alle Mal einer objectiven Prüfung und Verificirung

entzogen. Womit freilich nicht gesagt sein soll, daß nicht auch hier ein Mehr oder Minder an Geist und Tiefe zu Tage treten könne, daß nicht beispielsweise der Schopenhauer'schen Willensmetaphysik, deren Darstellung in „Welt als Wille und Vorstellung" ja auch sehr werthvolle psychologische Ausführungen enthält, ein weit geistvollerer Gedanke zu Grunde liege als der Hegel-Schelling'schen Lehre vom Absoluten; nur hinsichtlich ihrer empirischen Prüfbarkeit oder richtiger Nichtprüfbarkeit stehen sich alle diese Systeme gleich. Sie alle stehen von vornherein nicht auf wissenschaftlichem, d. h. empirischem Boden und tragen daher, trotz ihrer oft so geistvollen Durchführung, wegen der Willkürlichkeit ihrer Speculationen an dem Mißcredit, in den im letzten Menschenalter die Philosophie unbestreitbar gerathen ist, ein großes Theil der Schuld.

Die empirisch-psychologische Philosophie, die mit der „Psychologie" im weiteren als identisch betrachtet werden soll, nimmt diesen Fragen gegenüber einen wesentlich anderen Standpunkt ein. Sie nimmt die Begriffe der „Welt", der „Seele" u. s. f., über die und bezw. über deren allgemeinste Gesetze sie Aufschluß ertheilen soll, nicht wie jene metaphysirenden Philosophieen ungeprüft hin, um ihr Wesen und ihre Gesetze aus irgend einem transcendentalen Princip zu deduciren. Sie sagt vielmehr: diese ganze, als unabhängig vom Bewußtein existirend gedachte Welt mit ihren Farben und Tönen, räumlichen Ausdehnungen, Gerüchen und Geschmäckern, mit ihren „Objecten", „Kräften", „Gesetzen" und „Substanzen" ist ja an sich und als solche unserem Bewußtsein niemals gegeben, so wenig wie die vielberufene „Seele". Was uns thatsächlich gewiß, was unserem Bewußtsein in jedem Augenblicke des bewußten Lebens gegeben ist, ist vielmehr lediglich ein bestimmter, zum mindesten schematisch analysirbarer Complex von Empfindungen — von Farben, Tönen, Muskelempfindungen u. s. f. —, von Gefühlen, Willensimpulsen, Erinnerungs- und Phantasiebildern und vielleicht noch andern Inhalten des Bewußtseins, aus denen sich erst secundär der Begriff einer unabhängig vom Bewußtsein existirenden Welt von bestimmten „Objecten" und „Gesetzen" bildet. Beweis dafür ist die psychogenetische Entwicklung eines jeden Individuums: wir bringen bekanntlich nicht den Begriff der Welt, den wir als erwachsene und überdies im Besitze einer großen Zahl wissenschaftlicher Erkenntnisse befindliche Menschen besitzen, von vornherein als Erbtheil mit in dieses Dasein, sondern bauen denselben vielmehr erst im Laufe unseres Lebens aus Bewußtseinselementen der oben geschilderten Kategorieen auf; und daß diese Bewußtseinselemente nach bestimmten Regelmäßigkeiten verknüpft sein müssen, wenn dieser Begriff oder vielmehr dies System von Begriffen nicht wieder verloren gehen soll, zeigt ein Blick auf die Geisteskrankheiten, zum mindesten auf manche unter deren Formen. Die Frage nach der „Erklärung der Welt" wird also für die Psychologie eine völlig andere, als sie es für jene metaphysischen Philosophieen war. Sie lautet bei ihr: wie müssen die Bewußtseinselemente beschaffen,

welcher Art müssen die psychologischen Vorgänge und Thatbestände sein, aus denen sich unser Begriff der vom Bewußtsein unabhängigen Außenwelt mit ihren „Objecten", „Gesetzen", „nothwendigen Zusammenhängen" u. s. f. ergiebt, und was sind daher die allgemeinsten Aussagen, die sich auf Grund dieser empirisch-psychologischen Analyse über diese Außenwelt machen können? Was ist demzufolge der erkenntnißtheoretische Werth, der diesen Begriffen innewohnt, was sind die Voraussetzungen, unter denen die Behauptung ihres Daseins und Wirkens einen empirisch aufzeigbaren Sinn besitzt, und wie weit erstreckt sich demnach ihr Geltungsbereich (z. B. beim Begriff der Causalität)? Auch die Psychologie will also, wie man sieht, die Welt „erklären"; aber nicht indem sie diese als an sich existirend voraussetzt und nun, von dieser metaphysischen Voraussetzung aus, ihr Wesen und ihre Gesetze speculativ zu deduciren sucht, sondern indem sie umgekehrt inductiv nachzuweisen sich bemüht, in welcher Weise sich aus den einem Individuum gegebenen Bewußtseinsinhalten und deren Verknüpfung der Aufbau dieser Außenwelt vollzieht. Die Forderung, die Welt zu „erklären" hat für sie als empirische Wissenschaft überhaupt keinen anderen Sinn. Wohl aber ist sie überzeugt, damit, daß sie den Weg der Entstehung dieses Weltbilds nachweist, zugleich auch den Schlüssel gefunden zu haben für all' die allgemeinsten Fragen, die über die Eigenthümlichkeiten dieses Weltbildes gestellt werden können; indem sie z. B. nachzuweisen sich bemüht, wie und unter welchen Voraussetzungen in uns der Begriff der Ursache und der Naturnothwendigkeit entsteht, kann sie auch die Grenze angeben, innerhalb deren der Geltungsbereich dieser Begriffe sich erstreckt.

Ebenso verfährt diese Psychologie natürlich mit all' den „philosophischen" Fragen, die etwa in Bezug auf die Seele, deren Wesen, mögliche Unsterblichkeit u. s. f. an sie gestellt werden können. Auch hier sucht sie, statt dogmatische Behauptungen über unempirische Begriffe als ihre Aufgabe zu betrachten, zunächst die empirischen Thatsachen auf, durch die der Begriff „Seele" eventuell seine Berechtigung gewinnen kann (eine große Strömung in der Psychologie findet bekanntlich, daß mit der Einführung des Begriffes „Seele" für die Beschreibung der Bewußtseinserscheinungen Nichts gewonnen ist, und sucht daher einer „Psychologie ohne Seele" das Wort zu reden); und je nach dem Ergebniß ihrer Unternehmungen wird die Antwort auf diese Frage ausfallen. Wir persönlich sind überzeugt, obwohl wir ebenfalls der Ansicht sind, daß der Begriff „Seele" besser durch den des „Bewußtseins" ersetzt würde, daß eine Fortdauer des Bewußtseins nach dem Tode, also die „Unsterblichkeit der Seele" schon darum sehr wohl denkbar ist, weil ja ganz empirisch schon jetzt während „dieses" Lebens der bei Weitem größere Theil unserer Bewußtseinsinhalte, und zwar gerade die, deren Inbegriff wir im eigentlichen Sinne als unser Ich ansehen, immaterieller Natur ist, und darum eine rein geistige Existenz, wie sie der Unsterblichkeitsglaube zumeist will, zum mindesten keinen Widerspruch enthält. Doch das nur in Parenthese.

Die hier in ihren Grundprincipien dargelegte „psychologische" Philosophie ist, wie man sieht, zum Theil mit dem identisch, was man wohl auch als „Erkenntnißtheorie" bezeichnet hat. Man hat diese häufig als einen Theil der Philosophie auffassen wollen, und an und für sich wäre dagegen, da es Definitionssache und wie alle solche an sich willkürlich ist, Nichts einzuwenden; richtiger aber ist es mit Bezug auf die geschichtlich vorliegenden philosophischen Systeme, „Erkenntnißtheorie" in diesem und „wissenschaftliche Philosophie" im alten Sinne schlechtweg zu identificiren. Ein großer Theil der historisch bedeutungsvollen Philosophen sind daher thatsächlich psychologische Erkenntnißtheoretiker im besten Sinne des Wortes; so — im Gegensatz zu Plato — der phänomenal vielseitige und tiefgehende Aristoteles, unter den Römern Sextus Empiricus, so die Scholastiker wenigstens zum Theil, die englische Psychologenschule — Locke, Hume, Berkeley —, so auch, leider nicht ganz uneingeschränkt und nicht selten im Banne unempirischer Voraussetzungen stehend, der von manchen heutigen Psychologen mit Unrecht jenen englischen Denkern nachgestellte Kant. An diese Forscher und ihre Gedankengänge wird daher die Psychologie immer anknüpfen und zu ihnen Stellung nehmen müssen. Daß trotz dieses Mangels eines principiellen Gegensatzes heute die Bezeichnung Philosophie fast allgemein — von Seite der wissenschaftlichen Philosophen wenigstens — durch die der Psychologie ersetzt worden ist, hat seinen Grund einerseits darin, daß dieses Wort in der That das Wesen dieser Wissenschaft am prägnantesten zum Ausdruck bringt; sodann aber und in erster Linie wohl darin, daß es allerdings auch Philosophieen von nichts weniger als empirisch-psychologischen Ausgangspunkten und Problemstellungen giebt — als typische Beispiele seien nur Hegel, Schelling oder die „Philosophie des Unbewußten" des Herrn von Hartmann erwähnt —, Philosophieen, denen gegenüber eine Hervorhebung des vollkommen ververschiedenen Standpunkts für jene wissenschaftlich-empirischen Philosophen berechtigt, ja geboten war. Diesen gegenüber bedeutet die Einführung des neuen Terminus eine Aenderung nicht nur der Bezeichnung, sondern vor Allem des Ausgangspunkts und der Methode.

Damit dürfte über das Verhältniß der Philosophie im alten Sinne und der Psychologie, wie sie von ihren hervorragendsten modernen Vertretern, den Brentanos, James, Lipps, Avenarius, Cornelius u. s. f. aufgefaßt wird, kein Zweifel mehr bestehen. In die Einzelheiten der actuellen Problemstellungen und strittigen Punkte des Näheren einzugehen, ist natürlich in diesem allgemeinen Ueberblick nicht der Ort; wohl aber muß hier noch ein Wort gesagt werden über die Stellung der „physiologischen" Psychologie zu dieser von uns hier in ihren Hauptzügen dargelegten. Scheint es ja doch, als identificirten viele Leute diese schlechthin mit der Psychologie überhaupt und ererbten von dieser „naturwissenschaftlichen", „exacten" Psychologie das Heil, das die Philosophie ihrem Erkenntnißdrang nicht zu geben vermochte.

Die physiologische Psychologie — für welche „Psycho-Physiologie" die richtigere Bezeichnung ist — will bekanntlich keineswegs das Ganze der psychischen Erscheinungen zu ihrem Object machen; ja eigentlich überhaupt keine solchen. Sie will vielmehr lediglich untersuchen, in welchen gesetzmäßigen Abhängigkeitsbeziehungen die Sinnesempfindungen zu den äußeren Reizen stehen, die sie „auslösen", und zu den nerven- und gehirnphysiologischen Vorgängen, die den Sinnesempfindungen voran- bezw. parallelgehend gedacht werden. Sie ist somit nicht Analyse der Bewußtseinsphänomene, sondern ein Grenzgebiet, das sowohl dieser als den Naturwissenschaften, ja im strengen Sinne nur diesen zuzurechnen ist. Denn diese Wissenschaft, deren große Errungenschaften in den letzten Jahrzehnten wir nicht verkennen, setzt offenbar, genau wie jede andere empirische Einzelwissenschaft, all' die unempirischen Begriffe und ihre Wirksamkeit voraus, die auf ihren erkenntnißtheoretischen Werth, ihren Ursprung und Berechtigung zu untersuchen wir als eine der Hauptaufgaben der Psychologie erkannt haben: den Begriff des unabhängig vom Bewußtsein existirenden und dessen Phänomene bedingenden Reizes (ein Begriff, der im Lichte der Erkenntnißtheorie eine sehr wesentliche Modification erfährt), den Begriff des gesetzmäßigen Zusammenhangs, der Causalität, der an sich existirenden Dinge u. s. f. Es ist aber klar, daß eben aus diesem Grunde die Psychophysiologie nicht im Stande ist, eine zusammenfassende Wissenschaft im obigen Sinne zu sein, so wenig wie irgend eine andere der empirischen Einzelwissenschaften; und die Eingangs erwähnten Angriffe einiger Vertreter der Philosophie gegen die unberechtigten Ansprüche der Psychologie waren, soweit sie sich eben auf diese uneigentlich sogenannte Richtung der Psychologie und die für diese manchmal erhobene Prätension bezogen, als Principwissenschaft zu gelten, durchaus berechtigt. Nur ist es eben unrichtig, Psychologie und sogar „empirische" Psychologie mit dieser Psychophysiologie zu identificiren.

Auch über das Verhältniß der eigentlichen Gehirnphysiologie zur Psychologie herrschten häufig, und nicht nur bei Laien in beiden Gebieten, noch sehr wenig kritische Anschauungen. „Keine Psychologie ist denkbar ohne Gehirnphysiologie!" ist ein namentlich den Medicinern sehr geläufiger Satz; und die eigentliche Meinung desselben ist, daß das psychische Geschehen selbst, wie es sich der unmittelbaren Wahrnehmung als Sinnesempfindung, Erinnern, Urtheil, Wollen, Fühlen u. s. f. zu erkennen giebt, nur etwas Secundäres und gewißermaßen Unreelles sei, der nervöse Vorgang im Centralorgan dagegen diesem als der „wahre", „eigentliche", „reelle" Vorgang gegenüber stehe. „Denken ist Bewegung der Atome im Gehirn," lehrte ja schon der Materialismus, der vor einer erkenntnißtheoretischen Ungeheuerlichkeit noch niemals den Glauben an seine philosophische Tiefe aufgegeben hat. Aber eine kurze Ueberlegung genügt, um das Widersinnige, ja geradezu Sinnlose dieses Satzes einzusehen. Mögen wir immerhin zugeben, daß jedem physischen Geschehen, jeder Sinnesempfindung, jedem

Urtheilsact, jedem Erinnerungsbild ein bestimmter gehirnphysiologischer Vorgang parallel geht — eine Annahme, die keinesfalls als erwiesene Thatsache ausgegeben werden darf und z. B. hinsichtlich der Natur des dem Urtheilsact und Erinnerungsbilde entsprechenden gehirnphysiologischen Parallelvorgangs noch ganz in der Luft schwebt —, so sind doch ganz offenbar psychischer und physiologischer Vorgang, sind Empfindungen, Urtheile u. s. f. nicht „identisch" mit diesen theilweise ganz hypothetischen Gehirnvorgängen. Der Bewußtseinsvorgang ist eben *ein*, der entsprechende Parallelvorgang im Gehirn ein *anderes* Geschehen; und wie immer man sich das Verhältniß beider erkenntnißtheoretisch denken mag, so hat doch die Behauptung ihrer Identität schlechterdings keinen verständlichen Sinn, selbst nicht für den, der beide Vorgänge etwa in metaphysischer Weise als die „zwei Seiten einer und derselben Sache" auffaßt. Denn noch Niemand dürfte zwei Seiten als „identisch" betrachtet haben; sonst wären sie eben nicht zwei, sondern nur eine. Ja, mehr als das: die Vorgänge in meinem Gehirn sind mir ja als solche niemals gegeben, sondern *nur* die Phantasievorstellungen, auf Grund deren ich Aussagen über ihre mögliche Existenz und Beschaffenheit machen kann; und da sich diese Phantasievorstellungen wie alle auf Sinneswahrnehmungen beziehen, denen doch gleichfalls diese Anschauung die eigentliche „Realität" absprechen will, so leuchtet ein, in welches Heer von Widersprüchen diese Anschauung führt; sie würde, consequent durchgeführt, eben *alle* empirische Realität leugnen müssen. Andererseits zeigen diese Erwägungen, daß die Analyse der Bewußtseinsphänomene, so parador der Satz klingen mag, von der Gehirnphysiologie nicht etwa wenige oder zweifelhafte, sondern schlechterdings *gar keine* Aufschlüsse, vielmehr höchstens Bestätigungen zu erwarten hat. Denn, welche gehirnanatomischen und physiologischen Thatsachen sich immer im Fortschritt der Forschung ergeben mögen, so *ist doch niemals mit diesen zugleich ihre psychologische Interpretation gegeben; vielmehr setzte sie, um psychologisch interpretirbar zu sein, nothwendig bereits Resultate psychologischer Analyse voraus, in deren Sinne erst ihre Deutung erfolgen kann.* Niemals hätte uns beispielsweise die Gehirnphysiologie den Begriff der „*Associationsfaser*" und des „*Associationscentrums*" geben können, wenn nicht vorher psychologische Analyse (Hume) uns den Begriff der *Association* gebracht hätte; und so erhält, weit entfernt, die Untersuchung der Bewußtseinsphänomene befruchten zu können, die Gehirnphysiologie erst durch diese die Möglichkeit einer über die bloße anatomische und physiologische Thatsache hinausgehenden Deutung.

Der selbstständige Werth der Gehirnphysiologie, die neuerdings durch Munk, Flechsig u. s. f. so ungemein gefördert worden ist, wird durch diese Ausführungen natürlich nicht berührt.

Die Psychologie stellt sich uns somit als eine von der Psychophysiologie generell verschiedene, mit der Erkenntnißtheorie aber nur theilweise zusammen-

fallende Wissenschaft dar. Denn die Bewußtseinsinhalte, die wir empirisch vorfinden, sind ja keineswegs blos solche, die wir, wie Farben, Töne, Tast- und Muskelempfindungen u. s. f., zugleich als Elemente einer von unserem wahrnehmenden Bewußtsein unabhängig existirenden Außenwelt ansehen, (Ausnahmen bilden hier die sog. entoptischen Erscheinungen, subjective Klänge im Ohr, Muskelempfindungen, die nicht vom Bewußtsein einer Ortsveränderung begleitet sind u. s. f.); die Erfahrung zeigt uns vielmehr auch Inhalte, die sich als lediglich dem menschlichen Bewußtsein zugehörig sofort zu erkennen geben und deren Totalität man daher gerne als „Innenwelt“ oder „Welt des inneren Bewußtseins“ jener anderen gegenüber zu stellen pflegt. Unsere gesammten intellectuellen Processe, unser Fühlen, Wollen und Streben, unser sittliches und ästhetisches Empfinden sind Gruppen von Bewußtseinsinhalten dieser, nur unserem eigenen Seelenleben zugerechneten Art.

Zur Psychologie werden wir deshalb auch die Logik als die Lehre vom Denken, die Ethik und Aesthetik als die Lehre von den Bedingungen des sittlichen und ästhetischen Urtheilens zu rechnen haben, nicht minder auch die Lehre von den Gefühlen, die von allen Gebieten der Psychologie bisher wohl am meisten Vernachlässigung erfuhr.

Eine solche, alle Gebiete des menschlichen Seelenlebens umfassende Psychologie ist freilich jetzt noch Ideal; und auch auf den gegenwärtig bereits von dieser Seite in Angriff genommenen Gebieten herrscht noch mehr Streit und Meinungsgegensatz, als dem Vordringen dieser Wissenschaft in weitere Kreise gut sein kann. Andererseits aber ist gerade in den letzten Decennien die psychologische Einsicht durch die oben erwähnten Brentano, James, Avenarius, Cornelius u. s. f. um so wesentliche Erkenntnisse bereichert worden, daß auf diesen Grundlagen am Ausbau der Gesammtwissenschaft vom menschlichen Seelenleben mit sicherer Aussicht auf harmonische Vollendung weitergearbeitet werden kann. An hoffnungsvollen Ansätzen dazu fehlt es nicht.





Ellen Key und ihre Schrift „Mißbrauchte Frauenkraft".

Ein Beitrag zur Frauenfrage.

von

I. Hutten.

— Tilsit. —

An der Grenze zweier Jahrhunderte mögen die Frauen wohl ernst erwägen, was sie erreicht, was sie zu erhoffen haben. Die Frage, ob ihre Emancipationsbestrebungen berechtigt waren oder nicht, hat der Erfolg bereits entschieden, denn willkürliche Gelüste Einzelner oder auch ganzer Klassen haben keine Lebensdauer. Daß trotzdem diesen Bestrebungen vielfach Widerstand entgegengesetzt worden ist, soll Niemand zum Vorwurf gemacht werden. Das Neue hat immer etwas Unheimliches und tritt meistens auf unschöne Art in die Erscheinung. Gleichwie der Uebergang vom Kinde zum Jüngling oder zur Jungfrau gekennzeichnet wird durch allerhand lächerliche und rührende Thorheiten, so begleiten auch die Entwicklung neu sich Bahn brechender Bestrebungen leicht Erscheinungen, die auf den unbetheiligten Beobachter, je nach der Stellung, welche er dazu einnimmt, einen thörichten, verächtlichen oder ergreifenden Eindruck machen. Je energischer die Emancipation vor sich geht, um so heftiger diese „Kinderkrankheiten", um einen treffenden Ausdruck von Helene Lange zu gebrauchen. Bei uns in Deutschland haben sie sich, entsprechend dem langsamen Gange der Frauenbewegung, in sehr mäßigen Grenzen gehalten, ohne freilich darum weniger die Empörung derer, welche in dem Heraustreten der Frau in die Oeffentlichkeit bereits den Untergang des Volkslebens und aller Gesittung sehen, herausgefordert zu haben.

Soweit sich die Begriffe für die Nothwendigkeit dieser Bewegung noch nicht geklärt haben, wird es binnen Kurzem geschehen; darüber brauchen wir nicht mehr zu grübeln, darüber nicht mehr zu schreiben und zu sprechen.

Aber wohl müssen wir Frauen ängstlich darüber wachen, nicht durch eigene Schuld den Männern, die uns noch nicht verstehen, Handhabe für ihren Widerstand zu bieten, und dankbar den Geschlechtsgenossinnen sein, die durch ihr Sein und Handeln, ebenso wie durch ihre Schriften dazu beitragen, die gegen uns bestehenden Vorurtheile zu besiegen. Wir haben ihrer in Deutschland viele, das soll uns aber nicht hindern, auch dankbar auf diesem Gebiete die Mitarbeiterschaft einer Ausländerin anzunehmen, die in hervorragendem Maße geeignet ist, uns zu unterstützen.

Ellen Key ist eine der interessantesten, bedeutendsten und bekanntesten Erscheinungen des modernen Schwedens; und auch bei uns taucht ihr Name immer häufiger auf, je mehr von ihren Schriften in's Deutsche übertragen werden; doch verbinden wir mit demselben noch kaum einen vollen Persönlichkeitsbegriff, weil noch keine Lebensbeschreibung von Ellen Key existirt. Der Lebenden gegenüber ist der Biograph ja auch in einer peinlichen Lage. Den inneren, den seelischen Erlebnissen nachzuforschen, muß ihm sein Zartgefühl verbieten; und je vornehmer die Persönlichkeit ist, welche er schildert, um so weniger hat er auf ein Preisgeben des Gemüthslebens zu rechnen. Nur äußere Daten sind es daher auch, die hier den Lebens- und Entwicklungsgang Ellen Keys charakterisiren sollen*).

Sie ist im December 1849 als die Tochter des Gutsbesitzers und Parlamentariers Emil Key geboren und durch ihre Mutter, eine geborene Gräfin Posse, mit der höchsten Aristokratie Schwedens verwandt. Ihre Eltern, sehr freisinnige Leute, die in glücklicher Ehe lebten, legten der Tochter kein Hinderniß in den Weg, sich ganz nach ihrer Eigenart zu entwickeln, und so bot schon früh die reichhaltige Bibliothek auf dem väterlichen Gute dem heranwachsenden Mädchen Anregung und geistige Nahrung. Ellen Key sagt von sich selbst, daß sie als Kind Freidenkerin gewesen und erst mit 16 Jahren bewußte Christin geworden sei, dann es aber auch so ernst damit genommen habe, daß es ihr schon ein Jahr später nicht mehr möglich gewesen sei, Alles zu glauben. Trotzdem habe sie zehn Jahre lang das Studium theologischer Schriften und aller Theorien und Lehren auf diesem Gebiete fortgesetzt, bis es ihr gelungen sei, sich ihr Christenthum auf der Grundlage moderner Weltanschauung neu aufzubauen. Sie meint, man müsse keiner der bestehenden Richtungen blindlings folgen, wohl aber könne man jeder etwas entnehmen. —

Als sie 19 Jahre alt war, siedelte ihre ganze Familie, weil der Vater Mitglied des Reichstages war, für die Wintermonate nach Stockholm über, und dort hörte Ellen Vorlesungen an der Universität. Einige Jahre

*) Als Quellen habe ich Briefe von E. Key selbst und Mittheilungen einer ihrer Uebersetzerinnen, Mizi Franzos in Wien, die im vorigen Frühjahr einen Vortrag über E. K. hielt, zu dem sie die meisten äußeren Daten einem Artikel von Lugné Poe in der Revue Encyclopédique entnommen hatte.

später unternahm der Vater mit ihr eine erste und größere Reise in's Ausland, und seitdem ist sie noch viermal und immer auf mehrere Monate auf Reisen gewesen, hat nicht nur die skandinavischen Nachbarländer kennen gelernt, sondern auch England, Holland, Deutschland, Frankreich und Italien.

Daß bei ihren reichen Anlagen, ihren bedeutenden Kenntnissen, sich hierdurch auch eine ungewöhnliche allgemeine Bildung entwickeln mußte, ist selbstverständlich; und ihr Leben und ihre Schriften legen Zeugniß dafür ab. Aber auch seelische Erlebnisse müssen zur Vertiefung ihres Wesens beigetragen haben. Wir haben ein Recht zu dieser Vermuthung, denn Ellen Key spricht es nicht nur im Allgemeinen, sondern auch für sich persönlich aus, daß sie den Beruf der Gattin und Mutter als den glücklichsten für die Frau halte; und dabei ist sie unvermählt geblieben und hat sich ein unverbittertes Gemüth erhalten, hat die reiche Liebe ihres Herzens, die nicht durch Einzelne voll beansprucht wurde, den Armen und Unselbstständigen ihres Landes gewidmet.

Im Jahre 1880, nachdem ihr Vater sein Vermögen verloren, siedelte sie ganz nach Stockholm über, wurde dort Lehrerin an einer Schule und begann zu schriftstellern. Damit war aber weder ihr Thätigkeitstrieb noch ihr Verlangen, sich hilfreich zu erweisen, voll befriedigt. Wie ihr Vater als Parlamentarier seine Kräfte in den Dienst der Bauernpartei gestellt hatte, so wandte sich die Tochter, und mit weit größerem Erfolge, der Arbeiterschaft zu. Mit ihrem ganzen Herzen, ihrer Energie und Intelligenz trat sie für dieselbe ein und gewann einen ungewöhnlichen Einfluß. Sie begründete mit Dr. Anton Nystrom zusammen das schwedische Arbeiterinstitut, eine großartige Schöpfung, die ein schönes Gebäude in Stockholm und mehrere Filialen in der Provinz besitzt. Es werden dort von den litterarischen und wissenschaftlichen Größen des Landes vollständige Universitätscurse abgehalten, und Ellen Key liest selbst daran über schwedische Litteratur. —

Unwillkürlich stockt hier der Biograph und fragt, wie es möglich sei, daß Ellen Key ein solches Institut zu einer Zeit begründen konnte, in der ihr Vater verarmt und sie für ihren Lebensunterhalt auf eigenen Erwerb angewiesen war; aber die Frage, ob Dr. Nystrom ein großes Vermögen diesem Zwecke widmen konnte, ist müßig, denn ein solches Unternehmen könnte nie von einem einzelnen, selbst sehr reichen Manne erhalten werden. Da tritt eben wieder eine Thatsache in die Erscheinung, welche im Hinblick auf die großen Culturaufgaben, die noch vor uns liegen, etwas Beglückendes und Befreiendes für uns hat, und der die Vorkämpferin der deutschen Frauenbewegung, Luise Otto-Peters, Ausdruck gab, als sie auf die Frage, woher sie die Mittel zur Verwirklichung all ihrer Pläne hernehmen wolle, die Antwort ertheilte: „Sorgt Euch nie um das Geld, sorgt Euch immer nur um die geeigneten Persönlichkeiten."

Ellen Key ist solch' eine Persönlichkeit, die mit ihrer Energie und Hingebung auch das unmöglich Scheinende möglich zu machen versteht.

Georg Brandes hat nur Worte der Anerkennung für sie; und man muß nach Allem, was man von ihrem Wirken weiß, geneigt werden, Mizi Franzos zuzustimmen, wenn sie begeistert sagt: Ellen Key gehöre zu den Menschen, die alle Kämpfe der Zeit in ihrem Innern gekämpft und aus der Volltönigkeit ihrer reichen Natur mit prophetischer Intuition die Formel der Zukunft gefunden hätten; Menschen, deren Einheitsgefühl so stark ist, daß sie mit sicherem Auge das Ziel erblicken, auf das die zersplitterten Kräfte der Zeit hinarbeiten; Individualitäten, welche die Träger der Zukunftscultur, die Erzieher der Menschheit sind. — — —

Außer den Vorlesungen an dem Arbeiterinstitut, dessen Seele sie ist, und privaten Vorlesungen für Damen über schwedische Litteratur, hat Ellen Key sich die schwierige Aufgabe gestellt, an der Hand des Instituts eine Arbeiterstatistik durchzuführen. Es sind ihr dabei junge Mädchen behilflich, die sie zu diesem Werke heranbildet.

Es muß einen eigenen Eindruck machen, sie Sonntags in ihrer kleinen, aber höchst geschmackvoll eingerichteten Wohnung am äußersten Ende Stockholms zu sehen, belagert von einer Schaar von Leuten aus dem Volke, die ihren Rath und ihre Entscheidung in allen Lebensfragen, in Familienangelegenheiten und Lohnstreitigkeiten anrufen.

Es ist auch charakteristisch für Ellen Keys Stellung und Persönlichkeit, daß sie es wagen darf, am 1. Mai zu den Arbeitern zu sprechen, ohne durch diese „socialdemokratische“ Thätigkeit ihr gesellschaftliches Ansehen zu gefährden oder gar zu erschüttern.

Einen sehr bedeutenden Einfluß übt sie auf die moderne schwedische Litteratur aus, in der Art, wie er von den anregenden Salons des 18. Jahrhunderts ausging. Bei ihr versammeln sich allwöchentlich die auserlesenen Geister des schwedischen Schriftenthums, und Björnson und Ibsen sind stolz darauf, sich ihre Freunde zu nennen.

Von ihren zahlreichen Schriften sind noch lange nicht alle in's Deutsche übertragen. Zum ersten Male trat sie in die Oeffentlichkeit mit einer Broschüre gegen jede Reaction und für die Freiheit des Wortes. Dann folgten verschiedene Biographieen, darunter eine ihrer Freundin Anna Charlotte Leffler, Herzogin di Cajanello, eine von Sonja Kowalewska und eine Reihe von Essays, sowie ein Buch „Culturbilder aus der schwedischen Geschichte für Kinder“.

Es giebt wenige Erscheinungen in der Litteratur, bei denen sich das schriftliche Wort so sehr mit der ganzen Persönlichkeit deckt, wie bei Ellen Key. Man kann kaum eine Arbeit, geschweige denn mehrere von ihr lesen, ohne sich für die Verfasserin zu interessiren und nach ihr zu forschen. Bei ihrem offenen Blick für alle Erscheinungen des Lebens, ihrer Neigung zu psychologischer Analyse, der Schönheit und Poesie ihrer Ausdrucksweise, müßte man sich wundern, daß sie sich nicht ein weiter ausgedehntes Feld für ihre litterarische Production erwählt habe, wenn man nicht bald merkte,

daß sie viel zu stark von bestimmten Gedanken und Wünschen eingenommen ist, um einen anderen, als den unmittelbarsten Ausdruck dafür zu wählen. Und diese Gedanken und Wünsche gipfeln darin, beitragen zu dürfen, daß die Menschheit glücklicher werde, daß mehr Licht, Wärme und Schönheit in das Dasein komme. Sie ist Idealistin genug, um an die Verwirklichung dieser Bestrebungen zu glauben, und Realistin genug, um praktische Vorschläge zur Erreichung des Zieles zu machen. Da sie sich aber des Ernstes und der Schwierigkeit dieser Aufgabe bewußt ist, setzt sie ihre Hoffnung auf besser erzogene und angeleitete Generationen. Alles was sie über Kindererziehung sagt, ist von warmer Liebe und feinem Verständniß eingegeben. Sie hält für den Hauptfehler der heutigen Pädagogik die Mode des Zuvielerziehens, im Gegensatz zu der mangelhaften und oft ganz mangelnden Erziehung früherer Zeiten, und findet die heutige Art noch gefährlicher, da sie oft die Individualität der Kinder ertödtet. Ellen Key erwartet aber das Heil der Zukunft von der vollen Entwicklung aller Persönlichkeiten, hält jede Individualitätsnuance von besonderem Werth für die Cultur.

Daß sie einerseits große Gedanken kurz zusammenfassen, andererseits kleine äußerliche Eindrücke, auf die ihr seelisches Empfinden reagirt, zu schönen allgemeinen Betrachtungen zu erweitern weiß, das macht sie zu einer so hervorragenden Essayistin. Man lese nur in ihrem Aufsatz über „Schönheit"*), wie die Freude an einer Radirung von Klinger sie zu der schmerzlichen Erkenntniß führt, wie wenig die Schönheit heut in der Welt gelte, und im gewöhnlichen Leben und auf dem Gebiete der Industrie und der Baukunst der Sinn dafür nur spärlich gepflegt werde, und was geschehen könne und müsse, um ein Zeitalter herbeizuführen, in dem Nutzen und Schönheit so sehr Hand in Hand gehen würden, daß nur das Praktische schön, das Schöne praktisch erscheinen könne.

Ellen Key besitzt in hohem Maße die biegsame, geschmeidige Genialität, welche, wie sie selbst behauptet**), die Frauen in allen großen Culturperioden und auf allen Gebieten ausgezeichnet hat. Ihre Biographieen bedeutender Menschen — außer der schon erwähnten z. B. noch von Henri Amiel, von Almquist; ihre Besprechungen von Büchern, z. B. Le Trésor des Humbles von Maeterlinck, The story of my heart von Richard Jefferies und von dem neuesten Björnson'schen Drama Paul Lange und Tora Parsberg — all diese Arbeiten legen Zeugniß dafür ab, wie sehr sie es versteht, Anderer Gedanken nachzudenken, Anderer Empfinden nachzufühlen; doch ist für sie jede solche Besprechung auch wieder Mittel zu einem neuen Zweck: anknüpfend an das Wiedergegebene, Ausblicke in weite Fernen zu bieten.

Am prägnantesten bringt Ellen Key ihre Lebensauffassung in den Vorlesungen zum Ausdruck, den sie unter dem Titel „Gedankenbilder" ver-

---

*) Neue deutsche Rundschau (Januar 1899). Aus „Gedankenbilder".
**) Mißbrauchte Frauenkraft, Seite 62.

öffentlicht hat und die deutsch in der „Neuen Deutschen Rundschau“, S. Fischer'scher Verlag in Berlin, erschienen sind.

Vielleicht spiegelt sich aber in keiner ihrer Arbeiten so völlig wie in der Schrift „Mißbrauchte Frauenkraft“ die Persönlichkeit der Verfasserin wider. Daß sie, die dem Cultus des Schönen mit ganzer Seele ergeben ist, voll Sorge beobachtet, wie die Frauen heutzutage ihr Priesterthum auf diesem Gebiete zu vernachlässigen beginnen, kann Niemand Wunder nehmen, und ebenso wenig, daß sie bei ihrer freimüthigen Art ohne Umschreibung, mit voller Deutlichkeit ihre Gedanken ausspricht. Gerade der Widerspruch, den diese Schrift vielfach erfahren, zusammen mit ihrem actuellen Inhalt, hat es wohl veranlaßt, daß durch sie der Name Ellen Key im Auslande und auch bei uns erst allgemein bekannt geworden ist.

Im Herbst 1895 hatte sie auf Aufforderung des Comités für die Frauenausstellung zu Kopenhagen dort einen Vortrag unter obigem Titel gehalten, der, als er im Druck erschien, einen Sturm von Unwillen gegen sie erzeugte und so viel Mißverständnisse und Angriffe in Zeitschriften und Broschüren gegen die Verfasserin laut werden ließ, daß diese sich veranlaßt sah, schon im folgenden März als Antwort ein neues Buch zu veröffentlichen: Frauenpsychologie und weibliche Logik. —

In deutscher Uebersetzung nun liegt uns unter dem Titel „Mißbrauchte Frauenkraft“ zusammengezogen der wesentliche Inhalt beider Schriften vor, und Ellen Key hofft, daß ihre Gedanken in concentrirter Form bei den deutschen Frauen ein besseres Verständniß finden werden, als jene beiden Bücher nach ihrem Erscheinen bei den skandinavischen Frauen fanden*).

Trotz dieser Hoffnung zeigt die Schrift auf's Deutlichste, daß Ellen Key sie an ihre Landsmänninnen gerichtet hat, und wir haben keinen Grund, Alles, was sie sagt und rügt, auch auf uns zu beziehen. Die skandinavische Frauenbewegung hat sich anders entwickelt, als die deutsche, ist viel radicaler vorgeschritten und hat in mancher Beziehung da begonnen, wo wir jetzt erst hinsteuern. Aber immerhin sind wir den nordischen Frauen genügend verwandt, um aus einem mahnenden Worte, das aus berufenem Munde an sie ergeht, auch Etwas zu lernen.

Hier sei in kurzen Zügen der wesentliche Inhalt der 74 Seiten langen, höchst gedankenreichen Schrift wiedergegeben.

Der Mißbrauch der Frauenkraft, auf den Ellen Key hinweisen will, wird von den Frauen selbst verschuldet, indem diese ihre neuerdings frei gewordenen Kräfte in erster Linie auf Gebieten einsetzen, auf denen sie gezwungen sind, mit den Männern zu wetteifern, und dabei zum großen Theile versäumen, ihre innersten weiblichen Eigenthümlichkeiten zu entwickeln und zu verwerthen.

*) Vorrede der Verf. zu der deutschen Ausgabe, Verlag von Albert Langen.

Es war ganz selbstverständlich, daß die jetzige Frauenbefreiung von dem Gesichtspunkte der menschlichen Gleichheit von Mann und Frau ausging, und umsomehr, da die Bewegung in Gang gesetzt wurde von den bedeutendsten Frauen, die am schwersten den unleidlichen Druck der Verhältnisse empfanden. Aber nachdem man aus diesem Grunde so viel für die Befreiung der Frau gethan hat*), ist der nächste Schritt vorwärts — nicht rückwärts — die Berechtigung der Befreiung zu betonen auf Grund ihrer Ungleichheit.

Es besteht eine starke Wesensungleichheit zwischen der Natur des Mannes und der des Weibes — eine Thatsache, die auch nicht durch einzelne Ausnahmefälle aufgehoben wird — und darum haben die Frauen keine Aussicht, bei gleicher Erziehung und gleichen Rechten ganz dasselbe wie der Mann zu leisten. Sie haben aber auch keinen Grund, sich um dessentwillen gedemüthigt zu fühlen, denn ihr Einsatz in die Culturarbeit ist nicht geringer gewesen als der des Mannes, wenn auch von anderer Art. Auf allen intellectuellen Gebieten, wo es sich um Kunstleistungen, Entdeckungen und Erfindungen handelt, ist stets der Mann der Bedeutendere, der Neuschaffende gewesen, während die Frau, entsprechend ihrer schöpferischen Kraft, die sie gebraucht, um der Menschheit neues Leben zu geben und zu erziehen, in der sympathischen Lebenssphäre**) die Hervorragendere ist. Da für beide Arten des Neuschaffens dasselbe Geschöpf nicht dieselben Kräfte haben kann, mußte die Frau auf intellectuellem Gebiete nachstehen, aber der geistige Mangel, den sie dadurch erweist, ist nicht größer als der des Mannes in seinem Nachstehen auf dem sympathischen Gebiete.

Das ursprüngliche primitive Verhältniß zwischen Mann und Frau hat die Frau, was die Gefühle anbetrifft, zu dem gemacht, was es heut ist. Aus der Sorge für das Kind erwuchs ihr die Liebe zu ihm, daraus die Liebe zum Vater desselben, und so war sie es, die ganz allmählich den ursprünglichen Trieb zu Eros umbildete zu jenem großen Gefühle, von dem schon Plato verkündete: daß es den Menschen gelehrt habe, durch eine unendliche ideelle Sehnsucht, eine unerschöpfliche geistige Sympathie, die Grenzen seines Wesens zu erweitern.

Die Wesensart der Frau, welche sie mehr nach der sympathischen Seite hin sich hat entwickeln lassen, kann wohl am besten mit dem Namen „Mütterlichkeit" bezeichnet werden. Die volle Verwirklichung der Mutterschaft ist dabei nur das Nebensächliche, die Gefühle sind das Wesentliche, und die bestimmen das kleine Mädchen ebenso wie die Frau und wie die unverheirathet Gebliebene. Sie sind es auch, welche die Frau auf den Gebieten der Philanthropie und der reproducirenden Kunst eine volle Gleich-

*) Wenigstens in Skandinavien.

**) Die Ausdrücke „sympathisch" und „intellectuell", welche die Uebersetzerin gewählt hat, sind hier beibehalten.

stellung mit dem Manne haben erreichen lassen. „Die Gedanken oder die Schöpfung eines Andern in sich verkörpernd, in Beziehung zu der Persönlichkeit eines Andern, oder die Leiden Vieler mitfühlend — so kommt das eigenste innerste Wesen der Frau zu voller Blüthe.“

Der Mann hat von jeher intensiver als die Frau seine Fragen an die Räthsel des Lebens gestellt; er hat entdeckt, gegrübelt, geforscht und hat durch neue Ideen Bewegung in die Culturarbeit gebracht. Die Frau hat die Ideen in Gefühle umgesetzt und diesen durch die Sitte Dauerhaftigkeit verliehen. Es liegt kein Grund dazu vor, und es wäre zum Schaden für die Cultur, wenn dieser ersprießliche Ausgleich zwischen den Geschlechtern jemals aufhören sollte.

Im Allgemeinen sündigen die Frauen, dank der Möglichkeit, ihr Brod selbst zu verdienen, heutzutage seltener dadurch, daß sie eine Ehe gegen ihr innerstes Wesen eingehen, als dadurch, daß sie nicht ihr ganzes Wesen mit in die Ehe hineinnehmen. Und doch besitzt die Frau nur durch die Ganzheit ihrer Hingabe die Fähigkeit, das Glück hervorzubringen und es zu empfinden. Jetzt besonders aber bedarf die Frau ihrer ganzen Macht, denn das Zusammenleben zwischen den gefühlsverfeinerteren Männern und den geistig entwickelteren Frauen muß neue Formen annehmen, und es wird ihre Sache sein, diese freieren, aber eben durch die Freiheit festeren Formen auszubilden.

Gerade das ewig Weibliche in der Frau, ihre schnelle Auffassung, ihre spontane Hingabe, ihr inniges Naturgebundensein durch die Mütterlichkeit giebt ihr ihre Eigenart und Macht und läßt sie bald zur Inspiration, bald zur Verzweiflung des Mannes werden. Diese Macht des Weibes ist zu allen Zeiten activ gewesen in derselben Weise wie die Naturkräfte, deren Gesetze unbekannt waren, deren Wirkungen man aber wahrgenommen hat.

Die wahre Bedeutung der Frauenbewegung ist daher die, daß man jetzt anfängt, diese weibliche Kraft zu entdecken und bewußt in den Dienst der Menschheit zu stellen.

Dazu bedarf aber die Frau einer ganz anderen Ausbildung und ganz anderen Freiheit, als sie bisher gehabt hat. Die genialste sowohl, als die einfachste Frau muß, ohne daß ihr von der Gesellschaft Hindernisse in den Weg gelegt werden, danach streben dürfen, das herauszufinden, was die Natur gerade mit ihr beabsichtigt hat. Vor Allem gilt es Arbeitsgebiete zu finden, auf denen sie ihre weibliche Eigenart geltend machen kann und daher im Stande ist, größere Werthe als der Mann hervorzubringen. Glückt ihr das, dann wird die Arbeit ihr auch eine reichere Entwicklung und durch den volleren Gebrauch ihrer innersten Kräfte ein größeres Arbeitsglück geben. Das volle Glück besteht ja in der vollen Entwicklung aller Möglichkeiten unseres Wesens zu dem damit beabsichtigten Zwecke.

All die brennendsten Culturaufgaben der Zeit — die sociale Neubildung, die Friedensbewegung, die Reorganisation der Schule — warten nur

auf die freigewordenen Frauenkräfte, die dort in Uebereinstimmung mit ihrer innersten Natur angewandt werden könnten. Je früher die Frauen begreifen, daß ihre Bewegung im wesentlichen Kern Eins ist mit der socialen Frage, um so besser wird es sein. Die Frau soll den Muth haben, zu revoltiren gegen Alles, was sie für unrecht, falsch und verwerflich hält, denn es gehört zu ihren Pflichten als Mutter, mitzuhelfen, die Gesellschaft so umzubilden, daß in ihr die Kinder zu edler Menschlichkeit aufwachsen können. Dazu bedarf es aber auch, daß sie sich selber erziehe, in jeder Stunde ihres Lebens, und auch den Vater ihres Kindes dazu erziehe, ihr Mitarbeiter in ganz anderer Weise, als es jetzt meistens der Fall ist, zu werden.

Bei der Größe und Wichtigkeit dieser Aufgaben ist es niederdrückend, zu sehen, daß so viele Frauen, ohne durch die Noth dazu getrieben zu sein, bei der Wahl eines Berufes kritiklos in den Wettbewerb mit dem Manne eintreten, anstatt die Forderungen ihrer Natur zu berücksichtigen, und darum ist es an der Zeit, dagegen eine warnende Stimme zu erheben.

Wenn die Verfechterinnen der Frauensache jetzt immer sagen: „Möge die Frau nur vollkommen Mensch werden, vollkommen geistig entwickelt; um unsere weibliche Natur braucht sich Niemand Sorge zu machen,“ so ist das vorschnell geurtheilt. Denn wenn, wie die Erfahrung lehrt, die Frauennatur sich durch die Anforderungen, die man an sie stellt, die Rechte, welche man ihr zugesteht, in intellectueller Richtung modificiren läßt, so wird sie auf dem mütterlichen und sympathischen Lebensgebiete der Modification ebenfalls ausgesetzt sein.

Wie der Mann, trotzdem es ihm jederzeit möglich gewesen ist, seinem Gefühlsleben zu leben, doch einseitig eine ganz bestimmte Entwicklung nach der intellectuellen Richtung hin genommen hat, und wie er während des furchtbaren Wettkampfes mit seinen Geschlechtsgenossen die edelsten und feinsten Gefühle hat opfern, allerhand Leidenschaften hat entwickeln müssen, so würden auch in der Seele des Weibes diese Leidenschaften anfangen, die zärtlichen Gefühle zu bekämpfen, im Falle die männlichen Arbeitsgebiete immer mehr zu ihrem Hauptinteresse würden. Denn könnte die Frau wirklich mit derselben Ganzheit und Hingebung die Forderungen beider Lebensgebiete erfüllen, dann wäre sie in Wahrheit der Uebermensch, und dann hätten wir heut keine Frauenfrage, weil es ihr längst, trotz Mutterschaft und Kinderpflege, geglückt wäre, die Leitung der ganzen Culturarbeit zu übernehmen.

Aber wenn auch nicht anzunehmen ist, daß auf dem intellectuellen Gebiete die Frauen jemals die höchste Höhe des Mannes erreichen werden — nur durch die absoluteste Freiheit von den Ketten und Banden der Gesetze, den Vorurtheilen der Gesellschaft, aber auch von dem Dogma der Frauensache — können die Frauen wirklich zeigen, wie hoch und weit ihr Genius sie tragen wird. Vielleicht wird es von einer Billion Frauen nur eine sein, die einen neuen Gedanken findet — aber dazu muß die ganze übrige Billion in der vollen Bedeutung des Wortes frei sein.

Die ganze Frauenbewegung krankt vielfach an der Bitterkeit der Frauen über das, was ihnen bisher versagt war und wodurch sie in ihrer Entwicklung gehemmt wurden. An Stelle dessen sollten sie voll Selbstgefühl auf das hinweisen, was sie schon für die Cultur gethan haben. Ihr Einsatz in die Culturarbeit ist die Humanisirung des Gefühls gewesen, und derselbe war ebenso unentbehrlich, wie der männliche Einsatz. Um diese Aufgabe immer würdiger zu erfüllen, brauchen die Frauen Bildung und Arbeitswahl wie der Mann, müssen sie ganz dieselben Rechte und Freiheiten verlangen.

Ellen Key schließt ihr Essay: „Ich denke, daß meine Betrachtungen indirect ein Beweis sind für die Ueberlegenheit der männlichen Intelligenz, denn ohne die Anregung, welche ich durch männliche Denker erhalten — bekanntlich sind ja alle die ersten philosophischen, psychologischen und biologischen Arbeiten über die Frau von Männern geschrieben! — hätte ich sie nicht anstellen können. Aber andererseits, denke ich, sind sie wieder ein directer Beweis für die weibliche Ueberlegenheit. Das ewig Weibliche vermag innerhalb der Gefühlssphäre dasselbe, wie das ewig Männliche innerhalb der Intelligenzsphäre: außerhalb seines eigenen Ichs einen Punkt zu finden, von dem aus das Dasein sich heben läßt. Ich habe diese Ueberlegenheit die Mütterlichkeit genannt. Und in diesem Essay ist sie in das Mitgefühl umgesetzt für all' die jungen weiblichen Wesen, deren Glück ich reicher und tiefer haben wollte.

Ich glaube freilich, daß diese Aeußerung, wie die meisten anderen geistigen Aeußerungen der Mütterlichkeit, nur eine gewissermaßen kurze Lebenszeit haben wird. Ehe das Gras auf meinem Grabe wächst, wird sie schon lange vergessen sein, und keine Zukunftsfrau wird das Büchlein in einer Bibliothek finden können, wenn sie ihre Geschichte über die „Frauenfrage im 19. Jahrhundert“ schreibt, denn die papiernen Flügel, welche solche Eintagsfliegen tragen, werden schnell zu Staub! Aber mittelbar wird dieser Einsatz von Mütterlichkeit doch unvergänglich sein, wenn nur ein einziges junges Herz dadurch von einem tieferen Lebensgefühl durchbebt und erweitert worden ist, einem Gefühl, das späterhin mal fortgepflanzt wird von einer Generation auf die andere.

Daß ein stärkeres Lebensgefühl nur Glück verleihen wird — das kann ich nicht versprechen. Mit meinen eigenen Worten will ich daran erinnern:

Ein seelenvoll gelebtes Leben ist ein Schmerz. Aber Leben, in Schmerz oder Seligkeit, ist Kraftentfaltung, ist Genuß, ist das Gegentheil von Stillstand und Tod.“

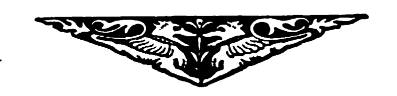
So spricht Ellen Key. — Auch bei uns haben ihre Ausführungen vielfach Widerspruch gefunden und werden ihn finden. Es kann garnicht anders sein bei Behauptungen und Schlußfolgerungen, die sich nicht mit mathematischen Formeln und statistischen Zahlen beweisen lassen, sondern zum größeren Theile auf persönlicher Auffassung beruhen. Wenn denkende

Menschen ihre Ansichten austauschen, werden sich immer Meinungsverschiedenheiten ergeben, und oft lassen sich sogar dieselben Argumente für und wider dieselbe Sache verwerthen. Jedenfalls aber ist Ellen Key eine Frau, die den Anspruch erheben darf, gehört zu werden, und es wäre zu wünschen, daß all' ihre Schriften und besonders die „Mißbrauchte Frauenkraft", von deren reichem und werthvollem Inhalt solch ein kurzes Resumé nur ein sehr mangelhaftes Bild geben kann, recht viel gelesen würden. Noch einmal sei es betont: die Verfasserin wendet sich ursprünglich an ihre skandinavischen Mitschwestern, und wir deutschen Frauen haben keinen Grund, all ihre Warnungen und Mahnungen auf uns zu beziehen.

In unserer Mehrzahl stehen wir ihr wohl näher, als die Schwedinnen es thun. Wir haben uns nie der Erkenntniß verschlossen, daß wir den Männern nicht gleichartig sind, aber wir glauben ihnen gleichwerthig zu sein, und auf diese Ueberzeugung gründen wir den Anspruch auf dieselbe Entwicklungsfreiheit, wie die Gesellschaft sie dem Manne jederzeit zugebilligt hat. Wir sind es sehr zufrieden, Frauen zu sein, wünschen uns garnichts Anderes und haben nicht die mindeste Neigung, unsere weibliche Eigenart aufzugeben. Aber wir glauben mit Ellen Key, daß die Frau ihre Aufgabe, sei es als Gattin, Mutter, Lehrerin, Aerztin oder welches auch ihr Beruf sein möge, am vollkommensten erfüllen kann, wenn sie die größtmögliche Freiheit zur Entwicklung ihrer Persönlichkeit hat; und wir glauben ebenfalls mit ihr, daß nur ein Mann, dem eine wirthschaftlich selbstständige Frau, die also nicht auf seine Versorgung angewiesen war, die Hand zur Ehe reicht, von sich behaupten kann, daß er wirklich geliebt sei. Wir sind auch so fest von der Berechtigung unserer Forderungen überzeugt, daß keine Gleichgiltigkeit, kein Widerstand uns jemals entmuthigen oder irre machen könnte. Die Keime, welche wir seit Jahrzehnten gepflanzt, beginnen schon zu treiben — mögen spätere Generationen in kommenden Jahrhunderten die Früchte ernten.

Ellen Key hat ihrer Schrift das Motto gegeben: „Des Weibes Geschichte ist Liebe," und so wie sie das Wort Liebe in vollster Ausdehnung verstanden haben will, können wir Alle ihm beistimmen. Aber es giebt ein anderes Dichterwort, das sich ebensogut zu ihrem Motto eignen würde, und da alle Frauen es jetzt gut beherzigen sollten, möge es hier seinen Platz finden:

Befreie Deinen Geist! Das sei Dein höchster Hort;
Doch wenn Du ihn befreit, denk an des Meisters Wort —
Dies Wort: Gefährlich ist, was Deinen Geist befreit
Und nicht zu gleicher Zeit Selbstherrschaft Dir verleiht.





Hilde.

Eine Jagdgeschichte.

Von

* * *

Endlich ertönte das Glockenzeichen, ein paar Nachzügler eilten noch im Trabe heran, bis die Glocke zum zweiten Male läutete, die Brücke wurde weggezogen, „langsam vorwärts" klang es von dem Schallrohr aus der Oeffnung im Glasdach des Maschinenraumes herauf, die Maschine fing an zu stampfen, und langsam bewegte sich der kleine Dampfer um die Mole vor der Anlegestation herum in's offene Wasser. Auf dem Vorderdeck hatten neben Kisten und Kasten, Fässern und Körben die Mitglieder einer Musikkapelle zur Fahrt nach einem der Badeorte Platz genommen und setzten alsbald den Kellner, dessen Vorrathskammer sich hinter dem Glasdach des Maschinenraumes unter der Commandobrücke befand, für ihre durstigen Kehlen in Bewegung. Die Reisenden erster Klasse drückten sich in den beiden Gängen zwischen Bord und Maschinenraum herum oder machten es sich im Innern der Kajüte bequem, die am Hintertheil des Schiffes auf Deck ein an den beiden Langseiten mit Fenstern versehenes Häuschen bildete. Auf einer eisernen Stiege konnte man auf das eingehegte Dach der Kajüte gelangen und dort sich den Seewind freier um die Nase gehen lassen.

In der Kajüte füllte eine dicke Mamsell mit ihrem Handgepäck, einem Dutzend Schachteln und Päckchen die eine Seite so ziemlich aus. An der anderen Seite saß am Tische ein schwarzgelockter Jüngling, dem man den Reisenden in Wein oder Colonialwaaren ansah, und schrieb auf einem Heft von „Ueber Land und Meer" als Unterlage Geschäftsbriefe. Wenn er einmal aufblickte und eine Ueberlegungspause machte, konnte man ihm von den leise bewegten Lippen ablesen, wie sein Geist in Zahlenreihen schwelgte; die

Seefahrt bot ihm offenbar so wenig Reiz wie der dicken Mamsell, die bald inmitten ihrer Schachteln und Päckchen einzunicken begann.

Von der übrigen Reisegesellschaft fiel mir ein Mann ungefähr in der Mitte der Dreißiger durch seine reckenhafte Erscheinung auf. Er trug Reitstiefeln, über die mächtigen Schultern hing ihm lose ein grünlicher Ulster, das bronzefarbene, mit einem dunklen Vollbart gezierte Gesicht erhielt trotz der martialisch herabhängenden Schnurrbartenden einen freundlichen, fast kindlichen Ausdruck durch die hellen blauen Augen und die langsame Bewegung der Lider. Für einen Rittmeister in Civil hatte er nicht genug äußeren Schliff, aber ein Gutsherr mochte er wohl sein, Hundebesitzer war er gewiß und wahrscheinlich auch ein Genosse von der grünen Farbe, denn mein alter Nero hatte, nachdem er an seiner Reithose geschnobert, befriedigt mit der Ruthe gewedelt und sich mit ihm anzufreunden gesucht.

Bei leichtbewegter See steuerten wir nach Norden, zur Rechten die flachen Ufer der dem Festland vorgelagerten Insel, zur Linken offenes Meer. Allmählich verschwanden die Hügel und Thürme der Hafenstadt im Dunste der Vormittagssonne, nur noch hin uud wieder begegneten wir einer Segelyacht oder einem Angler in seinem Boote, einzelne Lastkähne mit geblähtem Segel fuhren an uns vorbei. Es war meine erste Meerfahrt. Die schier unendliche, mit dem Himmel verschwimmende Fläche übt anfangs auf die Seele eine ähnliche Wirkung aus, wie das Schwanken des Schiffes auf den Körper, ein Gefühl der Leere überkommt uns, bis das Auge sich gewöhnt, zu unterscheiden und zu erkennen, den Dampfschlot oder das Segel am Horizont, die mit der Woge auf- und niedertauchende schwimmende Möwe, den weißen, drüben am Inselstrand aufgeworfenen Schaum, der sich bewegt wie eine Reihe von Schwänen.

Doch nur kurze Zeit war der Blick auf das offene Meer frei, dann kam auch zur Linken ein Streifen Land zum Vorschein. Während man auf der Insel zur Rechten hin und wieder ein Gehöft, das wie ein Stein aus einer grünen Moosfläche hervorragte, erkennen konnte, streckte sich das Land zur Linken baum- und häuserlos wie ein langes Brett auf dem Wasser hin.

Dem Recken mit den Reitstiefeln war das Sitzen auf einem niedrigen Feldstuhl an der Brüstung unbequem und die Beobachtung des Spieles der Wellen um den Radkasten des Schiffes langweilig geworden, er kletterte auf der Leiter zum Dache der Kajüte hinauf, wobei seine mächtige Faust den Geländerstab so mächtig umfaßte, daß er mir unwillkürlich wie eine Illustration zu Ernst Moritz Arndts Lied erschien: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.“ Ich that es ihm bald nach, um von da oben besser die Aussicht über den Meeresstrom auf die mehr und mehr aneinander rückenden Ufer zu beiden Seiten zu genießen.

Der klare Sonnenschein, mit dem See und Land übergossen waren, zauberte allenthalben kräftige Farben hervor, und dieser berückende Glanz

schien noch zuzunehmen, je weiter der Dampfer in dem Meeresstrom vorrückte. Bald kam auch gerade voraus ein grüner Landstreifen in Sicht, der Strom theilte sich in zwei breite Arme. Auf der langgestreckten Insel zur Linken glänzten jetzt die einzeln stehenden weißen Häuser eines Fischerdorfes auf grünem Plan, der mit den Wogen eine gerade Fläche zu bilden schien. Wie leicht mußte hier das Zerstörungswerk für eine Sturmfluth sein! Und doch sahen die kleinen Häuser unter ihren in der Sonne stahlgrau schimmernden Strohdächern so friedlich aus, als wären sie von einer Kinderhand so schmuck dort auf einer grünen Tischdecke aufgestellt. Weiter nach Norden stieg die Insel zu einer bewaldeten Anhöhe an, von der ganz am Ende ein Leuchtthurm hervorragte. Der Strom zur Rechten bildete Buchten zu beiden Uferseiten, auf den vorspringenden Landzungen stand graues Gemäuer, hier ein Fährhaus, dort ein Gutshof. Während ein rothes Segel quer über den Strom kreuzte, zog oben im Himmelsblau eine Schaar Wildgänse im spitzen Winkel dahin.

Ich war so in den wundervollen Anblick der vom Meere durchzogenen Landschaft versunken, daß ich meines Reisegefährten auf dem Oberdeck kaum Acht hatte, bis mich der Gedanke überkam, daß der stumme Genuß vielleicht noch herrlicher wäre in dem Bewußtsein, eine gleichgestimmte vertraute Seele neben sich zu fühlen. Der Mann saß mit aufgestütztem Kopf am Geländer mir gegenüber, so daß sich das kräftige Profil seines Gesichtes scharf von der Luft abhob. Auf seiner gebräunten Wange lag ein Zug von Verklärung — war es Schmerz, war es Freude? Bewegte ihn ein genossenes Glück oder dachte er an alltägliche Noth, die ihn vielleicht daheim erwartete? In seinen Augen schimmerte etwas wie Thränen.

Wir waren in den Strom zur Rechten eingebogen. Die Musikkapelle begann jetzt einen Walzer zu spielen. Die Weise schallte so hohl und geisterhaft herauf, als ob die Klänge von dem Sonnenschein ringsum aufgefangen und festgehalten würden. Unten vor der Kajüte tauchte der schwarzgelodte Delicatessenjüngling auf und walzte bald mit der dicken Mamsell auf dem engen Raume herum.

Mein Reisegefährte auf dem Oberdeck blickte ungerührt durch die Fröhlichkeit, die sich von den Walzerklängen der übrigen Schiffsgesellschaft mittheilte, hinaus in's Weite über das glänzende Wasser nach dem grünen Land, die sich wie ein trautes Liebespaar in seliger Lust umschlungen hielten. Vielleicht gehörte er zu jenen einsamen Herzen, die gerade von heiteren Tanzweisen am tiefsten gepackt werden. Doch jetzt bemerkte ich, wie er heftig die Schultern bewegte und sich schüttelte, als wolle er einen plötzlichen Unmuth los werden, und dabei rann ihm wirklich eine Thräne in den Bart.

An einer Stelle verengte sich der Strom und mochte kaum noch einen halben Kilometer breit sein. Von rechts bewegte sich von einer Landzunge aus ein Boot auf das Fahrwasser des Dampfers zu, dessen Tempo nun auch langsamer wurde. Ich war am Ziel meiner Wasserfahrt, ebenso auch

der blauäugige Riese. Als wir ausgebootet waren und vom Dampfer abstießen, fragte ich meinen Gefährten, wie weit es noch nach Lindow sei.

„Nach Lindow wollen Sie," erwiderte er mit einer weichen, melodischen Stimme, und es schien, als überrasche ihn mein Vorhaben, „da drüben liegt es, Sie können den Giebel des Hauses in der Baumgruppe erkennen." Dabei deutete er über eine Bucht hinweg nach dem grünen Gehege auf der in Wiesen und Schilf auslaufenden Spitze einer Halbinsel, auf deren flachem Rücken neben dem Gutshaus sich Getreidefelder ausbreiteten.

Ich erzählte ihm, daß ich als Gast der Frau Generalin ein paar Wochen mit Wasserjagd zuzubringen gedächte, und als er mich mit seinen blauen Augen so gutmüthig und fragend ansah, setzte ich hinzu: „Sie sind gewiß Gutsnachbar?"

„Oh, wie man's nimmt," erwiderte er, „das Wasser trennt uns. Hinter der Halbinsel dort, jenseits vom kleinen Bodden, ist eine zweite kleinere, dort hause ich."

„Dann habe ich vielleicht das Vergnügen, in Lindow Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, nachdem wir heute zusammen oben auf dem Deck der Kajüte die herrliche Seefahrt genossen haben."

Wieder nahm sein Gesicht den melancholischen Zug an, den ich schon auf dem Dampfer beobachtet hatte. „O nein," sagte er, „ich komme nicht nach Lindow." Er besann sich einen Augenblick und fuhr dann freundlich fort: „Aber wenn Sie ein rechter Jäger sind, sollen Sie bei mir in Klorin immer willkommen sein. Schnepfen, Gänse, Reiher kommen bei mir mehr vor, als in Lindow."

Ich stellte mich nun unter aufrichtigem Dank für die Einladung vor.

„Larsen ist mein Name," erwiderte er. „Kommen Sie nur, wenn Ihnen die Geselligkeit in Lindow Zeit läßt und Lust macht für die Einsamkeit."

Noch beim Verlassen des Bootes erzählte ich ihm, daß ich glücklicherweise durch keine Rücksicht am Jagdvergnügen gehindert sei, da mir die Frau Generalin völlige Freiheit für den ganzen Tag zugebilligt habe und nur für den Abend Anspruch auf meine Gesellschaft erhebe.

Larsen, der von einem alten Reitknecht mit zwei schweren Landpferden erwartet worden, schwang sich alsbald in den Sattel und trabte nach dem nahen Fischerdörfchen von dannen, während mein Koffer auf die für mich bereit stehende Kalesche verladen wurde.

Die Fahrt ging durch das Fischerdorf, dann um die Bucht herum an einem Berg vorbei, dem einzigen, der weit und breit zu sehen war, und endlich zwischen Schilf und Getreidefeldern entlang auf schmalem sandigen Wege nach Lindow zu. Der Weg streckt sich am Ufer des Boddens hin, so daß der Blick auf die ganze Wasserfläche frei ist, die rückwärts tief in's Land hineinreicht und vorwärts in weitem Bogen von einem bewaldeten, wiederum von einem Leuchtthurm überragten Streifen begrenzt ist. Zur Rechten über dem Bodden schiebt sich eine zweite Halbinsel vor, deren vordere Hälfte von Buchenwald bedeckt ist.

Ich erkundigte mich bei dem Kutscher nach der Besitzung des Herrn Larsen und erfuhr, daß der Buchenwald drüben schon zu Klorin, dem Gut Larsens, gehöre. Der Kutscher zeigte mir auch, indem er sich umdrehte und mit der Peitsche weit zurück einen viereckigen Thurm bezeichnete, den Gutshof Klorin, der dicht an der Stelle liegt, wo der Bodden eine Meerenge bildet und in ein Binnenbecken, den Kloriner See, übergeht. Als wir schon dicht ~~an Lindow~~ herangekommen waren, sah ich draußen auf dem Wasser ein Boot mit zwei Damen ~~in hellen Sommerkleidern und einem~~ Herrn in weißem Hut. „Das ist unser Fräulein Hilde," erklärte mir der Rosselenker, „mit ihrem Verlobten und seiner Verwandten, die vor ein paar Tagen hier angekommen ist. Fräulein Hilde sitzt hinten am Steuer, man sieht's gleich an der großen Gestalt, jetzt bemerkt sie uns, hören Sie, gnädiger Herr, „Hoijo!' Das ist ihr Ruf. Die Andere mit dem rothen Hut ist man nur dürftig dagegen."

Fräulein Hilde wehte mit ihrem Taschentuche ein Willkommen herüber, ich richtete mich in der Kalesche auf und schwenkte den Hut zum Gruße für das herrliche Mädchen, das schon im ersten Flügelkleide vor Jahren, als ich sie kennen lernte, mich durch ihre Kraftnatur entzückt hatte.

* * *

Als die Kalesche auf der Rampe im Gutshof hielt, humpelte die Frau Generalin über die Fliesen des Hausflurs mir entgegen. Ihre Haltung war noch mehr gebückt als früher, aber die Augen leuchteten hinter der Brille noch in alter Munterkeit. Sie hieß den „Doctor Nimrod" wie einen Sohn willkommen und führte ihn alsbald durch den Eßsaal in den Garten zu ihren Blumen, die ihr hier in dem einsamen Lindow während ihres alljährlichen Sommeraufenthaltes Ersatz für die Wirksamkeit in Vereinen und Gesellschaften während des übrigen Jahres bieten mußten.

Die alte Dame übte die Wohlthätigkeit als Beruf aus und gab sich mit wahrer Ueberzeugung, ohne die weiblichen Schwächen und Eitelkeiten einer Vereinsdame, allen verständigen Zielen der Frauenbewegung hin. Von Natur lebhaften Geistes zeigte sie in allen Dingen, in denen sie sich eine bestimmte Meinung gebildet hatte, einen festen männlichen Willen, der keinen Widerspruch aufkommen ließ. Dieser Eigenwille hatte sich in den Vereinen, denen sie in verschiedenen Orten des Reichs vorgestanden, mitunter bis in's Kleine erstreckt. So war sie z. B. vor Jahren in einer thüringischen Stadt in bittere Feindschaften gerathen, weil sie in einer Haushaltungsschule durchgesetzt hatte, daß die Mädchen mit vier Nadeln statt den landesüblichen fünf stricken sollten. Sie behielt Recht, aber die Haushaltungsschule flog auf. Gegen die ausschweifenden Ziele moderner Frauenemancipation hatte sie in Wort und Schrift manchen Strauß ausgefochten. Ideen wie die von der freien Liebe waren ihr ein Gräuel, und war es schon zweifelhaft, ob sie bei ihrer ganz auf das Verständige und

praktische gerichteten Natur je eine tiefe Liebe zu einem fremden Manne gefühlt hatte, so erschien ihr in ihrem abgeklärten Alter erst recht alles, was Leidenschaft oder Begierde heißt, als Bosheit oder Unverstand. Sie zog gern junge Männer, Gelehrte und Künstler in ihre Nähe, und mancher hatte schon neben den geistigen Genüssen, die sich in dem geselligen Kreise ihres Hauses boten, von ihren verständigen Rathschlägen in praktischen Lebensfragen Nutzen gezogen.

Vor der Rückseite des Hauses waren zwei von Kieswegen eingefaßte, ovale Rasenplätze, in deren Mitte sich in symmetrischen Bogenlinien Rhododendronbüsche von einer Größe erhoben, wie ich es niemals zuvor gesehen hatte. Helllila und rosa leuchteten die Blüthendolden aus dem grünen Gebüsch hervor. Daran schloß sich dann ein großer Gemüse- und Obstgarten mit uralten Laubengängen und einer Reihe mächtiger Ulmen am Ende. An mehreren Stellen der Gartenmauer befanden sich, hinter Gebüsch versteckt, behagliche Ruheplätze mit Ausblicken über Bodden und Meeresstrom.

An dem Lugaus, von dem aus man nach Klorin hinübersieht, ließen wir uns nach unserm Rundgang nieder. „Sehen Sie," sagte die Generalin, „dieser Garten und vor Allem die Blumenbeete vor'm Haus sind das einzige Schöne für mich an Lindow. Es war einer der dümmsten Streiche von Geldermann, daß er noch kurz vor seinem Tode einer einfältigen Hypothek wegen das Gut übernahm. Nun muß ich hier alle Jahre zwei Sommermonate absitzen, um die Wirthschaft in Ordnung zu halten. Für andere junge Mädchen wäre ja der Landaufenthalt gut, aber Hilde braucht ihn für ihre Gesundheit nicht, und für ihre geistige Ausbildung ist er sogar nachtheilig. Das Mädchen hat mir viel zu viel Interesse an dem Phäakenleben hier, das hat immer etwas zu thun vom Boden bis in den Keller, der Hühnerhof ist ihr wichtiger als die geistreichste Unterhaltung, und dann steht sie manchmal wieder da wie eine verlassene Iphigenie und blickt über das Wasser den Wolken nach. Das hat sie von Geldermann, der war auch ganz erpicht auf das langweilige ländliche Einerlei."

Der brave Geldermann, der verstorbene Gemahl der Generalin, war in der That ein schlichter Haudegen gewesen, dessen wortkarges Wesen sehr von der geistigen Beweglichkeit seiner Frau abstach und der es vorzog, beschaulich auf seinen Kriegslorbeeren auszuruhen, anstatt an ihrem eifrigen Wirken für das Wohl der Menschheit theilzunehmen. Dabei waren die beiden alten Leute immer ganz gut ausgekommen miteinander, und der einzige Streit, den sie in den letzten Lebensjahren miteinander führten, drehte sich um die Enkelin, deren Erziehung ihnen nach dem Tode der Tochter und des Schwiegersohnes zugefallen war.

Ich sagte der Generalin, wie gespannt ich sei, nun auch den Mann kennen zu lernen, auf den Hildens Wahl gefallen sei. Damit war ich nun schön angekommen.

„Hildens Wahl," versetzte meine alte Freundin mit einer Miene, als ob sie sich eines solchen Ausdrucks von einem leidlich verständigen Mann nicht versehen hätte. „Der Bräutigam ist meine Wahl! Was versteht ein so junges Ding davon, wie man sich passend verheirathet? So ein alter Hagestolz wie Sie kann es freilich nicht besser wissen, als daß junge Mädchen an ähnlichen niederen Trieben leiden, wie Ihr sogenanntes stärkeres Geschlecht. Was Ihr Euch von den Neigungen eines wohlerzogenen Mädchens vorstellt, ist nur Ausnahme oder Entartung. Mit heißem Blut, trunkenem Sinnesrausch und dergleichen Krimskrams gründet sich kein glücklicher Ehestand. Es genügt für Brautleute, daß man sich gern leiden mag und geistig zu einander paßt, die Liebe mag dann von selber in der Ehe hinterdrein kommen. Ja, lächeln Sie nur, so ist's, und darum müssen wir Alten für die richtige Wahl sorgen. Mit Girard meine ich das Rechte getroffen zu haben. Er kennt Paris, Rom und ist wirklich ein Genie, aber noch zu vielseitig, er dichtet, er malt auch nicht übel, und sein Buch über den Weltwillen ist voll bedeutender Gedanken. Noch mehr Selbzucht, noch mehr Concentration, und wir werden noch Großes von ihm erleben."

Unterdessen war das Boot mit den drei jungen Leuten hinter dem Damm, der in's Wasser hinausführte und den kleinen Hafen daneben vor Versandung schützte, in Sicht gekommen. Die Generalin überließ mir allein die Begrüßung und zog sich nach dem Hause zurück, während ich durch die Gartenthür in's Freie ging. Auf dem Damm eilte Hilde auf mich zu und streckte mir beide Arme entgegen. Nach dem ersten Händedruck hielt sie mich noch fest, lehnte ihren prachtvollen Oberkörper zurück und rief strahlenden Auges: „Endlich habe ich Sie wieder, gutes Waldungethüm!"

Sie ließ mir kaum Zeit, den beiden Anderen meine Verbeugung zu machen und einen flüchtigen Blick auf den eleganten englischen Anzug und das schwarzbärtige, bleiche, wie Ebenholz und Elfenbein aussehende Gesicht des Verlobten zu werfen, sondern nahm meinen Arm und zog mich sanft fort, den Andern voran, die Fliederhecke entlang, die sich zur Seite des Weges nach dem Einfahrtsthor des Gutshofes hinzog.

Unterwegs sagte sie: „Ich freue mich zu sehr, daß wir nun wieder einen ordentlichen Naturmenschen unter uns haben, der nicht blos in Büchern und Gedanken lebt, sondern den Gesang der Vögel versteht und Hunger hat und Durst zur rechten Zeit." Hilde wurde einen Augenblick nachdenklich und fuhr dann unvermittelt fort: „Wie gefällt Ihnen Girard?" Aber wie konnte ich nach der kurzen Begrüßung schon eine Meinung haben, und wer wird überhaupt nach dem ersten Eindruck urtheilen? Aufgefallen war mir nur, daß Herr Girard einen halben Kopf kleiner war als Hilde und daß seine melancholischen Augen und durchgeistigten Züge stark von dem frischen, thatkräftigen Wesen Hildens abstachen. Ich suchte also mit der Bemerkung auszuweichen: „Wenn er nur halbwegs so ist, wie ich es Ihnen wünsche, so muß er schon ein ganzes Prachtexemplar von Mann sein." Aber statt

meine junge Freundin von dem Thema abzulenken, hatte ich sie damit erst recht gereizt, von den Vorzügen zu hören, die ein Bräutigam, oder richtiger, ihr Bräutigam haben müsse. „Nun sagen Sie mir, wie sieht Ihr Prachtexemplar aus? Von Innen meine ich, das Aeußere lassen wir einmal bei Seite."

„Nun," erwiderte ich, „stark muß er sein vor Allem und kühn, damit es ihm besser ergeht als dem König Gunther. Klug muß er auch sein, denn sonst wird ihn seine resolute Frau bald für einen Schwachkopf halten. Und Humor muß er haben, viel tiefinnerlichen Humor, um in ihr goldenes Herz zu sehen, denn sonst wird sie rebellisch und jagt ihn davon."

Hilde lachte von ganzem Herzen und schalt mich einen unverbesserlichen Taugenichts, bei dem man nie recht wisse, wie man mit ihm daran sei. Drei Tage wolle sie mir Bedenkzeit lassen, dann aber hoffe sie, etwas Besseres von mir zu hören, als so uralte Geschichten, wie die von Brunhilden und dem König Gunther.

Auf dem Hofe rief Hilde eine hochgeschürzte, stelzbeinige Stallmagd an und erkundigte sich nach dem Befinden des über Nacht angekommenen Kalbes. Unterdessen sah ich mich nach den beiden anderen jungen Leuten um und bemerkte zu meiner Ueberraschung, daß Girard und die Cousine uns nicht gefolgt, sondern unter dem ersten Fliederbusch stehen geblieben und, wie es schien, ganz mit sich selber beschäftigt waren. Er streichelte ihre Hand, mit der anderen hielt sie ihm unter schelmischem Augenaufschlag einen blühenden Zweig vor das Gesicht. Ei, ei, was für ein vielseitiger junger Mann! dachte ich bei mir. Aus dem Hausflur ertönte eine Glocke, das Zeichen zum Mittagsmahle, wie mir Hilde sagte.

„Sie haben gewiß einen Bärenhunger, und Großmutter hat bei Ihrer Ankunft an Alles eher, als an Ihr leibliches Wohl gedacht."

Während Girard und die Cousine in den Hof eintraten, erschien auch die Frau Generalin auf der Rampe, um uns zu begrüßen. Gleichwohl mußten wir uns noch eine kleine Weile gedulden, da Fräulein Clara, die Cousine, es für unbedingt nothwendig erklärte, erst eine neue Toilette anzulegen. Herr Girard war galant genug, die kleine Standrede der Hausherrin wegen Unpünktlichkeit auf sich abzulenken.

Das Mahl in dem kühlen Speisesaale zu ebener Erde verlief in der angenehmen Behaglichkeit, die eine gute Küche, eine geräuschlose Aufwartung, eine ruhige, wohlwollende Wirthin und freundliche Gäste zu bieten vermögen. Die Generalin hatte neben sich einen kleinen silbernen Gong, den sie nur leise mit einem Schlägel berührte, wenn die vor der Thür harrende Dienerin erscheinen sollte, um aufzutragen oder abzudecken. Sie saß an der Schmalseite des Tisches, neben ihr saßen Girard und ich uns gegenüber, neben ihm die Cousine, neben mir Hilde. Als Grund, warum Bräutigam und Braut nicht Seite an Seite saßen, gab mir die Frau Generalin an, daß die körperliche Nähe doch Nichts zur Sache thue und es

viel angemessener sei, sich in's Angesicht zu sehen. Dabei erfuhr ich auch gleich, daß die Frau Generalin keine Freundin vom Küssen vor der Ehe war, Geldermann hatte sich erst am Hochzeitstage diese Freiheit nehmen dürfen, und so war Herrn Girard nur ein Kuß auf die Stirn seiner Braut gestattet, was übrigens auch Hilde für reichlich genug erklärte, während sich Fräulein Clara oder Fräulein Claire, wie sie ihr Vetter nannte, das Küssen doch unter Umständen als ganz süß und nett vorstellen konnte. Man sah ihr denn auch an, daß eine artige Schelmerei, die gut zu ihrem feinen Rococogesichtchen und ihren reizenden Bewegungen paßte, ihre stärkste Seite war, ja, daß sie wohl auch einen leichten Witz oder eine kecke Anspielung auf ihre graziösen Lippen nicht übel genommen hätte. Ein ähnlicher Gegensatz wie in der äußeren Erscheinung der walkürenhaften Hilde und der zierlichen Claire waltete auch in der Ausdrucksweise und dem ganzen Gehaben der beiden Mädchen vor; liebte die eine die starken Wörter herrlich, prachtvoll, abscheulich, so erschien der Anderen leicht ein Ding süß, nett, niedlich oder unzart, und was hier als burschikose Natürlichkeit auftrat, war dort reizende, beinahe kokette Pikanterie.

Ich erzählte bei Tische von meiner Reisebekanntschaft.

„Ach, Larsen," rief Hilde aus, „diese brave Haut!"

„Ein Hinterwäldler ist es," versetzte die Generalin, „im vorigen Jahre kam er beinahe täglich herüber, und jetzt auf einmal hat er alle Verbindung abgebrochen, Niemand weiß, warum. Ich will garnichts mehr von ihm hören."

„Nun, dankbar müssen wir ihm doch sein, Großmama, denn wie wären wir voriges Jahr ohne ihn in der Ernte, als uns der Verwalter weggelaufen war, und dann beim Neubau des Bollwerkes fertig geworden? Außerdem, wer Reuter, Storm, Seidel liebt, der muß eine Seele von Mensch sein."

Aber die alte Dame blieb dabei, daß er durch sein sonderbares Benehmen in diesem Jahre jede gute Erinnerung ausgelöscht habe. Auch die Entschuldigung, daß ihn vielleicht Noth mit seinem Gute oder sonst ein Kummer menschenscheu gemacht habe, ließ sie nicht gelten. „Er ist unhöflich gewesen, unhöflich gegen Damen, und so sind wir fertig mit einander."

Ich hielt es für gerathen, gleichwohl mit meiner Absicht, von der freundlichen Jagderlaubniß Larsens Gebrauch zu machen, nicht hinter dem Berge zu halten, und meine gestrenge Freundin war denn auch in Anbetracht meines Jagdeifers so gütig, mir freien Weg nach Klorin zu lassen.

Nach Tische blieb die Generalin in dem anstoßenden Lesezimmer zurück, um ihrer Gewohnheit gemäß die täglich eintreffenden Blätter und Schriften über die Frauenbewegung durchzugehen, während ich die jungen Leute nach dem Garten begleitete. Hilde hatte sich einen Band Goethe mitgenommen und zeigte mir ihren Lieblingsplatz hinter einer Taxuswand, wo sie nach Tische ein Stündchen zu verträumen pflegte. Herr Girard hatte sich nicht weit davon auf einem Rasenplatz in eine Hängematte gelegt, die an zwei

alten Aprikosenbäumen befestigt war, und ließ sich von der Cousine hin und her wiegen und mit frisch gefallenen Früchten füttern. Die Sonnenstreifen auf dem grünen Grunde, die hellen Farben von Fräulein Claires Kleide, weiß mit roth, die zierliche Schelmerei, mit der sie die Aprikosen zum Munde des schwebenden Jünglings führte, — das gab zusammen ein buntes Bild, eine liebliche Idylle, deren Anblick Jeden erfreuen konnte, nur nicht gerade die Braut des so reizend verhätschelten jungen Mannes. Hilde mußte mir den Gedanken vom Gesichte abgelesen haben, denn auf meine Bemerkung, daß ich bedauerte, kein Maler zu sein, erwiderte sie: „Eifersucht? Unsinn, mein guter Girard ist leidend, und Großmama selbst giebt das Beispiel, ihn zu verwöhnen, und für alle seine Schwächen hat sie die Entschuldigung seines Künstlerthums. Ein verzogener Liebling der Musen."

Das mochte zur Noth für ihn gelten, den sanften, leidenden Künstler, aber sollte sich die Cousine des verführerischen Reizes ihrer Tändelei und damit des Mangels an Rücksicht auf die besseren Rechte der Braut nicht bewußt sein? Ich hütete mich wohl, diesen Eindruck auszusprechen, und Nero, der aus meinem Zimmer entwischt war, kam auch gerade um die Taxushecke auf uns zugelaufen, um mich an den Hauptzweck meiner Reise zu erinnern.

* * *

Der Nachmittag war einer Recognoscirung des Ufers der Halbinsel zu Lande gewidmet. Ich bekam zwar hin und wieder Enten zu Gesicht, aber keine schußrecht. Trotz meiner hohen Stiefel kam ich wegen des Moorbodens an vielen Stellen nicht nahe genug heran, und die Enten, die Nero im hohen Schilf locker machte, strichen meist nach der Seeseite zu ab. So wäre ich ganz beutelos heimgekommen, wenn nicht gegen Abend am Damm des Bollwerks, das an einer Uferecke in's Meer hinaus gebaut war und eine Bucht mit niedrigen Binsen umschloß, unversehens ein Schoof Krickenten über mich hinweggezogen wäre, von dem ich eine erlegte.

Der Wind hatte aufgefrischt, so daß es den Damen nach der Abendmahlzeit zu kühl im Garten war. Die Generalin war auch der Meinung, daß der schönste Platz im Freien die Behaglichkeit im Zimmer nicht ersetzen könne; wie draußen die Stimme verhalle, so zerflatterten auch leicht die Gedanken, wogegen der umgrenzte Raum, die Nähe der Menschen im Zimmer am Kaminfeuer oder im Lampenschein um den Tisch herum dazu beitrage, die Gedanken auf ein gemeinsames Ziel zu richten und dem Gespräche würdigen Ernst oder heitere Anmuth zu verleihen.

„Natürlichem genügt das Weltall kaum, was künstlich ist, verlangt geschlossenen Raum" — citirte Herr Girard beifällig, und so zogen wir nach Tisch in das Wohnzimmer der Generalin. In Girards Skizzenbuche, das mir gezeigt wurde, fand ich auch den Platz am Bollwerke wieder, wo ich des Nachmittags gerastet hatte, mit den binsenbewachsenen Buhnen, der

weiten Wasserfläche dahinter, wilde Wolkengebilde am Himmel, eine düstere Abendstimmung wie vor einem Gewitter.

Die Betrachtung der Skizzen führte das Gespräch darauf, wie verschieden oft der Eindruck desselben Bildes oder überhaupt Kunstwerkes auf verschiedene Beschauer sei und wie er selbst bei demselben Beschauer wechseln könne, je nach der besonderen Stimmung, in der er sich gerade befinde. Die Generalin warf die Frage auf, worin denn das Wesen der Befriedigung beruhe, die im ästhetischen Genusse liege, und ob denn das Forschen danach nicht mehr einem Psychologen als einem Künstler zukomme, weil es in die geheimsten Tiefen unseres Innern hinabführe.

Hatte ich mir bisher nicht recht erklären können, was denn Herrn Girard, diesen zarten, melancholischen Gesellen, in den Augen zweier so thatkräftiger Naturen, wie der Generalin und Hildens, liebenswerth erscheinen lasse, so sollte ich jetzt erfahren, was den geheimnißvollen Zauber ausmachte. Es war ihm eine wunderbare Kraft der Rede eigen, seine müden Augen glänzten, ein sanftes Roth trat auf die blassen Wangen, während er uns seine Gedanken über das Thema darlegte:

„Wenn uns etwas den Eindruck des Schönen erweckt, so ist uns zunächst nichts an dem Besitze desselben gelegen, ja die Vorstellung des Gegenstandes in seinen stofflichen Eigenschaften ist uns sogar ganz entschwunden. Da uns keine Neigung zu dem Object, keine Privatbedingung ein Wohlgefallen aufnöthigt und wir uns in Ansehung des Gegenstandes z. B. einer herrlichen Gegend völlig wunschfrei fühlen, so dürfen wir eine allgemeine Bedingung voraussetzen, vermöge deren wir jedem Anderen ein gleiches Wohlgefallen zumuthen. In der That finden wir diese Zumuthung in jeder von der Schönheit hervorgerufenen Geschmacksäußerung ausgesprochen, gleich als ob diese Aeußerung auf logischen Gründen, auf Gründen des Verstandes beruhe, während sie doch vielmehr unserem Gefühl entspringt. Wenn ich voll Entzücken vor der Sixtinischen Madonna in Dresden stehe, so erfüllt mich der Gedanke: Das ist schön, entzückend, wunderbar! Das ist schön, nicht es gefällt mir. Meine eigene Existenz habe ich vergessen, mein Subject, mein Wille schweigt, erdrückt, verdunkelt, beschämt von einer erhebenden Vorstellung. Und wenn ich mich an Fausts gewaltigem Ringen begeistere, wenn mir Gretchens unschuldige Worte und ihr tragisches Ende die Augen feuchten, was bin ich dann noch, muthe ich nicht dem ganzen Parterre zu, daß es mit mir dieselben Gefühle theile, als hätten wir Alle nur eine Brust?"

Wie sich im Allgemeinen der Sinn der Frauen leichter dem Gegenständlichen zuwendet als Gedanken und Begriffen, so ergriffen hier die Damen unseres kleinen Kreises die Gelegenheit, mit weiteren Beispielen das eben Gehörte zu vervollständigen.

Die Generalin erinnerte sich zum Beweise, wie leicht die schöne Wirkung der Kunstwerke gefährdet werde, sobald gewisse Beziehungen ihrer zu unserer

Existenz vorhanden sind, eines Erlebnisses in der Dresdener Gallerie. Eine junge Frau, die unlängst erst ihr Töchterchen begraben hatte, brach vor dem Bilde Murillos: Maria mit zum Himmel gewandtem Blick, das Kind auf dem Schoße haltend, in lautes Schluchzen aus. Ihr Schmerz wurde wieder wach, die Mutter empfand den schneidenden Gegensatz ihrer schmerzvollen Existenz zu einer glücklichen, das Bild hob trotz seines überirdischen Inhalts ihre Erdenpein nicht auf, sondern verwundete ihr Herz durch die Erinnerung, daß ihr Glück an einem süßen kleinen Leben hing.

Fräulein Hilde blickte von ihrer Stickerei auf und erinnerte an den Eindruck des Erhabenen, den die Bettlerin ebenso fühlen müsse wie die Königin, wenn sie am tosenden Meere stehe, Welle auf Welle gegen die Klippe andringt und zum Himmel aufspritzt und droben her der Donner das Rollen und Brüllen der Wogen übertönt. Und Fräulein Claire machte die Bemerkung, daß, sobald unsere Sinne in's Spiel kämen, natürlich der Geschmack so unendlich verschieden und in allen den kleinen Dingen, wo eine Dame von Geschmack sich bewähren kann, ihre ganze Indiridualität, ihre Erziehung, ihre Umgebung, ihr Wuchs, ihre Haarfarbe maßgebend sei. Gleichwohl sei es merkwürdig, daß eine Pariserin von heute beim Anblicke einer Fontange, jenes künstlichen, durch ein Drahtgestell gehaltenen, terrassenartigen Haargebäudes, das die Zeitgenossen Louis XIV. zur Bewunderung hinriß, ausrufen würde: Fi donc.

„Gewiß," fuhr Herr Girard fort, „umfaßt der Geschmack neben dem auf die Werke hoher Kunst bezogenen ästhetischen Gefühl auch ein weiteres Bereich alltäglicher Erscheinungen, so namentlich der Mode. Sobald sich einer unserer Privatwünsche bei Anschauung eines Gegenstandes besonders getroffen fühlt, läßt das so erweckte Interesse den reinen Eindruck der Schönheit nicht mehr zu. Gleichwohl ist uns der Gegenstand nicht nur interessant, sondern auch angenehm und gefällig. Der Wille tritt wieder aus dem Dunkel hervor, in das ihn die reine Kunstbetrachtung gestoßen hatte, er gleicht dem Mond, der sein Licht wieder gewinnt, sobald die Sonne untergegangen ist. Unsere Aeußerung über das Sinnenfällige und den Sinnen Gefallende sind nun auch des Anspruchs auf Gemeingiltigkeit entkleidet, das Begehren spricht im Ichton: Die Sache gefällt mir!"

Hätte ich meine Zeit mehr auf nützliche Bücher als auf das Herumstreifen in der freien Gottesnatur verwandt, so wäre mir in dem Redefluß des Herrn Girard wohl dies und das, Anklänge, vielleicht an Kant oder an Schopenhauer, bekannt vorgekommen. Aber wenn es auch nicht eigene Gedanken gewesen wären, so hätte ich mich doch dem bestrickenden Reiz seiner Stimme und dem Feuer seines Vortrages nicht entziehen können. Er hatte uns Alle in seinen Ideenkreis gezwungen, und so brachte er selbst mich alten Bärenhäuter zum Nachdenken.

„Wenn wir dem Geheimniß des Kunstgenusses nachgehen," warf ich ein, „so tauchen nun doch einige Fragen auf, die mir unser gelehrter Freund

leicht beantworten wird: Hatte die Rococozeit an ihren Kunstwerken nicht auch ein Wohlgefallen, das ohne alles Interesse war? Wenn ja, kann dann ein solches Wohlgefallen, welches die Menschen in Allongeperrücken oder Zopf über Gegenstände äußerten, bei denen das Schönheitsgefühl weder eines Phidias, noch eines Rafael, noch eines Goethe reagirt hätte, ein Kriterium für wahre Kunst sein? Und wenn die Antike ihre Schönheit im Urtheile der erlauchtesten Geister verschiedener Zeiten behauptet hat, muß dann nicht ein wesentlicher Bestimmungsgrund des guten Geschmackes oder echten Kunstgenusses vom Objecte ausgehen?"

Herr Girard schloß einen Augenblick die Augen, ließ seine weiße Hand durch den Bart gleiten und versetzte dann mit wohlgefälligem Lächeln:

„Die Epochen der Geschichte müssen im Geschmack von einander abweichen, denn sie stehen unter dem Einfluß großer Culturströmungen, neuer Entdeckungen, verheerender Kriege, erschlaffenden Wohllebens, tyrannischer Launen großer Persönlichkeiten, wie der einzelne Mensch unter das Joch seiner Erziehung und Lebenserfahrungen gebeugt ist. Und wie die Natur so selten große Genien hervorbringt, also sind auch der Geschichte nur wenig Epochen gelungen, da der Geschmack für die höchsten Formen in ganzer Reinheit empfänglich war. Diese Epochen sind Ausnahmen, wie im Leben die Herrschaft des Interesses die Regel ist. So kam es, daß ein Shakespeare und ein Rubens mehr als hundert Jahre, nachdem sie gelebt hatten, vergessen blieben. So kommt es aber auch, daß sich die Bewunderung einzelner Kunstwerke wie ein rother Faden, nicht überall sichtbar, aber immer wieder erscheinend, durch die Geschichte zieht. Die zeitgenössische Bewunderung verschnörkelter, nur modischer Kunstwerke kann nicht derselbe Zustand der Selbst- und Weltvergessenheit gewesen sein, der mir das Wesen des höchsten Kunstgenusses auszumachen scheint. Andererseits dürfte ein zureichender Beweis für die Schönheit von Kunstwerken schon die Thatsache sein, daß sie durch Jahrhunderte und Jahrtausende ihre Macht, Menschen im Innersten zu entzücken, bewahrt haben. Das führt nun allerdings auf die Frage, ob nicht der wesentliche Grund des Wohlgefallens an Kunstwerken von dem Kunstobjecte selbst ausgehen müsse. Ohne Zweifel kann unser ästhetisches Genießen nur durch die Wahrnehmung sinnlicher Formen in Gang gesetzt werden, und diese Formen müssen eine besondere schöpferische Eigenart haben, die uns im Innersten packt und über Raum und Zeit hinweghebt. Das Kunstwerk vermag dies nur, wenn es einen über Raum und Zeit hinausragenden Gehalt besitzt. Aber das Kunstwerk ist doch nur Voraussetzung jenes trunkenen Verlorenseins, jenes künstlerischen Betruges, der unsere irdische Existenz aufhebt und Erlösung ist, das Wesen dieses Zustandes bleibt doch immer, daß unser Wille in der Ahnung eines Ewigen untergegangen ist.

Gleichwie die Befruchtung und Thätigkeit des Genies traumhaft und unbewußt geschieht, gleichwie es also seiner Individualität und des Bewußtseins seiner irdischen Zwecke beraubt sein muß, wenn es zu einer ganz

objectiven Anschauung der Dinge und zur Erkenntniß der reinen, der Zufälligkeit entkleideten und dem Wechsel nicht unterworfenen ewigen Ideen sich emporschwingt, also geht uns auch im anschauenden Genießen unser eigenes Ich verloren und mit ihm die Voraussetzung jedes anders gearteten fremden Willens. In der Macht der Schönheit liegt zuletzt etwas Unbegreifliches, was über alle Erfahrung hinausweist. Die ungeheure Seltenheit der großen Genien, welche die Natur bemeistert haben, zeigt uns an, wie schwer es ist, daß unsere Erkenntniß frei werde und das Dasein im ewigen Lichte erschaue. Schönheit genießen aber heißt nichts Anderes als sich selbst zu vergessen und die im Werke des Genius ruhende Befreiung und Erlösung von aller Erdenschwere unmittelbar nachzuempfinden."

Girard hatte mit einer Wärme gesprochen, als ob die heilige Flamme der Begeisterung in ihm glühe. Die Generalin fand seine Worte tief und bedeutend, während Fräulein Claire mit schwärmerischen Blicken an der Person des Redners hing. Hilde strich sich mit der Hand ihr glattes braunes Haar über den Schläfen und sah mich an, als wollte sie sagen: Begreifst Du nun, warum ich mich der Wahl dieses Mannes fügte? Ja, verständlich war mir nun wohl die Vorliebe der Generalin für Herrn Girard geworden, aber die Probe einer schönen Redegabe war noch kein Beweis, daß er der rechte Mann für Hilde sei.

* * *

Am anderen Tage jagte ich in einem Boot mit einem jungen Ruderburschen das Schilf um die Lindower Halbinsel ab und hatte leidliche Beute. Gegen Mittag verließ ich das Boot am Bollwerk und stieg an einem kleinen Fischer- oder Büdnerhause vorbei durch ein Birkenwälchen zu dem Hügel hinauf, der die ganze Gegend beherrschte, um dort mein Frühstück zu verzehren. Ein wundervoller Blick that sich oben vor mir auf: in vielfältigen Verschlingungen grünes Land und silberne Fluth, vor mir nach Norden über den gewundenen Meeresstrom hinweg über dunklen Waldesrändern links und rechts am Ende in blauer Ferne die Leuchtthürme, zur Rechten die Halbinsel Klorin mit dem Buchenwalde an der Spitze, weiter zurück der massige Gutshof und das weite Becken des Kloriner Sees, im Süden auf einem kahlen Hügel an einem buchtenreichen Seitenarme des Bodden eine alte Kirche mit einem Fischerdorfe darunter und weit verstreut über das flache Land einzelne in Baumgruppen versteckte Gutshöfe. Kein Hauch regte sich, heller, warmer Sonnenglanz war über Land und Wasser ergossen, ein wunderbares Gefühl feierlichen Friedens erfüllte die ganze Natur. Es war mir, als ob nur glückliche Menschen dies Eiland bewohnen könnten. Wunschlos sein, klang es in mir aus unserer gestrigen Unterhaltung nach.

Ich saß an einem einzeln stehenden Birkenbusch gelehnt, als mir das Knurren meines Hundes, der in einem selbstgewühlten Sandloch vor mir ruhte, die Nähe eines Menschen ankündigte. Ich sah mich um und gewahrte

am Rande des Birkenholzes einen großen alten Mann, der, auf seinen Stock mit langer Hirschhornkrücke gestützt und die Hand als Schutzdach gegen die Sonnenstrahlen an die Stirne gelegt, nach Lindow hinüberblickte. Trotz der Hitze trug er Stulpenstiefel und um den Hals eine hohe altväterische Binde, das massive Gesicht war glatt rasirt, und unter der Mütze quoll graues Haar in dichten Büscheln hervor. Während ich den Hund zur Ruhe verwies, trat er auf mich zu.

„Schön," sagte er, „nicht wahr, schön! Und alles das war mein ein ganzes Menschenleben lang. Und nun sitze ich da unten wie ein alter Auszügler unter einem Strohdach und lebe halb und halb von der Frau Generalin Gnaden." In dem ehemaligen Besitzer von Lindow schien eine angeborene Leutseligkeit mit dem Ingrimm über das verlorene Gut zu kämpfen. Ich erzählte ihm, daß ich schon durch Fräulein Hilde von ihm, „dem Alten vom Berge", wie sie ihn nannte, und seiner hartnädigen Weigerung, einmal wieder nach Lindow zu kommen, gehört habe.

„Ja, ja, das ist vorbei," sagte er, „Lindow sieht mich nicht wieder. Sehen Sie den hohen Baum, dessen Wipfel neben dem Dach von Lindow emporragen? Das ist eine amerikanische Tanne, die ich zu meinem Confirmationstage gepflanzt habe. Sechzig Jahre! Der große Rübenschlag da unten am Berge, der hat mir den Rest gegeben. Larsen drüben, der Grünschnabel, der hat mich immer gewarnt, aber ich war einmal versessen auf die Zuckerrüben, und dann fielen die Preise immer mehr, und die Löhne stiegen, das Bollwerk kostete mich 50000 Mark. Ich begrub meine Frau, da hinten bei der Kirche liegt sie, das Gitter und der Engel auf dem Grabe war meine letzte Ausgabe. Erben hatten wir nicht, der Sohn drüben über dem Wasser verdorben — gestorben. Alle Tage steige ich da herauf und sehe wie Adam auf das verlorene Paradies. Kommt der Tod, hier oben wär's mir am liebsten."

Der Alte blickte wieder wehmüthig hinüber nach Lindow. Ich begleitete ihn zurück nach seinem Häuschen hinter den Birken. Als wir aus dem Wäldchen heraustraten, gewahrten wir einen Reiter am Gartenzaun des Hauses. „Larsen, der brave Junge," sagte der Alte, „es ist mein Pathenkind, alle zwei, drei Wochen kommt er einmal herüber und bringt mir dies und das. Manchmal geht er mit mir hinauf auf den Berg. Er hat auch sein Kreuz." Ich warf die Frage hin, warum er die Generalin nicht mehr besuche. „Ja," meinte der Alte, „das hat so seinen Haken. Viel Worte macht er ja nicht. Sind sie vielleicht mit dem Schwarzbärtigen, der aussieht wie das Leiden Christi, verwandt oder befreundet?" Ich verneinte und fügte hinzu, daß ich Herrn Girard kürzlich erst kennen gelernt habe.

„Na ja, sehen Sie, Larsen ist auch nicht sein Freund. Schade, ewig schade um das Fräulein."

Hatte eine heimliche Liebe zu Hilden Larsen bestimmt, den Verkehr abzubrechen? Es konnte kaum anders sein. Inzwischen hatte Larsen sein

Pferd an den Gartenzaun gebunden und in der Wohnstube einen Schinken hinterlegt. Wir trafen ihn vor der Schwelle des Hauses. Ich theilte Larsen mit, daß ich im Begriffe sei, von seiner Einladung Gebrauch zu machen und nach den Ufern von Klorin hinüber zu fahren. Er hieß mich willkommen, beschrieb mir die Stelle auf der äußersten Spitze seiner Halbinsel, wo die Enten zwischen einzelnen großen Steinen im Wasser von der Kante des Buchenwaldes aus leicht anzuschleichen seien. Auch in den Torflöchern in einem Grunde des Buchenwaldes nahe der See würde ich gute Jagd haben. Gegen Abend sollte ich ihn an einem Haferfelde auf dem Hügelrücken hinter seinem Gutshofe treffen, wo ich das Vergnügen haben würde, eine Menge Enten vor den Mähern aus dem Haferschlage aufsteigen zu sehen. Diese Rathschläge bewährten sich auf's Trefflichste. Es war einer der schönsten Jagdtage, deren ich mich entsinnen kann. Wundervoll war es namentlich im Wald an der Spitze der Halbinsel, mit den Ausblicken auf das rauschende Meer, mit den engen, verwachsenen Pfaden, auf denen mir eine Gabelweihe zur Beute fiel, an den Torflöchern im grünen Grunde, wo ich einen Reiher überraschte, am Strande endlich, mit den Steinblöcken in dem schäumenden Wasser, auf denen sich ein großer Schwarm von Möven sonnte. Gegen Abend erwartete mich Larsen an dem Haferfeld, er hatte sein Gewehr mitgebracht, wir setzten uns an dem Ende des Feldes nach dem Bodden zu auf die vor den Mähercolonnen aufgescheuchten Enten an. Nach einer guten Stunde hatten wir von ungefähr 30 Enten, die aus dem Hafer aufgestiegen waren, fast ein Drittel zur Strecke.

Der treffliche Larsen begleitete mich zur Fähre unterhalb seines Hofes, wohin ich mein Boot bestellt hatte. Indessen wartete ich vergeblich darauf, daß er mich nach dem Leben und Treiben in Lindow fragen würde, und als ich selbst davon zu reden anfing, verrieth er sein Interesse nur durch ein paar unbeholfene Worte. Ich mußte den Stier schon bei den Hörnern packen. „Wissen Sie," sagte ich, „mit Fräulein Hilde steht es nicht gut, ihr Bräutigam gefällt mir nicht. Sie kennen ihn doch?"

„Ich? Oh, nur so obenhin." Larsen blieb stehen, faßte mich mit einem mächtigen Griff am Arm und blickte mich mit seinen Kinderaugen wüthend an: „Ist es ein schlechter Kerl?"

„Das nicht, gewiß nicht. Aber eine Treibhauspflanze, die keine frische Luft vertragen kann, wie paßt die zu der Sonnenblume?"

„Sonnenblume," wiederholte der unglückliche Riese, „aber sie liebt ihn doch?"

„Wer weiß?"

„Dann ist es freilich schlimm."

Beim Abschied forderte mich Larsen auf, zu kommen und zu jagen, wann ich wollte. Die schönste Stelle unten am Dornbusch in einer Bucht des Sees kännte ich noch nicht, dort zögen des Abends Gänse und Kronschnepfen, und wenn es zu spät werde zur Rückfahrt, so könnte ich auch in seinem

Thurmzimmer übernachten. Hatte mir der Mann schon beim ersten Sehen gefallen, so nahm mich sein stilles, klares Wesen und die verhaltene reine Leidenschaft für Hilden vollends für ihn ein.

Die nächsten Tage gingen ohne bemerkenswerthes Ereigniß hin. Die drückende Hitze veranlaßte mich, stundenlang mit meinem Boote im Schilfe zu liegen und zu lesen, zu träumen und die Gespräche der Rohrspatzen und Staare zu belauschen. Eine gewisse Schwüle lastete auch über den Unterhaltungen am Abend im Garten oder im Wohnzimmer der Generalin. Hilde war stiller und nachdenklicher als sonst, der Termin, an dem ich ihr mein Urtheil über den Bräutigam sagen sollte, war vorüber, und sie wiederholte ihre Frage nicht. Fräulein Claire erschöpfte ihren Vorrath an Hüten, Blousen und Bändern, um an jedem Tage auf's Neue eigenartig und reizvoll zu erscheinen, und fing allmählich an, sich zu langweilen. Herr Girard mußte, schon der Generalin zu Liebe, einen Theil des Tages seinen litterarischen und künstlerischen Arbeiten widmen, und Hilde beschäftigte sich lieber mit einer nützlichen Hausarbeit oder fuhr mit mir in's Schilf, als daß sie Clairen die Zeit der Beschäftigung Girards angenehm vertrieb. Ich war gespannt, wie das träumerische, durch die Aufmerksamkeiten und Tändeleien der Cousine ganz verwöhnte Wesen Girards die Abreise des romanischen Ideals — so nannte er Clairen im Gegensatze zu dem germanischen Ideal, das ihm Hilde verkörperte — ertragen würde. Das sollte sich nun gleich herausstellen.

Ein heftiges Gewitter war im Anzuge, die Fischerboote hatten sich in Sicherheit gebracht, die See ging hoch, das Vieh hinter der Scheune wurde eilig in die Ställe getrieben, die vierspännigen Erntewagen fuhren im Trabe auf den Hof, Hilde lief durch das Wohnhaus, um die Fenster zu schließen, die ersten Blitze zuckten über den verfinsterten Abendhimmel. Wir saßen im Speisesaal und hörten das Rauschen der alten Bäume im Garten und das Aufklatschen der ersten schweren Regentropfen. Herr Girard klagte über Migräne, bei jedem Blitz ging ein Zucken über seine Augenwimpern, der Widerschein that ihm physisch weh. Er schien aber auch seelisch zu leiden. Fräulein Claire hatte nämlich den Entschluß kundgethan, am nächsten Tage zu ihrer Mutter in's Bad zurückzukehren, und sich weder durch die Bitten Girards, noch durch den freundlichen Zuspruch der Generalin, die auch hierin nur auf des sanften Künstlers Wohl bedacht war, davon abbringen lassen. Er sprach ganz harmlos von der Lücke, die ihm in seinem Behagen und Sinnen entstehen würde, wenn das charmante romanische Ideal dem lieben Kreise entrückt wäre. Fräulein Claire aber blieb fest in ihrem Vorsatze, am nächsten Abend sei eine Reunion in dem Bade, für die sie sich fest versprochen habe und die nach der Abkühlung durch das Gewitter gewiß erst recht genußreich im Kurhausgarten verlaufen werde. Wie zierlich, wie harmlos sah sie dabei aus! Eine sanfte Röthe lag auf ihrem Gesichte, dessen feine Formen von den breiten Wulsten ihrer nach neuester Pariser

Mode aufgepufften Haare gehoben wurden. Diese Frisur erforderte täglich eine volle Stunde, und da Claire früher als sonst aufstehen mußte, um den Dampfer zu erreichen, zog sie sich bald nach dem Abendessen zurück. Nicht viel länger duldete die böse Migräne Herrn Girard in unserem Kreise.

Schon einmal hatte ich versucht, das Gespräch, als ich mit der Frau Generalin allein war, auf die intimen Beziehungen ihres zukünftigen Schwiegerenkels zu der Cousine zu bringen, hatte dafür aber kein Verständniß gefunden. An dem Abende wagte ich eine neue Anspielung. Der Regen hatte nachgelassen, nur von ferne noch rollte der Donner, und seltener und schwächer wurden die Rhododendronbüsche vor der geöffneten Saalthür von zuckendem Scheine erhellt. Hilde war hinaufgegangen, um aus dem Schlafzimmer ihrer Großmutter, das ebenso wie die Gastzimmer im ersten Stocke lag, ein Tuch zu holen und die Fenster zu öffnen.

„Dummes Zeug, Grillen, Schwarzseherei," erwiderte mir die alte Dame mit gewohnter Aufrichtigkeit. „Natürlich wird er sie vermissen, mit ihrer Munterkeit, ihrer Laune, auch mit ihrem Geschmack einer kleinen Weltdame hat sie ihm viel Anregung gegeben. Setzen Sie mir nur nicht meiner Hilde solche Zweifel in den Kopf! Sie geht mir ohnedies nicht genug auf Girards Eigenart ein, und das werde ich ihr nächstens auch einmal vorhalten!"

„Mir scheint aber doch," versetzte ich, „daß die Cousine Herrn Girard zärtlicher zugethan ist, als es die Verwandtschaft rechtfertigt."

„Da haben wir's," fuhr die Generalin los, „der alte Männerirrthum: Zärtlichkeit, Leidenschaft, womöglich Sinnenlust. Wenn ich nicht wüßte, daß an Ihnen Hopfen und Malz verloren ist, möchte ich Sie wirklich noch dahin bringen, daß Sie bei einer vernünftigen Frau in die Eheschule gehen und Ihr abscheuliches Jägerlatein über die Frauen ablegen."

Hilde trat wieder ein, sie sah auffällig ernst aus, ihre Blicke aus den großen Augen irrten umher, als suchten sie einen festen Punkt. Die Generalin zog sich in ihr Zimmer zurück, Hilde lehnte sich an die Thür zum Garten und sah hinaus auf die verschwommenen Umrisse der Kieswege und Gewächse. Man hörte das Tropfen von den regenschweren Wipfeln, langgezogene, klagende Lockrufe aus unsichtbarer Höhe unter dem düsteren Wolkenhimmel kündeten an, daß eben eine Schaar Kronschnepfen über Haus und Garten hinzog.

Ich ging zu Hilden hin.

„Sie sind bekümmert, wer hat Ihnen ein Leid gethan?"

Sie ergriff meine Hand und drückte sie innig:

„Sie meinen es gut mit mir, ich weiß es."

„Kann ich helfen?"

„Ja, morgen früh bin ich unwohl und komme nicht zum Kaffee. Girard wird den Wunsch haben, seine Cousine nach dem Bade zu begleiten. Sorgen Sie, daß er es thut und Großmama es erlaubt. Wenn sie fort

sind, wird mir besser werden, und Nachmittags rudere ich Sie hinunter nach dem Dornbusch."

Noch niemals war mir das Mädchen so schön erschienen, wie in ihrer tiefen Wehmuth und ihrer wie unter einem Schrecken bebenden und doch sieghaften Seelengröße. Hatte ein Zufall, der Widerschein eines Blitzes, ihr ein Bild enthüllt, das sie kränken, empören mußte? Ich fragte nicht danach, war doch schließlich auch das Ereigniß an sich gleichgiltig, das ihr klar offenbart hatte, was sie schon im tiefsten Innern geahnt haben mußte.

Die Mühe, Herrn Girard beim Morgenkaffee zu einem Ausfluge nach dem Badeorte zu überreden, war nicht groß. Ich brauchte nicht einmal meinen höchsten Trumpf auszuspielen, daß auch Hilde die Abreise mit der Cousine wünsche. Schwieriger war die Sache schon bei der Generalin, die anfangs ihren Verdruß über den Gedanken nicht verbergen konnte. Bei ihrer Schwäche für den Schwiegerenkel ihrer Wahl schlug aber bald die Erwägung durch, daß eine kurze Luftveränderung seiner Migräne gut thun werde. Als die Kalesche mit den jungen Leuten die Rampe hinabrollte, sandte ich dem leidenden Liebhaber ein tief empfundenes „Horidoh" nach.

* * *

Es war ein trüber, kühler Tag. Ein frischer Nord blähte die braunen, rothen und weißen Segel der Fischerboote auf dem Bodden. Die Wolken schoben sich regenlos hoch am Himmel hin, und nur ab und zu schimmerte der blaue Aether hindurch. Hilde hatte ihr Unwohlsein am Nachmittag überstanden, und die Generalin willigte gern ein, daß sie gegen Abend mit mir die Kahnfahrt nach dem hochgelobten Dornbusch unternahm.

Wir hatten ein Segel aufgemacht und trieben flott dahin nach der Kloriner Enge. Hilde saß schweigend am Steuer, sie hatte ihren grauen Filzhut mit einem Sturmband befestigt, ihr Busen hob sich in langsamen Zügen unter dem prall anliegenden dunkelblauen Leinenkleide, die Linke am Steuer, den rechten Arm über Bord gelegt, blickte sie träumerisch über die dunkle Fluth nach den Kloriner Buchen — das Bild einer heroischen Wikingerbraut. Kein Laut ringsum, als das Gurgeln der Wogen am Boot.

Nach einer Weile sagte sie:

„Das Schlimmste ist noch nicht überwunden. Welche Enttäuschung für Großmama! Sie wird Alles thun, um den Bruch zu verhindern, und wie wird sie mich quälen! Und ich kann doch nicht anders, Sie wissen es, lieber Onkel Nimrod!"

Mein Nero war über die Bank zu ihr hin geklettert und hatte sein Maul auf ihr Knie gelegt. Sie strich ihm über den Scheitel.

„Stark soll er sein und kühn, lieb soll er mich haben und ein goldenes Herz dazu, sagt Dein Herr. Ach ja, wie schön wär' das gewesen."

Wir waren an die Kloriner Enge gekommen. Der Nordwind verursachte eine starke Strömung vom Bodden in den See, so daß es auf

der Rückfahrt harte Arbeit mit dem Ruder kosten würde, hier durchzukommen. Als wir unter dem Gutshofe Larsens vorbeifuhren, fiel gerade ein Sonnenstrahl über den See bis zu den Zinnen des Thurms. Bald landeten wir in der Bucht am Dornbusch. Der Hügelrücken der schmalen Halbinsel reißt dort jäh ab, ein Streifen flaches Land trennt den Kloriner See von dem großen Bodden. Die Landenge ist mit Riedgras bewachsen, dazwischen sind kahle, vertiefte Stellen, auf deren schlammigen Boden die Spuren von Rindern und Wasservögeln abgedrückt sind, auf einer wallartigen Erhöhung zur Seite ist ein altes Dorngehege.

Ich hatte das Land kaum betreten, als ein Flug schwedischer Alpenstrandläufer an mir vorbeisauste. Es glückte mir, den Augenblick abzupassen, da sie am dichtesten zusammengedrängt den Bogen um mich schlugen, so daß mir gleich der erste Schuß sechs Stück an die Tasche lieferte. Mit lautem Geschrei erhob sich ein Schwarm Gänse an dem Bodden. Nachdem ich Ufer und Land abgesucht, stellte ich mich, dem Rathe Larsens folgend, in dem Dornbusch an. Hilde hatte mittlerweile an dem Uferhange des Sees Feldblumen gesucht und war dann auf den Hügel mir gegenüber gestiegen. Ich sah ihr Kleid im Winde wehen, dahinter den Abendhimmel mit schwarzblauen, grünlich verlaufenden Wolkengebilden, rechts und links schäumten die Wogen an's Ufer. Kronschnepfen zogen über den See und an mir vorbei, ich konnte ihre langen Keilhaken unterscheiden, aber es war zu weit zum Schuß. Gerne hätte ich länger ausgehalten, aber der Wind wurde heftiger und ich durfte Hilde nicht einer schweren Nachtfahrt aussetzen.

Als wir wieder vom Lande abgestoßen waren, griff sie mächtig in die Ruder, ich sollte meine Kräfte für die Strömung am Einlauf des Meeres in den See aufsparen. Ich ermahnte sie, nicht so stürmisch zu sein, aber die Anspannung ihrer kräftigen Arme that ihr gerade wohl. Schon blitzte das weiße Licht der Leuchtthürme am Horizonte auf. Plötzlich gab es einen Krach, das eine Ruder war gebrochen.

Nach der ersten Verblüffung ließ Hilde zum ersten Male wieder ihr frisches Lachen erklingen. „Famos! Jetzt kommen wir nicht mehr durch die Strömung.“

Wir ließen das Boot nach Klorin hinüber treiben, doch war dort im Schilf keine Landestelle zu entdecken. Zum Glück war dort nur dünnes Schilf und das Ufer flach und sandig. Noch ehe das Boot aufgelaufen war, kam Larsen, der unsern Unfall auf dem See bemerkt hatte, an's Ufer, um uns zu helfen. Ohne Besinnen schritt er in's Wasser und zog mit einem gewaltigen Ruck das Boot noch ein Stück vorwärts. Aber immer waren wir noch vom Lande ab. Mit meinen Jagdstiefeln konnte ich trocken ans Ufer kommen. „Soll ich Schuh und Strümpfe ausziehen?“ fragte Hilde. „Wenn Sie es lieber mögen,“ erwiderte Larsen, „trage ich Sie hinaus.“

Hilde zierte sich nicht, legte ihren Arm fest um seinen Nacken, er bot ihr seinen Arm zum Sitz und watete mit der vollen Last an Land.

Ein neues Ruder allein würde uns nichts helfen, erklärte er, da bei dieser Strömung nicht nach dem Bodden durchzukommen sei, sein eigenes Fahrzeug sei leider mit Heu nach dem Fischerdorfe hinübergefahren. Von seinen Leuten, die gerade vom Felde heimkehrten, rief er die sechs stärksten an: „Ihr müßt sofort das Boot der Herrschaften da unten an Land holen und hinauf schaffen über die Fähre. Johann, Du spannst den Schimmel vor den kleinen Leiterwagen, trapp! Friedrich, Du holst die Reserveruder aus dem Schuppen. In einer halben Stunde ist das Boot oben am Hacken über der Fähre. Verstanden?"

Der Eifer, mit dem man an die Ausführung der Befehle ging, zeigte, wie gut er seine Leute im Zuge hatte. Und derselbe Recke war sanft wie ein Kind, als er Hilden fragte, ob sie ihm mit mir die Ehre anthun wollte, unter sein Dach zu treten.

„Gerne, gerne," erwiderte Hilde unbefangen, „obgleich Sie in diesem Jahre die Gastfreundschaft in Lindow ganz verschmäht haben."

Durch die Hausthür kam man in eine große Diele, die die ganze Länge des Hauses einnahm und gegenüber von einer dunklen Wand abgeschlossen war. Dort war eine lange, weißgedeckte Tafel für die Dienst- und Arbeitsleute, in der einen Ecke eine Freitreppe, die zum oberen Stock führte, an einigen der schweren, braunen Balken an der Decke hingen Schiffsmodelle herab. An einem alten, steinernen Tisch vorbei führte uns Larsen über die kleine Stiege an der einen Schmalseite der Diele zu seinem Wohnzimmer, das das Erdgeschoß des viereckigen Thurmes einnahm. Einige Geweihe an den weißgetünchten Wänden, ein eichener Kugeltisch in der Mitte, eine Wanduhr mit Gehäuse neben dem Kachelofen, ein altmodisches Schreibspind in der Ecke, wo das Zimmer in einen kleinen Erker nach der Seeseite zu übergeht, eine Truhe und einige Lederstühle bildeten den Hausrath. Dämmerlicht fiel durch den Erker und die beiden Rundbogenfenster an der Frontseite herein, eine Magd brachte eine Lampe, Wein und Gläser.

„Wie traulich ist es hier bei Ihnen," sagte Hilde.

„O, es könnte so sein," erwiderte er und rückte ihr seinen besten Stuhl zurecht. Dann erkundigte er sich höflich nach dem Befinden der Frau Generalin. Ich hätte auch eine Frage von ihm nach dem verflossenen Bräutigam gewünscht, aber es ging ihm nicht über die Lippen. So mußte ich ihn darauf bringen mit der Bemerkung, daß ich jetzt der einzige Gast in Lindow sei, da Herr Girard uns verlassen habe, wahrscheinlich für immer.

„Ja, für immer," fiel Hilde ein, „und es ist gut so."

Mein guter Larsen konnte sich kaum fassen, er starrte auf Hilde, seine Hand ballte sich zusammen. „Verlassen," rang es sich von ihm los, „schändlich — Gott sei Dank!"

Ueber diesen Ausbruch lange verhaltenen Gefühls schien Hilden ein unheimliches Staunen zu ergreifen. Sie suchte abzulenken mit der Frage, wie wir, Larsen und ich, uns kennen gelernt und bald so nahe gekommen wären, wie sie es aus meinen Schilderungen wisse. Ich erinnerte Larsen an unsere erste Fahrt auf dem Oberdeck des Dampfers und berichtete, wie ich eine tiefe Bewegung und sogar eine Thräne an ihm wahrgenommen hätte.

„Eine Thräne," rief Hilde, „Larsen und das, es ist nicht möglich. Bitte, sagen Sie, wie ist das gekommen, bitte!"

Der verschlossene Nordländer kämpfte mit sich, aber endlich konnte er der Bitte aus diesem Mund nicht widerstehen. Und nun kam es schlicht und in stockenden Sätzen heraus:

„Ich hatte früher — vor Jahren — Jemand sehr lieb. Ich habe sie verloren — sie war gestorben. Aber vergessen konnte ich sie nicht. Denn immer, wenn ich etwas sehr Schönes sehe, kommt mir der Gedanke an sie. So auch neulich auf dem Schiff. Die Sonne schien so hell, Wasser und Land, die Fischerhäuser und der Wald in der Ferne und die Segel, das lag Alles so strahlend da. Da kam mir's wieder. Es ist nicht Groll, nicht Schmerz, nein, eine, ich weiß nicht wie, eine unendliche Sehnsucht, ein namenloses Glück. Und ist doch nicht wirklich, als ob ich träume, und wie ich da die Thräne fühlte, bin ich aufgewacht. So ist es gewesen."

Hilde hatte mir einen Blick zugeworfen, als Larsen den Eindruck jener schönen Landschaft in seiner einfachen Art schilderte. Sie dachte wie ich an Girards ästhetische Theorie und hatte nun wohl gleich mir bei Larsens Erzählung den Gedanken: Was Jener erklügelt, hat Dieser empfunden.

Sie reichte Larsen die Hand. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, das war gut, das war schön. Halten Sie Ihre Liebe fest, der Sonnenschein wird wiederkommen."

Larsen brachte uns bis an's Boot. Beim Abschied sagte er zu Hilde: „Wie es auch sei, Gott behüte Sie und mache Sie wieder froh." Noch eine Weile sahen wir in dämmernder Nacht seine hohe Gestalt am Ufer stehen. Ich ruderte so schnell, als es der hohe Wogengang zuließ, nach dem Bollwerk hinüber. Dort legten wir in einem Graben an, da wir das letzte Stück Weges nach Lindow schneller zu Fuße zurücklegen konnten. Im Häuschen des „Alten vom Berge" sahen wir Licht, wir gingen darauf zu, um das Boot der Obhut des Alten zu empfehlen. Ueber den Vorgarten hinweg, durch die niedrigen Fenster sahen wir ihn auf der Ofenbank in Hemdsärmeln vor einem kleinen, einfachen Tische sitzen, vor ihm war ein großes Buch mit grauem Silberbeschlag, wahrscheinlich eine alte Bibel, aufgeschlagen. Draußen das Tosen des Wassers am Bollwerk und das Rauschen der Blätter in den Birken, lautlos schwebte eine Eule an uns heran und zurück in's Dunkel, kein Stern am Himmel. Drinnen der hartgeprüfte Mann am Ende seiner Tage, den Blick gläubig zur niedrigen Decke erhoben, die weißen gesträubten Haare um seine hohe Stirn wie ein

Heiligenschein. Sollten wir den Frieden dieses Einsiedlers stören? Hilde faßte mich leise am Arm, wir gingen vorüber.

Die Frau Generalin that mir die Ehre an, keine Besorgniß wegen des langen Ausbleibens ihrer Enkelin und ihres Hüters zu zeigen. „Gut, daß Girard nicht hier ist," meinte sie, „er würde sich sehr geängstigt haben." Am nächsten Morgen richtete ich mich mit der Jagd so ein, daß ich um die Zeit des Postboten gegen Mittag wieder in Lindow war. Ich wollte nicht Hilden allein dem ersten Ungestüm der Generalin aussetzen und diese, wenn es ging, besänftigen helfen. So kam es denn auch.

Es war eine ziemlich lange Epistel. Girard setzte darin, wie ich sagen muß, in angemessenen Worten auseinander, daß er Hildens nicht werth sei. Ewig werde die Bewunderung für Hildens nordische Schönheit und ihren Edelsinn in seinem Herzen leben. Aber er fühle, daß er mit seinem weichen Naturell Hilde nicht glücklich machen könne. Sie selbst werde ihm Recht geben. Und in der Art weiter, mit innigem Danke für alle genossene Güte.

Die Generalin war starr. Sie lief im Eßzimmer auf und ab, so schnell sie sich mit dem Stocke fortbewegen konnte. Ihr erster Entschluß war, sofort selbst nach dem Badeorte aufzubrechen und Herrn Girard den verrückten Kopf zurechtzusetzen. Meine ruhigen Einwände lenkten ihren Zorn auf mein unschuldiges Haupt ab. Das Schlimmste aber stand ihr noch bevor, als Hilde mit unerhörter Bestimmtheit erklärte, so wie es gekommen sei, sei es gut, und sie werde unter unter keinen Umständen mehr Herrn Girards Frau werden. Die Generalin faßte sich mit beiden Händen an den Kopf, wir stützten sie und führten sie in einen Sessel. Sie konnte es nicht fassen, daß ihre ganze Theorie von der Ehe von der eigenen Enkelin so grausam mißachtet und zerstört werden sollte.

Der Sturm dauerte bis zum Abend. Dann gab meine alte Freundin, die mir in der Seele leid that, wenigstens zu, daß Hilde am Tage meiner Abreise mit mir zu Verwandten, einer Majorsfamilie, nach Rostock reisen sollte. Nachdem sie sich mit Mühe darein gefunden, daß der Mann ihrer Wahl ihre Erwartungen getäuscht hatte und von Hilde verschmäht worden war, stand es für sie fest, daß die treulos und doch nach eigenem Wunsche Verlassene in einen Orden für Krankenpflege eintreten müsse.

Die Wahl Rostocks gefiel mir ausnehmend, denn ich wußte, daß Larsen dorthin zu einer Hauptmannsübung für die Manöverzeit einberufen war.

Grollend ließ uns die Generalin ziehen. Unterwegs mußte der Wagen auf Hildens Wunsch an dem Häuschen des Alten vom Berge halten. Sie wollte ihm Lebewohl sagen und einen Gruß für Larsen bestellen. „Sagen Sie ihm auch, daß ich gern der Geschichte vom Sonnenschein gedenke, und wenn er nach Rostock kommt, wollen wir uns wiedersehen."

„Ein Gruß von Ihnen,“ sagte der Alte gerührt, „das wird den guten Jungen mächtig freuen. Er hat die Menschen noch so lieb und Sie besonders!“

Es hat noch viel Noth gemacht, bis die Generalin die Heirath Hildens mit Larsen wenigstens geschehen ließ. Sie hat es verschworen, ihren Fuß jemals nach Klorin zu setzen. Vielleicht thut sie's aber doch, wenn es in Klorin eine junge Mutter und ein Urenkelkind zu pflegen giebt. Hilde behauptete, als ich vorigen Sommer mit ihr im Kloriner Erker saß und wir auf die schimmernde Fläche des Sees hinausblickten, es sei ganz sicher, daß ich damals bei unserer Heimfahrt vom Dornbusch das Ruder heimlich angesägt hätte, um auf die natürlichste Weise die Einkehr bei Larsen in's Werk zu setzen. Wenn es aber auch wirklich ein Zufall war, so meine ich doch, es mußte so kommen, da nun einmal die beiden herrlichen Menschen für einander geschaffen waren.





Strandbilder.

Von

Else Küstner.

— Bonn. —

Morgen.

Der Morgenwind erwacht — er beginnt sein Spiel mit den Morgenwolken, die rosig und verschlafen am Himmel dahinschweben. Er neckt sie, und sie versuchen ihm zu entfliehen, sie haschen, sie jagen einander, — rothglühend macht sie ihr Lauf.

Dann küßt er die Morgensonne, bis sie erwacht — die Wolken verblassen, sie vergehen vor ihrem Schein — als Thau sinken sie auf die Erde nieder. Die Sonne ist die Herrin, sie allein! Goldene Strahlen, ihre Diener, eilen vor ihr her durch den weiten blauen Himmelsraum, goldene Lichter streut sie aus über das Wasser!

Die Wölkchen sind ihm entwischt, vor der Morgensonne sind sie vergangen, nun sind die Wellen ein Spielzeug des Windes. Unruhige kleine Wellen sind sie, jung wie der Tag und kühl und frisch.

Das Sonnenlicht liegt wie Goldglanz auf ihnen; — der Himmel versucht sich in ihnen zu spiegeln, umsonst — nie sind sie ruhig; sie zerreißen sein Bild, hier und da und überall ist sein Blau auf ihnen verstreut. Eine Woge folgt der anderen, rasch und eilig, sich überstürzend, und vor Uebermuth setzen sie sich kleine weiße Schaumkrönchen auf. Morgenwellen! — Nicht wie Gesang klingt ihre Brandung, vergebens wirst Du versuchen, etwas von dem alten hehren Lied der Wogen zu vernehmen. Melodieen wohl, einzelne Strophen daraus, wie junge Kinder singen beim tändelnden Spiel — oder Menschen vor sich hinsingen bei der Arbeit: abgebrochen und wieder anfangend, sie haben nicht Muße genug, viel an ihr Lied zu denken.

Immer freudiger, wärmer und sonniger wird der Morgen, immer lustiger tummelt der Wind die Wellen. Kleine Bekassinen trippeln am Strande umher, im Jauchzen der Brandung verklingt ihr immer klagender Ruf. Silberglänzende Möven streichen dicht über dem Wasser, daß es ihre Federn netzt.

Wer denkt an den Tag, der herankommt, er ist so fern — es ist ja noch Morgen! —

Wie jubelnder Lerchengesang rührend hell und anmuthig in den Lüften verklingt, so zerflattert Sorge im lachenden Zauberglanze des

Morgens! —

Tag.

So fand ich ihn, ein Opfer des Meeres, unter dem sonnigsten Himmel doppelt ergreifend und grausam:

Ich wanderte am Strande hin, immer weiter und weiter. Die Wellen gingen hoch; grünschillernd, durchsichtig kommen sie heran, hoch sich aufbäumend — und dann — mit einem mächtigen tiefen Ton sich vornüber stürzend, daß der weiße silberne Gischt brausend weithin schäumt.

So folgen sie sich — wieder — und wieder — und wieder.

Der Wind zauste mir das Haar, hell schien die Sonne, ach wie hell! Ich liebe die Sonne, ich breite ihr vor Lust meine Arme entgegen! Das Schilfgras an meiner Seite raschelt und flüstert im Winde — von Liebe flüstert es, von heißer Liebe — und von Liebe auch murmeln die Wellen.

Wie schön ist es, so zu wandern, Alles ist Kraft und Leben, Farben und Licht, warmes, strahlendes Licht. Es ist einsam, an Nichts denke ich mehr, ich gehe nur weiter — es ist schön um mich, und ich fühle das Leben ringsum und in mir.

Und dann fand ich ihn; den Tod sah ich.

Im Sande, ganz nahe am Wasser lag er, vor Kurzem wohl erst angetrieben.

Jede Welle, die donnernd brandet, — gierig leckend spült sie noch wieder bis zu ihm heran, als reute sie schon die Großmuth, ihn dem Lande wiedergegeben zu haben, als wollte die nächste ihn wieder zurücknehmen in sein großes, feuchtes Grab.

Das Gesicht ist nicht zu erkennen, der große Seemannshut bedeckt es halb, Tang und Seegras hängt in den Haaren. Um den Leib hat er noch die Reste eines Rettungsgürtels — zerfetzt ist die Kleidung; nackt und bleich starrt der Körper daraus hervor.

So also ist der Tod!

Ich sah ihn noch nie — aber das da, das war er, da lag er vor mir; es machte mich erstarren, ich hatte Furcht. Das Himmelsblau erschien mir kalt, höhnisch die Sonne zu lächeln, und das Wasser grausam — grausam und schrecklich. Alle Farben um mich entsetzten mich, denn mitten heraus schrie immer die bleiche Farbe der Leiche; ein Contrast, so hart und schrill, wie eine jähe Dissonanz, die unsere Nerven erbeben läßt.

Keine Menschenseele um mich — Niemand! Kein Laut des menschlichen Lebens zu hören, nur der Ton des Windes, nur das tosende Wasser, — und der Todte, der starr zu meinen Füßen lag.

Wer war er? Ein Matrose nach seiner Kleidung. Woher? wo weinten vielleicht Weib und Kinder Thränen des Elends, der bitteren Noth um ihn? Wie mochte er mit dem Tode gerungen haben, krampfhaft sind noch die Hände gebogen! Welchen verzweifelten Kampf hat er mit den Wellen gekämpft; — sie sind die Sieger geblieben.

Ein grenzenloses Bedauern fühle ich mit ihm. Vielleicht liebte er das Leben? Und wenn es hart für ihn war, Arbeit, nur Arbeit, — er sähe doch die Sonne, er lebte wieder! Wenn ich ihm helfen könnte: ein Wunder möchte ich thun, ihn wecken und ihm sagen: „Du lebst, es war nur ein schlimmer Traum!“

Aber er liegt da bleich und todt. Entsetzlich, unerträglich wird mir sein Anblick. Das Mitgefühl schwindet, er stößt mich ab, — ich fliehe von ihm fort, — eilig — eilig, als könne er mich zurückrufen. — — —

Und nun gehe ich wieder auf demselben Weg, den ich kam.

Vor mir ist Alles sonnig, lachend und voll Lebenskraft wie zuvor, das Schreckliche lasse ich weit hinter mir zurück. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich den Todten wieder, unter dem blauen Himmel, im Sande, am Wasser, — bleich, — oh dieses entsetzliche Bleich des Todes.

Ich will es nicht mehr sehen, ich lebe noch und will noch leben.

Eine unbändige, unbezwingliche Sehnsucht nach dem Leben, nach Liebe und Glück packt mich.

Ich sehe um mich und athme tief, und durstig trinke ich alle Schönheit in mich hinein. —

Ich fühle wieder die Sonne, wie sie leuchtet und warm mich umfängt, ich fühle die Kraft, die im Wind ist, wie er mir entgegenweht; ich sehe die Farben und das Leben in den Wellen, die an meiner Seite rauschen und branden, — ich horche nach dem Schilfgras, das sehnsüchtig wieder sein Liebeslied wispert und flüstert.

Leben, nur leben! — und immer rascher eile ich dem Leben entgegen.

Abend.

Die Sonne ist untergegangen! —

Lang' ist es her, daß es Morgen war, — und dazwischen liegt der Tag, — heiß, voller Sonnenglanz und Liebesrausch, voller Enttäuschung und unerbittlichem Kampf: Nun ist er dahin, ruhig und dunkel ist Alles. Zögernd und schläfrig plätschert das Wasser, immer gleichmäßig fort. — —

Es ist Abend; alle unruhigen Wünsche, die der Tag nicht erfüllt, — alles brennende Verlangen, das der Tag ungestillt gelassen, sie lösen sich im sehnsüchtigen Wunsche nach Frieden, nach Ruhe. Die Luft ist lind und weich, schmeichelnd uns streifend wie liebe Hände, die uns die Schmerzen und heftigen Stürme des Tages vergessen machen.

Die Sterne gehen auf, funkelnd am dunklen Himmel, frei schwebend im unendlichen Raum; wir fühlen die Größe des Weltalls, und klein erscheint uns das Leben, nichtig die Wünsche, die uns eben noch die Ruhe raubten.

Immer ruhiger, immer leiser plätschert das Wasser, — und langsam und feierlich steigt der Mond herauf, mit märchenhaftem Schein Alles umspielend; — eine breite, schimmernde Straße auf der Wasserfläche ziehend, — — eine Straße, die dahinführt in's Unendliche, in das Land der Träume, von dem wir Nichts wissen, in die ewige Ruhe, die ewige Nacht.

Einmal werden auch wir diese Straße wandeln, die der Mond zieht auf dem ruhigen Wasser, beim friedlichen Licht der ewigen Sterne, — dahin wandern, von wo kein „Zurück" mehr ist.

Immer tiefer wird das Dunkel, als Hauch nur noch spürst Du den Wind, leise nur, leise noch rieseln die Wellen, — so schlummert der Abend hinüber in die Nacht.





Illustrirte Bibliographie.


Kleine Grödnerin.
Aus: Benesch: Bergfahrten in den Grödner Dolomiten. Verlagsanstalt F. Bruckmann, München.

Bergfahrten in den Grödner Dolomiten. Von Fritz Benesch. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Das Grödner Thal, das in dem Verfasser des vorliegenden schönen Werkes einen begeisterten Schilderer gefunden hat, ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig und interessant. Seine geologischen und orographischen Verhältnisse, die in der Einleitung des Werkes kurz vorgelegt werden, machen es für den Naturforscher, seine Bewohner und deren Sprache für den Sprachforscher und Historiker zu einer anziehenden und wichtigen Stätte. Haben wir doch in den Grödnern, die zu den Ladinern, den Nachkommen der alten Rätier, gehören, einen der ältesten Stämme Europas, älter als die benachbarten Romanen, zu begrüßen, in dessen mit dem Altfranzösischen und Spanischen verwandter Sprache sich mehr als in irgend einer der lebenden Sprachen das Vulgärlatein erhalten hat. Uebrigens sprechen die meisten Grödner, wie Benesch in dem ersten Capitel des Werkes berichtet, drei Sprachen, nämlich außer ihrer Muttersprache noch deutsch und italienisch. Ueberhaupt steht ihre Bildung wie ihre Gesittung auf einem hohen Niveau; Fleiß, Ordnungsliebe und Reinlichkeit zeichnen sie aus; und das hier blühende Schnitzergewerbe, das im 17. Jahrhundert eingeführt

wurde, hat ihnen ebenso einen künstlerischen Zug wie Wohlstand verliehen. Zwar wird heute die Schnitzerei von Fassa bis Cortina getrieben, aber Gröden steht an der Spitze. Nach Beneschs Angabe beträgt die Ausfuhr von Schnitzwaaren etwa 350000 fl. im Jahr. Bedauerlicher Weise verschwindet die ursprüngliche Tracht bei den Männern fast ganz; von dem reizvollen Costüm der Frauen giebt das untenstehende Bild eine Vorstellung.

Doch in der Darlegung aller dieser Eigenthümlichkeiten des Ortes und seiner Bewohner hat der Verfasser nicht seine Hauptaufgabe erblickt; ihn haben nicht diese in erster Linie angezogen, sondern die großartige Schönheit dieser Bergwelt, welche den Naturfreund, insbesondere den Bergwanderer, den Hochgebirgstouristen anlockt und reizt. Als solcher



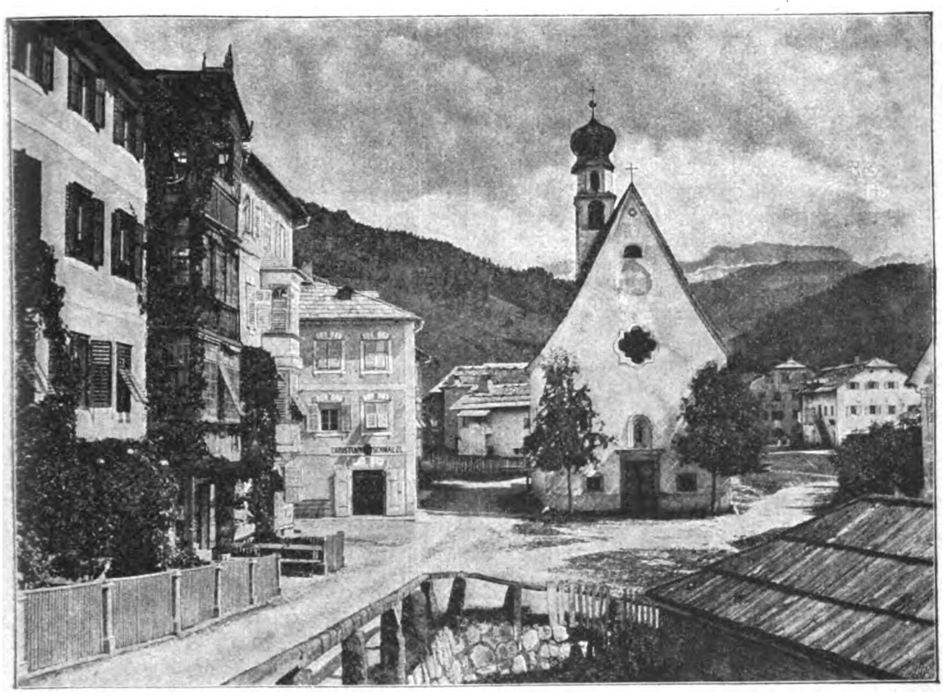
Mädchen und Frau in der Grödner Tracht.

Aus: Benesch: Bergfahrten in den Grödner Dolomiten.

Verlagsanstalt F. Bruckmann, München.

spricht auch der als alpinistischer Schriftsteller bestens accreditirte Verfasser in diesem Werke zu uns. Mit beredter Wärme schildert Benesch, der die Grödner Berge in fast zehnjährigem vertrauten Umgange bis in ihre verborgenen Winkel kennen gelernt, die eigenartigen Reize, die Größe dieser Bergwelt, deren Tücken und Schrecken ihre bannende Anziehungskraft auf wagemuthige Seelen nur noch steigern. Der Verfasser weiß von diesen Schrecken der Dolomitenriesen aus eigener Erfahrung manches zu erzählen; seine Berichte über die gefährlichen Zwischenfälle bei seiner Ersteigung des Sas dal Lek — der, wie Benesch bemerkt, trotz mäßiger technischer Schwierigkeiten zu den gefährlichsten Bergen von Gröden gehört — sowie bei seiner ersten Besteigung des Daint de Mesdi wirken in der packenden Veranschaulichung lebensgefährlicher Situationen und damit verbundener hochgespannter seelischer Erregung fast beklemmend auf den Leser, der vom Erzähler zum

Mitleben und Mitfühlen genöthigt wird. Der Verfasser beginnt mit der Beschreibung der interessantesten Gruppe, der Geislerspitzen, von denen der Sas Rigais (3027), der Hauptgipfel, der besuchteste Felsberg von Gröden ist, während der Fermedathurm die edelste und kühnste Gestalt besitzt. In einem besonderen Capitel schildert er eine Ersteigung des letzteren. Daran schließt sich eine Beschreibung des Puezplateau, einer wüsten Hochfläche außer dem Bereich des organischen Lebens, doch nicht ohne landschaftliche Schönheit. Es folgt die eigenartig gestaltete Sellagruppe, die „eine einzige Mauer von $1^1/_2$ tausend Metern und einer Meile in Höhe und Breite" bildet, mit den Hauptgipfeln Sas dal Lèc und Daint de Mesdi, deren gefahrvolle Ersteigung durch den Verfasser wir oben erwähnt haben. Dann folgen wir dem Erzähler auf die Berge der Langkofel-Gruppe: den Langkofel (3178 m), den höchsten und schönsten Berg der Gruppe, — zuerst erstiegen am 12. August 1869 durch Paul Grohmann, den Erschließer der Dolomiten, mit Salcher und Franz



Der Antoniboden in St. Ulrich.
Aus: Benesch: Bergfahrten in den Grödner Dolomiten. Verlagsanstalt F. Bruckmann, München.

Innerkofler —, die zum Modeberg gewordene Fünffingerspitze (2997 m), die trotzdem nicht unterschätzt werden darf, wie die Unfälle beweisen, denen 1892 Stückler und Innerkofler und 1898 Schmidt-Neruda zum Opfer fielen, die Grohmannspitze (3111 m), zuerst 1880 vom Führer Michel Innerkofler bestiegen, den Innerkoflerthurm (3070 m), zuerst 1881 von Innerkofler, den Zahnkofel (2995 m), zuerst 1889 bestiegen, den Plattkofel und die Langkofelkarspitze (2811 m). Dann folgen die Capitel: „Ein Tag in den Wänden des Langkofel", das zugleich über die Entstehungsgeschichte des vorliegenden Buches, das unter erheblichem Aufwande an Muth und Thatkraft geschaffen wurde, Aufschluß giebt, „Spaziergänge in Gröden" und „Wintertage in Gröden", eine anziehende Schilderung der wunderbaren Reize des Gebirges im Schneegewande und der Freuden winterlichen Sportes, vor Allem des Rodelns. Es sei hier nebenbei bemerkt, daß die schöne Sitte des Christbaums in dem romanischen Gröden noch nicht bekannt ist. —

Seine lebendigen, eindrucksvollen Schilderungen ergänzt der Verfasser durch eine Anzahl ausgezeichneter, oft in halsbrecherischer, schwindelerregender Situation aufgenommener Photographieen, die theils durch Autotypie, theils durch Lichtdruck vollendet wiedergegeben sind. Als Titelbild ist dem Werke eine Photogravüre: „Daint de Mesdi von Norden“ beigegeben.

Die Ausstattung des Werkes ist in jeder Beziehung glänzend. Es sei als Geschenkwerk, vornehmlich für Alpinisten, des Weiteren für jeden Naturfreund, bestens empfohlen.

—l—

Bibliographische Notizen.

Die Erkrankungen der Sprechstimme, ihre Ursachen und Behandlung, nebst einer kurzen Hygiene für Lehrer, Geistliche, Advokaten und Offiziere. Von Dr. R. Kafemann, Privatdocent an der Universität Königsberg. Danzig, A. W. Kafemann.

In ähnlicher Weise wie in seiner vor einigen Monaten erschienenen und an dieser Stelle besprochenen Schrift: „Verhaltungsmaßregeln bei chronischer Mittelohreiterung“ unterzieht sich der Verfasser in der vorliegenden Arbeit der sehr anerkennungswerthen praktischen Aufgabe, in weit ausgreifenden Zügen dem gebildeten Laien die wichtigsten Gesichtspunkte vorzuführen, deren Beobachtung zur Erlangung einer kräftigen Sprechstimme verhilft und falschen Gebrauch der Stimmmittel ausschließt. In die betreffenden Kreise Aufklärung und Belehrung hineinzutragen, erschien dem Verfasser als ein dringendes Erforderniß, dem er vollauf gerecht geworden ist. Zunächst bespricht er die Symptome des Leidens, danach die äußeren und inneren Ursachen der Erkrankungen und die Mittel zu ihrer Heilung. In letzterer Beziehung hat der Verfasser nur diejenigen Fälle im Auge, bei denen lediglich in Folge falschen Gebrauchs der Stimmorgane eine Erkrankung der Stimme herbeigeführt worden ist. Die technische Sprechübung, die Abhärtung sowie die schädlichen Einflüsse: Alkohol, Thee, Kaffee, Tabak, auch das Corset beim weiblichen Geschlecht werden näher erörtert. Der Schluß behandelt nach einer kurz gefaßten Hygiene im Kindesalter den acuten Katarrh. Vielfache Citate aus der bezgl. Litteratur dienen zur Ergänzung der vom Verfasser vertretenen Anschauung. Die Lectüre des Buches sei hiermit allgemein empfohlen.

K.

Die deutsche Kunst des Neunzehnten Jahrhunderts. Ihre Ziele und Thaten. Von Dr. Cornelius Gurlitt. Mit vierzig Vollbildern. Berlin, Georg Bondi. 1899.

Jeder, der sich nur einigermaßen für Kunst und Kunstgeschichte interessirt, wird das vorliegende Buch von Anfang bis zu Ende mit Vergnügen lesen und dabei die Empfindung haben, daß er dem mündlichen Vortrage eines geistreichen, den Stoff in eminentem Maße beherrschenden Mannes lausche.

Das Buch schlägt in der Kunstgeschicht vollständig neue Bahnen ein; „früher urtheilte man,“ wie Gurlitt selbst sagt, „von der festen Grundlage der Aesthetik aus. Sie war der Herr, dem sich die Kunst zu beugen hatte; und der Kritiker verwahrte die Schlüssel in das Heiligthum des Schönen. Vielen versagte er den Eintritt. Ein Feuerbach, ein Böcklin wurden vom Eintritt in das Reich des Ruhmes abgehalten. Aber in den Kampf traten nun die ein, die im Nietzsche'schen Sinne den Uebermenschen suchten, oder im Sinne von Carlyle Heroen. Bismarcks Erscheinen, die Erkenntniß, daß nicht die Bildung und nicht die Tugend, nicht die Frömmigkeit und nicht der Gehorsam, nicht die Gelehrsamkeit und nicht das System die Völker zu Glanz erheben, sondern die geistesstarke Einsicht und Thatkraft des einzelnen Mannes, drang immer kräftiger hervor. Man begann nicht nach einem ästhetischen Gesetz, sondern nach Künstlern zu suchen; man lernte Eigenart des Werkes über die Schönheit zu stellen.“

Daß man auf diesem Wege auch zu weit gehen kann, daß die Kritik, die früher in der Maske der Gelehrsamkeit die Künstler herunterputzte, jetzt oft die Maske des Künstlerthums annimmt, um die Menge der Stumpfsinnigen herunterzuputzen, giebt Gurlitt selbst zu und findet in dieser Erkenntniß den goldenen Mittelweg, der ihn von beiden Extremen gleich weit entfernt hält.

Sein Buch ist durch und durch subjectiv, es wimmelt von persönlichen Erinnerungen und Erfahrungen und empfängt gerade dadurch seinen besonderen Reiz. Und da der Verfasser eine durchaus eigenartige, kräftige und vor Allem gesunde Persönlichkeit ist, so gewinnen seine Ausführungen objectiven Werth und werden zur Erkenntniß des wahrhaft Trefflichen und Bleibenden in der Kunst mehr beitragen als dickleibige theoretisch-ästhetische Abhandlungen.

Gurlitt versucht jedem Künstler aus seiner eigensten Natur, aus der Zeitströmung und der ihn beeinflussenden Schule heraus gerecht zu werden, wobei seine Ausführungen sich vielfach zu einer Kritik der Kritik gestalten, die die Künstler auf ihrem Schaffenswege begleitet hat.

Wohlthuend wirkt in dem ganzen Werke nicht nur der warme, aus glühender Begeisterung für die Kunst stammende Ton, sondern auch die Milde und Abgeklärtheit des Urtheils, die in dem Verfasser ebenso den tiefgründigen Kenner wie den trefflichen Menschen erkennen lassen.

Die Weihnachtszeit ist nicht fern: hier ist ein Werk, das sich wie wenige zum Geschenk in allen gebildeten Familien eignet.

—e.

Sidney Whitman und seine Verdienste um Deutschland. Von Dr. Wilhelm Henkel. Marburg, N. G. Elwert.

In dem vorliegenden, gut ausgestatteten, mit Whitmans Bildniß von Lenbach versehenen und dem Fürsten Herbert Bismarck gewidmeten Heft giebt der Verfasser einen kurz gefaßten Ueberblick über die verdienstvollen Arbeiten des englischen Schriftstellers. Der Verfasser schöpft seine Mittheilungen aus jahrelangen persönlichen Beziehungen zu Whitman, sowie aus des Letzteren sämmtlichen Werken. Mehrere derselben: Deutsches Leben, Philosophie der deutschen Armee, Der deutsche und englische Arbeiter, Das Reich der Habsburger, sind bereits an dieser Stelle besprochen und gewürdigt worden. Ein hervorragendes Werk, die Frucht vieljähriger und eingehender Studien, über den Organismus des deutschen Reiches war das „Imperial Germany" oder Deutschland unter den Hohenzollerkaisern, von dem z. B. in Amerika mehrere Auflagen hintereinander, darunter sogar eine illustrirte erschienen sind. Bismarck sowohl wie Moltke zollten diesem Werke hohe Anerkennung. Die außerordentlichen Erfolge dieses unermüdlichen Bahnbrechers für deutsches Wesen lassen jene auffallende Bevorzugung in Bismarcks Hause erklärlich erscheinen. Am Sterbetage des großen Kanzlers erhielten nur zwei Freunde der Familie: Lenbach und Sidney Whitman, Zutritt. Die Werke des Letzteren können jedem Deutschen nur warm empfohlen werden.

K.

Felix Dahns sämmtliche Werke poetischen Inhalts. Bd. XXI. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Mit diesem Bande, welcher den zweiten Theil der „Schaubühne" enthält, ist die Gesammt-Ausgabe der poetischen Werke Dahns abgeschlossen. Er bringt zwei Lustspiele und fünf Opern — Dichtungen, die auf's Neue bedauern lassen, daß der Dichter so verhältnißmäßig selten auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, erscheint. Die Lustspiele sind voll wirklichen Humors, witzig und graziös und bieten dem Darsteller so dankbare Rollen, daß es sich schon verlohnte, bei der Armuth unserer Lustspiel-Repertoire einen Versuch mit ihnen zu machen.

Oefter erscheinen auf deutschen Bühnen Dahns Operndichtungen, die auch ohne Musik ihren poetischen Werth besitzen und ihre Wirkung auf den Leser nicht verfehlen.

Mit der Herausgabe von Dahns sämmtlichen poetischen Werken hat sich die altbewährte Verlagsbuchhandlung von Breitkopf & Härtel ein großes Verdienst um die deutsche Leserwelt erworben. Ausstattung und Druck sind vorzüglich, sodaß die einundzwanzig Bände einen dauernden Schmuck jeder Familien-Bibliothek bilden. —n—

Aus meiner Jugend. Erinnerungen von Rudolf von Gottschall. Berlin, Gebrüder Paetel.

Rudolf von Gottschall, ein Altmeister der deutschen Litteratur, ist auch längst ein Lehrmeister für das mannigfachste litterarische Schaffen geworden. Jetzt, im Greisenalter kann er zurückblicken auf eine selten reiche dichterische und ästhetische Production, und selten große Erfolge sind sein Theil! Rudolf v. Gottschall ist ein Dichter und ein Denker zugleich, und wenn in den Jahren seines dichterischen Aufstrebens er in dem größeren Werke, „Die Göttin", das, nebenbei bemerkt, mit vielem Unrecht in unseren Tagen verschollen ist, schon damals den giltigsten Beweis erbracht, sowohl für sein lyrisches, als episches und dramatisches Talent, so wird man in seiner neuesten größeren Veröffentlichung, in den autobiographischen Aufzeichnungen „Aus meiner Jugend" ebenfalls ein Vielerlei erkennen: Das Buch ist zunächst das Muster einer Autobiographie; liebenswürdig wird hier geplaudert, in fesselnd-eigenartigem Zusammenhange werden die persönlichen Erlebnisse mit bedeutenden Menschen und interessanten Zeitvorgängen dargeboten; aber auch ernste, anregende und belehrende Reflexionen, knüpft der Autor an seine bunten Mittheilungen, Alles zusammengenommen, seine Erinnerungen ausgestaltend zu einem Stück Zeitgeschichte, wie es sich eben nur in der Lebenssphäre bedeutender, hervorragender Menschen abspiegelt! — Wir be-

dauern lebhaft, daß Rudolf von Gottschall nur aus seiner Jugend seine Erinnerungen uns aufgezeichnet — sie umfassen nur die ersten 30 Lebensjahre des Dichters — und möchten gern auf eine Fortsetzung hoffen. Es ist wirklich eine Freude, feststellen zu können, wie jung der alte Gottschall geistig geblieben, wie nicht die Last der Jahre und der Erlebnisse die geistige Flugkraft ihm gehemmt, sodaß wir denselben Gedankenreichthum, dieselbe schöne und klare Sprachweise — was Beides wir an Gottschall, nebst seinem dichterischen Vermögen, stets bewundert — in seinem neuesten Buche, den Epigonen zum Vorbild, unverändert wiederfinden. Rudolf v. Gottschall ist sich selbst treu geblieben, in Art und in Weise, und vielleicht gerade deshalb blieb auch sein Genius ihm treu. Wir vermissen in dem Buche nur, was in einer neuen Auflage hinzugefügt werden sollte, eine Art von Inhaltsverzeichniß. So wie es geschaffen, ist es geeignet, als ein Nachschlagebuch in mannigfacher Beziehung zu dienen, und ein Verzeichniß seines Inhaltes würde jenen Zweck wesentlich fördern.

A. W.

Die Provinz unterhält sich. Federzeichnungen von Marie Stona. Wien, Verlag von Karl Konegen.

Zwei Seelen wohnen in der Brust der Verfasserin, die den Lesern dieser Zeitschrift wohl bekannt ist; mit der einen vor der Außenwelt sich verschließenden, lebt sie ihr eigenstes persönlichstes Leben, so reich an geheimen schmerzlichen Wonnen und wonnigen Schmerzen, an begehrender Leidenschaft und sehnsüchtigem Träumen, die in lyrischem Ausströmen sich befreien; die andere schaut mit klaren klugen Augen in die Welt da draußen hinein, scharfsichtig das Leben und Treiben der Menschen beobachtend, ihre Schwächen und Thorheiten erspähend, um sie in dem Hohlspiegel eines liebenswürdigen Humors oder einer lustigen Ironie aufzufangen und wiederzuspiegeln. In diesem Büchlein kommt nur die zweite Seele zur Geltung; und das Object, das sie sich diesmal erwählt, ist das Leben in der Provinz. Mit lustigem Spott schildert Marie Stona die kleinstädtischen Typen und das gesellige Leben, in welchem Nichtigkeiten mit so großer Wichtigkeit behandelt werden und das Grundübel der menschlichen Natur, die Eitelkeit, bald mehr, bald minder geschickt verhüllt, die entscheidende Rolle spielt. Und so trifft der Spott der Verfasserin nicht nur die uns Großstädtern so komisch erscheinenden Eigenheiten der Provinzialen, sondern zugleich eine allgemein menschliche Schwäche. Zu kühner, weitere Lebenssphären treffender Satire erhebt sich der sonst harmlose, des scharfen Stachels entbehrende Spott in der letzten Skizze des unterhaltenden Büchleins, das uns zwar nicht die Vollkünstlerin Stona, als die sie in ihrer Lyrik uns entgegentritt — aber ein Stück von ihr bietet; und auch nur dieses kennen zu lernen, ist ein genügender Gewinn; es ergänzt das Bild, das wir von der Dichterin aus ihrer Lyrik empfangen, in überraschender Weise. Wir sehen mit freudigem Erstaunen, wie dieses starke poetische Talent, das uns dort durch Gluth und Tiefe der Leidenschaft und der Empfindung bezwingt, in graziöser und liebenswürdiger Weise zu scherzen vermag, und bewundern, wenn wir auch diese Gabe nicht jener gleichzustellen vermögen, die überraschende Vielseitigkeit dieser frischen Schöpferkraft.

O. W.

Baron Gottfrieds Enkelinnen. Roman von Rosa Nouchette Carey. Deutsch von M. von Wenden. Berlin, J. Harrwitz Nachfolger (C. Th. Kehrbach).

Der uns vorliegende, dem Englischen nacherzählte Roman schildert mit breiter Behaglichkeit die Familiengeschichte eines Landedelmanns, bei welchen es noch recht patriarchalisch zugeht; die Liebesconflicte bei den Töchtern des Hauses sind äußerst harmloser Natur und werden die Phantasie der jungen Leserinnen, für welche die Erzählung hauptsächlich berechnet ist, durchaus nicht in ungesunder Weise erregen. Das Buch ist als gesunde Lesekost der heranwachsenden weiblichen Jugend warm zu empfehlen.

mz.

Tod den Hüten. Roman von Konrad Telmann. Leipzig, Karl Reißner.

Konrad Telmanns litterarischer Nachlaß muß sehr umfangreich gewesen sein; jetzt noch, nachdem leider der hochbegabte Dichter seit mehreren Jahren schon dahingeschieden, erscheinen immer neue Schöpfungen aus seiner Feder, uns stets die Trauer um seinen Verlust erneuernd. Auch der uns heut vorliegende Roman kann als ein Beweis mehr gelten, wie viel die deutsche Dichtkunst durch den viel zu frühen Tod Konrad Telmanns verloren! Man ist zwar eigentlich kaum berechtigt, jenes Buch einen Roman zu nennen; es bringt uns als Hauptinhalt die bekannte Geschichte jener unglücklichen Parias, die auf der einst göttergesegneten Insel Sicilien, von den fluthumspülten Nordküsten bis zu den sumpfigen Uferrändern im Süden, als Arbeiterbevölkerung hausen. Diese traurige Geschichte der Noth, des

Elends, des Hungers, erzählt uns Konrad Telmann mit dichterischer Beredsamkeit, mit hohem sittlichen Pathos, wahrheitsgewaltig und künstlerisch ausgestaltend, wie er als ein besonders Berufener es besonders herzerschütternd vermag. Zu erfinden gab's hierbei wenig; die Wirklichkeit, so dargestellt, ist ergreifender als jedes Phantasiegebilde und wird zu einer Tragödie vom Menschenelend, die blutige Thränen erpreßt. — „Tod den Hüten!" ist das Feldgeschrei des Hasses gegen jene „Galantuomini," die den Schweiß schwerster Arbeit einer ganzen Bevölkerung achtlos verpraßten, gleichgiltig gegenüber der entsetzlichen Noth einer ganzen Menschenklasse, die der Malaria Fieberschauer wehrlos preisgegeben ist, deren Entkräftigungswerk der Hunger dann rasch vollendet. Und inmitten dieser Armen und Elenden trägt sich die Handlung des Buches zu. Sie bringt die alte Mär von dem schönen Mädchen, Heroine und Lucretia zugleich, das dieses Mal echt sicilianischen Typus trägt, mehr der antiken, als der modernen Zeit entstammend. Wie eine altrömische Camée, so muthet uns die Erscheinung von Raffaella Damiani an! Daß jene echte Tochter ihres Volkes wirklich hätte Herzogin von Barra franca werden können und es vorzieht, mit den Ihrigen unterzugehen, wirkt trotzdem als eine jener Maßlosigkeiten, die Konrad Telmann sich in seinen Romanen häufig zu Schulden kommen ließ: wenn man aber liest, wie heiß und wie demüthig Raffaella betet, dann wird man dem Dichter das höchste dichterische Vermögen, die geheimsten Regungen des Menschenherzens zu verstehen, dennoch willigst zuerkennen. A. W.

Das Bild im Wasser. Roman von Wilhelm Jensen. Leipzig, Carl Reißner.

Ein neuer Jensen'scher Roman bedeutet stets für die kritische Thätigkeit eines litterarischen Berichterstatters eine festliche Stunde. Wilhelm Jensen ist ein Dichter, und es ist eben jedenfalls etwas Besonderes, dem vollen Pulsschlag echter Dichterkraft zu lauschen, dem Walten einer Phantasie zu folgen, die selbst dem Geringfügigen und Kleinen, dem Bösen und Niedrigen noch den Schimmer der Poesie zu verleihen vermag, Großes und Schönes aber in eine Beleuchtung bringt, die freudig empfinden läßt, wie herrlich das Reinmenschliche ist, losgelöst von allen Schranken, befreit von den einengenden Fesseln des Conventionellen! Jensens Eigenart ist eine längst bekannte, und der Meister beweist in jedem neuen Werke, daß er selbst sich treu geblieben. Immer wieder ist's vor Allem seine unvergleichliche Stimmungs-Schöpferkraft, die uns in seinen Bann bringt; da tragen sich Dinge zu, die an sich ganz einfach scheinen und zu jenen alten Geschichten gehören, die allerdings ewig neu bleiben, aber durchaus der Wirklichkeit entnommen sind — doch in einer traumhaft verschwommenen Beleuchtung werden sie uns dargethan, mitten hinein in die Geräusche des werkthätigen Lebens ertönt das fordernde, sehnsuchtsheiße Pochen des Herzens, und es ereignen sich Disharmonieen, die jede einzeln ein ganz absonderliches Menschenschicksal bedingen. Es soll nicht geleugnet werden: Jensen geht in einem gewissen Wohlgefallen an seiner eigenen Art häufig über die Grenzen der Dichtkunst hinaus, sowohl in seinen farbensatten, sich in die Düsterheit einhüllenden Schilderungen, als in den subjectiven Aeußerungen seiner Menschen; das Ergötzen an seiner dichterischen Malkunst und feinsinnigen Charakteristik wird hierdurch beeinträchtigt; aber immer wieder von Neuem sind wir gefesselt und erhoben durch die Fülle seines poetischen Vollbringens und wissen aus der gesammten belletristischen Production nur das Beste diesem an die Seite zu stellen.

Nach diesen kurzen, selbstverständlich durchaus nicht erschöpfenden, dem Dichter seinen hohen Rang anweisenden Bemerkungen, wäre es eine sehr lockende Aufgabe, dessen neuester größerer Schöpfung „Das Bild im Wasser" eingehender zu gedenken. Das aber ginge weit über den hier gewährten Raum hinaus; es ist recht schwierig, den Inhalt eines Jensen'schen Romanes referirend zusammenzufassen, weil alles Thatsächliche von dem wundervollen Rankenwerk Jensen'scher Psychologie und Phantasie umwuchert ist, und außerdem einzelne Episoden den Gang seiner Handlung sowohl für das, was gewesen ist, als für das, was wird, bedeutsam unterbrechen. Nur soviel also sei gesagt: das „Bild im Wasser" ist ein echter Jensen; mit soviel Wirklichkeit erzählt, daß der Roman uns wie ein großes Stück vollblütigen Lebens ergreift, mit soviel Poesie verinnerlicht und geschmückt, daß wir erhoben und gefestigt werden, wie eben von jedem wirklichen Kunstwerk. Die Geschichte des Jünglings Ottward Reinholz, dem das Wunderbare begegnet, daß ein Wasserspiegel nicht sein Gesicht ihm zeigt, sondern jenes Mädchens Antlitz, dem er unbewußt sein junges Herz in Liebe zugewandt, der Theologe nicht werden kann, wie er gesollt, weil Alles in

ihm sich von den Buchstaben wendet, hin zu den Gesetzen der lebendigen Natur; der weltfremd bleibt unter den Menschen, und den nur Inga Witekind verstand, jenes Mignon-Mädchen, ein Kind der Sünde und doch ein Engel an Tugend, das aber dieselben weißen Rosen zu pflücken gehen muß, die einst ihre Mutter, die Sünderin, sich zum Todtenkranz geholt, dort an dem Weiher, der so tief ist, daß er Verunglückte lebendig nicht wiedergiebt. Sie muß sich die Rosen holen, weil die Sünde unter den Menschen sterben soll — so hatte Agneta Hoffauf, das bibelfeste, tugendsame Mädchen, die arme Inga gelehrt! Der Pastor Hoffauf aber — Agnetens Vater — der so viel von der Menschheit Jammer selbst und an Anderen erfahren, fühlt in sich jetzt erst den rechten Geist, die höchste Aufgabe seines ihm einst aufgezwungenen und deshalb bis dahin nie vertraut gewordenen Priesterthums, indem er seinen Namen ergänzt, wird er fortan verkünden: „Hoff auf die Liebe," und so klingt der Sang — soll heißen: die Geschichte — vom „Bild im Wasser" aus. A. W.

Lonny, die Heimatlose. Von Joseph Joachim. Erzählung aus dem schweizerischen Cultur- und Volksleben in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Zweite Auflage. Basel, Benno Schwabe.

Das Buch ist wegen seiner Culturschilderungen werth, gelesen zu werden. Der Verfasser schildert das Vagantenthum in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, wie es in der Schweiz heimisch war und wahrscheinlich auch in den anderen europäischen Culturstaaten, bis eine straffere Gesetzgebung diesem Unwesen ein Ziel setzte. Diese herumziehenden Hausirerfamilien, die viel mehr vom Bettel auf den Bauernhöfen lebten, als von ihrem Handwerk, hatten untereinander eine gewisse Organisation, ihren Ehren- und Rechtscodex, und es steckte trotz der Verwilderung ein gut Theil Volkspoesie in ihrer Lebensweise, welche der Autor mit kundiger Hand herausgeholt hat; — nebenher schildert er das Liebesverhältniß zwischen einer Tochter jenes bettelhaften Nomadenvolkes und einem wohlhabenden Bauernsohne, welches trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten zu einem Eheschluß führte, aber das wilde Kind der Haide fühlt sich nicht wohl in den seßhaften Verhältnissen, und als der junge Gatte bei einem Rettungswerk ertrinkt, zieht es den frei gewählten Tod dem Leben in den ihr zum Zwang gewordenen Verhältnissen vor. mz.

Abschied. Novellen von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane & Co.

Heinz Tovote wird mit vielem Recht „der deutsche Maupassant" genannt. Wirklich hat er mit dem genialen französischen Dichter wesentliches gemeinsam — dieselben heißblütigen Stimmmungen und graziösen Schilderungen; denselben prickelnden Witz, dieselbe Vorliebe, das Naturalistische über das Conventionelle obsiegen zu lassen. Aber in Einem ist der französische Poet dem deutschen zweifelsohne über: in der Wahl des Stofflichen! Hierin ist auf Tovote kein Verlaß; während wir in der einen seiner Geschichten oder Skizzen wirklich ergriffen sind von der echten Herzensnoth, der Tragik in einem Einzeldasein und in dessen Schilderung deutlich das Walten echter Dichterkraft verspüren, sind wir vielleicht in der nächsten schon abgestoßen von dem Mangel an dichterischem Tact, dem gewisse Vogänge im Menschenleben immer ein Noli me tangere bleiben müssen, sofern die Dichtkunst sich nicht in pornographischen Schilderungen prostituiren will. Wenn in den großen Tovote'schen Romanen wir diese Widersprüche in den aufeinander folgenden Capiteln finden, so lassen sie in der uns vorliegenden Novellensammlung deutlich in den einzelnen Erzählungen sich nachweisen. Wie feinfühlig-stimmungsvoll, von echter Schwermuth und schön-sittlichen Regungen — trotzdem es sich zumeist um „Sünderinnen" handelt — durchweht, wirken z. B. „Abschied", „Tödte mich", „Yap", und wie häßlich veristisch berühren uns „Mutterglück", „Anfang und Ende", „Der Brief". — Hier treten Geschmacklosigkeiten in die Erscheinung, die der französische Dichter sich nirgends hat zu Schulden kommen lassen, und die auch Heinz Tovote vermeiden sollte, zu seiner eigenen größeren Ehre! Mag er sonst auch, im Bewußtsein seiner dichterischen Mission, sich das Recht zuerkennen, über Herkommen und Prüderie hinaus, die Phantasie im Dienste der Wahrheit vogelfrei walten zu lassen. A. W.

Gedichte von Alfred Beetschen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck.

Schon die Verse des Vorwortes deuten an, daß bei diesen Gedichten des Herzens Saite mitgeklungen hat, daß sie gelebt, Gelegenheitsgedichte im Sinn des Goethe-schen Wortes sind. Wie B. den Dichterberuf auffaßt, das sagt er auf Seite 54: „Wie die Knospe am Strauch, heraus muß Dein Lied, wenn begeisternder Hauch Deine

Seele durchzieht. Wo Du stehst, wo Du gehst, an jeglichem Platz, wenn das Wort Du verstehst, so hebst Du den Schatz." Der ganze Band enthält weder Unfertiges noch Nachempfundenes, sondern zeigt den Poeten als eine selbstständige, liebenswürdige Persönlichkeit. Seine Poesie blendet nicht durch den Gedanken- und Bilderreichthum, sie erwärmt vielmehr durch Gefühl und Ausdruck. Als Motto könnte man ihr den Vers Grillparzers geben: „Was der Mensch ersann, erfand, als Höchstes wirst Du finden: Gesund natürlichen Verstand und richtiges Empfinden." Da B. sich durch einen poetischen Gruß als Verehrer Paul Heyse's zu erkennen giebt, ist es selbstverständlich, daß er die schöne Form nicht vernachlässigt. Singt er doch: „Daß kein Minütchen Euch entrinne, durchjagt Ihr rastlos Tag für Tag. Kaum, daß bei Becherklang und Minne ein Stündchen Euch noch bleiben mag. Auf Pfiff und Schlag nicht, wie den Andern, behagt mir's durch die Welt zu wandern. Frei wie der Vogel, ist mein Herz noch weit: Merk' ich was Schönes, hab' ich immer Zeit!" Der rechte Inhalt weist folgende Abtheilungen auf: Tag- und Nachtstücke. Pfade. Stimmungsbilder. Sonette. Jahreszeiten der Liebe. Andere Musik. Mit Adressen und Gelegentliches. Welche beherzigenswerthe Lehre giebt er allen Unzufriedenen auf Seite 109:

Was braucht man, um glücklich zu sein?
Einen perlenden Wein?
Einen Demantstein?
Ein Mägdelein?
Ach — nein!
Ein klares Seelenfensterlein,
Dann steckt das Glück hübsch fein
Sein Köpfchen von selber herein.

N.

Als Geschenkwerke für Weihnachten mögen einige Werke, zu deren eingehender Besprechung jetzt Raum und Zeit mangeln, wenigstens kurze Erwähnung finden. Da liegt zunächst in vielfach veränderter und verbesserter Auflage ein beliebtes Prachtwerk, die Anthologie „Im Zauber der Dichtung" von Dietrich Theden (Verlag von Ph. Reclam, Leipzig) vor, die zu einer sorgfältigen Auswahl von Liederblüthen, vornehmlich von bekannteren älteren Lyrikern, einen reichen fast ganz von deutschen Meistern herrührenden Bilderschmuck gesellt: außer vortrefflichen Holzschnitten, worunter 40 ganzseitige, sechs Kunstbeilagen in Lichtdruck und Autotypie sowie ein Titelbild in Heliogravüre: einen prächtigen Studienkopf von L. Knaus. Der Preis des Werkes in Prachtband beträgt 15.00 Mk. In demselben Verlage erschienen zwei ernste und ein heiteres Werk: „Familie Saram". Roman von Emil Peschkau, ein Sittenbild aus dem modernen Berlin, fesselnd durch anschauliche Milieuschilderung und die Lebenswahrheit einzelner Charaktere; — Simones Gatte. Roman von Champol. Aus dem Französischen von E. Brausewetter; in reich bewegter, bis zu tragischer Höhe gesteigerter, dann aber harmonisch ausklingender Handlung, die theils in Paris, theils auf einem englischen Besitze spielt, das Lebensschicksal eines jungen Mädchens von edlem Charakter erzählend; endlich „Comtesse Käthe in der Ehe" von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem; drei Humoresken, in denen die der jungen Damenwelt bereits bekannte übermüthige Heldin die lustige Hauptrolle spielt; ein Buch, das mit den Illustrationen von Fr. Czabran jungen Mädchen als Geschenk willkommen sein wird. —

Von Frauen verfaßt und vornehmlich für Frauen bestimmt ist der von E. M. Hamann herausgegebene „Familien-Almanach" (Joseph Roth'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart und Wien), zu dem mehr als vierzig Schriftstellerinnen, darunter mehrere Damen der hohen Aristokratie wie Prinzessin Therese von Bayern und Prinzessin Maria de la Paz, Infantin von Spanien, Beiträge gespendet haben. Das Werk, das in bunter Mannigfaltigkeit Gedichte, Sprüche, Erzählungen, Skizzen und kleine Aufsätze bringt und überall die ethische Wirkung im Auge behält, präsentirt sich in seinem rothen Damasteinband recht vornehm. Es ist mit vier Portraits geschmückt und kostet 4.50 Mk. — Vorwiegend zum weiblichen Gemüth sprechen auch die in gleichem Verlage erschienenen „Geistlichen und weltlichen Gedichte" von M. Herbert, in denen das „Weltliche" keinenfalls als Gegensatz zu dem „Geistlichen" und Religiösen zu denken ist. Vielmehr spricht aus allen Gedichten ein von inniger, tiefer und doch nicht aufdringlicher Frömmigkeit beseelter Geist, der sich nach der bekannten Forderung des Poeten stets „zum Dichten wie zum Gebete sammelt". Stille beschauliche Seelen werden sich gern in dieses Buch (Preis 3.50 Mk.) vertiefen. Es sei noch bemerkt, daß die Verlagshandlung von dem Werke „Die Fremden" v. K. Domanig, einem unter der Alpenbevölkerung sich ab-

spielenden Zeitroman, eine neue Auflage vorbereitet hat.

Im Verlage von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienen: „Nimm und lies!“ Biblische Streifzüge und Charakterbilder von Christian Rogge, ein Buch, in dem der weit bekannte Kanzelredner sich die lohnende Aufgabe gestellt hat, die innere Welt moderner Leser den Gedankenkreisen der Bibel, und die Gestalten der Bibel dem Empfinden moderner Menschen näher zu rücken. Ernste Lebensbilder theils in Prosa, theils in gebundener Rede, die ersteren in knapper, mitunter skizzenhafter Form, die letzteren dagegen mitunter etwas zu gedehnt, bietet Paul Quensel unter dem bezeichnenden Titel „Menschenleid“. Die Ausstattung der beiden Bücher, die hübschen Originalbände charakterisiren sie als Festgeschenke. Litteraturfreunde seien auf das ebenfalls im Verlage von Greiner und Pfeiffer erscheinende Werk „Rahel Varnhagen“. Ein Zeit- und Lebensbild von Otto Berdrow (Preis geh. 7.00 Mk., geb. 9.00 Mk.) aufmerksam gemacht. Das Werk, auf das wir später ausführlicher zurückkommen werden, giebt die erste zusammenhängende, das überreiche Material sichtende und ordnende Darstellung des Lebens der hochbegabten Frau, die in dem Litteratur- und Culturleben ihrer Zeit eine so bedeutsame Rolle gespielt hat. Das Buch ist mit 12 Bildnissen geschmückt.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Achtundvierzig Lieder und Balladen. Felix Mendelssohn-Bartholdys 48 Liedern ohne Worte nachgedichtet von Gaudenz Sparagnapane. Dresden, E. Piersons Verlag.

Aus fremden Zungen. Zeitschrift für die moderne Erzählungslitteratur des Auslands. IX. Jahrgang. Heft 18, 19. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bock, Alfred, Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik. Neue Ausg. Giessen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.

Bülow, Frida, Freiin von, Im Lande der Verheissung. Ein deutscher Colonial-Roman. Dresden, Carl Reissner.

Busse-Palma, Georg, Lieder eines Zigeuners. Mit einer Einleitung von Carl Busse. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.

Englische Skizzen von einer deutschen Lehrerin. Gera, Theodor Hofmann.

Ernst, Otto, Ein frohes Farbenspiel. Humorist. Plaudereien. Buchschmuck von Prof. Hans Christiansen-Darmstadt. Leipzig, L. Staackmann.

Federn, Karl, Zwei Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Flachs, Adolf, Dragan Bratow. Ein Roman aus Bulgarien. Berlin, Johannes Räde (Stuhr-sche Buchh.).

France, Anatole, Die rothe Lilie. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen.

Frapan, Ilse, Was der Alltag dichtet. Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Friedrich, A., Kinderwelt. Erzählungen und Gespräche aus der Natur. Aus dem Englischen nach Emilie Poulssons „In the Child's World“ frei bearbeitet. Mit 12 Abbildungen von L. J. Bridgman. Berlin, S. Rosenbaum.

German, Wilhelm, Der fränkische Dichter und Bauer, Mathematiker und Buchdrucker Stephan Heuss. Ein Lebensbild. Schwäbisch Hall, Wilhelm Germans Verlag.

Hamsun, Knut, Die Königin von Saba und andere Novellen. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Ernst Brausewetter. Zweite Aufl. München, Albert Langen.

— Victoria. Die Geschichte einer Liebe. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen.

Harnack, Dr. Otto, Essais und Studien zur Litteraturgeschichte. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

Henne am Rhyn, Otto, Uebermenschen und Edelmenschen. Erzählung aus der modernen Welt. Altenburg, Alfred Tittels Verlag.

Heinrich Heines sämmtliche Werke. Mit einem biographisch-litterargeschichtlichen Geleitwort von Ludwig Holthof. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Holtzmann, Prof. H., Mailand. Ein Gang durch die Stadt und ihre Geschichte. (Kennst Du das Land? Bd. XIV.) Leipzig, C. G. Naumann.

Hübner's, Otto, Geographisch-Statistische Tabellen aller Länder der Erde. 48. Ausgabe für das Jahr 1899. Herausgegeben von Prof. Fr. v. Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Jahrhundert, das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werkmeister: Lfg. 37, 38. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Kessler, Ronald, Eine Philosophie für das XX. Jahrhundert auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Berlin, Conrad Skopnik.

Kleinpaul, Dr. Rudolf, Wie heisst der Hund? Internationales Hundenamenbuch. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Langmesser, Dr. August, Jakob Sarasin der Freund Lavaters, Lenzens, Klingers u. a. Ein Beitrag zur Geschichte der Genieperiode. Abhandlungen herausg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. V.) Zürich, E. Speidel.

La Grande Revue de l'Exposition. (Supplément illustré de la Revue des Revues) 1900 Nr. 1. Paris, Rédaction et Administration: 12. avenue de l'Opéra.

La Mara, Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. IV. Bd. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Leanders, Richard, sämmtliche Werke. Lieferung 6, 7, 8, 9. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Le Fort, G. von, Die Goldenen Spitzen. Berlin Franz Grunert, Sep.-Cto.

Loziński, Wladyslaw, Das Marienbild von Busowiska. Novelle. Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Helena Majdańska. Berlin, S. Rosenbaum.

Löwe, Karl Richard, Wie erziehen und belehren wir unsere Kinder während der Schuljahre? Für Eltern und Erzieher. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).
Lynkeus, Phantasien eines Realisten. Dresden, Carl Reissner.
Marni, Jeanne. Pariser Droschken. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Paul Bornstein. Umschlag-Zeichnung und 13 Illustrationen von Eduard Thöny. Zweite Auflage. München, Albert Langen.
— Stille Existenzen. Einzig autorisirte Uebersetzung aus den Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. Mit 15 Illustrationen von Adolf Münzer. München, Albert Langen.
Maupassant, Guy de, Tag- und Nachtgeschichten. Aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. Umschlag-Zeichnung von Adolf Münzer. München, Albert Langen.
Maydorn, Dr. Bernhard, Wesen und Bedeutung des modernen Realismus. Kritische Betrachtungen. Leipzig, Eduard Avenarius.
Mayer, Dr. Franz Martin, Geschichte Oesterreichs mit besonderer Rücksicht auf das Culturleben. Zweite, vollst. umgearbeitete Auflage. Erster Band: Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1526. Lfg. 1. Wien, Wilhelm Braumüller.
Meyers Historisch-Geographischer Kalender. Vierter Jahrgang 1900. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Morburger, Carl, Im Wirbel. Ein Buch aus der Anarchie des Lebens. Leipzig, Grübel & Sommerlatte.
Pasmaniké, Mme. Dr. D., Alfred Fouillées psychischer Monismus. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Bd. XVI. Herausgegeben von Dr. Ludwig Stein.) Bern, C. Sturzenegger.
Pfister, Albert, Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert, Eine Darstellung der kulturgeschichtlichen und politischen Entwicklung für das deutsche Volk geschrieben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Rethwisch, Ernst, Aufsätze und Tagesschriften. Leipzig, Arwed Strauch.
Rodenberg, Julius, Erinnerungen aus der Jugendzeit. Band 1. 2. Berlin, Gebrüder Paetel.
Ruhemann, Alfred, Die Pontinischen Sümpfe. Ihre Geschichte, ihre Zukunft. (Kennst Du das Land? Bd. XV.) Leipzig, C. G. Naumann.
Schafheitlin, Adolf, Das Zeitalter der Cyklopen. Dramatische Dichtung in drei Theilen. Berlin, S. Rosenbaum.
Sbornik. Russische Geschichten und Satiren. Uebersetzt und herausgegeben von Wilhelm Henckel. Band I. II. III. Berlin, Johannes Räde, (Stuhr'sche Buchhdlg).
Schoepp, Meta, Novellen und Skizzen. Berlin, Gebrüder Paetel.
Smith, Arthur, H., Chinesische Charakterzüge. Deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürbig. Mit 28 Titelvignetten von Fritz Tersch und 28 Vollbildern nach Original-Photographien. Würzburg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch).
Stegemann, Hermann, Stille Wasser. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.
Tolstoj, Leo N., Die Kreutzer-Sonate. Uebersetzt von Luise Flachs-Fokschamann. Leipzig, Arwed Strauch.
Tucker, Benj. R., Der Staat in seiner Beziehung zum Individuum. Aus dem Englischen. Erstes und zweites Tausend. Berlin, B. Zack.
Uhl, Wilhelm, Das deutsche Lied. Acht Vorträge. Leipzig, Eduard Avenarius.
Vierordt, Heinrich, Neue Balladen. Zweite. verm. Aufl. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.
Waffen nieder! Die. Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. VIII. Jahrgang. 1899. No. 9. Dresden, E. Piersons Verlag.
Weise, Lisa, Salonmüde. Zwei Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel.
Wichert, Ernst, Minister a. D. Roman. Dresden, Carl Reissner.
Wittum, Schwester Johanna, Unterm rothen Kreuz in Kamerun und Togo. Heidelberg, Evangelischer Verlag G. m. b. H.
Woyrsch, Felix, Passions-Oratorium nach Worten der heiligen Schrift für Soli, Chor, Orchester und Orgel (ad libit.) Textbuch mit einem Geleitwort von Prof. Dr. B. Scholz. Quedlinburg, Chr. Friedr. Viewegs Buchhdlg.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik — **Ku.** = Kunstwart. — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde.

Adelstand und Junkerklasse. Von R. Meyer. N. D. Ru. X. 10.
Alsabund, Der. Von J. Brandt. Kr. 181.
Amerikas Arbeit und Arbeiter. Von H. Blum. Kr. 181.
Anwaltszwang, Der. Von T. Corouncanius. Kr. 179.
Automobilen. Von H. v. Spielberg. V. & Kl. M. XIV. 2.
Bayern, Das junge. Von L. Greiner. L. E. II. 2.
Barnay, Ludwig. Von Eugen Zabel. B. u. W. II. 1.
Bruckner, Anton. Von M. Graf. Ku. 1900. 1.
Buchausstellung, Von der Münchener. Von E. Ebart. Z. f. B. III. 7.
Buchumschlag, Der künstlerische. Oesterreich — Schweiz — Italien u. s. w. Von W. von zur Westen. Z. f. B. III. 7.
Bunsen, R. W., Zur Erinnerung an. Von H. Hahn. D. Re. 1899. Nov.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Preis pro Heft 2 M, pro Quartal (3 Hefte) 6 M,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M

October 1899.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Labori.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilage zu diesem Hefte
betreffend:
Die Weidhaas'sche Kurmethode.



Preis pro Heft 2 M, pro Quartal (3 Hefte) 6 M,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M.

December 1899.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Jonas Lie.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd".

Band 91. — December 1899. — Heft 273.

Insertionspreis
für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. = 30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes.
Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich: Gebhard Wagner in Breslau.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche und Schachtel ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer
Karlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.



 Weihnachten 1899. 



Litterarischer Anzeiger

von

Nord und Süd.



Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Werke von Prof. Karl Biedermann.

Dreißig Jahre deutscher Geschichte. 1840—1870. Vom Thronwechsel in Preußen bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Mit einem Rückblick auf die Zeit 1815—1840. 4. Auflage. (Volksausgabe.) 6 Mk.

Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. 1815 bis 1840. 2 Bände. 7 Mk.

Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte. 2 Bände. 10 Mk.

Fünfzig Jahre im Dienste des nationalen Gedankens. 3 Mk.

Das erste deutsche Parlament. 1 Mk.

Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral. 1.50 Mk.

Vorlesungen über Socialismus und Socialpolitik. Broschirt 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Heinrich von Kleist's Briefe an seine Braut. Broschirt Mk. 4.—; gebunden Mk. 5.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

